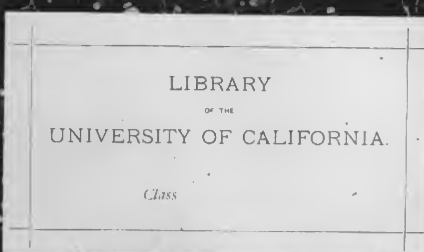
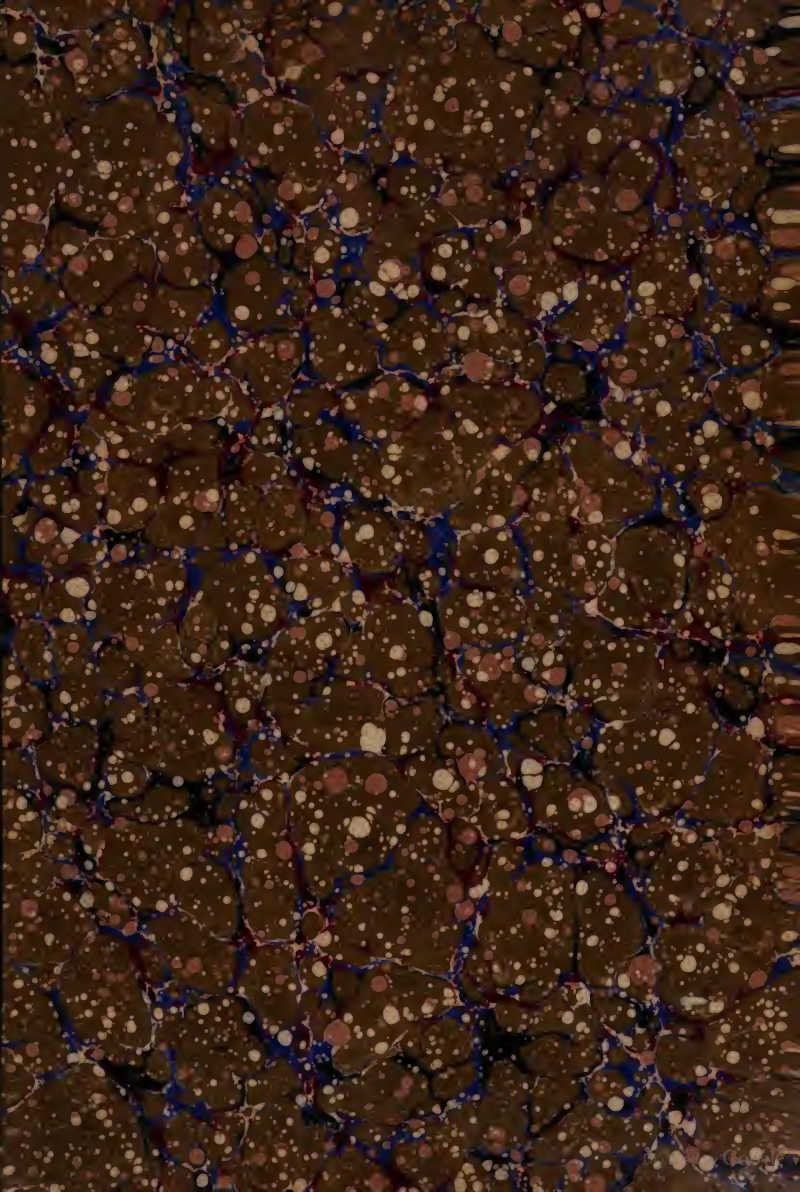
ARENA









ebruar 1904 Preis 1 Mark

Der Monat

Oktav-Ausgabe von Über Land und Meer

Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin **Stuttgart** Leipzig
Wien

Jahrgang
Heft 5

Preis des Jahrgangs
M. 12.—

Inhalt des fünften Heftes

Text:

	Seite
Das schlafende Heer. Roman von C. Viebig (Forts.)	1
Eine Winterfahrt über den Simplon. Von W. Hörstel. Mit fünf Abbildungen	30
Die Biene als Mathematiker. Von Schiller-Tietz	34
Unter Tage. Bilder aus einem westfälischen Steinkohlenbergwerk von Dr. Heder. Mit acht Abbildungen	37
Künstler und ihre Frauen. Von Eduard Engels. Mit acht Abbildungen	46
Unterm Apfelbaum. Eine Skizze aus dem Leben von Maria Janitschek	53
Zeitvertreib an Bord. Von Karl Eugen Schmidt. Mit sechs Abbildungen	58
Lourdes. Von Karl von Heilgenberg. Mit zehn Abbildungen	64
Die elektrische Ferndruckerzentrale in Berlin. Von Otto Jentsch. Mit fünf Abbildungen	69
Streifzüge in Nord-Syrien. Von Paul Rohrbach. Mit acht Abbildungen	74
Ein praktisches Lernjahr für Volksschülerinnen. Von Luise Schulze-Brück	79
Grauen im Walde. Gedicht von Carl Busse	82
Der Borusiperber. Humoreske von Karl Herold	84
Adolf Oberländer als Maler. Mit einer Abbildung	86
Literatur	88
Aus aller Welt	89
Für müßige Stunden	100
Briefmappe	101
Handschriften-Beurteilung	104

Einschaltbilder:

A. de Lisio: Im Karneval (Titelbild).

Carl Seiler: Lesezirkel (zwischen S. 16 u. 17).

Andrew C. Gow: Washingtons Abschied von der Armee (zwischen S. 56 und 57).

Josef Schmitzberger: Am Futterplatz (zwischen S. 88 u. 89).

Selbständige Textbilder:

	Seite
Wiener Blumenmädchen. Nach dem Gemälde von Josef Engelhart	9
Ein Zufriedener. Nach dem Gemälde von Rich. Müller	25
Ballszene (Cake-walk). Nach einem Aquarell von Emil Rosenstand	29
Straßenszene in Florenz. Nach einer Zeichnung von C. Arriens (Text S. 52)	53
Kinder-Studie von Hans Best	73
Das neue österreichisch-ungarische Schlachtschiff „Erzherzog Carl". Nach einer Zeichnung von Alex Kircher (Text S. 82)	83
Der Einsiedler. Nach dem Gemälde von Adolf Oberländer	87

Der Monat

Oktav-Ausgabe von

Über Land und Meer

Jahrgang 1903/04

Zweiter Band





Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1903–1904. Heft 5–8

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Apfelbaum, unterm. Skizze aus dem Leben. Von Maria Janitschek 53.
Ewig-Menschliche, das. Novelle von Leonore Frei 258.
Fridas Verlobung. Von Marie v. Bunsen 377.
Horussperber, der. Humoreske von Karl Herold 84.
Hühnchen. Von Roda Roda 155.
Schlafende Heer, das. Roman von Clara Viebig (Fortsetzung) 1. 121. 225. 313.
Verlobungsfeier. Von Adele Gerhard 296.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Deutschtum in New York das. Von Emil Klaessig *273.
Hausfrau, die, und die Sozialpolitik. Eine Plauderei aus Paris von Dr. Käthe Schirmacher 191.
Lourdes. Von Karl v. Heilgenberg *64.
M'schatta *289.
Praktisches Lernjahr für Volksschülerinnen, ein. Von Luise Schulze-Brück 79.
Radium, der gefundene Stein der Weisen. Von Dr. M. Wilh. Meyer 286.
Tagewerk einer Pariser Journalistin, das *254.
Zeitvertreib an Bord. Von Karl Eugen Schmidt *58.

Biographien. Porträts

v. Bunsen, Marie 377.
Curie, die Radium-Entdecker 299.
Dahn, Felix 199.
Franzos, Karl Emil † 200.
v. Frauendorfer, Minister 92.
Haeckel, Ernst, Prof. 202. 407.
Hartmann, E., Schauspieler 301.
v. Heigel, K. Th. 200.
Israels, Josef 199.
Ito, japan. Diplomat 306.
Kant, Immanuel. Zu seinem 100. Todestage. Von Dr. Phil. Münch 188.
Lassen, Eduard † 202.
Liederwald, Oberst † 198.
Maison, Rudolf † 347.
Nation, Carrie 300.
Ridder, Hermann 274.
Schäffle, Albert † 89.
Schurz, Karl 275.
Spencer, Herbert † 89.
Stassow, Wladimir 94.
Wagner, Siegfried 301.
Waldersee, Graf † 404.
Witzner, Otto 274.
Zanardelli, Giuseppe † 92.
v. Zittel, Prof. † 198.

Aus hohen Kreisen

Alexandra, Prinzessin v. Cumberland 90.
Alfons, König von Spanien 403.
Bayerns 3 Generaloberslten: Prinzen Arnulf, Leopold und Ludwig 406.
Eugenie, Kaiserin von Frankreich 198.
Friedrich, Herzog von Anhalt 197.
Friedrich Franz IV., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 90.
Fürstliche Radler in Kopenhagen 93.
Heinrich, Prinz von Preußen 194.
Kronprinz, der deutsche, als Hauptmann 404.
Luitpold, Prinz, Bayerns künftiger König 90.
Mathilde Bonaparte, Prinzessin † 97.
Max, Prinz zu Schaumburg-Lippe † 407.
Söhne des Prinzen Heinrich von Pr. 405.

Geschichte und Zeitereignisse. Feste

Aufstand in Deutsch-Südwestafrika *194. 303.
Brand in Aalesund *200.
Jubiläum der deutsch-evangelischen Gemeinde in Montreux *403.
Kaiser Wilhelms Mittelmeerreise *402.
Krieg in Ostasien *151. 305. 398.
Semmeringbahn-Jubiläum *197.
Washingtons Abschied von der Armee *57.

Natur

Biene als Mathematiker, die. Von Schiller-Tietz 34.
Farben der Natur, die. Plauderei von Wilh. Bölsche 365.
Hunde, unsre. Von Emil Ilgner *248.
Kunstwerke des Winters (Eisblumen). Von Theodor Haller *177.
Seelöwen-Orchester *99.
Vulkanbesteigungen auf Java. Von Tanera *383.
Winterstürme auf der Adria *93.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Aalesund (Norwegen) *200.
Adria: Winterstürme *93.
Arosa: Auf der Terrasse *190.
Deutsch-Südwestafrika (zum Herero-Aufstand) *194. 308.
Elsässische Frauentrachten. Von Rose Julien *361.
Florenz: Straßenszene *62.
Gardasee, Frühlingstage am *211.
Hambg. Hauptbahnhof (Entwurf) *96.
Holland: Abendstimmung am Wasser *165.
Java: Vulkanbesteigungen. Reiseskizze von Tanera *383.
Köln: Handelshochschule (Entwurf) *302.
Liebenzell *94.
Lourdes. Von Karl v. Heilgenberg *64.
Münchner Residenz, die. Von Gustav Levering. Mit 29 Abbildungen *105.
New York, das Deutschtum in. Von Emil Klaessig *273.
Ostasien, Krieg in *151. 305. 398.
Pariser Börse *96.
Simplon: eine Winterfahrt über den. Von W. Hörstel *30.
Stein am Rhein. Von Ludwig Holthof *280.
Syrien: Streifzüge in Nord-Syrien. Von Paul Rohrbach *74.
Teltow-Kanal, der. Von Otto Jentsch *269.
Westfälisches Steinkohlenbergwerk *37.

Kunst

Künstler und ihre Frauen. Von Eduard Engels. Mit 8 Abbildungen *46.
Moderne Galerie in Wien *96.
Oberländer, A., als Maler *86.
Steinhausens Wandgemälde in der Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt a. M. *160.

Baukunst

Börse in Paris *96.
Handelshochschule in Köln. Entwurf von Prof. Vetterlein *302.
Kaimauer, eingestürzte, in Hankou (China) *402.
Kaiser Friedrich-Halle in M.-Gladbach *91.
M'schatta *289.
Residenz in München, die *105.
Stadttore, deutsche. Von Dr. Th. Hampe. Mit 12 Abbildungen 388.
Universitätsneubau für Jena. Entwurf von Th. Fischer *202.

Bildnerkunst

Denkmal für Kaiser Friedrich in M.-Gladbach *91.
— — Kaiserin Elisabeth (Entwurf für Wien) *202.
Goethes Mutter. Plakette von Rud. Bosselt *193.
Grabdenkmal für Frz. X. Kraus *95.
Maisons Lebenswerk. Von Fritz v. Ostini. Mit 14 Abbildungen 347.

Malerei

Gemälde

Auferstehung Christi. Von Giovanni Bellini 302.
Blick ins Freie, ein. Von Carl Seiler 381.
Einsiedler, der. Von Ad. Oberländer 87.
Fähre an der Lys. Von Emil E. van Cauwelaert. Kunstbeilage vor S. 241.
Felsennest, ein. Von Ludwig Neuhoff 359.
Frage, eine. Von G. v. Max 175.
Frettchen auf der Kaninchenjagd. Von E. Douglas 345.
Frühling. Von Max Nonnenbruch 263.
Futterplatz, am. Von Jos. Schmitzberger. Kunstbeilage vor S. 89.
Lesezirkel. Von Carl Seiler. Kunstbeilage vor S. 17.
Mädchen aus der Fremde, das. Von Alex. v. Liezen-Mayer 129.
Markte, nach dem. Von P. F. Messerschmitt. Kunstbeilage vor S. 329.
Modistin, bei der. Von Alonso Perez. Kunstbeilage vor S. 289.
Pferdemarkt, auf dem. Von Jaroslav Vesin. Kunstbeilage vor S. 377.
Rosenzeit, in der. Von Hans Buchner. Kunstbeilage vor S. 273.
Schön Rohtraut. Von H. Seeger 337.
Schubert, Franz, im Kreise seiner Freunde. Von Karl Röhling. Kunstbeilage vor S. 145.
Sonntagnachmittag. Von Franz v. Defregger 321.
Ungleiche Rivalen. Von Franc. Vinea 233.
Washingtons Abschied von der Armee. Von Andrew C. Gow. Kunstbeilage vor S. 57.
Wiener Blumenmädchen. Von Josef Engelhart 9.
Zufriedener, ein. Von Rich. Müller 25.

Zeichnungen

Atelierpunsch. Von Rich. Gutschmidt 181.
Ballszene (Cake-walk). Nach einem Aquarell von Emil Rosenstand 29.
„Erzherzog Karl", österreichisch-ungarisches Schlachtschiff. Von Alex Kircher 83.
Linienschiffe und Panzerkreuzer der japanischen Flotte, in Gefechtsformation dampfend. Von G. Martin 309.
Straßenszene in Florenz. Von Lirriens 63.
Studie von Hans Best 73.
Unter Tage (Steinkohlenbergwerk). Von H. Zieger 37/45.
Vulkanbesteigungen auf Java. Von Ernst Zimmer 383/87.

Mehrfarbige Reproduktionen

Eingeschlafen. Von Hans v. Bartels. Kunstbeilage vor S. 313.
Frühlingstage am Gardasee. Nach Aquarellen von Ernst Platz und Rudolf Reschreiter 211/222.
Karneval, im. Nach einem Aquarell von A. de Lisio. Kunstbeilage vor S. 1.
Sphinx, eine. Von Alex. K. v. Otterstedt. Kunstbeilage vor S. 105.

Kunstgewerbe. Naturaufnahmen

Kirchenorgel, Entstehung einer *169.
Zimmereinrichtung, moderne, im österreichischen Museum zu Wien *300.

Guter Kamerad, ein. Von Hans Hildenbrand 157.
Streifzüge eines Lichtbildners. Mit 9 Abbildungen. Von Dr. M. W. Meyer 162.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Bergung von Schiffen. Von Franz Bendt *183.
Dampfturbine, die. Von Franz Bendt *292.
Elektrische Ferndruckerzentrale in Berlin. Von Otto Jentsch *69.
Fernphotographie, die. Von Ed. Klam *395.
Hauptbahnhof in Hamburg (Entw.) *96.
Nachrichtenverkehr mit unsern Truppen in Deutsch-Südwestafrika. Von Otto Jentsch *303.
Schottentür, hydraulische *98.
Teltow-Kanal, der. Von O. Jentsch *269.
Unter Tage. Bilder aus einem westfälischen Steinkohlenbergwerk. Von Dr. Hecker *37.
Wie eine Kirchenorgel entsteht. Von Ludwig Holthof *169.

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Kinderhospital, ein schwimmendes *368.
Krankenschwestern und Lazarettbaracken für Deutsch-Südwestafrika *304.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Hausfrau, die, und die Sozialpolitik. Eine Plauderei aus Paris von Dr. Käthe Schirmacher 191.
Lernjahr für Volksschülerinnen, ein praktisches. Von Luise Schulze-Brück 79.

Militär und Marine

Aufstand in Deutsch-Südwestafrika *194. 303/5.
Bayerns 3 Generalobersten *406.
Deutscher Kriegerbund in New York *278.
Hartschiere, Leibgarde der *105.
Krieg in Ostasien *305/9. 398.
Prinzregentenparade in München *406.
Uniform des Eisenbahndetachements für Südwestafrika *194.
Train in Krieg und Frieden, der. Von Karl Aug. v. d. Pinnau *371.

Bergung gesunkener und gestrandeter Schiffe. Von Franz Bendt *183.
„Erzherzog Karl", österreichisch-ungarisches Schlachtschiff *82.
Japans Wehrmacht zur See. Von v. Witzleben *151.
— Flotte in Gefechtsformation *309.
— Militär *399. 402.
Sicherheitsvorrichtungen moderner Seeschiffe (hydraulische Schottentür) *98.

Sport und Jagd. Mode

Frettchen auf der Kaninchenjagd *345.
Fürstliche Radler in Kopenhagen *93.
Sport im Winter. Von M. Kossak *145.
Zeitvertreib an Bord. Von Karl Eugen Schmidt *58.

Elsässische Frauentrachten. Von Rose Julien *361.
Modistin, bei der *289.

Poesie

Alte Sterne. Von Fritz Erdner 370.
Aussicht in den Garten. Von Otto Jul. Bierbaum 159.
Gevatter, der gerechte. Von O. Ernst 344.
Grauen im Walde. Von Carl Busse 82.
Grüne Blatt, das. Von Otto Jul. Bierbaum 159.
Rosen. Von Otto Jul. Bierbaum 159.
Rumpelstilzchen. Von Else Ronne 257.
Tausend Stirnen... Von Carl Busse 288.

Musik und Theater

Cake-walk *29.
Kirchenorgel, Entstehung einer. Von Ludwig Holthof *169.
„Kobold", der. Von Siegfried Wagner *300.
Konzert des Brooklyner „Sängerbund" *277.
Lustspiel, das deutsche. Von Heinrich Hart 219.
Singstunde des New Yorker „Liederkranz" 279.

Literatur

Besprechungen 88. 298. 397.
Kleists Grab *407.

Humoristische Ecke

408.

Aus aller Welt

89. 194. 299. 398.

Handschriften-Beurteilung

104. 208. 312. 412.

Schach

100. 204. 308. 408.

Für müßige Stunden

100. 204. 308. 408.

Briefmappe

101. 205. 310. 409.





Im Karneval
Nach einem Aquarell von A. de Lisio

Das schlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig



(Fortsetzung)

IX

Doktor Wollinski in Miasteczko war nicht zu Hause gewesen, als der Wagen kam, ihn nach Gwiadliborczyce zu holen. Da hatte sich der Kutscher, auf ihn wartend, in die Schenke gesetzt, durch deren Lädenritzen noch Licht schimmerte; der Schenkwirt neben Löb Scheftel hatte auch Bäckerei, darum kümmerte ihn die Polizeiverordnung nicht — wer konnte wissen, ob er Brot buk oder Schnaps schenkte?!

Doktor Wollinski war nach Pociecha-Dorf gefahren, von Löb Scheftel gerufen. „Spaß, hab' ich 'ne Fahrt gehabt," hatte er gejammert und die Hände hoch erhoben; er hatte es mit der Ciotka sehr gefährlich gemacht. Nebenbei interessierte den Doktor dieser Fall noch besonders: ein polnisches Weib, angeschossen von einem deutschen Herrn!

Die junge Frau Doktor Wollinska, die, in Nachtjacke und Nachthaube, sich und den Gwiadliborczycer Kutscher mit der Versicherung tröstete, der Herr Doktor käme nun bald, wurde Lügen gestraft.

Als der Arzt in seinem vom Vorgänger übernommenen alten Kutschkasten von der Hütte der Ciotka zurückgerasselt kam, war er an der Propstei aufgehalten worden. Der junge Vikar war unbedeckten Hauptes herausgeeilt und hatte ihn gebeten, doch einmal einzutreten. Und Wollinski folgte gern; die Nacht war rauh, ein Glas Ungar würde erwärmen, und überdies drängte es ihn zu einer Aussprache. Mit der Ciotka stand's zwar weiter nicht gefährlich — bei richtiger Behandlung würde die Ladung Feinschrot ins Gesäß keinerlei nachteilige Folgen haben — aber war die ganze Sache nicht doch empörend und tief betrübend?! Armes polnisches Volk, fremdherrlicher Ausnutzung, fremdherrlichem Uebermut ausgesetzt! Diese Sache mußte in die Zeitung. Eine genaue Schilderung mußte gegeben werden. Dieses arme Weib, nun lag es darnieder, nicht imstande, seiner Arbeit nachzugehen, infolgedessen die Hütte kalt, kein Labetrunk da für die dürstenden Lippen.

Der Doktor erregte sich sehr, leidenschaftlich bebten seine Lippen — nein, dieser Notschrei durfte nicht ungehört verhallen!

Peter Stachowiak, der Propst, hörte mit rotem Kopf zu. Er vergaß dabei nicht, sich einzuschenken. Stöhnend rieb er sich ab und zu die mit Flanellbinden dick umwickelten Beine. Au, wie das bohrte und riß und stach! Jede Aufregung mußte er büßen. Mit Zetern war ihm vorhin die Köchin in die Stube gestürmt, und einen Zusammenlauf hatte es auf der Gasse gegeben, daß man hätte meinen können, das Dorf brennte. Seit er seiner leidenden Beine wegen sich so wenig Bewegung machen konnte, war Peter Stachowiak cholerisch geworden. Mit einem „Psiakrew" ließ er jetzt die Faust, die doch immer eine Bauernfaust geblieben, schwer auf den Tisch fallen: wer hieß das dumme Weibsbild denn auch treiben?!

„Sie ist arm," sagte der Vikar, weiter nichts, und schloß dann herb die Lippen.

„Sehr richtig, sehr richtig." Wollinski nickte ihm zu. „Sie sagen's in drei Worten, Herr Vikar! Das empört ja gerade so, daß die Armut unsre Landleute zwingt, den fremden Herren aufzuwarten. Empörende Zustände, unerträgliche Zustände! Armut hat es natürlich immer gegeben, aber noch zu meiner Knabenzeit nicht in dem Maße. Die letzten fünfundzwanzig Jahre haben uns wirtschaftlich grausam zurückgebracht. Deutsches Gesindel, das daheim es zu nichts gebracht hat, macht sich hier breit und bereichert sich; unser Bauer muß zusehen, wie sein Land, seine Muttererde, die er seit Generationen mit seinem Schweiß gedüngt, fortgegeben wird zu halbem Preis, halb verschenkt an fremde Ansiedler? Unsre alten polnischen Edelsitze werden umzingelt, belaufen, überkrochen von diesen — diesen —" heftig suchte er nach einem Ausdruck.

„Sagen Sie: Wanzen! Wanzen!" Peter Stachowiak lachte. „Brüderchen, man weiß doch, ist ihrer erst eine wo, sind es gleich viele. Nicht weit von Biala hatt' ich meine erste Stelle — Hasen und Füchse sagen sich da gute Nacht — aber Wanzen waren da. Und hier, na," — er machte eine kleine Pause und beschmunzelte wohlgefällig seinen Witz — „hier herum haben wir nun schon Hunderte!"

Der Doktor lachte nicht mit. Um Gorkas Mund zog ein flüchtiges Lächeln, aber etwas Verächtliches war darin. Wollinski sagte ernst:

„Kann man es unserm Adel verdenken, daß er sich fortmacht aus dieser Nachbarschaft? Und

unser Landvolk verläßt uns auch. Unsre Burschen, unsre Mädchen — Polens Zukunft — ziehen zu fremden Ernten, in die Fabriken des Rheinlandes, Gott weiß wohin. Unsern Landleuten hat man die Söhne verschickt, hundert Meilen weit zum Militär, nun bleiben die gleich da, wo sie Lohn finden. Was sollen sie auch hier?! Unser Wohlstand liegt danieder, wir haben kein Geld. Und — ‚deutsche Arbeiter, nehmt deutsche Arbeiter!‘ ist die Losung. Der Pole muß nachstehen!"

„Sie würden doch keinem Polen zureden, bei einem Deutschen Arbeit zu nehmen?" sagte rasch der Vikar. „Eine Mark Tagelohn bei einem polnischen Besitzer ist besser als zwei Mark bei einem solchen Deutschtumsförderer." Er schwieg einen Augenblick und setzte dann im Ton einer überzeugenden Feierlichkeit hinzu: „Gott wird ihm diese eine Mark verdoppeln; er wird mit ihr ebensoweit reichen als mit jenen zweien!"

„Sehr gut, sehr gut," rief Peter Stachowiak erfreut, „das werd' ich mir merken, ein einleuchtender Trost!"

„Ja" — der Arzt zuckte die Achseln und seufzte — „dann müssen wir eben zusehen, daß unsre strammen Burschen, unsre frischen Mädel fremdem Land ihre Jugendkraft geben! Daß von polnischen Müttern polnische Kinder geboren werden, die deutsch sprechen und deutsch denken!"

„Sie irren!" Gorka lächelte fein. „Deutsch sprechen — vielleicht! — aber deutsch denken, niemals!"

„Wieso?" Wollinski hob den Kopf, den er kummervoll in die Hand gestützt hatte, und sah den Vikar an: dieser junge Mann mit der schmächtigen Gestalt hatte eine Unbeugsamkeit im Ausdruck, eine Zuversichtlichkeit im Ton, die wahrhaft beruhigte.

„Trinkt, Brüderchen, trinkt!" sagte Peter Stachowiak und schenkte die Gläser voll. „Prost!" Er stieß gegen das noch unberührte Glas seines Vikars: „Alles kann er, nur das Trinken nicht, zulpt den ganzen Abend an einem Gläschen! Gelobt sei Jesus Christus und seine Mutter Maria — ja, die Hand unsers Herrn Erzbischofs reicht weit!" Behaglich dehnte er sich: „Sehen Sie, Doktorchen, mein Seelchen, wenn mir hier so 'n Mädel in die Ernte zieht oder in 'ne Fabrik oder sonstwo in Dienst, dann red' ich erst mit ihr — ich!" Er stieß sich mit dem plumpen Zeigefinger vor die Brust und nickte bekräftigend. „Und da ist wirklich keine, die das je vergäße."

„Ach, ich bitte Sie, Hochwürden, wie wollen Sie das kontrollieren?" Der Arzt war noch nicht überzeugt, bedenklich schüttelte er den Kopf: „Da müßte man doch der miserabelste Stümper im Beruf sein, ein Esel, wenn man nicht wüßte, daß, wenn das heiße junge Blut wallt, alles andre vergessen wird. Polnisch — deutsch — ah bah, alles vergessen!"

Wieder dieses feine Lächeln um den Mund des Vikars. Er war aufgestanden; die eine Hand auf den Tisch gestemmt, reckte er sich, als sei ihm die eigne Länge noch nicht lang genug. „Und wenn auch! Haben Sie aber je gehört, daß eine Mutter ihrer Kinder vergäße? Und wären sie noch so weit, man wird immer über sie wachen!" Er setzte sich wieder.

„Ja, ja, ich weiß wohl, man tut sehr viel: eigne Gemeinden, eigne Geistliche, eigne Zeitungen, eigne Kassen — aber —"

„Na, siehst du wohl, mein Sohn" — der Propst hub sein dröhnendes Lachen an, — „warum denn bange sein?"

„Sie werden ausziehen und Seelen gewinnen, eher als daß sie die eignen verlieren," sprach Gorka.

„Sehr richtig!" Der Propst sah fast zärtlich seinen Vikar an: „Du verstehst's! Doktor, da sehen Sie mal," — er streckte das eine umwickelte Bein steif von sich — „was sollt' ich bloß machen, wenn ich den Xaverius nicht hätte?!"

„Nicht so viel trinken," mahnte der Arzt.

„Trinken — trinken — Psiakrew, was Sie da sagen! Mal ein Gläschen! Was soll man denn machen die ganze Zeit?!"

„Na ja, man weiß schon!" Wollinski lachte. „Aber, eh ich's vergesse, sagen Sie mal, Hochwürden, säuft eigentlich das Weib, die Ciotka? Die Nase sieht so aus; der Puls ist auch danach."

Peter Stachowiak machte ein Gesicht wie weiland sein Ahnherr, Pieczor Stachowiak, der Dorfgeiger, der, trunken von einem Tanze heimkehrend, in die Wolfsgrube fiel und dem Wolf, der drinnen saß, aufspielen mußte, daß er ihn nicht fraß — so bittersüß, so gegen den Strich. „Mal ein Gläschen — ein Gläschen — wer wird nicht?! Aber saufen, was denken Sie? Hier säuft kein Mensch!"

„Na, Sie müssen's ja wissen!" Der Arzt empfahl sich, und der Vikar gab ihm höflich das Geleit.

Draußen schnob der Wind, das Dorf lag still und dunkel, die Hütten ruhten wie schwarze Särge, in denen kein Leben mehr atmet. Als die davonrumpelnde Doktorkalesche längst nicht mehr zu hören war, stand der Vikar noch immer unter der Haustür. Ganz fern, in Gwiadliborczyce, saßen sie jetzt noch beim Jagddiner — wie Frau Jadwigas weißer Nacken blendete! — Diener in der Garczynskischen Livree präsentierten. Als die Gorkas noch ihre Güter besaßen, hatten sie auch Jagddiners gegeben und schöne Frauen gehabt und — bah, alles vergänglich! Der junge Geistliche hob sein blasses Gesicht: nur, was zur Ehre Gottes geschieht, ist unvergänglich.

*

Als der Niemczycer am andern Vormittag zeitig in Pociecha-Dorf einritt, saßen bei Eljakim Eiweih etliche im Wirtshaus. Als sie den Hufschlag des Pferdes hörten, stürzten alle neugierig

vor die Tür. Der Herr hielt an. Der Wirt zerriß sich fast: wollte der gnädige Herr nicht einen trinken, ganz extrafein, viel zu fein für die Bauern?! Nein, trinken wollte der Herr nichts. Er fragte nur den sich immer wieder von neuem tief bückenden Wirt nach der Wohnung der Ciotka.

Ah, der Herr Baron wollten zur Ciotka. Durfte man dem gnädigen Herrn Baron zeigen? Durfte man dem gnädigen Herrn Baron das Pferdchen halten? Alle waren dazu erbötig.

Ein zerlumpter Bursche trabte vorauf. Doleschal trabte nach; seine Augen waren nicht hell, der Kopf war ihm schwer. Die Weine beim gestrigen Diner konnten's nicht gemacht haben, die waren gut, aber doch war ihm, als hätte er einen Katzenjammer.

Helene hatte schon geschlafen, als er nach Hause gekommen war, und es hätte ihm zu leid getan, sie zu wecken. Er hatte nur an ihrem Bett gestanden, die Kerze hochhaltend, daß ihr Schein voll auf das helle Gesicht fiel, und ihren Schlaf betrachtet. Die Lider waren so sanft geschlossen, die Stirn glatt — sollte er diesen Frieden stören? Es dünkte ihn grausam. Wußte er doch, beim ersten Wort zogen sich diese graden Brauen gespannt ängstlich hoch — nein, nicht! Warum hatte er sich auch zu einem Benehmen fortreißen lassen, das ihn jetzt reute? Er hatte das Gefühl, etwas Dummes gemacht zu haben und wußte doch nicht recht was — nein, zu erzählen war da eigentlich nichts. Und das mit der Ciotka erfuhr sie morgen noch früh genug!

Aber am andern Morgen fühlte Helene sich nicht ganz wohl, nun konnte er ihr auch davon nichts erzählen, würde sie doch sicher darauf bestanden haben, ihn trotz ihrer Erkältung nach Pociecha-Dorf zu begleiten. Also später, später einmal!

Der Niemczycer mußte sich bücken, als er unter der Ciotka Tür trat. Er fand sie nicht allein, ein halbes Dutzend Weiber waren bei ihr; die Stube war voll von Geschwätz und Gestank. Es verneigten sich alle tief.

Die Ciotka, die bäuchlings zwar, aber sonst ganz vergnügt auf der Ofenbank lag, erhaschte seinen Mantelzipfel: Der gute gnädige Herr, der beste gnädige Herr im ganzen Königreich! Jesus Christus und seine Mutter Maria sollten es ihm gesegnen millionenmal, ihm und seinen Kindern und seinen Kindeskindern! Nein, es war gar nicht schlimm, es hatte ihr gar nichts getan, nur der Schreck hatte sie zu Boden geworfen, nur der Schreck! Wenn der gnädige Herr nur ein paar Groschen würde geben, um Feuerung zu kaufen, und ein paar Groschen für Brot, würden alle Heiligen es ihm gesegnen hundertmillionenmal!

Wie, hatte sie denn noch kein Geld bekommen? Er hatte doch Frelikowski solches für sie eingehändigt!

Nein, so wahr ihr Gott helfe! Gleich auf der Stelle wolle sie sterben, fahren in die unterste Hölle, wenn sie schon einen Pfennig gesehen hätte! „Daß der Wolf ihn fresse, der Donnerstein ihn erschlage, den Dieb, den Schinder, den Räuber, den Zagak!" schrie sie.

Mit glänzenden Augen lugten die Weiber: nun würde der Herr Baron seine Börse ziehen! Ach, sie waren auch arm, sehr bedürftig — kalte Zeit und keine Feuerung! — hungrige Zeit, kein Mehl im Kasten, die Kartoffeln schlecht geraten! „Bitte, bitte!"

Sie drängten sich alle um ihn und küßten seinen Rocksaum. Die Ciotka ließ den Zipfel nicht fahren.

Er teilte noch einiges aus, vertröstete auf Frelikowski — der würde ja das Geld bald bringen — und entkam so aus der Hütte, von den Segnungen der Weiber umrauscht.

Draußen bei dem Burschen, der das Pferd hielt, hatten sich noch einige Männer aufgestellt. Demütig zogen sie die Hüte: sie waren auch Treiber gestern bei der Jagd gewesen, wenig gefehlt, und der Herr Baron hätte auch ihnen eine Ladung Schrot zu kosten gegeben. Sollten sie denn gar nichts haben? Ein Gröschchen für ein Bier, ein halbes Gröschchen nur für einen Wudki!

Aber Doleschal schwang sich aufs Pferd: „Aus dem Weg!" Das fehlte noch, das Saufen unterstützen! Rasch ritt er davon.

Eine große Erleichterung fühlte er, als er zum Dorf hinaus war — Gott sei Dank, mit der Ciotka stand es gar nicht schlimm! Der Kopf war ihm auf einmal viel leichter, der Nebel, der ihm vor dem Blick gelegen, war fort. Er sah nicht den schwarzen Kirchturm, der ihm im Rücken blieb; vor sich sah er die sauberen Häuschen der Ansiedler und drei kleine Mädchen, die auf Pociecha-Kolonie zuwanderten. Alle drei in wollenen Kapüzchen, darunter die blonden Zöpfchen ordentlich geflochten. Alle drei trugen Tafel und Griffelbüchse und ein Büchlein unterm Arm.

Aber was war ihnen denn? Die Größte in der Mitte weinte laut, und die Kleineren, rechts und links, troddelten still betrübt. Arme Kleinen! Der Wind hatte sich in ihre Röckchen verfangen und trieb sie vor sich her wie vom Stengel gerissene Blüten.

Doleschal hielt sein Pferd an — das waren deutsche Kinder! „He, ihr da, warum weint ihr?"

Zu Tode erschrocken blickten die kleinen Mädchen auf. Er lächelte sie freundlich an, aber scheu, sich an den Händen fassend, rannten sie davon, querfeldein, bis sie sich duckten im nächsten Graben. —

Doleschal ritt durch die Ansiedlung. Vom Haus der Rheinländer her wurde ihm ein Gruß. Das Haus stand nun schon seit Ende Oktober recht stattlich unter Dach, aber die Hilfe der Kommission hatte man doch noch in Anspruch nehmen

müssen, sonst wäre es nimmer so rasch fertig geworden, der Winter wäre einem über den Hals gekommen. Peter Bräuer stand unter seiner Tür, breitbeinig die mächtige Gestalt hingestellt. Aber seine Stirn war nicht frei; angestrengt, dem Wind entgegen, der ihm ganze Hände voll winterharten Ackerstaubes ins Gesicht warf, blinzelte er finster in die Weite.

„Kommen Sie von Pociecha-Dorf, Herr? Haben Sie mein' Kinder nit unterwegs gesehen?"

„Ich sah drei kleine Mädchen unterwegs — wenn das die Ihren sind?"

Doleschal hatte angehalten. Bräuer kam dicht zu ihm heran: „Wissen Sie, Herr," sprach er gedämpft, „mer darf et ja nit laut sagen, hier nebenan die polackschen Weiber tun einem sonst gebrannt Herzeleid an — die hangen all zusammen wie die Kletten — aber dem Ruda, dem Kerl, dem Schwein, dem brech' ich noch ens dat Genick! Dat will en Lehrer sein?! De verwechselt ja die Artiklen und mir und mich wie die ganz gewöhniglichen Leut'! Aber de soll dat doch besser wissen, de soll doch die Kinder wat lernen!" Er schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Ich begreife Sie nicht" — Doleschal war ungeduldig, immer, wenn er den Mann sah, hatte der zu klagen — „der Ruda ist doch ein tüchtiger Mensch und auf dem deutschen Lehrerseminar in Fraustadt gebildet!"

„No, da hat de aber sein Deutsch schnell verschwitzt!" Bräuer lachte erbittert. „Und dann hat er mich dat Settchen als schon e paarmal nachsitzen lassen! Dat is en klug Kind und macht sein Arbeit — dat darf de Kerl nit tun. Dat hat mer nit nötig, sich gefallen zu lassen! Hören Se, Herr," — etwas ruhiger werdend, lenkte er das Pferd am Zaum seinem Hause zu — „steigen Se 'ne Momang ab! De Frau möcht' Ihnen doch so gern wat sagen!"

Was war denn nun schon wieder?! Das war wirklich schlimm mit den Bräuers, so umgänglich sie schienen, so kribbelig waren sie. Und etwas breitspurig!

Die klobige Gestalt des starken Mannes füllte fast den ganzen Flur aus. Vor seinem Gast herschreitend, riß er die Tür zur Küche auf: „Kettchen, da is de von Doleschal!"

„O, nit hier erein," rief erschrocken die Frau, die beim Abwaschfaß stand, „drüben in die gute Stub'!" Und die nassen Hände an der Schürze trocknend, stürzte sie vor den Männern her und riß das weiße Schutzlacken vom Kanapee. Nun stand es, prangend in seinem geschonten grünen Rips mit seiner Garnitur Häkeldeckchen, unter dem Glaskästchen mit dem Goldrahmen, darin die Frau ihren Brautkranz verwahrt hielt.

Doleschal wollte ihr ein Vergnügen machen, er sah sich um und sagte: „Wie hübsch haben Sie's hier!" — obgleich ihm die feuchtkalte Luft im Zimmer unangenehm auffiel. An der Wetterwand wollte die neue Tapete schon wieder abfallen; das Haus war gar zu schnell bezogen worden.

„Gelt ja, dat is ganz nett hier," seufzte die Frau und strich wie zärtlich mit der Hand über die Häkeldecke der Kommode, auf der Familienphotographien standen und bunte Tassen mit Goldrand. „Se sagen all, dat wär en Unsinn, dat wir so viel hierhin mitgeschleppt hätten, aber mer kann sich doch nit von allen Andenken trennen! Dann fühlt mer sich ja nie zu Haus!"

„Und geht's denn jetzt besser?" Doleschal nickte ihr zu, ihr Wesen und ihr Gesicht, das einst hüsch gewesen sein mochte, als es noch rund war, gefielen ihm wohl.

„Och ja, danke, et is ja soweit ganz gut hier! De Herr Propst is 'ne freundliche Mann, und de Herr Vikar hat uns als en paarmal besucht. In der ersten Zeit, als ich sehr unglücklich war und mich gar nit schicken konnt', hat de mich immer so schön getröst. Und et is ja auch schon besser geworden, Gott sei Dank!" Sie faltete die Hände. „‚Und et wird noch immer besser,‘ sagt de Herr Vikar. Aber traurig is dat doch, dat ich nit verstehen kann, wat se in der Kirch sagen. ‚Am zweiten Weihnachtsfeiertag kriegen wir en deutsche Predigt,‘ sagt de Herr Vikar, aber wat is dat noch lang hin! Ich soll mir nur Müh geben, sagt de, dat ich sein Predigt verstehen lern' — und wenn ich se auch nit verständ', zum Segen tät se mir doch gereichen. Dat soll ja wohl so sein, wenn der Herr Vikar dat sagt — aber kucken Se, lieber Herr, et hängt doch nu jeder an seinem Glauben, und et is mich doch immer so, als wär dat hier wat ganz andres. Ich sagt als zum Peter, dadrum möcht ich de Herr Baron zu gern emal fragen, dat wird de schon verstehen, wenn de auch nit unsern heiligen Glauben hat!" Sie sah ihn vertrauend an, über und über errötend ob ihrer Kühnheit.

Doleschal errötete auch. Eine Verlegenheit ergriff ihn: was sollte er dieser armen Seele sagen, die, von der alten Heimat losgerissen, in der neuen ängstlich nach ihrem alten Glauben suchte? War es nicht unrecht, zu sagen: hüte dich —?! Es würde ihr den Boden noch fremder machen. Mochte sie sich nur erst einwurzeln, dann war's ja noch immer Zeit, ihr die Augen zu öffnen. Aber es würde sich schon einmal eine Gelegenheit finden, mit dem Mann ein Wort im Vertrauen zu reden.

„Sie sagen ja nix, Herr von Doleschal?" fragte die Frau. „Sie haben mir doch mein Freiheit nit übel genommen?"

„Nein, nein, Frau Bräuer!" Er reichte ihr die Hand. „Aber es ist gar nicht so leicht, Ihnen zu antworten. Im Grunde ist es ja eigentlich ebenso egal, ob ich deutsch oder polnisch bete, wie evangelisch oder katholisch, wenn ich nur —"

„Och ne," unterbrach sie ihn rasch, „dat is et doch nit! Evangelisch oder katholisch — dat is nit einerlei, dat dürfen Se nit vergleichen." Sie war förmlich beleidigt und hatte ihre Schüchternheit ganz überwunden.

„Sie haben mich ja nicht ausreden lassen, liebe Frau! Aber am Ende ist es auch besser, wir sprechen jetzt nicht darüber." Er sah auf die Uhr. „Es ist Zeit, ich muß fort."

„Och, nu sind Sie doch bös," jammerte sie.

„Laß die Dummheiten, Kettchen," fuhr ihr Mann auf. „Sie glauben et nit, Herr von Doleschal, wat die mir jetzt als den Kopf warm macht!" Sie wollte etwas entgegnen, da schrie er sie an: „Halt den Mund," und sie lief, die Schürze vors Gesicht haltend, rasch hinaus.

In verlegenem Schweigen blieben die Männer zurück.

„Sie hätten Ihre Frau aber auch nicht so anfahren sollen," sagte Doleschal dann.

„Anfahren — och wat, anfahren!" maulte der Mann. „Dat Kettchen is en brave Frau, und ich bin ihr von Herzen gut — ich hab' se fast noch lieber als ich mein' erste hatt', und dem Valentin sein' Mutter war auch kein Pappenstiel, dat kann ich Ihnen sagen; en richtig rasch und lustig rheinisch Mädchen war die; de Jung, de Valentin, hat viel von ihr und dat schöne Gesicht auch — aber ‚nit anfahren', dat sagen Sie so! Wat soll mer dann machen, wann einem die Gall' überläuft?! Denken Se an, sagt neulich der Propst zum Kettchen — de junge Vikar hätt' dat nit getan — et soll en Haub' tragen, wie die polnischen Weiber ein' tragen, dat gehörte sich so für en gute christliche Ehefrau! Zum Donnerwetter, wat geht dat den Propst an?! Dat Kettchen ihr schön Haar so unter en Haub' stechen — ja wohl!" Er hub ein herausforderndes Lachen an. „Wenn mir auch katholisch sind, Polacken sind mir deswegen doch nit."

„Das hat er gesagt, verlangt? Nicht möglich!" Doleschal machte die Augen weit auf. Er war ganz blaß geworden. Ein paarmal setzte er zum Sprechen an und biß sich dann auf die Lippen: nein, lieber nichts weiter sagen, der Mann da wußte schon ganz genau, woran er war.

„Wissen Se" — Peter Bräuer stellte sich breitspurig hin und stemmte die Fäuste in die Seiten — „laß die nur ens kommen! Denen werd' ich schon zeigen, wer Herr ist!" Er spuckte auf die Diele und verscharrte es dann mit dem Fuß: „So viel kehr' ich mich dran — 'ne Dreck! Aber wissen Se —" seine Stirn runzelte sich — „Aerger hat mer en Mass' drum. Die Frau tribuliert einen. Und die andern" — er machte eine umfassende Bewegung nach allen Seiten hin, — „die geben ei'm immer so Nadelstich; die kann ich gar nit gut vertragen; 'ne ordentliche Rippenstoß kann mer doch wiedergeben, aber so en Pisackerei —! Sehn Se, wie mit der Schul' — wat mach' ich da nu? Dat Settche" — er stutzte plötzlich und horchte: „Da is dat Settche!"

Draußen hörte man jetzt ein Weinen und dann ein tröstendes: „Bis still, bis still" der Mutter.

Bräuer riß die Tür auf: „No, wat is dann?!"

Sein Liebling, das Settchen, flog ihm entgegen und hing sich an seinen Hals. „Pappa, Pappa!"

Sie war gar nicht zu beruhigen, so aufgeregt, so unglücklich in ihrem kindischen Weinen; das Schluchzen stieß sie, daß man kein Wort aus ihr herausbrachte. War sie gescholten worden, hatte sie nachsitzen müssen, in der Ecke stehen? Auf alles Befragen nur ein stumm-jammervolles Kopfschütteln.

„Zum Donnerwetter, jetzt tuste den Mund auf!" Dem Vater war die Geduld gerissen. Da streckte sie mit erneut heftigem Weinen beide Hände aus und hielt sie ihm vors Gesicht. Die Handrücken waren rot und aufgelaufen wie von einem Schlag.

„No, wat is dat?" Bräuer rollte die Augen.

„Et hat wat auf de Fingern gekriegt!" sagte jetzt das kleinste der drei Mädchen und nickte wichtig mit dem runden, weinerlich verzogenen Apfelgesicht. „Weil et schon so groß is und gibt doch immer kein Antwort!"

Da schrie das Settchen auf: „Ich kann ihn nit verstehn!" und klammerte sich fester an den Vater. „Pappa, och Pappa, laß uns doch wieder nach Haus gehn!"

Peter Bräuer hielt sein Kind im Arm, das vor Schluchzen zitterte, und machte ein seltsames Gesicht: bekümmert, wütend, verdutzt zugleich. Was, der Lehrer hatte sein Settchen geschlagen?! Der hatte sich das unterstanden?! Die Wut stieg ihm zu Kopf: „Hingehen tu' ich auf der Stell', Red' stehn soll er mir, drei Tag soll der Kerl nit mehr sitzen können, der — der — der Polack!"

„Ich bitte Sie, Bräuer!" Doleschal legte dem Aufgebrachten die Hand auf die Schulter. „Seien Sie nicht so unbesonnen! Sie machen sich nur Ungelegenheiten!"

„Och wat!" Der beleidigte Vater schüttelte die Hand ab. „Ich laß mir dat nit gefallen, ich lass' mir dat nit gefallen!"

„Bräuer, es nutzt Ihnen gar nichts. Sie vergreifen sich an dem Lehrer, er zeigt Sie an, Sie werden verurteilt, ich garantiere Ihnen!"

„Jesses, ich sag' ja" — die Miene des Ansiedlers wurde tief niedergeschlagen — „da hat man et nu! Och, wär' ich doch nach Amerika verzogen, ganz weit weg, wo et noch Wilde gibt. Da kann mer sich doch wenigstens selber sein Recht verschaffen!"

Es war Doleschal nicht heiter zumute, aber er mußte doch über den Mann lächeln — als

wäre man hier im wildesten Westen, wo die Justiz nicht hinreicht und jeder auf eigne Faust Richter spielt, den Revolver im Gurt. „Ich rate Ihnen," sagte er, ernst werdend, „begehen Sie keine Gewaltakte! Die könnten Ihnen hier teuer zu stehen kommen!"

„Och Gott, och Gott, Peter!" Die Frau hing sich an ihren Mann. „Jesus Maria, sei doch nit gleich eso rappelig! Och, ich bitt' dich, hör auf mich! Peter, Peterken!" Sie flehte ihn an mit weicher Stimme und strich ihm immerfort die harte Wange. „Et is ja nit eso schlimm! Dat Settche quatscht immer gleich! Du wirst dich doch deswegen nit mit dem Lehrer hauen? Und dat nützt ja auch nix!"

Doleschal winkte der Frau ermutigend zu. So war's recht! Wirklich, sie war verständig! Wenn Bräuer glaubte, daß seinem Mädchen unrecht geschehen, konnte er sich ja bei der Schulinspektion beklagen. Jedenfalls war der Lehrer verpflichtet, deutsch zu unterrichten; nur der Religionsunterricht durfte eine Ausnahme machen, mochte der den polnischen Kindern polnisch erteilt werden — schlimm genug! — aber sonst durfte keine Rücksichtnahme walten und säße die ganze Klasse voll polnischer Kinder. Deutsch sollten sie lernen!

„Ich werde übrigens mal dem Landrat über die Sache berichten!"

„Och, de Landrat, de Landrat!" Bräuer spuckte wieder aus. Er schien kein rechtes Vertrauen zu dieser Behörde zu haben.

„Sag et dem Herr Vikar," drängte Frau Kettchen. „Bei dem mußte dich beklagen. Vor dem hat der Lehrer de größte Respekt!"

„Hm," — der Vater kraute sich nachdenklich den Kopf — „bei den Vikar soll ich gehen? Och ne!"

„Wenn der et dem Lehrer sagt, da kannste sicher sein, dann läßt de uns' Kinder zufrieden!"

„Meinste?"

„Sicher und gewiß!" Sie sagte es mit vollster Ueberzeugung.

„So — no dann!" Peter Bräuer entschloß sich ungern dazu, aber was half's, so konnte das nicht weiter gehen, eine Abhilfe mußte geschafft werden, und zwar ganz direkt! Man merkte es ihm an, er konnte es kaum abwarten, daß sein Gast sich verabschiedete. —

Doleschal ritt davon. Er hatte sich fest in seinen Mantel gewickelt, aber er fror doch. Vom Dorf her schnob ihm der Wind in den Rücken und trieb ihn vor sich her, als sei er, wenn auch hoch zu Roß, mit Peitsche und Sporn, nur ein ohnmächtiges Garnichts, ein bißchen Spreu.

Ueber die toten Aecker flogen ganze Schwärme schwarzer Vögel. Dicht vor dem Reiter flatterten ihrer ein paar, sie zankten um eine arme Maus. Ein Peitschenhieb — noch einer — aber kaum, daß sie sich stören ließen, die Maus entkam ihnen nicht. Häßlich klang das ‚Krah — krah'. Es war der einzige Laut in der winterlichen Todesstille. Und grau die unabsehbare Weite, grau der schwere Himmel wie die Ebene unter ihm.

Der einsame Reiter suchte mit sehnendem Blick: fern, ganz fern noch der Lysagora! Aber er gab seinem Pferd die Sporen und jagte dem Berge zu, als sei dort das Heil.

X

So leicht sich die Verwundung der Ciotka angesehen, so wenig gut nahm die Heilung ihren Fortgang. Doktor Wollinski schüttelte den Kopf bei seinem nächsten Besuch: die Wundränder sahen häßlich aus, blutrot entzündet und dick verschwollen, der Puls der Patientin war fiebrig. Aber das Medikament, das der Arzt verordnete, wendete die Ciotka darum doch nicht an, eine gefällige Nachbarin schüttete es den Schweinen vor, mochten die's saufen, dann kam's wenigstens nicht um!

Die Stube der Ciotka wurde nicht leer von teilnehmenden Besucherinnen, denn einen Groschen nach dem andern holte die Leidende aus ihrem Bettstroh hervor; das Geld, das der Niemczycer dagelassen, wanderte zu Eljakim Hirsch.

Ungefähr acht Tage nach seinem ersten Besuch betrat Doleschal wieder die Hütte. Er gedachte sich nur im Vorüberfahren zu überzeugen, daß die Ciotka wieder wohlauf; statt dessen lag sie noch immer, sogar jetzt im Bett; bei ihr saß der Vikar. Er erhob sich sofort, als der Niemczycer eintrat, mit einem stummen Gruß und einer Verbeugung, die höflich waren, aber zurückhaltend.

Welch ein interessantes Gesicht! Doleschal, der den jungen Geistlichen noch nie so in der Nähe gesehen wie jetzt, auf Armeslänge entfernt, musterte die hager vorspringende und doch fein geformte Nase, den etwas eingesunkenen, festgeschlossenen Mund, die schön gebaute Stirn. Er fand nichts Slawisches in diesen Zügen. Unwillkürlich verglich er in Gedanken dies stolze Gesicht mit dem roten bäurischen des alten Propstes, aber gemütlicher war das, gutmütiger.

Eine unbehagliche Empfindung überkam ihn plötzlich; er fühlte es, hier war eben von ihm gesprochen worden. Noch schien ihm der Nachhall davon geblieben zwischen den rußigen Wänden. Die Weiber, die sich unten am Bett aufgestellt, glotzten ihn dreist an, ohne das gewohnte demütige „Ich falle zu Füßen"; die Ciotka sah ihn gar nicht an, und der Blick des Vikars streifte ihn nur von der Seite.

Was hatte er diesem Menschen getan? Es befiel ihn in der jähen Stille, die seinem Eintritt gefolgt war, eine verlegene Beklemmung. Um ihrer Herr zu werden, reckte er sich höher auf und sah von oben herunter auf die Gruppe am Bett.

Des Vikars schmale Lippen schlossen sich noch fester, auch er reckte sich höher auf. Ohne Wort,

wie zwei Gegner, die ein böses Geschick plötzlich zusammengehetzt, maßen sie sich.

Was fiel dem Pfaffen ein? Stellte er sich nicht vor das Bett, als wollte er den Zutritt wehren? Doleschal sagte kurz: „Sie gestatten!" und machte einen so entschlossenen Schritt, daß der andre zur Seite treten mußte, wollte er nicht geradezu unartig sein.

„Nun, Ciotka, wie geht es Euch?" Er ignorierte den Vikar gänzlich.

War das Weib harthörig geworden? Es antwortete nicht. Er wiederholte die Frage noch einmal in erhobenem Ton; da schüttelte sie den gedunsenen Kopf und brummte mürrisch: „Nierozumnie po niemiecku!"

Was — nicht deutsch verstehen? Neulich hatte sie sein Deutsch doch recht gut verstanden, und alle diese hatten ihn gut verstanden, einige der Weiber ihn sogar angebettelt auf gut deutsch! Was sollte jetzt die Komödie?

Er fuhr sie an: „Gebt Antwort!"

Aber statt der Antwort fing die Ciotka an zu jammern — eigentlich war es mehr ein Schimpfen —, und schnatternd wie eine Herde Gänse fielen sämtliche Genossinnen ein.

Doleschal stieg das Blut zu Kopf. Er sah ein Lächeln um den Mund des Vikars. „Antwort," sagte er sehr laut und schlug mit der Peitsche, die er noch in der Hand hielt, auf das Deckbett, daß die Hühnerfedern, mit denen es gestopft war, aus dem verlumpten Ueberzug herausflogen.

„Sprechen Sie polnisch, mein Herr," sagte der Vikar.

„Mein Name ist Doleschal, Baron von Doleschal!" Es klang hochfahrend. „Ich glaubte von Ihnen gekannt zu sein!"

Der Geistliche lächelte. „Pardon, Herr Baron! Wenn ich raten darf: sprechen Sie polnisch, Herr Baron?"

„Bedaure!"

Wieder dieses Lächeln! Es raubte Doleschal jede Besinnung. Also so weit war es gekommen, daß man gezwungen werden sollte, polnisch zu sprechen! Die Empörung machte seinen Ton rauh: „Hier ist deutsches Land, und hier wird deutsch gesprochen!"

Er wendete sich rasch, so daß er dem andern den Rücken drehte, und ging mit erhobenem Kopf davon. Wie ein Sieger ging er, aber innerlich fühlte er sich doch geschlagen: der andre blieb. Draußen vor der Hütte hörte er jetzt die sonore Stimme — die sprach polnisch!

Ein bitterer Geschmack kam ihm auf die Zunge. Undankbares, wankelmütiges Volk! Wie hatte das Weib ihn neulich mit Segnungen überschüttet — und heute? Warum nur so anders? Pah, es lohnte nicht, weiter darüber nachzudenken, die Sache war erledigt! Mußte erledigt sein. Hatte der Landrat nicht auch heute gesagt: ‚Sie nehmen alles zu persönlich warm! Wenn ich so wäre wie Sie, ich käme ja vor Aerger um bei den hiesigen Verhältnissen! Der Landrat hatte ganz recht, man mußte gelassener sein; aber der hatte gut reden, war ihm dieses Land Heimat? Vom Staat war er bestellt, vom Staat bezahlt; er tat seine Pflicht. Aber l i e b e n kann nur der die Provinz, dem der Wind über die eigne Scholle bläst, der allzeit steht an seiner Grenze wie eine Schildwacht in finstrer Mitternacht.

Das alte Soldatenlied schoß Doleschal durch den Sinn, das er in seiner Kürassierzeit so oft gehört, beim Biwak, um stille Lagerfeuer, von kräftigen Soldatenstimmen hinausgesungen in die dunkle Nacht. Und wenn er jetzt die Augen schloß, konnte er wähnen, auch dort auf dem Gipfel des Lysagora brenne ein Feuer, und, getragen vom Wind, klang's stark hinaus über unabsehbares Land:

‚Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht —'

So einsam — ja, einsam! Er senkte den Kopf; da gab es kein Verhehlen: ja, er hatte sich in letzter Zeit oft einsam gefühlt, einsam, trotz Weib und Kinder. Man verlangt nach männlichem Austausch gleicher Gedanken, gleicher Meinungen. Das hat etwas so Kräftigendes; es gibt das beruhigende Gefühl, ein Heer hinter sich zu wissen, nicht allein zu stehen auf verantwortlichem Posten. Paul Kestner war abgereist, und wäre der auch hier, ändern würde das weiter doch nichts; der war ein guter Mensch, ein lieber Freund, aber was kümmerten den Land und Leute, ob sie polnisch, ob deutsch? Der führte sein Leben in der Garnison; der säte auch nicht und erntete nicht — die Ernte interessierte ihn nur insoweit, als sich seine Extraausgaben bei guter Ernte noch vergrößerten.

Der Einsame seufzte. Kam das mit den Jahren, daß man die Unbefangenheit so ganz verlor, grüblerischen Gemütes wurde und mißtrauisch fast? Oder spitzte sich wirklich alles so zu? War's nicht recht geheuer im Schoße dieser hartgefrorenen Erde, über die der Wagen jetzt mit Poltern holperte? Im Rollen der Räder klang ein Grollen mit. Tief unter dieser Ackerkrume schlief etwas, das schlief nicht in ewigem Frieden. Hier war gedüngt mit Blut. Noch war kaum ein halbes Jahrhundert verstrichen, daß die Koschiniere*) zwischen diesen Feldern gezogen, ihre blinkenden Sensen geschultert, daß der weiße Adler auf blauem Grund seine Krallen gestreckt, daß die Posener Infanterie die Saaten zerstampft, und die Breslauer Jäger die Empörer zusammengeschossen wie Hasen auf der Treibjagd. Nein, diese Erde konnte noch nicht ruhig sein, dieses

*) Sensenmänner.

Land hatte noch nicht vergessen. Würde es je vergessen? Das walte Gott!

Mit Schwermut ließ der Deutschauer Herr seinen Blick über die winterliche Ebene schweifen. Von der siegessicheren Freudigkeit, die er empfunden an jenem Sedantag beim Aufpflanzen der Fahne auf dem Lysagora, war jetzt nichts in ihm. Man hatte die Fahne vom Gipfel gerissen und in den Schmutz getreten; aber es galt, sie wieder neu aufzurichten. Aber wer, wer half dabei?! ‚Coulant, tolerant,‘ hatte der Landrat gesagt und die Achseln gezuckt, ‚es hilft nichts, wir müssen so sein! Mit der Faust ist hier nichts zu machen. Ich werde dem Herrn Schulinspektor Dzieciuchowicz Ihre Klagen wegen des mangelnden Deutsch beim Unterricht sehr schonend stecken — wir stehen uns gut, ich denke, er wird entgegenkommen — aber, sehen Sie: auch wir müssen entgegenkommen, entgegenkommen so weit als möglich, das ist meine Taktik!‘

Immer entgegenkommen?! „Nein!" Doleschal hatte es so laut gerufen, daß der Kutscher sich erschrocken nach seinem Herrn umdrehte.

Tief verstimmt saß der Deutschauer in seine Wagenecke gedrückt. Wohin er auch sah, nirgend ein Stützpunkt, nirgend ein andrer Anhalt für das schweifende Auge als hier der schwarze Turm von Pociecha-Dorf und dort der Lysagora. Zwischen diesen beiden rollte sein Wagen dahin, fortgerissen von den schnaubenden Pferden. —

Hinterm Fenster der Propstei hatte Peter Stachowiak dem herrschaftlichen Wagen nachgeschaut, dessen Rasseln in der Stille des öden Dorfes einen Lärm machte, daß die Schweine in den Koben erschreckt zu grunzen anfingen, und die Habichte, die dort in den zwei Pappeln am Pfuhl auf die Enten lauerten, mit gellendem Schrei davonflatterten.

Auch der Propst war unsanft aus seinem Mittagsschlaf, den er jetzt, in der dämmernden Winterszeit, bis zum Abend auszudehnen pflegte, geweckt worden. Sich mit der einen Hand am Tischrand haltend und mit der andern auf den Stock stützend, humpelte er ans Fenster seiner Studierstube. Er mußte doch sehen. Aha, der Niemczycer! Psiakrew, was brauchte der einen solchen Skandal zu machen! Ja, diese Herren, die denken, sie können sich alles herausnehmen! War der ein Schwabbe, daß er nicht lesen konnte, was auf gut polnisch beim Eingang des Dorfes angeschlagen stand: ‚Schritt fahren?‘ Es hatte schon einer einmal ein Kind überfahren und ein junges Ferkel dazu. Da heißt es: Bauer, hüte dich! Daß diese Herren der Wolf auffresse! Ueberhaupt der Niemczycer, das war der allerschlimmste, hochmütig wie Satanas vor dem Fall, ein rechter, dicker, eingebildeter Deutschschädel! Und in alles mischte er sich. Gorka hatte schon recht, auf den hieß es Obacht geben!

Peter Stachowiak stand und guckte noch in müßiger Langeweile, als das Gefährt längst außer Hör- und Sehweite war. Auf dem Pfuhl vorm Haus schwammen zwei Enten und ein Erpel; der Erpel mühte sich galant mit seinen stärkeren Ruderbewegungen das freie Wasserloch in der Eiskruste für seine Schönen größer zu machen, das machte dem Propst Spaß. Als er noch nicht Hochwürden war, sondern der kleine Piës, der mit nackten Füßen lief wie alle Dorfkinder, hatte er gern mit Steinen nach Enten auf Pfuhlen geworfen, — o la, wie alle Kinder! Er lächelte in der Erinnerung: es war zu entschuldigen, man hatte ja damals noch nicht die Bildung!

Es klopfte.

Aus seinen Jugenderinnerungen aufgeschreckt, rief der Propst: „Herein!" Aha, der Ruda!

„Gelobt sei Jesus Christus," sprach der Lehrer und stolperte mit seinen Flickenpantoffeln, aus Tuchleisten zusammengenäht, über die Schwelle. Er schien erregt, das hektische Rot auf seinen heraussstehenden Backenknochen brannte abgezirkelter.

„Hochwürden, Hochwürden," stammelte er hastig, „haben Hochwürden nicht den Niemczycer durchfahren sehen?"

„Nun wohl, er fuhr wie der Teufel — was sonst?"

„Hochwürden, er ist in der Kreisstadt gewesen! Sein Kutscher hat es dem Löb Scheftel gesagt, derweilen der Pan drinne war bei der Ciotka! Der Löb Scheftel hat es mir wiedergesagt."

„Nun, was denn?" Peter Stachowiak sah den Aufgeregten verständnislos an und lachte dann gutmütig: „Laß ihn doch fahren in die Kreisstadt! Er hat sich auch einmal ein Vergnügen gemacht!"

„Nein, nein," jammerte der Lehrer, „er ist beim Landrat gewesen, Hochwürden! Beim Landrat, sagt der Löb Scheftel, und ich weiß warum. Hat sich der Ansiedler Bräuer bei ihm beklagt, der ist mit dem Niemczycer unter einer Decke. Und der Niemczycer wieder hat sich beim Landrat beklagt. Das ist so sicher wie zweimal zwei vier ist. Löb Scheftel hat es mir vorgerechnet an seinen fünf Fingern!"

„Ei, daß dich! Wer gibt sich denn mit dem Juden ab!" sprach verweisend der Propst.

„Halten zu Gnaden, Hochwürden," — der Lehrer in seinem abgeschabten Röckchen fröstelte vor Kälte und Angst —, „man kann sein Ohr doch nicht verschließen. Der Löb Scheftel hat Eier gekauft von der rheinländischen Frau, da hat er mit ihr geschwatzt im Hühnerstall. Ihr Mann ist sehr böse auf mich, sagt sie, daß ich habe seine Tochter geschlagen — Hochwürden, bei meiner Gesundheit schwör' ich's, nur mit dem Recht, das mir zusteht, nur einen kleinen Streich über die Hände! Aber nun weiß ich, jetzt ist der Niemczycer in der Stadt gewesen und hat



Wiener Blumenmädchen
Nach dem Gemälde von Josef Engelhart

mich verklagt, der Landrat hetzt mir die Schulinspektion auf den Hals — heilige Mutter! Sie werden mir vom Gehalt abziehen, mich vielleicht gar meines Amts entsetzen!" Er hustete und hielt sich die eingesunkene Brust. „Hab' ich doch erst gestern drei Mark in der Apotheke gelassen und eine Mark bei Doktor Wollinski in der Sprechstunde. Ich habe mir nichts gespart. Was soll ich machen? Spreche ich deutsch, kommen mir die Mütter in die Klasse, schreien sie mir nach auf der Straße, rempeln mich die Väter an. Ich bekomme das Brennholz nicht, das die Kinder sonst oft mitbringen in die Schule, kriege nie einen Fisch in der Fastenzeit, kein Stückchen Speck, wenn sie schlachten, auch zu Ostern kein einziges Ei, kein Bröckchen vom Kuchen. Ich bin schlecht zu Fuß und muß oft zum Arzte, da ist keiner, der mich mit aufsitzen hieße nach Miasteczko! Wenn ich Hemd und Strümpfe zum Sonntag wasche und hänge sie auf, daß sie trocknen, kommen meine Hausleute heimlich und gießen Wasser darüber, sie sagen, das Dach ist schadhaft. Und halte ich Klasse, so schlägt nebenan der Schmied so hart aufs Eisen, daß ich nicht verstehen kann mein eigen Wort und schreien muß, bis ich fürchte, die Brust springt mir. Ich soll die Kinder lehren: ‚Ihr sollt nicht stehlen', ‚ihr sollt den Kaiser lieben' — wie mache ich das? Mit der Anschauungslehre schaffe ich nichts; ich kann wohl einen Ochsen an die Tafel malen und auch eine Kuh, aber das Stehlen nicht! Spreche ich aber polnisch, so schlägt der große Ansiedler Lärm — Löb Scheftel sagt, daß er kommen wird, mich zu verhauen. Ach, ach! Was soll ich machen?" Ratlos faßte sich der Lehrer an den Kopf und rang nach Atem.

„Hochwürden wissen, ich bin ein friedfertiger Mensch! 's ist ein saures Brot! Wenn Hochwürden doch würden sprechen mit dem Herrn Schulinspizienten, daß er ein Einsehen hat mit meiner Lage. Ach, ach!" Der armselige Mensch blickte ganz verzweifelt.

„Psiakrew!" Peter Stachowiak strich sich über den runden Leib. „Das ist eine dumme Geschichte! Deutsch ist die Lehrsprache, aber es ist in der Ordnung, daß du polnisch sprichst — hm, hm — was macht man da?"

Das Gesicht des Lehrers wurde immer angstvoller, ganz kreidig, die Backenknochen glühten. Der alte Herr sah's mit Bedauern. „Nur keine Angst, man muß keine Angst haben," tröstete er. Und dann, wie selber von einem erlösenden Gedanken beruhigt, sprach er: „Warten wir, bis der Vikar kommt!" —

Gorka hatte noch eine Weile bei der Ciotka gesessen. Das ging nicht an, daß die ihr Recht nicht bekam, sie war ein armes Weib und der Niemczycer ein reicher Herr — nicht ungestraft spielt der Deutsche mit polnischem Leben. Sie war verpflichtet, zu klagen, schon um der guten Sache des Vaterlandes willen. Einen Rechtsanwalt mußte sie sich annehmen! Wer weiß, ob sie je wieder arbeitsfähig wurde? Der Niemczycer durfte ihr eine jährliche Rente nicht versagen!

So zu Geld zu kommen alle Jahr, ohne die Hand darum zu regen, das hatte der Ciotka eingeleuchtet: nun natürlich, heute noch würde sie klagen!

Als der Vikar endlich heimkehrte, fand er den Lehrer, sehnsüchtig seiner harrend, vor.

Ein Schauer der Ehrfurcht lief Ignaz Ruda über den Rücken: was war der Herr Vikar doch für ein kluger, für ein seltener Mann! Es tat gar nicht not, daß er dem sein Leid klagte, der wußte bereits alles.

„Sie tun Ihre Pflicht, darum dürfen Sie keine Angst haben!" Das klang ganz anders als die Tröstung des Herrn Propstes. Aber ein banges: ‚Ich bin staatlich angestellt — und der Erlaß!' Und ein ‚Ach, ach —' ließen sich doch nicht ganz unterdrücken.

„Schämen Sie sich, Ruda!" sprach da ernst der Vikar. „Wir sollen nicht Menschen fürchten. Erst kommt Gott, dann das Vaterland, dann erst —" er sprach nicht zu Ende. In leichterem Ton fuhr er dann fort: „Glauben Sie übrigens, daß Herr Dzieciuchowicz so wenig Einsicht hat?" Er lächelte. „Fahren Sie ruhig fort wie bisher, und was man auch gegen Sie in Szene setzen mag, ich" — er richtete seinen nachdenklich ein wenig geneigten Kopf kräftig auf —, „ich werde auch das meinige tun!" —

Lehrer Rudas Besuch war heute nicht der einzige in der Propstei. Draußen saß Förster Frelikowskis Tochter schon eine Weile bei der Köchin Zuzanna und wartete auf Vorlaß.

Die blonde Stasia sah verweint aus und gar nicht guter Dinge. Auf ihrer weichen Wange brannten fünf rote Striemen, als hätten fünf kräftige Finger ihren Abdruck darauf gelassen.

War's möglich, sie war entlassen worden von der gnädigen Herrschaft in Gwiadliborczyce? Und so auf einmal, mir nichts dir nichts, Knall und Fall? Wegen dieses kleinen, kleinwinzigen Späßchens, das man sich gemacht?! Die Pfarrköchin tat ganz außer sich, sie schlug die Hände zusammen: „Heilige Mutter!" Aber im Grunde gönnte sie es der Stasia wohl, die war gar zu üppig.

„Was wirst du nun beginnen, mein Täubchen, mein armes, was fängst du nun an? Einen so guten Dienst kriegst du nie wieder! Heilige Mutter erbarme dich, um deines heiligen Sohnes und seiner heiligen Wunden willen!"

Stasia saß auf dem Schemel beim Küchenherd, holte nun ihr Schnupftuch hervor — ein batistenes der Herrin — und wischte zierlich die Tränen,

die ihr über die Wangen tröpfelten. Ja, und der Vater war so entsetzlich grob geworden; beim Arme hatte er sie gegriffen und gerüttelt, daß ihr die Nadeln aus den Flechten geflogen, die schönen schildpattenen Nadeln, und zerschellt waren auf dem Ziegelboden.

„O heilige Mutter!“ Sie schluchzte laut auf. Und gar nicht behalten wollte er sie zu Hause. Sie sollte Geld verdienen, aber wo denn jetzt so schnell? Sie mußte sehen, daß sie Stellung fand in der Kreisstadt oder in Posen — ach, und die Pani hatte sie doch mitnehmen wollen nach Paris! Es war viel Schmerz in diesen Tränen — immer reichlicher begannen sie zu tröpfeln — aber noch mehr Wut. Also das war der Lohn dafür, daß man all die Jahre ein Sklave gewesen, weiter nichts als ein Sklave?! Mochte die Pani nur ihre Blusen für sich behalten, ihre Schmucksachen und Schirme! Aber den Schlaf der Nächte sollte sie ersetzen, den jungen gesunden Schlaf, den man verloren, wenn man aufsitzen mußte beim Kratzen der alten Nepomukena! So viele Nächte geopfert! Und nun man einmal eine Nacht für sich genommen, da, ja da — ei, was hatte die Pani für einen Lärm geschlagen: ‚Verführerin, Dirne, Canaille!‘ Und der Herr hätte sie niedergeschmettert mit der erhobenen Faust, wäre nicht der Vikar dazwischen getreten und hätte sie sich nicht geflüchtet aus dem Zimmer!

Das hübsche Gesicht des Mädchens verzerrte sich, das weiche Grau der Augen bekam einen schielenden, grünlichen Schiller, auffahrend ballte sie die Faust. Aber dann lachte sie spöttisch: nun, eine Erinnerung würden die auch behalten, Bolek, das gehütete Herrensöhnchen, war nun auf einmal kein Kind mehr, mochten sie ihn nur hüten, das nützte jetzt alles nichts mehr! Ei, war der ein verliebtes Jungchen! Und betrunken hatte er sich, daß er krank gelegen drei Tage lang! Das gönnte sie ihnen. War sie denn eine Nepomukena, so ein altes dummes Tier, das die Hand noch leckt, die es quält? Nein, ein gutes war doch dabei, daß die Deutschen ins Land gekommen: nun wußte man, ein Sklave war man nicht!

Die Zuzanna sah ganz verwundert drein, so sehr lachte jetzt die Stasia. „Weißt du,“ sprach sie und trocknete sich ebenso zierlich die Lachtränen, wie vorhin die Schmerzenstränen, „ich wundere mich, daß der Herr Propst noch immer nicht wird gerufen zur alten Nepomukena. Sie hat Wasser. Wenn sie sich bückt beim Kratzen, so gluckst es.“

„Sie wird doch nicht gerade sterben zur Winterszeit?“ sagte die um ihren Herrn besorgte Pfarrköchin. „Da darf der Herr Propst selber nicht zur letzten Oelung kommen! Aber, mein Seelchen, mein Täubchen, was schwatzen wir! Geh du jetzt und klopfe an, der Hungerleider ist fort, ich hörte die Tür klappen. Sieh zu, daß du dich beeilst. Polnischer Karpfen ist fett und süß, und das Leibgericht von Hochwürden, da muß er um sechse schon nachtmahlen, daß es ihn im Bette nicht drückt.“

Der Köchin Zuzanna Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, ihre Karpfen drohten zu zerfallen, so lange blieb die Besucherin drin. Ein paarmal schon hatte sie an der Tür gehorcht — was redeten die? Ins Studierzimmer hineinzugehen getraute sie sich nicht, so blieb ihr nichts übrig, als mit den Herdringen zu rasseln, mit den Topfdeckeln zu klappern und das Mädel zu verwünschen, die Hexe, die schielige, die einen nicht gerade ansehen konnte. Die war sicher, bevor sie getauft, dreimal unter einem Tisch zwischen dessen Füßen durchgezogen. Betrachte nur einer ihre Augen, der Augenstern war ja nicht rund, sondern länglich wie bei einer Katze. Die hatte den bösen Blick. Alles, was die anschaute, mußte eingehen!

„Auf den Hund den bösen Blick!“ Zuzanna spuckte dreimal aus und bekreuzte sich dreimal. Die würde doch nicht etwa Pfarrköchin werden wollen?!

Es war schon längst dunkel, als Stasia aus der Studierstube herauskam. Sie hatte dem Herrn Propst gebeichtet und viel dabei geweint. Sie schluchzte noch, als der Herr Vikar sie hinausbrachte in den Flur. Er schloß fest die Küchentür, die Zuzanna aufgelassen, um einiges erlauschen zu können. So konnte sie nichts mehr hören, aber es dauerte noch eine geraume Weile, bis die Haustür klappte und der Herr Vikar wieder zurückging ins Studierzimmer.

Winzigen Sternen gleich flimmerten die Lichtchen von Pociecha-Ansiedlung, auf die Stasia zuschritt. Sie eilte, denn sie fürchtete sich ein wenig. Das Dorf lag weit hinter ihr, schwach hörte sie nur noch sein Hundegebell, und sonst war ringsum nichts als die ungeheure nächtliche Weite. Ihren Rock raffend, schritt sie hurtiger aus. Pah, an Geister glaubte sie nicht, wie die dummen Bauern — was schwatzten die immer vom Lysagora?! Wenn wenigstens ein Feuer dort brennte, wie im Berg der heiligen Dreifaltigkeit bei Miloslaw, von dem sie auch erzählten. Da würde sie hingehen, selbst wenn der Teufel dabei säße und den brennenden Schatz bewachte; und die ganze Schürze würde sie sich voll Goldstücke raffen; sie fürchtete den Teufel nicht. Aber hier hatte sie Angst, es war so einsam, schon spät und sie ganz allein. Wenn nun einer käme und sie anfiele! Huh, trappste da nicht schon ein Schritt?

Sie traute nicht umzusehen, aber hastig fuhr ihre Hand nach den langen baumelnden Gehängen — wenigstens die retten! Aber sie hatte die Ringe noch nicht ausgehakt, da war der Gefürchtete auch schon bei ihr.

Sie guckte von der Seite. So viel sie sehen konnte beim schwachen Sternenlicht: blonder

Krauskopf, breit in den Schultern und doch schlank wie eine Fichte. Ein Schwabbe!

Richtig, er redete sie an auf deutsch: „N' Abend, Mädchen, gehst du" — er verbesserte sich rasch, als er ihr vornehmes Kleid sah — „gehen Sie so allein, Fräulein?"

Sie lachte leise: nein, der tat ihr nichts! Aber dann schauerte sie zusammen wie ein banges Kind und sprach auch auf deutsch: „Ich fürchte mich!"

„No, warum dann? Vor mir doch nit?"

Sie nickte.

Nein, das hatte sie nicht nötig! Gutmütig lachend ging er ein wenig ab von ihr auf die andre Seite der Straße. „Ich tu Ihnen nix, Fräulein! Wahrhaftigens Gott! Aber wenn et Sie nit geniert, geh' ich en Stücksken mit Ihnen langs. Wohin wollen Sie dann, Fräulein?"

Sie sagte ihm, wer sie wäre, und daß sie zurück ins Forsthaus wolle.

Aha, da hatten sie ja bis in die Kolonie denselben Weg! Er nannte ihr auch seinen Namen. Das beste Haus in der Ansiedlung, — es war ihr gewiß schon aufgefallen? — das mit den Fenstern rechts und links von der Haustür, mit den Ställen apart und der Scheune, die das Viereck schloß, gehörte seinem Vater. Es tat ihm gut, ihr das zu sagen, sie war so ein hübsches Mädchen und gefiel ihm wohl. Bewundernd betrachtete er den zierlichen und doch vollen Wuchs: die polnischen Mädchen waren alle nicht übel, aber die hier stach doch jede andre aus. Behend ging sie und so leicht, man hörte kaum ihren Tritt. Das matte Sternenlicht zeigte nicht viel, aber es zeigte doch genug; es umflimmerte ein blaßrundliches, blutjunges Gesicht mit einem weichen Stumpfnäschen. Als sie ihn anlächelte, sah er Grübchen. Und blonde Haare kamen unterm Hut vor, eine ganze mächtige hochgekämmte Tolle über der Stirn.

Er machte verliebte Augen. Um sie beide war eine so große Stille; wohin man auch blickte, nirgendwo ein Mensch, nicht einmal ein Tier. Die flinzelnden Lichtchen der Ansiedlung blinkten noch fern, kein Hundegebell aus dem Dorf war mehr zu hören, selbst der Wind hielt sich still und pustete nicht. Da machte er rasch die paar Schritte über die Straße an ihre Seite und legte keck den Arm um ihre Taille.

Stumm ließ sie sich's gefallen, und als sein Arm etwas fester drückte, ließ sie auch das sich gefallen. Dicht nebeneinander, bei jedem Schritt auf dem holprigen Landweg Schulter an Schulter reibend, gingen sie in die Einsamkeit. Unwillkürlich dämpften sich ihre Stimmen, zuweilen nur girrte ein Lachen des Mädchens auf. Als sie in die Kolonie kamen, ließ Valentin den Arm von ihren Hüften, aber sie gingen miteinander weiter. Der Bursche ging an seines Vaters Haus vorüber — dort war's, gefiel es ihr? Gemütlich fiel Lampenschein durch die Lädenritzen; jetzt brachte die Mutter die kleinen Schwestern zu Bett, dann würden sie mit dem Nachtessen auf ihn warten. Zum Pferdemarkt war er gewesen — einen Gaul wollten sie kaufen, zum Frühjahr vielleicht noch einen zweiten — mochten die zu Haus denken, daß er sich dabei verspätet! Das ging doch nicht an, daß eine so Hübsche allein durch die Nacht wanderte! „Gelt?"

Er faßte sie wieder um die Taille — die paar Häuser lagen bereits hinter ihnen — und zog sie näher, zärtlicher zu sich.

Sie ließ sich ziehen. Und durch ihre Gedanken schoß es: zwei Pferde, das ging an! Hofbesitzers Sohn, der einzige noch dazu, das ging auch an! Und ein hübsches Haus, besser fast als die Propstei! Nach Posen in Stellung zu gehen, sich wieder quälen zu lassen von einer neuen Herrin, das war doch gar nicht angenehm! Sie murrte und ballte die Hand: „Psiakrew!"

„Wat gefällig?" fragte er, „sagt'st du wat?"

Sie lächelte ihn an und legte sich für einen kurzen Augenblick gegen seine Schulter. „Ich danke der heiligen Mutter, daß sie mich hat lassen dich treffen!" Fest drückte sie seine Hand: „Walenty!"

Wie seltsam sein Name aus ihrem Munde klang, ganz anders als sonst! Aber hübscher, viel hübscher.

„Sag et noch einmal!" Und als sie mit schmeichelnder Stimme wiederholte: „Walenty, Walenty!" — seufzte er in plötzlichem Begehren auf: „Stascha, Stascha!"

Sie korrigierte ihn, so war's noch nicht ganz recht gesprochen! Zehnmal ließ sie ihn sagen: ‚Stasia.' — Nun war's richtig! O, er hatte eine gelenke Zunge — wie ein Pole —, er würde gut lernen!

Und sie redete ihm Schmeichelnamen vor:

„Mója duszynka! Mója serce!"

Er wiederholte gelehrig und lachend, dies Lernen machte ihm viel Spaß.

Dann machte sie sich plötzlich von seinem Arm frei und stellte sich vor ihn hin: „He, aufgepaßt! Daj mi buzi!"

Was hieß das?

„Rate!" Die Hände auf den Rücken gelegt, den Oberkörper immer mehr nach ihm hinneigend, lachte sie schelmisch und sah ihn doch zärtlich dabei an. „Daj mi buzi!" Sie spitzte den Mund.

Da begriff er. Mit beiden Armen sie um die Schultern fassend, zog er sie gegen sich und drückte ihr einen derben Schmatz auf. —

Es war ihm, als hätte er eins über den Durst getrunken, als er zu Hause war. Schon manches Mädchen hatte er geküßt, ehe er zu den Soldaten kam schon, und dann erst recht — da war sogar eine in Köln, dem schönen Städtchen, die wartete nur darauf, daß er sie hierher nachkommen ließ, und die war eine Bürgerstochter

und hatte auch Geld — aber er dachte jetzt nur an Stasia. Ach, die war doch was ganz anderes!

Seine Augen glänzten. Er war viel zu spät heimgekommen, sie hatten schon gegessen und sich auch fast schon geängstigt. Die Mutter hatte ihm Kaffee warm gehalten, nun prasselten die Bratkartoffeln in der Pfanne, und zwei mächtige Scheiben schnitt sie ihm vom Schinken ab. Der Jung mußte ja tüchtig hungrig sein.

Das war er auch, aber er saß beim Tisch, hintenüber gelehnt an die Bank, die Faust mit der aufrecht darinsteckenden Gabel neben dem Teller und spießte doch keinen Bissen auf.

„Jung, haste nit Hunger? Du bist wohl müd?" fragte die Mutter, und der Vater, der, seine Pfeife rauchend, in der Stube auf und ab ging, wollte gern etwas vom Markte hören. Aber Valentin blieb einsilbig, nur das Notwendigste brachte er heraus: ja, ja, sie würden schon einen Braunen kriegen, aber nicht vom Markt in der Kreisstadt, da wurde man nicht handelseinig, die Polen wollten einen alle übers Ohr hauen. Ein Glück, daß der Löb Scheftel aus Miasteczko mit ihm zusammengetroffen. Der war mit seinem Sohn und dem Wägelchen auch zu Markte gewesen. Mit zurücknehmen hatten sie ihn auch wollen — da hätte er schon am Nachmittag daheim sein können — aber mit 'nem Juden zu fahren, hatte er sich doch bedankt. Morgen würde der ihnen ein Pferd vorführen, zu zivilem Preis, und ein viel besseres, als die Ware auf dem Roßmarkt. Morgen — ja, morgen! Den Teller zurückschiebend, versank der junge Mann mit offenen Augen in ein Träumen: morgen, ja morgen! Ob er die Stasia vielleicht wieder traf?

Bis an die Sumpfwiese vorm Wald, die jetzt so fest gefroren war, daß man drüber hinweg den kürzeren Weg nach der Försterei nehmen konnte, hatte er sie begleitet. Weiter wollte sie sich nicht bringen lassen: nein, nein, der Vater war so streng! Wollte der Walenty wissen, wie es ihr, dem armen Mädel, ergangen? Und sie hatte ihm die Wange hingehalten, deren weiches Fleisch die Spuren einer Züchtigung wies. Der Alte war aber mal ein Grobian! Was konnte denn die Tochter dafür, daß sie hübsch war, so hübsch, daß der Herr von Gwiadliborczyce ihr nachstellte und sie, da sie ihm nicht willig war, bei seiner Frau so verpetzte, daß diese sie Knall und Fall aus dem Dienst entließ?! Das arme Mädchen! Valentin fühlte ein inniges Mitleid und einen Zorn dazu: mußte der Grobian denn nicht ein Einsehen haben? 's war doch brav von der Stasia, daß sie sich dem Herrn widersetzt.

Ach, die Stasia! Die Sternlein hatten nicht mehr allein geleuchtet, auch der Mond hatte angefangen zu scheinen, er schien gerade in das liebe, runde Gesicht. Am Sumpfrand, beim Dornenstrauch, der jetzt ganz entblättert stand, nur ein paar verschrumpelte Hagebutten waren hängen geblieben, hatte sie ihn um den Hals gefaßt: „Dobra noc!" das hieß: „Gute Nacht!" Sie hatte es mit besonderer Betonung gesagt, ihn warm dabei gedrückt, und dann war sie schnell von ihm fortgelaufen, mitten aufs Moor hinaus. In dessen Mitte hatte sie sich noch einmal umgedreht, ihm gewinkt, eine Kußhand geworfen: „Daj mi buzi!", und war dann lachend verschwunden hinter dem Kieferngestrüpp des Waldrandes. —

Als Valentin seine Schlafkammer aufsuchte oben im Giebel, lief ihm das Blut rasch durch die Adern. Der Mond schien ihm aufs Bett, es war eisig kalt in der Kammer, aber er lag, nur lässig zugedeckt, mit offenen Augen auf dem Rücken und fror nicht. Vergnügt war er eigentlich immer, konnte es gar nicht begreifen, daß die Eltern so manches zu klagen hatten, aber so gut wie heute war ihm noch gar nie zumute gewesen. Des Neuen hatte er hier schon viel zu sehen und zu hören gekriegt, aber das Allerneuste war doch, daß er —, schon halb im Schlaf lachte er dabei übers ganze Gesicht und spitzte dann den Mund: „Daimi buschi" — daß er einen polnischen Schatz kriegte.

XI

Die Garczynska konnte es noch immer nicht verwinden, daß sie ihre Zofe verloren hatte. Das Stubenmädchen war jetzt zu diesem Posten erkoren worden, aber es hielt gar keinen Vergleich aus mit Stasia. Jeden Morgen flossen die Tränen der Dienerin; die Herrin schalt und stampfte mit den Füßen, oft riß sie die ganze mühselige Frisur wieder auf und warf der Ungeschickten die Haarnadeln an den Kopf. Frau Jadwiga gestand sich oft mit Seufzen: die Stasia war eine greuliche Person gewesen, leichtsinnig, verdorben, ganz gemein, aber höchst brauchbar! Die alte Nepomukena hatte viel zu tun, um die Herrin, die der verlorenen Dienerin nachtrauerte, zur Ruhe zu bringen.

Auch Garczynski vermißte seinen Sziulc. Der hatte zu gleicher Zeit mit der Zofe den Laufpaß bekommen, darauf hatte Jadwiga bestanden: er war der viel Schuldigere, er hatte das Mädchen verführt! Vergebens suchte ihr Gatte ihr verständlich zu machen, daß man einem Manne mehr nachsehen könne, mehr nachsehen müsse als einer Frauensperson — sie bekam ihre Zufälle.

Ein treffliches Zeugnis konnte Garczynski seinem Inspektor nicht versagen, zumal der so anständig gewesen, nur noch für einen Monat sein Gehalt, das er, böswilligerweise, für ein ganzes Vierteljahr noch hätte verlangen können, zu beanspruchen. Doppelt fatal war Garczynski die Kündigung, als ihm zu Ohren kam, daß Inspektor Sziulc sich vom ersten Januar ab bei Kestner in Przyborowo verpflichtet — nun hatte

der den tüchtigen Kerl! Er war gereizt gegen seine Frau.

Jadwiga empfand die trübseligen Wintertage trübseliger, nichts unterbrach deren Einerlei. Die neunerlei Gerichte hatten auf der Weihnachtstafel gestanden, der Gesindemarkt in Posen war abgehalten, viel neues Gesinde war in Gwiadliborczyce aufgezogen, überall war ein Kommen und Gehen — aber keine Stasia kam wieder. Wenn die noch da wäre, so hätte die Herrin in der Sylvesternacht Blei gegossen, Stasia war immer behend gewesen in allerlei Auslegungen. Vergangenes Jahr, war's da nicht ein Ritter geworden, zu Pferd wie der heilige Georg, der den Drachen niedersticht? Stasia hatte es auf den deutschen Baron gedeutet.

Frau Jadwiga konnte jetzt nur seufzen und beten. Der Vikar war ihre einzige Zuflucht. Es war zur Gewohnheit geworden, daß er, wenn der Unterricht von Boleslaw erledigt, bei ihr eintrat. Dann sprachen sie von Musik und Literatur und von den ewigen Zielen. Gorka hatte eine angenehme Art, über alles mögliche zu sprechen, er war belesen und verschloß sich nicht engherzig. Jadwiga, die zwei Jahre ihrer Mädchenzeit in einer Genfer Pension verbracht und oft mit ihrem Vater, dem reichen Bankier, Paris besucht und die Modebäder, bevorzugte die französische Literatur. Wenn sie um ein Dichterwerk herumtändelte und mit einer gewissen Naivität und angeborenen Vorliebe bei heiklen Thematen verweilte, kam oft ein unruhiges Blicken in seine Augen und eine feine Röte in seine Stirn. Aber er wußte bald, ohne daß sie es merkte, Seite nach Seite umzublättern in ihrer Seele, sie fortzuführen von dem Wege, den zu gehen, gerade mit ihm, dem Geistlichen, ihr einen heimlich aufregenden Reiz gewährte. Wo sie auch geweilt hatten, unterm Kreuz langten sie doch an. Sie war oft in tiefer Zerknirschung, wenn er sie verließ — ach ja, ein Leben der Heiligen zu führen, ohne irdische Wünsche, welche Seligkeit!

Frau von Garczynska fuhr jetzt alle Woche nach Pociecha-Dorf zur Beichte. So stieß sie nach dem Fest der Heiligen Drei Könige auf Stasia; diese kam aus der Kirche, als sie hineintrat. Eine fast eifersüchtige Regung durchschoß das Herz der Dame unterm kostbaren Zobelpelz — gehörte das Ohr im Beichtstuhl ihr nicht allein? Wenigstens das wollte sie voraus haben vor diesem Mädchen, das sich so ausleben durfte ganz nach Gefallen! Die Unverschämte, nicht einmal zerknirscht hatte sie die Augen niedergeschlagen, nein, zierlich geknickst und mit einem raschen Blick die Toilette der Herrin gemustert. Jadwiga glaubte den Beichtstuhl noch warm zu finden; eine Neugier erfaßte sie: was mochte die alles hier durch das mit dunkelm Gardinchen verhangene Gitter geflüstert haben? Was Gorka sich wohl dabei gedacht? Ob dabei auch in seine Augen das Flimmern gekommen war und in seine Stirn die Röte?!

Sie war erst beruhigt, als statt der schönen Stimme des Vikars das bäurische Organ des alten Propstes an ihr Ohr drang.

Gorka war zu Schäfer Dudeks Hütte gegangen; dort war nun wirklich der Tod in der Stube. Gestern abend noch war die alte Nepomukena „zu Hofe" gegangen, aber heut früh war der Schäfer aufgewacht von einem harten Klopfen. Es klopfte, als schlüge einer mit einem Stein aufs Hüttendach; da wußte Kuba Dudek, das war der Tod, der saß oben und meldete sich an. Und als er nach seiner Ehefrau guckte, saß die wie immer aufrecht in den Kissen — platt liegen konnte sie schon seit einem Jahr nicht mehr — und rang nach Atem, aber die Augen waren glasiger, die Nase spitzer. Er weckte die Filomena, daß sie auf die Mutter passe, und machte sich selber auf nach Pociecha-Dorf: der Lehrer sollte ihm nach Posen an die Michalina schreiben, daß sie schnell heimkomme, auf daß ihre Großmutter sie noch segne.

Der Lehrer hatte geschrieben — einen Groschen für die Bemühung, einen Groschen fürs Papier, einen Groschen für die Postmarke — beruhigt hatte sich der Alte wieder heimbegeben wollen, da war er angerufen worden aus der Ciotka Tür: ob er nicht einmal nachsehen wollte? Der Doktor war für nichts gut, nicht einmal Pferde und Schweine verstand der zu kurieren. Ciotka hatte wahrlich lange genug gedoktert. Da hatte sie nun ein bißchen zum Tanze aufgespielt an Heilige Drei Könige, hatte beim Nachhausegehen, da sie ein wenig getrunken, nur ein Stündchen vielleicht auf den Steinen gelegen, und nun war sie schon wieder so krank! Kalt war's freilich gewesen; den Leuten, die morgens Bernstein und Kreide zur Kirche getragen, selbige weihen zu lassen zum Schutz gegen böse Geister, waren die Finger erfroren. Oder ob sie vielleicht „verrufen" war?

Fast sämtliche Weiber des Dorfes waren um die Ciotka versammelt, die in brennender Fieberhitze lag. Sie beteten und klagten, die Ciotka würde wohl sterben, wenn nicht die heilige Mutter Gnade gab und Dudek, der Alte, sie heilte.

Dudek war ein wenig gekränkt: warum hatte man ihn nicht schon längst geholt, damals gleich nach der Ciotka Unfall? Da hätte die in acht Tagen wieder getanzt!

Die Weiber entschuldigten sich: man hatte doch nicht gekonnt; der gnädige Herr aus Niemczyce hatte den Doktor geschickt, und er wußte es doch, Doktor und Schäfer kurieren nicht zusammen!

Der alte Schäfer lächelte geringschätzig: so ein junger Mensch, wenn der auch in Büchern lesen gelernt hatte, was weiß der von den geheimnisvollen Kräften, die da wirken zwischen Erde, Wasser und Luft?!

Er hieß die Weiber die Kranke auf den Bauch legen und ließ sie alle rundum niederknien. Er selber machte das Zeichen des Kreuzes dreimal über die entzündeten Wunden, wendete sich gegen Osten und sprach leise dreimal:

„Rose, ich sage dir:
Geh hinaus, geh hinein,
Geh in Gottes Haus hinein
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Und er pustete dreimal. Nun war das Uebel weggeblasen gen Sonnenaufgang, nun ging es, woher es gekommen, zurück zu Gott, dem Allmächtigen, der es gesandt. Hier hatte der Tod noch nicht auf dem Dache geklopft.

Aber daheim, bei der Nepomukena, gab's keine Besserung mehr; man soll auch nicht wehren, wo der Tod geklopft hat. Dudek fand, als er heimkam, sein Weib bedeutend schwächer, wie er es verlassen. Er sah's an der Nase, um die hatte der Tod mit dem Finger gewischt.

Die Filomena saß beim Bett und verlas Erbsen, ihr zu Füßen hockte der kleine Jasio, der Michalina Kind, und sah mit verwunderten Augen der sterbenden Urgroßmutter zu. Die war ganz teilnahmlos, sah nicht Mann, noch Tochter, noch Enkelkind. Schade, daß der Brief an die Michalina schon fort war, sie hätte ruhig dort bleiben können, einen Segen kriegte sie doch nicht mehr!

Der alte Schäfer zupfte ein Flöckchen aus seinem Schafpelz und hielt das seiner Frau an die Lippen — ja, die atmete noch. Aber ihre Hände, ihre Füße waren schon eiskalt.

Eine grimmige Kälte ging draußen über die Flur und schnob durch alle Fugen der Hütte. Durch den großen Riß der Lehmwand hinter dem Bett blies sie, und blies dem alten Weibe ins Gesicht. Das fühlte den Zugwind nicht mehr.

Der Vikar kam. Da er auf die Fragen der Beichte keine Antwort mehr erwarten konnte — die müden Augen schlossen sich schon —, gab er der Sterbenden die letzte Oelung. Die Grommika, die Wachskerze, zu Lichtmeß geweiht, brannte, der kleine Mesner hinter dem Geistlichen reckte sich auf den Zehen, um ja was vom Sterben zu sehen zu kriegen, die Filomena betete laut, und draußen vor der Tür antwortete das Gemurmel der versammelten Nachbarinnen.

Es war um die Stunde, da die Nepomukena sonst zu Hofe zu gehen pflegte, daß sie sich noch einmal belebte. Sie streckte die Arme aus, daß man ihr helfe. Wie, wollte sie sich erheben, aus dem Bette steigen und wandeln?! Fast schien es so. Und sie lallte: „dali," und in einem Röcheln dann noch etwas, das man nicht mehr verstand. Unruhig glitten ihre Blicke zur Tür, einen Fuß noch streckte sie aus dem Bett, dann war's zu Ende.

Nun konnte sie platt liegen. Man deckte ihr ihre Plachta*) übers Gesicht.

*

Als sie die Nepomukena begruben, ging der Wind sehr hart. Die Komorniks, die den Sarg trugen, froren, denn er war nicht so schwer, daß sie unter der Last geschwitzt hätten. Zwischen das Trauergeleit, das hinter dem Sarg her betete, fuhr ungehindert der Nordost und jagte die Leidtragenden auseinander, daß sie die Ordnung bald aufgaben und durcheinander liefen wie eine verwirrte Herde. Jeder erkämpfte sich einzeln seinen Weg nach Pociecha-Dorf.

Als sie vom Kirchhof zurückkehrten, der hinter dem Dorf lag, preisgegeben allen Winden, nur durch eine dürftige Fliederhecke vom Acker geschieden, tat ihnen ein Schnaps wahrlich not. So traten sie alle in den Krug, nur die Michalina nicht, die wollte nicht mit einkehren. Die andern schalten über sie: ei, warum wollte sie denn nicht? War sie etwa so vornehm geworden in Poznań,**) daß es ihr nicht mehr paßte bei Eljakim Eiweiß?!

Nein, das war es nicht; Michalina war sehr betrübt. Als sie nun so allein zum Dorf hinaus ging, weinte sie vor sich hin. Ach, da war sie nun gestern aus Posen gekommen, so schnell als möglich, aber die Großmutter hatte sie doch nicht mehr am Leben gefunden, und die war immer so gut gewesen! Nun würde sie die nicht mehr auf Erden sehen; die würde ihr nicht mehr die Zöpfe flechten, schön zwölfsträhnig, daß sie handbreit standen, es war eine Pracht! Ach, die gute Babuscha!***)

Sie heulte laut, ihr Herz floß über von Trauer. Und daß der Jendrok nicht beim Begräbnis sein konnte! Den hatte die Babuscha doch auch immer so lieb gehabt! Aber der wußte ja nicht einmal, daß die gestorben. Wo mochte der jetzt sein in der weiten Welt? War er noch bei den Soldaten oder war er schon frei? Sie hatten von Hause nicht an ihn geschrieben, schon lange nicht; Großvater hatte das Schreiben nicht gelernt, Großmutter auch nicht, die Mutter hatte es längst vergessen, ihr selber, der Michalina, wurde es auch schwer, und der Jendrok sparte auch gern die Tinte und das Papier. So hatten sie sehr lange nichts voneinander gehört.

Ach, wer doch als Sternlein am Himmel stehen könnte, heruntergucken auf die weite Welt! Wer sich doch aufschwingen könnte wie ein Täubchen und fliegen mit dem Wind bis wo der Jendrok wäre! Daß sie doch singen könnte über ihm in der Luft: „Jendrok, kehre wieder, Brüderchen, komm zurück!"

Als sie noch Kinder gewesen, nur mit dem Hemdchen angetan, da war er mit ihr über die

*) Tragtuch von grober Leinwand.
**) Posen.
***) Großmutter.

Felder gegangen, hatte sie sorglich an der Hand geführt, und als sie größer geworden und die Buben sie narrten, hatte er sich vor sie gestellt und alle abgewehrt. Und die dicksten Aepfel hatte er für sie geholt aus dem Herrschaftsgarten und einmal sogar einen Salzhering aus der Herrschaftsküche! Er war immer ein sehr guter Bruder gewesen. Beim Raffen und Mandelaufstellen in der schweren Erntezeit war er ihr stets beigesprungen, und als sie dann später Stubenmädel geworden in Przyborowo, da war er freilich schon beim Militär gewesen, aber er hatte geschrieben:

„Liebe Schwester, gräme Dich nicht, wenn ich werde zurück sein, werde ich ihn verwammsen, wenn Du nur wirst sagen können, wer Vater ist."

Das konnte sie wohl sagen, aber was nutzte es ihr? Wie dürfte der Jendrok seine Hand erheben gegen einen so vornehmen Herrn? Seine Hand mußte er an die Mütze legen und stramm stehen — ja, das mußte er! Ach, wie war das alles so traurig, so traurig!

„Heilige Mutter!" Eine Bozyamska stand am Wege zwischen Dorf und Ansiedlung, da knickste die Weinende tief und schlug vielmals das Kreuz — mochte die Heilige nun alles machen, wie sie's für gut fand! Die Großmutter saß ja nun auch neben der auf dem goldenen Thron, die würden jetzt miteinander sorgen für die Michalina, bis der Jendrok heimkam.

Die traurige Michalina trocknete ihre Augen: was hilft's, man muß ja getröstet sein! Nach Posen zurückkehren würde sie nun nicht mehr; die Mutter hatte auch gesprochen: „Spare das Geld, das die Bahn kostet!" Amme konnte sie nun doch nicht länger mehr sein, und das kleine Kind kriegte ein Fräulein; sie war jetzt nur noch gut, die Windeln zu waschen und die Dielen zu scheuern, und der Lohn war auch danach, und „so viel," sagte die Mutter, „kannst du auch hier verdienen, bleibe jetzt; vielleicht, daß du wieder einmal Glück hast, eine so feine Stelle annehmen zu können in Poznań!"

Michalina wußte nicht, ob sie sich freuen sollte, daß sie nun hier blieb, oder traurig darüber sein. In Posen hatte sie immer schönste Nationaltracht getragen: getollte Häubchen, weiß wie Schnee, schwerseidene Bänder, handbreit, bunt wie alle Farben des Regenbogens, einen Spenzer von Sammet, Perlschnüre so viele, daß der Nacken sich bog — wenn sie doch wenigstens die Tüllschürze behalten dürfte, sich darin zu zeigen am Festtag! Und zu arbeiten hatte sie auch nichts gehabt, aber auf die Dauer hatte es ihr so doch nicht behagt; das gute Essen, das bequeme Leben hatten sie dick gemacht, und sie sehnte sich nach ihrer vormaligen Schlankheit. Wie behend hatte sie sich bücken können, wie flink springen! Das Kattunmieder von früher wollte ihr jetzt gar nicht mehr passen, die Brust quoll über den Rand, die Haken platzten ab. Nein, es war nichts mit dem Faulenzen, sogar der Kopf wurde einem dick davon, man kriegte Gedanken. Wo hätte sie sonst je Gedanken gehabt — gepriesen sei Gott! — wozu auch? Wenn man zu arbeiten hat und zu essen, ist's gut.

Nun würde sie wieder mit den andern Mädchen auf den Acker gehen und am Fest den Krakowiak tanzen und immer singen! Hell lachte sie auf bei dem Gedanken und sah dann hastig, ganz beschämt nieder: ei, das war doch nicht fein von ihr, daß sie lachte, heut am Begräbnis der Großmutter! Und die war doch so gut gewesen! Nun war die nicht mehr, die dem Jasio den Brei gegeben und ihn auch gewaschen — der Großvater war zu taub, der hörte nicht, wenn der Kleine weinte, und die Mutter mußte zu Hofe gehen, aber sie würde es hören, denn er war ein niedlicher Knabe. Gott erhalte ihn, und die heilige Mutter schenke ihm Gnade! Als sie gestern angekommen und sich über ihn gebeugt, hatte er mit beiden Händchen in ihre Perlenschnur gegriffen und sich so aufgerichtet auf seine Füße. Die Perlenschnur war zerrissen, aber es tat ihr nicht leid — ei, so stark war das Bürschchen! Der würde einmal tüchtig die Sense schwingen bei der Ernte — und hatte er nicht jetzt schon brav Geld eingebracht?

Michalina fühlte nach der Stelle ihres Unterrocks, wo sie, in einen Leinwandflecken eingenäht, Goldstücke barg. He, sie war jetzt gar keine schlechte Partie! Wollte Gott, daß sie einen braven Mann kriegte, der sie auch nicht schlug, und mit dem sie alt und grau wurde bei Sommersonne und Winterschnee!

Sie ließ ihre Blicke schweifen: hier war's noch immer gerade so wie vor anderthalb Jahren, als sie nach Posen gefahren; nur dort in der Ansiedlung waren der Häuser mehr geworden. Vorzüglich das eine stach ihr in die Augen: Fenster rechts und links von der Tür, auch im Giebel eine blanke Glasscheibe, die Ställe ebenso wie das Haus mit Ziegeln gedeckt, und die Scheune auch — das war einmal ein feiner Hof! Mußten das reiche Schwabben sein, die darin wohnten!

Bewundernd hafteten die Augen des Mädchens auf dem Bau der Rheinländer. Es konnte seine Neugier nicht zähmen, es ging rund herum um das Viereck und lugte dann an der Zaunseite in den Hof.

Eine Frau trat jetzt aus der Hintertür und schritt eilig dem Stall zu. Bescheiden grüßte das Mädchen, verlegen errötend; die Frau nickte freundlich wieder, aber ihr Gesicht war besorgt. Aus dem Stall drang dumpfes Muhen, es hörte sich gar kläglich an.

Michalina schaute, sich auf den Zehen reckend, neugierig über den Zaun weg in den geordneten



Lesezirkel

Nach dem Gemälde von Carl Seiler



Hof — wie fein! Da standen Eimer und Mistgabel in einer Ecke, keine Jauche floß, aller Schmutz war auf einen Haufen zusammen gekehrt, an der Stallwand war hoch Reisig geschichtet, alles hübsch in Bündel gebunden; so ordentlich war's hier, wie in einer festtäglich geputzten Stube. In Posen hatte sie wohl schöne Zimmer gesehen, auch in Przyborowo war's stattlich gewesen, in Gwiadliborczye sollte sogar Sammet an den Wänden hängen und das Sofa von Seide sein, wie die Stasia Frelikowska erzählte, aber einen so schönen Hof gab's gewiß nicht wo anders! Michalina staunte noch, als die Frau wieder aus dem Stalle herauskam. Das Muhen wurde immer kläglicher, es klang schier menschlich, wie lautes Stöhnen.

Frau Kettchen war allein zu Haus, die Kinder noch nicht aus der Schule zurück, — das Kleinste schlief in der Wiege. Die Männer waren mit Löb Scheftel noch nicht handelseinig wegen des Gauls, so waren sie heute nach Miasteczko gegangen — und gerade heute mußte es die junge rotbunte Kuh überkommen! Die wollte kalben zum ersten Male. Was anfangen?! Ratlos sah Frau Bräuer in die meilenweite Ferne: Jesus, Maria, Joseph, welch eine Lage! Wann kamen die Männer zurück? Der Weg war weit, und keine, keine Hilfe in der Nähe!

Verzweifelt irrten die Augen der Frau, sie weinte fast. Horch, wie jammervoll das Tier klagte! Sollte sie bei dem nächsten Nachbar anklopfen? Der würde doch nicht kommen, ihr Peter war nicht Freund mit ihm. Und mit dem zweitnächsten auch nicht; mit kaum einem hier. Er hatte ja auch recht, 's war ja meist Gesindel; aber nun war man so ganz allein hier, so ganz verlassen. Und allein traute sie sich nicht, Hand anzulegen; sie hatte nicht die Kraft, und wenn sie gar das Tier verletzte, das kostbare Stück?! „Jesus Christus, erbarme dich!" seufzte sie in höchster Not.

Da traf ihr hilfesuchender Blick die verschämt lächelnde Dirne am Zaun. Frau Kettchen konnte nicht mehr an sich halten, weinend vor Angst schlug sie die Hände zusammen: „O Jesus Maria!"

Was war denn? He, warum weinte die reiche Ansiedlerfrau? Michalina wagte es, näher ans Gattertürchen zu kommen, Frau Kettchen winkte ihr — da trat sie in den Hof. Beide sprachen sie zu gleicher Zeit aufeinander los und verstanden sich nicht; Michalina hatte auch bei der deutschen Herrschaft kein Deutsch gelernt, die sprach immer polnisch mit ihr. Aber das Brüllen der Kuh verstand sie. Vor der blonden, zitternden Frau her eilte sie zur Stalltür. Sie traten beide miteinander zur Leidenden ein, ihre Blicke trafen sich. Da nickte die stämmige Dirne ermutigend und schritt zu dem Tiere heran.

Als Peter Bräuer und sein Sohn eine Stunde später nach Hause kamen, den gekauften Braunen hinter sich her ziehend, fanden sie die Mutter geschäftig in der Küche; sie kochte einen Trank für die Rotbunte. Was, die hatte gekalbt?!

„Donner und Doria!" Ohne weiter zu hören, stürmten die Männer auf den Hof. Dort hatte Michalina unterdessen frisches Stroh untergebreitet. Mit offenen Mäulern standen Bräuers Kinder, die eben aus der Schule heimgekehrt, an der Stalltür und beobachteten, was die fremde Magd schaffte. Grade als die Männer auf die Schwelle traten, kniete das Mädchen, ihr Begräbniskleid hochgeschürzt über dem feuerroten Rock, bei der jungen Mutter und legte ihr den Säugling an. Liebreich stützte Michalina das auf seinen hohen Beinen noch schwache Tierchen beim Trinken mit ihren Armen und gab der Kuh Schmeichelnamen, die, noch Angst im feuchten Blick der schwarzbraunen Augen, den Kopf nach ihrem Kälbchen drehte und es zu lecken versuchte.

Michalinas braune Wangen waren gerötet, zutraulich in ihrer Freude über das niedliche Kalb, nickte sie den fremden Männern zu. Die standen erst verdutzt; Peter Bräuer runzelte die Stirn: was wollte die Polackin hier?! Aber dann vergaß er das Fragen vor Freude über das kräftige Kalb.

Als Michalina ein wenig später den Bräuerschen Hof verließ, geleitete der Sohn sie bis vor die Haustür. Der Vater hatte ihm einen Taler gegeben, — man durfte sich doch nicht lumpen lassen, vor dem Volk erst recht nicht! — und nun versuchte Valentin ihr den in die Hand zu stecken. Aber sie widerstrebte: die Hilfe hatte sie ja aus freien Stücken und gern geleistet, einmal der armen Kuh zuliebe und dann auch der Frau zuliebe, die sie so freundlich gegrüßt, nicht fortgejagt vom Zaun, als sie neugierig dort geguckt. So gern sie auch Geld hatte, hier beleidigte es sie fast, daß man ihr welches anbot; der dankbare Händedruck der guten Frau hatte ihr wohlgefallen, und wenn ihr nun der schöne Bursche auch noch die Hand reichen wollte! Den Kopf verneinend schüttelnd, wies sie fast heftig das Geld zurück: „Niz, niz!"

Verlegen stand Valentin: also kein Geld wollte sie annehmen? Nun, dann würde er ihr später einmal eine Perlenschnur mitbringen oder einen Rosenkranz aus der Bude am Dom, aber es war doch unangenehm, daß er jetzt nichts für sie hatte — man durfte sich nicht lumpen lassen, sagte der Vater.

Ihre blanken braunen Augen schauten ihm treuherzig, in offen gezeigtem Wohlgefallen ins Gesicht, ein Erröten nach dem andern jagte über ihre Wangen und machte sie hübsch.

Da wiederholte er lachend, was er neulich gelernt: „Demi buschi!" bückte seine schlanke Gestalt herunter zu der kleinen untersetzten und

drückte einen scherzenden Kuß auf die errötende Wange. —

Michalina war sehr vergnügt, als sie ihren Weg fortsetzte; der Tag hatte so traurig begonnen, noch klangen ihr die Sterbegebete in den Ohren, und doch mußte sie jetzt schon singen. Die Erde war gefroren, so hart, daß sie unter ihren Schuhen klapperte, die Krähen schrien hungrig über den toten Aeckern, aber sie schaute doch unwillkürlich, ob da nicht irgendwo eine Lerche säße, ganz verborgen in beschneiter Furche; ihr war, als hörte sie immerfort leises Gezwitscher. Da fing sie auch an zu summen, wehmütig und lustig zugleich klang das Liebeslied:

„O wär' ich ein Sternlein, wie droben
Am Himmel so viele stehn,
Ich blickte von droben herunter,
Nur auf dich, mein Bürschchen, zu sehn!"

Immer wieder von neuem das Liedchen beginnend, trabte sie munter gen Gwiadliborczyce. Als sie sich den Hütten der Komorniks näherte, hörte sie schon ihren Jasio schreien, noch niemand war also zu Hause, das Bübchen noch immer allein. Unter der ausgehöhlten Schwelle lag der Schlüssel, rasch holte sie ihn hervor und schloß auf.

In Schäfer Dudeks einziger Stube war, trotzdem man mit Wacholderbeeren geräuchert und Essiglappen aufgehängt, doch noch der ganze Leichendunst. Das Kind saß am Boden auf dem nackten Estrich und hatte sich ganz rot und heiß geschrien. Ei, das war gut, so hatte es auch nicht gefroren! Die Mutter legte flink ihr sonntägliches Kleid ab, zog den alten Rock der Großmutter an und schlüpfte in deren Pantoffeln, dann nahm sie ihren Buben auf den Arm. Von neuem summend, tänzelnden Schritts, begann sie ihn durch die Stube zu tragen.

„Ei, was fehlt denn dem Bürschchen, dem kleinen, daß es weint? Hat es nicht Härchen wie Flachs, einen Mund wie 'ne Kirsche, Aeugelchen wie schwarze Beeren? Hat es nicht ein rotes Bändchen um sein Aermchen, daß keine Hexe es behexen kann? Bschi, bschi — still, still! Ist der böse Wil*) hinter dem Balken hervorgekrochen und hat dem Kindchen die Zähne gezeigt? Fürchte dich nicht — bschi, bschi! Geh, böser Wil, geh zu unartigen Kindern, mein Bürschchen ist lieb, mein Bürschchen ist brav! Mein Bürschchen bekommt ein Schlittenpferd, ein Wägelchen mit einem Glöckchen dran und, wenn es groß ist, ein Schwert. Bschi, bschi, schlafe, mein Täubchen! Daß alle Engel dich hüten — bschi, bschi, — Jesus Maria, Joseph und der heilige Geist!"

Michalina machte über ihrem Bübchen das Zeichen des Kreuzes und drückte es kosend an die Brust. Jasio lächelte und schmiegte sich an; die Mutter lächelte auch, hell jauchzend schwang sie das Kind in ihren starken Armen hoch in die Höhe und wieder tief zum Boden und wirbelte sich dann mit ihm herum. Unterm Mützchen hatte sich ihr einer der festgeflochtenen Zöpfe gelöst und hing, stark und straff, über den Rücken; ein paar Haken am Mieder waren aufgeplatzt, unterm weißen Hemd quoll die weiße Brust, und in der weißen Brust klopfte das rote Herz.

*) Unhold, der unartige Kinder holt.

XII

Während nun die alte Nepomukena von langer Arbeit ausruhte, und die junge Enkelin ihr Kind herzte, saß der Witwer in der Schenke. Heute mußte er die Leidtragenden sämtlich freihalten und selber fleißig das Gläschen leeren. Es half ihm nichts, daß er sich lange Jahre des Schnapses enthalten, heute durfte er nicht gegen das Hergebrachte verstoßen.

Sie saßen am Tisch auf Bänken, die Männer zusammen, und die Frauen zusammen; auch den Weibern waren die Kehlen trocken geworden, sie hatten viel geweint und gebetet.

Auf die Leidtragenden herunter blickte das Bild Kaiser Wilhelms II. Ein Oeldruck war's, wundervoll bunt die Uniform, mit einem goldenen Stern auf der Brust. Eljakim Hirsch war sehr stolz darauf, stolz auf das schöne Gemälde, stolz auch auf seinen Mut — wer weiß auch, ob sie es erkannten. Dagegen würde der Landrat, erfuhr er davon, ihm hold sein, so hoffte er, und die deutschen Ansiedler würden nun auch sicherlich einkehren, wo ihres Kaisers Bild hing.

Der alte Dudek sah stumm ins Glas, als sie seine Verstorbene lobten. Er hatte an ihrer Leiche nicht geweint, nun weinte er; langsam sickerte eine Träne nach der andern aus den des Weinens unkundigen Augen nieder auf den Tisch. Sie trösteten ihn alle: ei ja, das wollten sie wohl glauben, daß es ihm schwer ankam, die Nepomukena in der Grube zu wissen, die gute Babinka,*) mit der er ein halbes hundert Jahre immer Seite an Seite gelebt, Tag und Nacht. Sie war eine treue Seele gewesen — daß Gott es ihr lohne! Aber der Witwer mußte nun nicht mehr weinen, wie lange noch und die Nepomukena würde sich ihm zeigen im Totenhemd, ihn aufmerksam zu machen auch auf seinen baldigen Tod!

Aber Kuba Dudek schüttelte den Kopf: nein, das konnte ihn nicht trösten, sie würde sich auch nicht zeigen, denn sie wußte wohl, daß er zu warten hatte. Und würde er hundert Jahre alt und darüber, immer zu warten!

Auf was denn warten, he? Hatte der Alte einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, daß er sprechen konnte: „Tod, bleib draußen" — und erst, wenn er's satt hatte: „So, nun hol mich" —? Sie waren alle neugierig. Die Köpfe steckten sie überm

*) Großmütterchen.

Tisch zusammen: auf was wartete der Dudek denn?! Daß er's ihnen doch erzählen möchte! Von einem geheimen Gruseln überlaufen, starrten sie nach ihm hin.

Er saß da und schaute ganz verloren. Die Schöße seines Sonntagsrocks lagen rechts und links von ihm auf der Bank, wie die gespreizten Flügel eines großen Vogels. Vom ungewohnten Schnapsgenuß war er müde geworden, die Lider wollten ihm zufallen. Da rückte die Filomena rasch neben ihn und stieß ihn in die Seite: „He, Vater, schlafe nicht, erzähle, sie warten drauf!"

„Erzähle, erzähle," riefen alle, wußten sie doch, der Schäfer hatte viel geheime Wissenschaft. Der kannte die Unterirdischen, die kleinen Zwerge, die die Kinder vertauschen, und die Hauskobolde, die als schwarzer Fleck an der Wandtünche sitzen. Wenn der, in der Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen, beim letzten Schlag der Mitternacht auf die Kirchschwelle trat, sah er drinnen alle die, die einst zu Lebzeiten hier die Messe gehört, knien, sah die Kerzen am Hochaltar brennen, sah den Priester beim heiligen Meßopfer und hörte das Miserere vom Chor. Der sah, was jedem andern verborgen. Konnte es auch gleich einem Weibsbild anmerken, ob es eine Hexe oder nicht, wußte ein Mittel gegen die fallende Sucht und wie man den Weichselzopf los wird, verstand das Fieber auszutreiben und die Rose zu besprechen, schaffte Hilfe gegen den bösen Blick und gegen das Behextsein der Schafe und Kühe. Der hörte in der heiligen Nacht die Tiere sprechen und prophezeite aus Wind und Wolken, ob es ein gutes Jahr werde oder ein schlimmes.

„Was soll ich erzählen?" sprach Kuba Dudek, als sie ihn bedrängten.

„Sag, auf was wartest du? Warum sprichst du immer: ‚ich warte'?!"

Da machte er seine müden Augen auf, so groß er konnte, und sah sie ernsthaft alle der Reihe nach an: „He, und wartet ihr denn nicht?!"

„Gott verdamm mich," sagte Krzywonski, das Schiefmaul, das sich bei jeder Festlichkeit, sei es Hochzeit oder Kindtaufe, Begräbnis oder Tanz, mit seinem Horn einfand, „ich warte nicht. Auf was soll ich denn warten?" Er schlenkerte mit der Hand, als schwenke er den Speichel aus seinem Horn: „Ich habe nichts zu erwarten!"

„Vater," sagte die Filomena und puffte ihn wieder in die Seite — sie war stolz auf des Vaters Wissenschaft — „nun sage ihnen schon, auf was sie warten sollen!"

„Ich werde ihnen sagen," sprach Kuba Dudek. Er reckte seine hagere Gestalt auf in einer gewissen Würde. Mit den Fingern seiner Rechten fuhr er wie mit Zinken durch sein langes strohhartes Greisenhaar; und dann kratzte er sich. „Ihr wißt nicht, auf was ihr warten sollt? Seid ihr denn schon ganz blind gemacht, ganz taub?! Weh, das ist das Werk des Teufels, und der Teufel, das sind die Deutschen! Alle Deutschen sind Teufel, aber ihr oberster, das ist der, der hinter dem Berge wohnt. Der hat auch die Ciotka geschossen. Der tut immerfort Böses; der ruft auch die Schwabbe in unser Land, daß ihrer mehr werden wie unser sind, daß sie uns verdrängen von unserm Acker, daß man immerfort deutsch reden hört und unsre Kinder polnisch verlernen. Polen schläft!" Mit einem tiefen Seufzer stützte er den Kopf in die Hand und schwieg. Seine Gestalt sank ganz zusammen.

Die andern schwiegen auch betroffen: was hatte der Dudek, warum war er so traurig? Freilich, der Niemczycer war ein hartherziger Herr, keinen Groschen hatte er den Männern für ein Schnäpschen gegeben, als sie ihn darum gebeten vor der Ciotka Tür — aber, daß er die Ciotka geschossen, potztausend, das war doch nichts Böses, sie hatte so viel Geld gekriegt, daß sie immerfort betrunken sein konnte, alle Tage. Und der Ansiedler waren doch nicht gar so viele, und die waren ja auch nur wie die Mäuschen und verkrochen sich!

„He, Großväterchen, warum sollen wir traurig sein? Polen schläft, sagst du? — laß es schlafen, wir schlafen ja auch, wenn wir müde sind!"

„Dummköpfe!" Der Alte fuhr auf. „Wo stammt ihr her?! Seid ihr Hundeblut? Ich sage euch: eure Väter haben nicht geschlafen. Die haben ihre Sensen geschliffen, daß sie schärfer wurden denn Schwerter, und haben die deutschen Hunde gemäht bei Koschmin und Tremessen, bei Miloslaw und Sokolowo. Bei Stenschewo sind die Kugeln um uns geflogen wie Hagelkörner, aber die heilige Mutter hat sie aufgefangen in ihrer Schürze. Und die polnischen Mütter haben auch nicht geschlafen. Höret zu!

„Als die deutsche Landwehr bei Buk im Quartier lag, in jedem Haus ihrer zwei und drei, da hat die Muttergottes der Weiber Herzen gestärkt, daß die Tauben zu Adlern wurden. Und sie haben den Deutschen zu trinken gegeben — sehr viel, bis sie alle betrunken waren — und als sie schliefen in Ställen und Scheunen, auf Tennen und Heuböden, da sind Polens Mütter hingeschlichen mit ihren Messern und haben den Teufeln die Bärte abgeschnitten, die Nasen und Ohren, die Finger und Zehen und haben das Blut hinströmen gemacht von Polens Feinden.

„He, ihr!" Mit so starker Stimme schrie er seine Zuhörer an, daß vom Schenktisch der Wirt gelaufen kam mit erhobenen Händen.

Mißtrauisch und ängstlich blickte Eljakim: wollte der Alte etwa Skandal machen? Wußte er denn nicht, daß der preußische Gendarm fleißig vigilierte? Wenn der nun Lärm hörte und schrieb es auf in sein Buch?! „Eiweih, eiweih," jammerte

er und wand sich wie in Schmerzen, „se werden mer schließen 's Lokal, se werden mer entziehen die Konzession!"

Die Gäste lachten. Aus der Ecke drüben lachte einer mit, der war eingetreten, als sie tranken; sie hatten ihn noch gar nicht bemerkt. Nun grüßten sie ihn. Es war Pan Sziulc, der Inspektor. Er kam an ihren Tisch, aber als er Dudek die Hand reichen wollte, ballte der die seine zur Faust und legte sie schwer auf den Tisch. Nein, einem der zu dem Niemiec*) gegangen, gab er die Hand nicht!

Der junge Mann lachte und zuckte die Achseln, aber dann wurde er ernsthaft:

„Was glaubt Ihr wohl, altes Kamel, nutzt die Axt mehr in der Hand oder am Nagel an der Wand? Bin ich darum deutsch, daß ich deutsches Brot esse? Glaubt ihr nicht, daß ich der guten Sache jetzt mehr nutzen kann als zuvor?" Er klopfte dem Schäfer auf die Schulter: „Denke darüber nach, Väterchen! Und der Teufel soll mich holen und seine Großmutter mich freien, wenn ich Polen nicht liebe. Gott erhalte es! Hört ihr?" Musternd ließ er seinen gestrengen Blick über die stumpfen Gesichter streichen. „Hört ihr nicht? Gott erhalte Polen!"

Da murmelten sie alle, die Köpfe gesenkt, kaum wagend aufzuschauen: „Gott erhalte Polen!"

„Sie schlafen," klagte der Alte, „sie warten nicht. Wenn sie warten würden wie ich, dann würde der Lysagora sich eher auftun. Ich allein kann sie nicht erwecken, die Dreimalhunderttausend, die da schlafen im Berg. Ich warte und horche, aber ich kann noch nicht hören, daß ihre Waffen klirren." Er schüttelte den Kopf und legte die Hand hinters Ohr. „Meine Ohren sind alt, Panje Sziulc, hört Ihr was?"

Der Inspektor gab keine Antwort, aber er winkte dem Wirt: „Mehr Schnaps! Und — psiakrew — was für Finkennäpfe! Ordentliche Gläser her! Diese Herren sind jetzt meine Gäste!"

Die Scheu verließ sie nach und nach. Pan Sziulc, der Gestrenge, dem immer die Neunschwänzige am Sattelknopf baumelte, war doch ein guter Herr, ein freundlicher Herr! Und Späße machte der! Sie prusteten vor Lachen. Die Weiber stießen sich in die Seiten und fielen fast von der Bank. Und ein schöner Herr war er, ein freigebiger Herr! „Wiwat! Wiwat!"

Das Hähnchen krähte vor Vergnügen; das Schiefmaul hatte schon vollgeladen und manch andrer auch noch.

Plötzlich schrien alle hell auf: „Die Ciotka!" Richtig, die dem Tod Nahegeglaubte trat plötzlich in den Krug! Ei, die hatte eine gute Nase, der brauchte sie nur nachzugehen. Und munter war die, war's möglich?!

*) Der Deutsche.

Mit Ehrfurcht sah man auf Dudek, wußte man doch, er hatte sie besprochen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; drei Tage war's her, und nun wandelte sie schon!

Die Filomena rückte und ließ die Ciotka neben sich sitzen. Man gab ihr gleich ein volles Glas, und sie versicherte allen, die sie eifrig befragten: nichts tue ihr mehr weh, glatt und zart sei ihre Haut wie ein junges Kalbsfellchen, mochten sie alle nur gucken kommen. Sollte sie etwa tanzen, he?! Und sie hob schon die Beine.

Da fiel ihnen allen die Nepomukena wieder ein, und die Weiber begannen herzbrechend zu schluchzen: was war sie doch für eine Gute gewesen!

Der Stróz aus Gwiadliborczyce hob sein Glas, wehmütig mit den roten Plieraugen blinzelnd: „Wiwat, daß sie lebe!" Wie manche Nacht, wenn er Wache gehalten, war die gute Babinu*) über den Hof geschlichen. An der Stallwand lehnte sie, wenn die Atemnot kam, und dann ging sie weiter, immer ganz langsam, sich mit der Hand gegen die Mauern stützend. Ja, die gnädige Pani war gut bedient gewesen, die hatte nie zu warten gebraucht. Jetzt hatte die Filomena die Ehre!

Und er machte einen Diener vor dieser.

Geschmeichelt lächelte die Filomena, eifersüchtig guckte die Ciotka. Der Stróz war einmal ihr Liebster gewesen, es war schon lange her, aber sie hielt noch darauf. Zornig fuhr sie auf die Filomena los: wer hieß sie Blicke werfen? Schickte sich das für eine, die schon Großmutter war?!

Die Filomena, nicht faul, schlug ihr eine Maulschelle: da hatte sie Bescheid! Schickte sich das für eine, die immer betrunken war, über anständigere Leute sich aufzuhalten?!

Laut kreischten beide auf. Der Ciotka Faust griff nach der Filomena Haube, der Filomena Nägel in der Ciotka Gesicht. Die Männer trennten sie, aber auch ihre Augen funkelten, denn wenn sich zwei prügeln, wacht beim dritten die Lust auf. Unternehmend sahen sie sich um, die stumpfen Gesichter flammend rot; leise fingerte die Hand am Knipek**) in der Tasche.

Es war früh, gegen die Mittagsstunde, gewesen, als sie die Nepomukena begruben, jetzt fing das Dunkel schon an sich zu recken. Vom westlichen Horizont kam eine Röte über den Himmel gekrochen und überzog das ganze Gewölbe; sie strahlte die weißgrauen Wolken an, daß die wie Rauch aus Flammen stiegen. Die Ebene lag im Widerschein; der Pfuhl im Dorf mit seinen aufgehackten schwarzen Löchern bekam einen schmutzig-roten Spiegel, und am schwarzen Turm der Kirche wischten blutige Finger.

*) Kosewort für: Alte.
**) Taschenmesser.

Das düstere Winterrot machte das Dorf nicht freundlicher, auch die Gedanken des Vikars nicht, der, von Ignaz Ruda geleitet, jetzt vor die Tür der niedrigen Hütte trat, deren eine Seite die Schulstube und die Wohnung des Lehrers enthielt, während auf der andern Seite der Häusler Jezierski mit seinen neun lebendigen Kindern hauste.

Ruda, in seinen Tuchleistenschuhen, das Röckchen vorm Stöbern des blasenden Windes über der Brust zusammenhaltend, stammelte, halb sinnlos vor Angst: „Was nun, was nun, Herr Vikar, was mache ich nun?! Jesus Maria! Sagt' ich's nicht, daß der Herr Baron mich wird ins Unglück bringen? Kein Mensch kümmert sich sonst um mich, aber nun, nun — da ist der dran schuld, der ganz alleine!" Sein zitternder Finger wies gen Niemczyce; blaß bis in die Lippen geworden, blickte er wie ein mißhandeltes Tier, das sich gern rächen möchte, und nur nicht weiß wie. „Ich bin ruiniert, ich Unglücklicher! Was soll ich machen?" Hilfesuchend faßte er den geistlichen Herrn am Aermel.

Gorka kniff die Lippen zusammen. Unter der gerunzelten Stirn bekamen seine Augen einen düster brütenden Ausdruck. Er war immer bleich, aber heute zeigte sein gelbliches Blaß einen Stich ins Grünliche, wie bei einem, dem die Galle ins Blut getreten. Heute, vor wenig Stunden, war mit der Mittagspost ein Brief gekommen, ein Schreiben der Behörde an den geistlichen Vorstand der Schule von Pociecha. Weder scharfe Worte noch eine Drohung waren darin ausgesprochen, in höflich amtlichem Stil wurde nur die Verfügung des deutsch abzuhaltenden Schulunterrichts wiederholt. Aber den jungen Priester hatte beim Lesen die Wut gepackt, die Hände ballend war er in der Stube auf und ab gestürmt, während Peter Stachowiak, in seinem Lehnstuhl beim Ofen sitzend, verwundert drein sah: nun, was war denn da weiter? Laß sie schreiben, man tut doch, was man will!

Ah, diese Unverschämtheit, diese Ueberhebung! Ueber Geweihte des Herrn einfach weg zu verfügen, als seien sie dumme Jungen!

In Gorka wallte das Blut seiner Ahnen auf: einem elenden Dorfhuhn mag man wohl den Wurm abjagen, den es im Schnabel trägt, einem Adler die Beute nie! Sollten sich Szenen des Kulturkampfes noch einmal erneuern? Nun wohl, man würde jetzt den polnischen Unterricht der Kinder ebenso verteidigen, wie damals die Märtyrer der Kirche ihre Rechte. Es sollte den Widersachern nicht gelingen, der verfolgten Kirche eine der kräftigsten Stützen aus der Hand zu winden. Nur Ruhe, Besonnenheit!

Zum Brevier nahm der Erregte seine Zuflucht. Und wie er, die Lippen lautlos bewegend, wieder und wieder las, was er längst auswendig wußte, wurden seine Züge glatt. Dann war er zum Lehrer gegangen.

Eine mehrstündige Unterredung hatte er mit Ruda gehabt, aber sie hatte doch nicht viel gefruchtet. Mit einem verächtlichen Blick sah der Vikar jetzt auf den sich in tausend Aengsten Windenden herab. Unsanft befreite er seinen Aermel aus den sich daran klammernden Händen:

„Tun Sie Ihre Schuldigkeit, Ruda! Ich habe Ihnen unlängst schon einmal gesagt, daß ich Sie nicht im Stiche lassen werde. Aber zweien Herren können Sie nun einmal nicht dienen. Entweder Sie sind ein guter Christ, ein treuer Sohn Polens, oder —" er sprach es nicht aus, er machte nur eine wegweisende Handbewegung. Und dann ließ er fest seinen Blick auf dem Schwankenden ruhen: „Es gibt hier nur ein Entweder — Oder!"

„Ich muß ja wohl, ich muß ja wohl! Ich kann ja gar nicht anders, sie schlagen mich sonst tot hier," jammerte der Erbarmungswürdige.

Der Geistliche zuckte die Achseln: „Können Sie es Eltern verdenken, daß sie das Beste ihrer Kinder wünschen? Mit der fremden Sprache kommt der fremde Glaube. Welche Mutter möchte ihr Kind verlieren?! Und ist sie nicht dereinst verantwortlich für seine Seele vor Gottes Thron?!" Seine Stimme hatte etwas Pathetisches bekommen; nun verlor sich der Klang: „Aber tun Sie, was Sie wollen und — verantworten können!" Ernst neigte er den Kopf und ging.

Er ging die einzige Dorfstraße hinab, sie führte zwischen Pfuhl und Propstei durch, aber er trat nicht ins Haus ein. Er ging weiter. Noch war es ihm nicht möglich, zwischen den engen Wänden zu sitzen, die Peter Stachowiaks engen Horizont begrenzten; draußen in der großen Einsamkeit der winterlichen Scholle mußte er den Blick schweifen lassen über unendliches, unbegrenztes Land.

Der Himmel glühte nur noch ganz im Westen, und da hinein, in das letzte Blutrot, das sich wie eine Fackel aus dem Dunkel hob, mündete die Dorfstraße. Der Priester ging sie mit erhobenem Haupte wie ein Herrscher, festen Trittes wie ein Streitbarer, der da auszieht, das Seine zu verteidigen.

Hier und da grüßte ein Weib, das mit dem Futtereimer zum Stalle schritt, demütig den Herrn Vikar: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Und er sprach, das Haupt neigend und die Hand erhebend zum friedlichen Gruß: „In Ewigkeit, Amen!"

Ganz still, erfroren lag das Dorf in der kälter und kälter werdenden Nachtluft. Nur aus dem Krug schallte lauter Lärm. Die Schenke war das erste Haus im Dorf und auch das letzte, je nachdem, von welcher Seite man kam. Der Vikar mußte daran vorbei auf seinem Weg in die Felder. Er hielt an und horchte: welch ein Geschrei! War das nicht eine Weiberstimme, die da kreischte wie in höchsten Nöten? Er stand noch und lauschte,

da wurde die Krugtür aufgestoßen; von einem kräftigen Tritt befördert, flog eine Gestalt wie ein Bündel hinaus ins Dunkel, überschlug die Stufen im Bogen und lag ihm zu Füßen. Er bückte sich danach — war's ein Mann, eine Frauensperson? Da rief auch schon eine Männerstimme vom Eingang greuliche Flüche her, und innen jauchzten viele: „He, Ciotka, ade! Lebe wohl, Ciotka," und brüllendes Gelächter folgte.

Es war Frelikowski, der Förster, der die Trunkene hinausgeworfen. Er pflegte oft im Pociechaer Krug einzukehren, der war der nächste seinem Revier — wer wollte ihm das auch wehren? Aber jetzt stand der stämmige Mann doch einigermaßen verlegen vorm jungen Vikar und zwirbelte die Spitzen seines mächtigen Bartes. Er entschuldigte sich: der Herr Vikar sollte nicht denken, daß er nicht nüchtern sei, aber wer hieß das Weib, ihn anfallen? Ganz ahnungslos war er hier eingetreten, bei der grimmigen Kälte was Warmes zu trinken — der Herr Vikar glaubte es gar nicht, was so ein Förster seine liebe Not mit den Wilddieben hat! Kaum daß es dunkelt, muß er auf den Beinen sein, das Revier im weiten Umkreis zu durchstreifen, — psiakrew! Die Ansiedler, ja, die waren's sicherlich, die keinen Respekt hatten vor des Herrn Wild!

„Die Ansiedler?" Der Vikar horchte auf. „Die Ansiedler — irren Sie sich nicht, Herr Frelikowski?"

Der Förster lachte. „Ich kenne meine Vögel! Fuchseisen legen sie auf den Aeckern, hat sich neulich mein bester Hund drin gefangen. Daß der Wolf sie fresse! Ich werde einmal ihre Gärten visitieren — bei dem großschnauzigen Rheinländer zuerst — möcht' ich doch wetten, daß da Hasenschlingen sind, die Masse! Glauben der Herr Vikar," — er blinzelte — „daß man darum kurzen Prozeß mit ihnen machen könnte? Der Herr Vikar könnte uns raten, wir würden ihm sehr dankbar sein!"

Frelikowski hoffte, so das Gespräch von der Ciotka abzubringen, aber der Vikar ging auf den Grund: was hatte das Weib getan, daß es hinausgeworfen ward?! Man hörte jetzt, wie die Ciotka sich draußen jammernd und schimpfend davon machte.

Zum Teufel, wenn der Herr Vikar es denn wissen wollte — Frelikowski hatte sich wieder gefunden, brutal stellte er sich auf —, ja, wenn er es nur selber wüßte! Eingetreten war er eben hier, ganz harmlos, da war die Hexe ihm an den Hals gesprungen wie eine Katze, hatte geschrien: mein Geld, mein Geld! und hatte ihn wütend gekratzt. War's nicht so gewesen?!

Mit seinen kalten Augen sah er sich scharf im Kreise um, da nickten sie alle: ja, ja, so war's gewesen!

‚Hundeblut' hatte sie ihn geschimpft, ‚Spitzbube'! Und das sollte er sich gefallen lassen?!

„Hier, Hochwürden," — er zeigte auf seine Brust — „hier schmücken die Ehrenzeichen meinen Rock! Ich habe gedient! Ich werde mich von so einer doch nicht ‚Spitzbube' schimpfen lassen?! Sie hat wohl geträumt oder war betrunken, die Ciotka, oder —" er hielt an und sah sich um, als traue er sich nicht recht, und sprach dann leiser, mit Achselzucken: „Sie spricht, der Niemczycer habe ihr gesagt, daß er mir Geld für sie gegeben — der Donnerstein soll mich erschlagen, wenn das so ist! — ich denke, der Niemczycer wird wohl ge—, aber ich will nichts gesagt haben!" Rasch hielt er sich selber den Mund zu. „Das wissen doch der Herr Vikar am besten, wer nicht den rechten Glauben hat, der —" Er brach wieder ab und zuckte die Achseln.

Zerstreut nickte der Geistliche, er hatte gar nicht recht zugehört. Sein Blick hatte die Wirtsstube durchforscht, unter deren Eingang er stand; der widrige Dunst von Fusel und Tabak, der ihm entgegenschlug, machte ihm Uebelkeit, aber er zwang sich, zu bleiben.

„Geliebte," sprach er mit leiser und doch eindringlicher Stimme, indem er jeden einzelnen besonders ins Auge faßte, „es ist nicht fein, wenn ein Bruder und eine Schwester miteinander streiten. Seid einig — um zu streiten gegen die, so nicht von den Euren sind!" Er sprach ein wenig stockend, der Gedanke war ihm erst jetzt gekommen, plötzlich, beim Anblick der erhitzten Gesichter; er nützte ihn aus.

Rascher, fließender sprach er weiter: „Ihr habt gehört, was der Frelikowski gesprochen hat: ‚so jemand nicht den rechten Glauben hat'. Am nächsten Sonntag werde ich euch eingehender von jenen sagen, die nicht den rechten Glauben haben, heut aber schon sage ich euch: Hütet euch!" Er sprach das ‚Hütet euch' plötzlich ganz stark, so daß auch diejenigen, die verschlafen die Lider senkten und die Lippen hängen ließen, aufmerkten. „Hütet euch vor den Wölfen, die in Schafskleidern zu euch kommen, vor den Vögeln, die eine liebliche Stimme haben und euch mit Versprechungen locken! Ihre Versprechungen halten sie nicht, sie sagen: sie wollen euch wohl, aber — hört!" Die Stimme dämpfend, flüsterte er ganz leise, als raune er, selber erschrocken, ihnen etwas Entsetzliches zu: „Man bedroht euren Glauben, man bedroht euer Vaterland! Eure Kinder sollen nicht polnisch mehr sprechen, nicht polnisch mehr soll der Lehrer sie unterrichten, ihre Muttersprache werden sie verlernen, ihr werdet eure Kinder nicht mehr verstehen, und eure Kinder werden euch nicht mehr verstehen!"

Er machte eine Pause, und als sie ihn alle verdutzt anstarrten, erhob er laut die Stimme wie zu einem Schrei, während leidenschaftliches Rot seine bleichen Wangen überflammte: „Polnische Väter, polnische Mütter vor allem, wollt ihr das leiden?!"

„Psiakrew!" Einer, der noch ein wenig hell war, fluchte. Die Kinder nicht mehr polnisch sprechen? Ei, was sollten sie denn sprechen?!

„Deutsch, du Esel," brüllte der Inspektor, der noch zugegen war, und stampfte mit dem schweren Stiefel auf. „Deutsch, nur deutsch werden sie sprechen, — ‚evangelisch', wenn du das besser verstehst! Ein Hundsfott, wer das zuläßt!"

„Hussa, komme mir einer unter die Finger aus der deutschen Schule," drohte Frelikowski, „der soll mich kennen lernen! Ich hänge ihn an den nächsten Baum." Sein Blick suchte unter den Leuten: „Frykacz, hattet Ihr gestern nicht einen Hasen im Kartoffelsack? Ein zweitesmal lasse ich Euch nicht durchschlüpfen! Und Ihr, Stróż," — der Nachtwächter machte sich noch kleiner als er schon war — „wenn Eure Enkeltochter noch einmal Reisig sucht und knickt dabei Aeste ab, so werd' ich ihr einen gehörigen Denkzettel geben!"

„Kommt einer zu mir und fragt um Arbeit, der seine Kinder deutsch sprechen läßt," schrie der Inspektor, „der wird sich schneiden. Ich habe keine Arbeit für solches Pack! Niech zyje Polska!"

„Niech zyje Polska!" Sie schrieen es alle nach.

Da fuhr der alte Dudek, der ganz allein noch am Tisch sitzen geblieben war, den Kopf auf beide Arme gelegt, auf. „Es lebe Polen!", das hörte er bis in den tiefsten Traum. Die Hand hinters Ohr legend, sich nach vorn neigend, wie ein zitternd Lauschender, drängte er: „Hört ihr sie? Trommeln sie im Lysagora, Brüder?" Schluchzend lallte er und fiel dem nächsten um den Hals: „Die Stunde ist da! Auf, laßt uns eilen — ihnen entgegen — noch ist Polen nicht ver—lo—ren!"

Er raffte sich auf und wollte zur Tür, mit den Händen wild fuchtelnd, aber der Schnaps war zu kräftig gewesen, der zog ihn zu Boden.

Die andern wollten lachen, aber der Vikar sprach rasch: „Hört ihn, er hofft auf das schlafende Heer! Polen hofft auf das schlafende Heer! Aber nicht aus dem Lysagora wird das schlafende Heer erstehen, nein, ihr selbst, ihr alle hier, ihr seid das Heer, das erstehen wird, Polen zu befreien! Stehet auf, rüstet euch! Ihr seid bestimmt dazu von Gott dem Herrn, des Vaterlandes Retter zu sein!" In leidenschaftlichem Drängen streckte er die Arme gegen sie: „Ich bitte, ich beschwöre euch, erwachet! Halte jeder seinen Glauben hoch! Euer Glaube ist eure Waffe, das stärkste Schwert zu Polens Befreiung! Laßt eure Kinder nur polnisch sprechen, nur polnisch lernen! Haltet an eurer Sprache fest — wie wollt ihr recht glauben, wenn ihr nicht recht sprecht? — nur polnisches Gebet dringt zu Gottes Ohr. Und so jemand hier wäre, der" — langsam blickte er in der Runde, seine bis dahin weichströmende, bittende Stimme wurde streng — „der dieses vergäße, so hätte ich das Recht, ja die Pflicht, ihm die Segnungen und Gnaden der Kirche zu verweigern. Bedenket alle, jetzt ist die Zeit, in der der Teufel umhergeht, euch zu sieben. Wie das Sieb unzählige Löcher hat, so gibt es zu dieser Zeit unzählige Gelegenheiten zum Abfall vom Glauben. Hütet euch!" Er hob den Finger, seine Miene war undurchdringlich ernst. „Wer sein Kind lieb hat, der gibt seinem Kinde Brot, aber er gebe ihm vorerst das Heil der Seele, denn man wird dereinst die Seelen eurer Kinder von euch fordern. Hütet euch!"

Totenstill war's im Raum, kein Füßescharren, kein Räuspern zu vernehmen. Rasch sah der Vikar noch einmal rundum, ein leichtes Neigen des Kopfes, und fort war er.

Da brach es los: „Was, was hat er gesprochen?"

„Unsre Kinder sollen nicht polnisch mehr sprechen dürfen?"

„Unsre Kinder werden nur deutsch sprechen?"

„Nur deutsch wird der Lehrer sie fortab lehren?"

„Wir werden unsre Kinder nicht mehr verstehen, unsre Kinder uns nicht mehr!"

„Ihr Gebet wird dann nicht mehr erhört werden, und sie werden in die Hölle kommen!"

„Und wir werden auch brennen, weil wir sie evangelisch werden ließen!"

„Psiakrew" — sie brüllten alle auf — „unsre Kinder sollen nicht verderben! Schlagt die tot, die ihnen Uebles wollen, die Wölfe in Schafspelzen, die Vögel mit der lieblichen Stimme!"

Wen meinte eigentlich der Vikar damit? Wölfe in Schafspelzen? Ganz verstanden hatten sie ihn doch nicht.

„Ei, Dummköpfe, wen anders denn, als die Deutschen!" Wußten sie das denn noch nicht? Die waren eine gefährliche Sippschaft, aber der schlimmen Sippe Schlimmster war der Niemczycer! In des Inspektors Stimme bebte Haß: der Niemczycer, der hochnäsige Niemiec, der sich zu vornehm deuchte, einen Inspektor zu grüßen, der über den wegguckte, als wäre er Luft, der war schuld, daß die Kinder nicht mehr polnisch sprechen durften, der am meisten!

„Der Niemczycer, ja der war schuld," das wiederholten sie alle; es leuchtete ihnen ein, denn Pan Sziulc wußte es genau, daß der Niemczycer beim Landrat in der Stadt gewesen, Löb Scheftel hatte den Wagen dort halten sehen.

„Gerbt ihm das Fell, dem Kerl, dem Niemczycer!" brüllte der Förster, „was braucht's da noch lange Reden!" Frelikowski hatte es dem deutschen Baron nicht vergessen, daß er ihm bei der Treibjagd einen Anschnauzer eingetragen, wie er zeitlebens keinen hatte einstecken müssen, und noch dazu vor all den Gästen! Er hetzte: „Nehmt ihn nur scharf aufs Korn, wenn er euch in Schußweite kommt! Piff, paff! Bringt ihn zur Strecke!"

Hei, der Teufel, der Schuft, der Drachenkopf,

dem wollte man wohl das Handwerk legen, der sollte sich unterstehen, polnischen Kindern ihr Polnisch zu verbieten! An den Beinen aufhängen wollte man ihn, ihm die Ohren abschneiden, die überall hinhorchten. Könnte man ihm nur an den Leib, dem Niemczycer, dem Hund, dem verfluchten Niemiec!

Ein entsetzlicher Lärm entstand. Vergebens warf sich Eljakim Hirsch über den Tisch und breitete seine Arme schützend über seine Gläser, er wurde zur Seite gestoßen, und die Gläser wurden gegen die Wand geschleudert, daß sie klirrend zerschellten. —

Lehrer Ruda wälzte sich diesen Abend unruhig in seinem Bett, ihm schwante nichts Gutes. Ein Geschrei kam vom Krug her; die nachtstille Dorfstraße drang das weit herunter, bis hin zur Schule. Hilf, Himmel, heilige Mutter, jetzt klang es schon näher! Horch!

„Es lebe Polen!"

O weh! Ignaz Ruda wickelte sich fester ein, ihn fing sehr an zu frieren. Warum brüllten die so? Wußten die schon etwas? Sie würden doch nicht ihm auf den Hals rücken?

Ein Stein, plötzlich gegen die geschlossenen Fensterladen der Schulstube geschleudert, war die Antwort.

Zitternd zog sich Ruda das dünne Deckbett bis über die Ohren.

„Hund, Spitzbube, Halunke, komm heraus!"

Da fuhr er zitternd aus dem Bett in die Hose.

„Schwein, komm heraus, oder wir schmeißen dir die Schule über dem Kopf zusammen!"

Da fuhr er zitternd in die Flickpantoffeln.

Ein Hagel von Steinen prasselte gegen Läden und Wand. Blaß wie der Tod stand der Lehrer vor seinem Bett, die Zähne klapperten ihm.

„Du Hundeblut, für hundert Groschen würdest du die Seelen unsrer Kinder verkaufen! Aber wir wollen es dir beibringen, das Polnisch-Lehren! Komm heraus! In den Pfuhl werden wir dich tauchen wie die Mädchen beim Dyngus!*) Bei der heiligen Mutter, wir schwören es dir!"

Da machte er sich auf die Flucht. Durch das kleine Hinterfensterchen der Schlafkammer zwängte er sich, durch eine Lücke des Hofzaunes kroch er und entkam so, hinter den Zäunen her auf allen vieren schleichend. Nur mit Hose und Pantoffeln angetan, klopfte er, Zuflucht suchend, an der Hintertür der Propstei.

Die eisige Kälte der Nacht scheuchte die Trunkenen bald unter Dach. Der Niemczycer war nicht da, und der Lehrer, dem sie an seiner Statt an den Kragen gewollt, kam nicht heraus, so gaben sie sich zufrieden. Noch einmal kehrten sie in den Krug zurück.

*) Bäuerliche Sitte, die Mädchen beim Grauen des Ostermorgens in Wasser zu tauchen.

XIII

Wenn sie auch den Lehrer nicht in den Pfuhl getaucht, so war ihm doch vor Angst der Schweiß am Leibe herunter geflossen wie das Wasser den Mädchen beim Dyngus. Er hatte von seiner nächtlichen Flucht eine böse Erkältung davongetragen. Mit pfeifendem Atem hatte er die zwei nächsten Tage noch Schule gehalten. Seine Backen glühten wie zwei feurige Rosen, und immer röter wurden sie, immer brennender, denn in der Miene eines jeden Kindes glaubte er eine versteckte Drohung zu lesen. Die schmalen Augen der Knaben blitzten unternehmend in der Klasse umher, und die Mädels hoben die Stumpfnasen so frech in die Luft — hatten sie nicht alle zu Hause gehört: deutsch sollte unterrichtet werden? Und das würden sie sich nicht gefallen lassen.

Ein sonderlich großer Respekt vor dem Lehrer war nie vorhanden gewesen, aber heute war in den drei Knabenbänken zur Rechten eine ewige Unruhe; in den drei Mädchenbänken zur Linken war keine so offenkundige Respektlosigkeit, aber ein immerwährendes Kichern verwirrte ihn ganz. Er fühlte sich machtlos. Es zuckte ihm wohl in den Fingern, nach dem Stock zu greifen, aber er traute sich nicht; würden ihm die Eltern nicht auf den Hals kommen? Heute morgen, vor Beginn der Schule, hatte mit Kreide an der Schultür gestanden — kaum zu entziffern war das unorthographische Gekritzel:

„Du Hund, wenn du unsre Kinder nicht polnisch lehrst, so schlagen wir dich tot!"

Wer das wohl geschrieben haben mochte! Das war das rechte Mittel, jemand zu verängstigen! Ein gewaltiger Schreck war dem Lehrer in die Glieder gefahren. Gewiß, ja, er wollte gern polnisch unterrichten, aber da saßen doch die drei kleinen Ansiedlermädchen in der vordersten Bank und sahen ihn verständnislos an mit den Blauaugen, und hinter ihnen tauchte wie ein Riese der Vater auf und drohte mit der Faust: ‚Deutsch wird gelehrt!' Und überall, wohin er auch blickte, bäumte sich ihm mit erhobenem Finger ein Gespenst entgegen: die Behörde.

In seiner Not versuchte der Geängstete allen gerecht zu werden. Erst stellte er die Fragen polnisch und wiederholte sie dann deutsch, oder umgekehrt. Aber ein unbändiges Füßescharren und Räuspern entstand, sowie er das erste deutsche Wort sprach, und als er sich nicht irre machen ließ, sondern unentwegt weiter stockerte — das Uebersetzen wurde ihm sauer, und sehr genau brachte er's nicht zuwege — meldete sich kein Kind zur Antwort. Sie waren auf einmal sämtlich taub, mochte er noch so sehr schreien.

Auch Settchen, die älteste der Bräuers, die doch verständig genug war, die Frage zu begreifen, hob nicht den Finger und stand nicht auf. Sie



Ein Zufriedener
Nach dem Gemälde von Richard Müller

weinte. Neben ihr die Schwarzäugige hatte sie schmerzhaft in den Arm gekniffen, und die hinter ihr hielt sie an den Zöpfen fest.

Der Lehrer sah das Kneifen und hieß die Schwarzäugige sich in die Ecke stellen. Da erhub die ein lautes Geheul und klemmte sich in der engen Bank fest, und in den Knabenbänken stand einer auf, hob gar nicht erst den Finger, sondern sagte ganz dreist:

„Panie Lehrer, die Nisia soll nicht in der Ecke stehn, die Niemka*) soll in der Ecke stehn!“

In den wirren Fieberträumen, die diesen bösen Schultagen folgten, ängstigten den Lehrer immer das schwarze und das weiße Schaf, von denen ihm einst seine Mutter gesungen; aber sie hatten Hörner bekommen und stießen wie Böcke, sie waren polnisch und deutsch und quälten ihn.

Ignaz Ruda glaubte seine letzte Stunde nahe. Vergebens pochten die Schulkinder am Morgen an die Tür, er war nicht mehr imstande, ihnen zu öffnen; da hörte er sie, vergnügt johlend, davon laufen. Niemand kam, nach ihm zu sehen; er lag ganz verlassen. Drüben beim Jezierski schrien die Kinder, man hörte die Mutter mit ihnen schelten. Wenn doch wenigstens die Jezierska einmal herüber käme, ihm das trockne Hemd zu reichen, das er dort im Schube hatte! Er hatte so sehr geschwitzt, nun schüttelte ihn der Frost. Und auch einen Trunk begehrte er, die Lippen waren ihm ganz verbrannt; aber das Weib hörte nicht seine schwache Stimme.

Aus den Augen des Kranken liefen die Tränen. So elend sein Leben war, er hing doch daran. Wenn nur jemand zu errufen wäre, den er zu Doktor Wollinski schicken könnte! Er versuchte, aus dem Bette zu kriechen, aber halb ohnmächtig sank er zurück, er hatte die Kräfte nicht. Und dann begann er wieder zu rufen, zu schreien, bis seine kranke Brust das nicht mehr ertrug und ein würgender Husten ihm blutigen Schaum über die Lippen drängte.

In der kalten Kammer rang der Verlassene mit Todesnot. Er fühlte sich unsäglich elend. Was hatte er verbrochen, daß sie ihn so krepieren ließen! War er ein Hund? Hatte ihn nicht auch einstmals eine Mutter gewiegt? Die war jetzt ein altes Mütterchen und wohnte zu Wschowa**) im Spital. Wenn die ihn so sehen könnte! Weinen würde sie über ihn, aber fluchen würde sie dem, der ihren Sohn so weit gebracht. Ja, Fluch dem, der an allem Uebel schuld war, der schlimmer war als die Pociechaer, als die Schulkinder, als der große Ansiedler mit seinem Prügel, als der Teufel selber — der Niemczycer! Mochte die heilige Muttergottes es dem heimzahlen, was er leiden mußte!

In ohnmächtiger Wut ballte der Armselige die zitternden Hände und dann streckte er sich — jetzt kam sein Tod! Daß der an dem Niemiec gerochen werde!

Aber nur wilde Fieberphantasien kamen, in denen des Lehrers schwache Gestalt gegen den hohen Niemczycer ankämpfte. —

Als Ruda wieder zu klarem Bewußtsein kam, saß der Vikar an seinem Bett, und im Ofen knisterte ein Feuer. Eben war Doktor Wollinski dagewesen und würde bald eine Medizin schicken aus der Miasteczkoer Apotheke. Die Jezierska, die eine Suppe aus der Propstei geholt, von Zuzanna, der Köchin, aus lauter purem Fleisch gekocht, weinte vor Rührung: so gut wie eine Mutter hatte der Herr Vikar für den Herrn Lehrer gesorgt!

Sie waren alle sehr freundlich zu Lehrer Ruda. Er konnte sich nicht mehr beklagen; er hatte Suppe aus der Propstei und Hühnchen und Wein, wie der Herr Vikar es verordnet. Die Mütter der Schulkinder brachten, da der Herr Vikar es geheißen, Eier genug, obgleich sie jetzt rar. Die Buben und Mädchen bezeigten gar keine Freudigkeit über die unverhofften Ferien, bescheiden klopften sie an die Tür und fragten: ob der Herr Lehrer denn noch nicht gesund sei, und stammelten gute Wünsche, die der Herr Vikar sie gelehrt.

Aber viele Wochen waren doch hingegangen über des Lehrers Krankheit. Er hatte weder beim Podkoziolek aufspielen können, noch den Karneval durch bis Aschermittwoch. Nun ging's schon auf die zweite Hälfte der Fastenzeit.

Sankt Mattheis — ‚Sankt Mattheis kalt, die Kälte lang anhalt‘ — hatte viel Schnee heruntergeschüttelt, noch lag er auf den Aeckern, aber er hatte nicht mehr die starre Eiskruste des Winters; es gelang der Sonne, die zuweilen um die Mittagszeit scharfe Strahlen sandte, hier und da schon das schmutzige Weiß-grau abzulecken. Noch dampfte in allen Hütten der Zur, die gewohnte Fastensuppe aus Sauerteig, aber die Herzen freuten sich schon in der Hoffnung der Osterspeisen.

Der Niemczycer ließ fleißig Mist fahren und pflügen. Alle Gespanne waren draußen auf den Feldern. Man stand schon wieder früher auf als in der dunkelsten Winterzeit.

Es war am Tage nach Mittfasten, daß der neue Inspektor von Deutschau, der alte Hoppe, in aller Frühe über den Hof stapfte. Da sah er vor der Scheune No. 1, von den Leuten die Katrynka, der Leierkasten geheißen, weil drinnen die alte Getreidereinigungsmaschine zum Drehen stand, Knechte und Mägde in hellem Haufen. Was gafften sie? Eben stieg das Sonnenrot aus der östlichen Ebene und schaute über die Hofmauer; man hatte Licht genug, um sehen zu können, was mit vier großen rostigen Nägeln am Scheunentor angenagelt war. Was buchstabierten sie denn da?

Der Inspektor stieß die Gaffenden zur Seite und sah und las und rieb sich die Augen und

*) Die Deutsche.
**) Fraustadt.

las wieder, was auf grobem weißen Papier, wie auf einem Plakat geschrieben stand.

Wenn der Herr Inspektor doch einmal laut vorlesen wollte, bitte! Die Weiber reckten sich auf die Zehen, auch die Männer trauten ihren eignen Augen nicht recht.

Wie kam das hierher?! Ueber Nacht mußte es angenagelt worden sein, denn gestern abend spät hatte der Inspektor selber noch einmal die Runde gemacht mit dem Nachtwächter und geprüft, ob alle Scheunen verschlossen; der Nachtwächter hatte mit der Laterne geleuchtet, und sie hatten nichts Weißes bemerkt auf dem Torflügel der Katrynka. Es mußte einer genau die Stunde des Morgengrauens abgepaßt haben, in der der Nachtwächter schon heimzugehen pflegte mit seinem Hund, und mußte über die Hofmauer gekrochen sein, gewandt wie eine Katze, trotz der Höhe und der spitzigen Glasscherben und des Stacheldrahtes. Unübersteiglich war hier eben nichts.

„Hm, hm!" Noch stand der Inspektor kopfschüttelnd, und die Leute standen um ihn her und gafften bald ihn an, bald das Scheunentor, als man die Freitreppe herunter einen raschen Schritt hörte.

Der gnädige Herr. Dumm lachend stießen sich Knechte und Mägde an: was würde der für ein Gesicht machen?

Inspektor Hoppe machte eine Bewegung, als wolle er das Plakat herunterreißen, aber es war zu spät, schon hatte Doleschal es ins Auge gefaßt.

Und er las. Hastig überflog sein Blick die polnischen Buchstaben, die so hingemalt waren, wie ein Kind auf die Tafel schreibt, und doch eine geübtere Hand nicht verleugnen konnten.

‚Teufel, Schwein, Schächer erster Klasse! Gauner, der du dich ein Christ nennst, du bist schlimmer als ein Heide, denn du willst Gottes Werk zerstören, du willst, daß eine Nation, von Gott erschaffen, untergehe und die Deutschen allein sich breit machen. Ihr Hakatisten, wir sprengen euch die Köpfe mit Dynamit wie Hunden, denn mehr seid ihr nicht wert! Und ich schwöre dir, daß ich an dir meine Rache nehmen werde! Ich speie dich an! Du Ketzer, wir werden dich ans Kreuz schlagen wie den Schächer, aber du wirst nicht am dritten Tage mit Jesus Christus im Paradiese sein. Meinen Knipek werde ich dir zwischen die Rippen stoßen, daß du zur Hölle fahrest, denn durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm!‘

Doleschals Gesicht war tief verfinstert. Er hatte leise für sich gelesen, aber unbewußt hatten seine Lippen die Worte mitgeformt.

Die dummen Mägde hatten das Lachen aufgegeben, auch die Knechte blickten betroffen. Der Inspektor scheuchte sie an die Arbeit, und als niemand mehr auf dem Hof, der Herr aber immer noch stand und auf das Plakat starrte, ging er zurück zu ihm und stellte sich neben ihn. Der Herr sah ihn nicht, da räusperte er sich stark, und als der immer noch nicht aufmerkte, wagte er es, ganz sacht seine harte Hand auf den Aermel der sammetnen Hausjoppe zu legen.

„Herr Baron, die Frau Baronin wird mit dem Frühstück warten!"

„Ach so — ja, ja, ich danke Ihnen!" Doleschal war aufgefahren. Schon im Weggehen drehte er noch einmal um und sagte hastig und leise: „Lassen Sie das Dings da abreißen — hören Sie, abreißen und verbrennen! Meine Frau darf nichts davon erfahren!"

„Sehr wohl, Herr Baron!" Mit raschem Griff löste Hoppe die haltenden Nägel und warf sie fort, das Papier aber faltete er zusammen und steckte es in die Tasche. „Man weiß nicht, wozu es gut ist, so was aufzuheben!"

Und als der andre ihn darauf wie fragend, aber ganz verstört ansah, hielt er nicht mehr an sich in seiner Empörung: „Herr Baron, das ist 'ne Gemeinheit, 'ne ganz miserable Hundsgemeinheit, so ein echtes polnisches Bubenstück! Ich werde aber schon den Schreiber herauskriegen, da können sich der Herr Baron darauf verlassen!"

„O bitte, bitte —" Doleschal hob abwehrend die Hand — „lassen Sie die Sache auf sich beruhen!" Und dann, sich gewaltsam zwingend, sagte er in gleichgültigem Ton: „Sie lassen heute die große Brache hinterm Lysagora in Angriff nehmen, nicht wahr? Damit wir bei guter Witterung dann bald mit dem Sommerroggen ins Land können!"

Kopfschüttelnd sah Hoppe ihm nach: immer so hastig, viel zu hastig trotz der anscheinenden äußeren Ruhe! Jetzt schon an Sommerroggen denken! Schnee lag ja noch, zehnmal noch würde die Saat ausfrieren! Da war Kestner doch ein vorsichtigerer Mann gewesen, ein besserer Wirt! Und eine gewisse Sehnsucht stieg in dem alten Inspektor auf nach den so lange bebauten, gesegneten Feldern von Przyborowo.

Es hatte Doleschal doch tiefer gegriffen, als er zeigen mochte. Dieses: ‚denn durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm‘ hielt ihn gepackt. Wenn er sich auch zwingen wollte, nicht mehr daran zu denken, er riß sich nicht los davon. Wem hatte er so viel Leides getan, daß der ihn dafür mit solchem Haß bewerfen konnte? Grübelnd rührte er in der Tasse Tee, die ihm seine Frau eingeschenkt.

Helene saß ihm gegenüber am Frühstückstisch. Ein wenig blasser und ein wenig schmaler hatte der Winter sie gemacht. Sie war jetzt selten herausgekommen, die Knaben hatten die Masern gehabt und die Mutter immerwährend beansprucht. Aber ihr zartes Gesicht hob sich lieblich über der dunkeln Hausbluse, lieblicher noch, als es gewesen war mit der Sommerröte auf den runderen Wangen.

Ein wenig die Brauen hochziehend, sah sie ihren Mann beobachtend an: was hatte er nur?

Die nervösen Fältchen um seine Augenwinkel zeigten sich heute tiefer als sonst, ein bitterer Zug war um seinen Mund. Er hatte Aerger gehabt und eben erst, des war sie sicher, denn beim Aufstehen war er noch vergnügt gewesen, hatte, was er selten tat, sogar gescherzt wie ein ganz Junger.

Geräuschlos stand sie auf, stellte sich hinter ihn und legte ihre Wange auf seinen Scheitel. „Woran denkst du? Haben sie draußen Dummheiten gemacht?"

„Wieso — wieso?"

„Mein Gott, wie du auffährst! Ich meinte ja bloß."

„Du sollst mich nicht fragen, du weißt, ich kann es nicht vertragen, ich — ich — es macht mich rasend!"

„Verzeih!" Es lag keine Verletztheit in ihrer Stimme, aber eine stille Trauer in der Bewegung, mit der sie nun von ihm forttrat und sich wieder an ihren Platz setzte. Sie strich ihm ein Butterbrötchen.

„Willst du auch ein bißchen Honig darauf haben?" fragte sie.

Er gab keine Antwort. Aber als sie auch noch Honig über die Butter gestrichen und ihm das Brötchen stillschweigend auf den Teller geschoben, aß er es stillschweigend auf.

In dem behaglichen Zimmer tickte die Uhr, die Zeit ging unaufhaltsam weiter — schade um jede Minute, die da verstrich, unwiederbringlich, ohne genossen zu werden! Ja — mit einem tiefen Atemzug sah Doleschal auf —, er war doch glücklich, wirklich glücklich, hier im Hause, bei seiner Frau, bei seinen Kindern! Daran mußte man sich eben halten.

Helene saß nicht mehr am Tisch, sie war ans Fenster getreten, wo zwischen den Doppelscheiben Hyazinthen, Tazetten und Primeln blühten, ein ganzer Flor. Sie begoß ihre Blumen, ein süßer Duft umschwebte sie. Ach, sie war doch seine gute, seine geliebte Frau! Wie konnte er nur einen Augenblick wähnen, daß das Glück ihn fliehe, daß alles sich verschworen habe, ihn zu kränken, zu peinigen, zu reizen!

Reuig trat er zu ihr und küßte ihre Hand: „Helene, es war nicht böse gemeint!"

„Das weiß ich, das ist selbstverständlich, daß du's nicht böse meinst!" Ihr reines Gesicht ihm zuwendend, sah sie ihm tief in die Augen. „Wenn du nur glücklicher wärest, Hanns!"

„Bin ich denn nicht glücklich? Warum fragst du mich? Wie kommst du darauf?" Er sah sie argwöhnisch an. „Du bist wohl nicht glücklich, daß du so von mir denkst?! Ich bin glücklich, sehr glücklich — wer sagt, daß ich nicht glücklich bin? Aber freilich, wenn du nicht glücklich bist, dann —"

Er zuckte die Achseln.

„Ich bin glücklich." Sie sagte es ruhig, mit einer felsenfesten Zuversicht.

„Nun also — was wollen wir dann noch mehr?! Er schlug einen heiteren Ton an: „Weißt du, du mußt es nicht gleich tragisch nehmen, wenn ich mal irgend welchen Verdruß habe!"

„Sag ihn mir," bat sie rasch.

„Wozu? Männersachen sind keine Frauensachen. Ich will ja auch nicht alles wissen, was du an deine Eltern, an deine Dutzend Freunde schreibst!"

„Hanns" — sie sah ihn innig an — „du weißt sehr gut, daß ich nur dich auf der Welt habe. Selbst meine Eltern sind mir ferner getreten. Nicht, daß ich sie weniger liebte, o nein, aber hier bei dir, nur hier wurzle ich ganz. Und du läßt mich jetzt so oft allein! Ich meine nicht," sagte sie rasch, als er sie unterbrechen wollte, „daß du nicht aufs Feld gehen sollst, aufs Vorwerk, dich nicht um deine ganze Wirtschaft kümmern sollst! O nein!" Tränen stiegen ihr in die Augen, aber sie unterdrückte sie: „Deine Seele ist nicht bei mir! Du hast viel im Kopf, ja, aber ich würde mich gern drein finden, wenn ich nur sehen könnte, daß es dich froh macht. Du hast mir's zwar nicht gesagt, aber ich weiß es doch, du möchtest dich gern aufstellen lassen zur nächsten Wahl — wie soll es dann erst werden?!" Sie rang leicht die Hände ineinander und blickte starr geradeaus: „Ich fürchte, wir werden bald gar nichts mehr von dir haben, die Kinder und ich!"

„Setz dich," bat er und drückte sie in den nächsten Sessel. Auf der Lehne Platz nehmend, legt er vertraulich den Arm um ihre Schultern. „Sieh mal, wenn du meinst, ihr hättet dann weniger von mir, dann irrst du. Im Gegenteil, mehr! Denn ich würde so viel freudiger sein, so viel zuversichtlicher, ganz andrer Stimmung. Das verstehst du eben nicht, ihr Frauen seid zufrieden, wenn ihr für Mann und Kind und Haus gesorgt habt, aber wir Männer, ja wir haben eben noch etwas andres! Und das quält mich, daß ich nicht wirken kann, wie ich möchte, daß ich hier lebe wie auf einer wüsten Insel!"

„Unser Deutschau eine wüste Insel!" Sie machte einen schwachen Versuch zu scherzen.

„Du weißt recht gut, wie ich's meine," sagte er, schon wieder leicht gereizt. „Daß ich Deutschau nicht lieb hätte, davon kann wohl keine Rede sein. Aber gerade weil ich's liebe, so sehr, daß mir jede Hufe deutschen Bodens so teuer ist, wie — wie —" er suchte nach einem Vergleich —, „ich finde nichts, was mir teurer wäre! Es ärgert mich, es kränkt mich, es schmerzt mich tief" — seine Stimme wurde erregt —, „wenn ich sehe, wie —"

Er brach plötzlich ab; die Stirn furchend, versank er wieder in Grübeln.

Leise strich sie ihm über die Wange. „Sprich dich aus, Hanns, sprich! Es wird dir gut tun. Du sagst, ich verstehe es nicht, Frauen können so etwas nicht verstehen — ich werde es lernen, zu verstehen. Und wenn ich es nicht ganz lernen kann, so wird mir Gott doch ins Herz geben, was ich zu tun habe. Immer!"

„Mein Gott, Helene, quäle mich nicht! Das sind eben undefinierbare Dinge; man fühlt sie —

sie liegen in der Luft — aber erzählen kann man sie nicht. Ich habe nichts zu erzählen!“

Er wurde rot, da ertappte er sich auf einer Lüge — hatte er wirklich nichts zu erzählen? Aber warum ihr von dem Drohbrief sagen? Sie würde sich beunruhigen, ihre Augen würden ihn ängstlich begleiten, ihre Sorge ihm folgen, überall hin. War es nicht genug, daß er sich erregt hatte? Wer wohl den Brief geschrieben haben mochte? Da war niemand, dem er eine solche Gemeinheit zutraute. Auch war er sich nicht bewußt, jemand beleidigt zu haben.

Es klopfte. Der Diener überreichte die Post, die der Milchwagen aus Miasteczko mitgebracht: Zeitungen, allerlei landwirtschaftliche Offerten und da, zwei Briefe. Einer mit gerichtlichem Stempel, der andre in einem dünnen Kuvert von bläulichweißem, geringem Papier, wie es die Landleute für wenige Pfennige beim Dorfkrämer kaufen.

Ach, jedenfalls ein Bettelbrief! Erst den andern! Doleschal riß das Siegel ab und warf dann das gerichtliche Schreiben hastig auf den Tisch: das fehlte noch, mußte das auch noch heut gerade kommen! Eine gerichtliche Vorladung wurde ihm geschickt in Sachen der Anna Sierakowska, Witwe des Dorfmusikanten Waclaw Sierakowski, wohnhaft zu Pociecha-Dorf. Sie klagte auf eine lebenslängliche Rente, da sie durch die ihr am 20. November vergangenen Jahres zugefügte Körperverletzung zu andauernder Betreibung ihres Gewerbes außerstand gesetzt, laut Gutachten des Doktor Zygmunt Wollinski zu Miasteczko.

War's möglich?! Jetzt kam die Ciotka mit einer Klage?! Doleschal faßte sich an die Stirn. Da begegnete sein Blick dem Blick Helenens, und er lächelte: „Warum siehst du mich so besorgt an, mein Herz?“

Sie antwortete nicht.

Er griff nach dem zweiten Brief, aber er öffnete ihn jetzt nicht. „Der hat Zeit,“ sagte er nachlässig und steckte ihn ein. Aber kaum hatte seine Frau für Augenblicke das Zimmer verlassen, riß er ihn aus der Joppentasche: da — da — wieder etwas! Wieder las er, mit heißen Augen, die Zähne aufeinander gesetzt, was er heute morgen schon einmal gelesen am Tor der Katrynka. Fast denselben Wortlaut hatte dieser Brief wie das Plakat: Schimpfworte, wahnsinnige Beschuldigungen einer getretenen, geknechteten Kreatur.

(Fortsetzung folgt)



Ballszene (Cake-walk). Nach einem Aquarell von Emil Rosenstand

Eine Winterfahrt über den Simplon

Von

W. Hörstel

(Mit 5 Abbildungen nach Photographien von Vittorio Sella)



Kein Schweizer Bergpaß ist in den letzten Jahren so viel genannt worden wie der Simplon, aber man dachte beim Klange dieses Namens nicht an die hehre Majestät der Alpenschönheit, nicht an blühende Matten, von schimmernden Schneebergen überragt, oder stürzende Wildbäche und die erquickende Luft des Hochgebirges; das düstere Bild unermüdlicher Arbeit drängte sich vor unsre Seele, dunkle Löcher, in den Fels gehauen, Scharen von Arbeitern beim Schein der Grubenlampen und das Surren und Sausen der Maschinen. Allmählich geht der Durchstich des Simplon, eines der größten Wunderwerke moderner Technik, seiner Vollendung entgegen. Bis tief hinein in das Herz des Alpenlandes trägt der Mensch seine Unrast, den Schoß der Berge durchrast die Lokomotive, auf Gipfeln und Hängen bauen sich prunkvolle Hotels auf, und angesichts der Gletscher entfaltet sich weltstädtischer Luxus. Erst der Herbst, wenn er mit griesgrämigem Gesicht über die Berge ins Tal hinabschaut, scheucht den ganzen bunten Schwarm zurück in den dumpfen Bann der Städte. Wer aber die Alpen genießen will, frei von aller touristischen Ueberkultur, und sich tief versenken in die schweigende Größe der Alpenwelt, der breche mitten im Winter auf zu einer sonnigen Bergfahrt. Zwar gemütlicher ist es am stillen Herd zur Winterszeit, wenn am Weihnachtsabend die Lichter am grünen Baum erglänzen, aber wer einige Strapazen nicht scheut und für ein paar Tage den Taumel und Gesellschaftsflitter, den wir mit dem Namen Saison belegen, vergessen will, der tue mir nach und mache einmal eine Schlittentour über den Simplon, wenn die schimmernde weiße Decke sich über Berg und Tal breitet, wenn die Bäume am Wege im Schmucke des Rauhreifs oder unter der Last des Schnees wie Spukgestalten den Wanderer ansehen und sich aus den Eiszapfen der Wasserfälle glitzernde Grotten wie im Feenreich aufbauen.

Zwar im Winter ist der Simplon gar kein ungefährlicher Geselle, der Mons Sempronius der Römer, die ihn übrigens nur wenig benutzten; die eigentliche Heerstraße nach Gallien ging über den Großen St. Bernhard, den Jupiterberg, doch führte seit dem Jahre 196 n. Chr. ein Saumpfad über den Simplon, was eine zum Teil verwitterte Felseninschrift im Tocetal bei Vogogna beweist. Erst im 13. Jahrhundert sieht der Simplon große Züge beladener Maultiere. Sie tragen orientalische Waren, die von Venedig über Mailand nach Frankreich geschafft werden. Es entsteht auf dem Paß das St. Jakobsspital der Malteserritter und nach dessen Verfall im 17. Jahrhundert südlich unter dem Paß und in Gondo zwei noch heute erhaltene Turmbauten, vom Freiherrn Kaspar von Stockalper, dem Beherrscher des Passes, zur Aufnahme von Wanderern bestimmt. Am 21. Februar 1801 verfügte Napoleon die Gründung eines Hospizes auf der Paßhöhe nach dem Vorbilde desjenigen vom Großen St. Bernhard. Im Kriegsfalle sollte es zugleich als Kaserne dienen, doch stand bei des Kaisers Sturz erst das untere Stockwerk, und dieses



Das Hospiz auf dem Simplon



Das Dorf Simpeln (Simplon) am Südfuß des Passes

würde wohl gleichfalls bereits zerfallen sein, wenn nicht das Kloster vom Großen St. Bernhard im Jahre 1825 den unvollendeten Bau erworben und zu Ende geführt hätte. Im Jahre 1831 sandte es vier seiner Augustinermönche in das neue Hospiz, das 300 Personen bergen kann und namentlich den Tausenden italienischer Arbeiter zugute kommt, die jährlich über den Simplon hin und her wandern. Wie auf dem Großen Bernhard werden sie unentgeltlich beköstigt und beherbergt, während Touristen selbstverständlich mindestens den Betrag, den sie für Unterkunft und Verpflegung im Gasthaus zahlen würden, in den Opferstock legen.

In den Sommermonaten ist der Posthalter verpflichtet, zweimal täglich 32 Personen zu befördern, im Winter dagegen nur einmal täglich 22, und er vermindert dann die Zahl der Postpferde von 150 auf etwa 75. Das genügt auch durchaus, denn so schön eine Winterfahrt über den Paß ist, wenn die Sonne scheint, so ungemütlich wird es, wenn der Wettergott launisch ist. Weiß man doch beim Beginne der Tour nie, was für Wetter man oben antreffen wird. Schon mancher, der bei Sonnenschein Brig oder Domodossola verließ, mußte, weil die Straße durch Schneewehen oder Lawinen gesperrt war, unterwegs unterschlüpfen, in Simpeln, wo man freilich vorzüglich aufgehoben ist, oder im Hospiz, wo man auch keine Not leidet, oder in einem der steinernen Schutzhäuser, die außer dem Wegewärter und seiner Familie dann zwei oder drei „Schneeweger“ beherbergen und für festgeschneite Wanderer ein oder zwei Zimmer zur Verfügung

haben. Besonders häufig sind die Lawinen am Nordhang, namentlich unter dem Kaltwassergletscher und zwischen dem fünften und sechsten Schutzhause, weshalb auch die Schutzgalerien aus festen Steinen von den Wallisern erbaut sind, nachdem die Schutzbauten der Franzosen in die Tiefe geschleudert waren.

Trifft man aber auf der Paßhöhe einen sonnigen Wintertag und ist die Schneedecke hart, so weiß ich nichts, was schöner ist als eine Winterfahrt über den Simplon, obgleich dann ein riesengroßes, weißes Leichentuch nicht nur die Berge, sondern auch die Almen, Sennhütten, Felsen und Wälder bedeckt, so daß alle Individualität der Landschaft untergeht in den allgemeinen glänzenden Wellenformen des nivellierenden Weiß. In solcher lichten Einöde unter dem hellen Geklingel des Postschlittens zwischen meterhohen Schneemauern und durch Schneetunnels dahinzugleiten, nein, zu sausen, das hat einen unbeschreiblichen Reiz.

Wir sind vielleicht halb 7 Uhr früh im Postwagen aus Brig gefahren. In Berisal ist die „Umladestelle“, wie der Schweizer sagt, und wir sind es, die umgeladen werden, nämlich in die Schlitten hinein. Der Kondukteur weist uns die Plätze an; es werden Wärmflaschen und für je zwei Reisende eine Decke gebracht, die bis zur Brust hinaufreicht. Es stehen heute sechs Schlitten bereit, teils für Personen, und zwar für je sechs, vier oder zwei, teils für das Gepäck. Sie sind mit zwei, auch wohl mit drei Pferden bespannt, und zwar gehen diese nicht neben-, sondern voreinander. Das vorderste wird nicht am Leitseil geführt, denn es ist seit Jahren mit der Straße vertraut und kennt sie besser als der Postillon. Langsam fahren wir den Berg hinauf und lassen uns vom Kutscher ernste und heitere Reiseabenteuer erzählen. Da wir gehört haben, daß zuweilen bei dem schnellen Abwärtsfahren an den scharfen Straßenkehren Passagiere in elegantem Bogen aus dem Schlitten geflogen sein sollen, freilich ohne in dem weichen Schneepolster Rippen oder Knochen zu brechen, fragen wir, ob derartiges vorkäme. Unser Rosselenker sieht uns verschmitzt an und berichtet: „Vorige Woche fuhr ich mit vier Engländern die Strecke hinunter, die wir jetzt hinauffahren. Die boten mir ein Trinkgeld an, wenn ich sie ‚ausleeren‘ könnte. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und an einer ungefährlichen Stelle lagen sie alle vier im Schnee.“ Er lachte laut auf und hielt uns die fünf Finger seiner Rechten entgegen, woraus wir erkennen sollten, daß er fünf Franken Trinkgeld erhalten hatte. Andre Reisende dagegen hätten zu Scherzen keine Neigung verspürt, weil sie die „Schlittenkrankheit“ bekommen hätten, die namentlich im Frühjahr grassiere, wenn die Straße einer „Himalajabahn“ gliche. „Die Schlittenkrankheit ist so ähnlich wie die Meerkrankheit,“ setzt er hinzu, und nun folgen wieder in epischer Breite Schilderungen von Unglücksfällen, denn wir sind an den gefährlichen Stellen der Straße angekommen. Zu unsrer Rechten gähnt der Abgrund, zur Linken steigen die Felsen steil empor. Nach einer Rast und einem wärmenden Trunk im Schutzhaus 5 geht es weiter, die gefährlichsten Stellen nehmen wir im Trab, und bald liegt eine Galerie nach der andern hinter



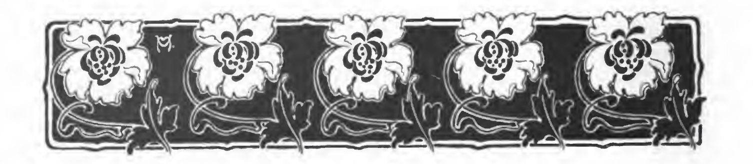
Die Straße auf dem Nordabhange des Simplonpasses im Winter



Eine in den Felsen gesprengte Schutzgalerie auf der Paßstraße

uns, darunter die „Wintergalerie“ neben der offenen Sommerstraße. Ueber eine von ihnen setzt der Kaltwasserbach mit einem kleinen Wasserfall hinweg, oder vielmehr er versucht es, denn der Frost ergriff den Wildfang mitten im Sprung und legte ihn erbarmungslos in harte Eisfesseln. Nun ist das Hotel Bellevue auf Simplon-Kulm erreicht, das seit der elementaren Vernichtung des sechsten Schutzhauses der Wegewärterfamilie während des Winters als sichere Wohnung dient. Im Hospiz gibt der Kondukteur seine Postsachen ab, und nach einer erneuten Stärkung fahren wir mit nur einem Pferde — die Vorpferde, wenn ich so sagen darf, sind abgespannt und rasen frei voraus — „mit verhängtem Zügel“ in Windeseile durch die weißen Schluchten, über den vom Schnee gleichsam mit dem Mantel der Liebe zugedeckten Gletschersturz hinweg nach Simpeln, wo wir um Mittag in der Post eintreffen. Nach trefflichem Imbiß sausen wir mit frischen Pferden der Gondoschlucht zu. Einen besonderen Reiz bilden die kleinen Sturzbäche und Wasserfälle, an denen die Simplonstraße so reich ist, in ihrer teilweisen Erstarrung. Wie verschlungene Zweige, wie Aeste, ja wie Baumstämme hängen die Eiszapfen von den feuchten Bergwänden herab. Freilich genügt ein kräftiger Hieb des Kutschers, um diese Eiswächter der Tunnelportale zu Boden zu werfen und zugleich ein schönes Bild zu zerstören.

Nun sind wir glücklich in Iselle und bald in dem tief verschneiten „Nante“, welch schönen Namen die Gruppe der Holzhäuser der deutschen Ingenieure führt, die mit ihrem Tunnel der Simplonstraße das Grab graben.



Die Biene als Mathematiker

Wohl begrüßten bunte Blumen, munterer Vogelgesang und das helle Summen emsiger Bienen den Menschen schon bei seinem ersten Erscheinen auf dem Schauplatz dieses Erdendaseins — blühten die Blumen aber ebenso schön wie heute; sang die Nachtigall bereits zu Adams Zeiten ebenso bezaubernd wie jetzt; hatte sich das Geschlecht der Honigbiene schon zur Zeit des ersten Menschenpaares zu der vielbewunderten musterhaften Volksgemeinschaft entwickelt, die uns heute noch Rätsel über Rätsel bietet? Wir wissen es nicht! Ob wohl vor Jahrtausenden der Vogel ein ebenso vollkommenes Nest flocht, die Spinne ein so sinnreiches Gewebe machte und der Biber und die Honigbiene dieselben kunstvollen Bauten errichteten wie jetzt — wer wollte das heute entscheiden? Sind alle diese Meisterwerke die Frucht eignen Nachdenkens oder nur die Erzeugnisse eines dunkeln Naturtriebes; bleiben die Arbeiten dieser Baukünstler stets die gleichen, oder können sie ihre Arbeit vervollkommnen und ihre Geschäftigkeit durch neu erworbene Kenntnisse steigern?

Alle diese unzähligen Aeußerungen des geschäftigen tierischen Lebens sind von der alten Naturanschauung dem alles zweckmäßig ordnenden Instinkte zugeschrieben worden; die moderne Naturforschung aber hat die mannigfachen wunderbaren Werke tierischen Schaffens, die so bequem dem unbewußten Naturtriebe zugeschrieben wurden, durch physiologische und mechanische Ursachen erklärt und sie dadurch des Geheimnisvollen entkleidet, ohne daß damit unsre hohe Bewunderung für die Schöpferweisheit an den Werken der Natur irgendwie Einbuße erleiden konnte.

Wohl das erstaunlichste Werk tierischen Schaffens ist die Bienenzelle, die wegen ihrer größten Regelmäßigkeit schon frühzeitig die Aufmerksamkeit des Menschen erregt hat. Bereits im vierten Jahrhundert n. Chr. bewies der alexandrinische Mathematiker Pappus, daß die Bienen die denkbar beste aller Formen für ihre Zellen zu finden wüßten, indem die regelmäßigen sechsseitigen Bienenzellen bei gleichem Inhalte das wenigste Material zum Aufbau erforderten bei gleichzeitig größter Raumersparnis. Im Jahre 1611 schrieb auch der Astronom Kepler eine Untersuchung über die Bienenzellen unter dem seltsamen Titel: „Das Neujahrsgeschenk, oder über die sechseckigen Schneefiguren", worin er neben einer Beschreibung der Schneesterne auch die Formen der Bienenzellen schildert und sie mit dem Zwölfflächner der Granaten (Rhombendodekaëder) vergleicht.

Das Problem war aber damit noch keineswegs gelöst, denn man hatte sich nur mit der Form der sechsseitigen Säule befaßt, ohne eine Erklärung dafür zu erbringen, warum die Bienenzellen ursächlich so beschaffen sein müßten; den Zellboden aber hatte man gar nicht berücksichtigt, und gerade dieser bietet die meisten Schwierigkeiten des interessanten Problems, zu dessen Erörterung eine interessante und reichhaltige Bienenzuchtausstellung in Wien die Anregung gegeben hat.

Die Bienenwaben unterscheiden sich von denen der verwandten Insekten durch die Art und Weise, wie die Zellen in doppelten Reihen geordnet sind. Die Wespen und Hornissen bauen einfache, wagerecht stehende Waben, in denen die Zellen senkrecht mit ihrer Mündung nach unten gerichtet sind, während die geschlossenen oberen Enden einen Boden bilden, auf dem die Wespen einhergehen können, um die Brut in den Zellen der darüberliegenden Wabe zu füttern. Bei den Bienen dagegen liegen die Zellen wagerecht und in doppelter Reihe in den senkrecht stehenden Waben, so zwar, daß die zusammenstoßenden Zellböden eine Mittelwand in der Wabe bilden, während die Zellöffnungen nach entgegengesetzten Seiten gerichtet sind.

Wenn man Fingerhüte wagerecht so nebeneinander legt, daß sie mit ihren geschlossenen Enden aneinander stoßen und die Mündungen nach entgegengesetzten Seiten gehen, so gibt dies ein anschauliches Bild von der Lage der Bienenzellen, nur ist zu beachten, daß auf den Boden jedes Fingerhutes der einen Seite immer drei Fingerhüte der andern Seite stoßen. Wären nun allerdings die Bienenzellen rund wie die Fingerhüte, so würden große Zwischenräume übrig bleiben und somit eine bedeutende Raumverschwendung und Wachsvergeudung stattfinden. Die denkbar einfachste Weise, diesen Uebelständen vorzubeugen, ist die, die Zellen sechsseitig zu machen, wie es von der Biene auch geschieht; nun könnten die zusammenstoßenden Zellböden einfach von einer sechsseitigen flachen Platte ausgefüllt werden, so daß die von der Gesamtheit aller Zellböden gebildete Mittelwand (Mittellamelle) der Wabe eine ebene Fläche bildete. Die Honigbiene aber hat viel komplizierter gebaut. Bricht man die Seitenwände einer Bienenzelle weg, so

beobachtet man, daß der Zellboden einen kleinen Napf bildet in Gestalt einer dreiseitigen Pyramide aus drei rautenförmigen (rhombischen) Wachsplatten, die sich ganz gleich sind und stets genau dieselben Winkel bilden. Indem nun die Rauten der Basis jeder Zelle zugleich einen Teil der Basis von drei andern Zellen bilden, wird nicht nur Baumaterial gespart, sondern auch die Festigkeit der Waben außerordentlich vermehrt, denn die Kanten, die durch Vereinigung zweier Rauten gebildet werden, stellen Strebepfeiler dar, die genau dieselben Funktionen erfüllen wie die Strebepfeiler an einem Gebäude oder an den Telegraphenstangen. Kein menschlicher Baumeister könnte sicherere Bauwerke ausführen als diese kleinen Geschöpfe. In den Bodenpyramiden liegt nun überhaupt das eigentliche Problem der Bienenzelle, an das sich eine interessante Geschichte anknüpft.

Der französische Astronom Maraldi, der im Jahre 1712 eine Abhandlung über die Bienen herausgab, war so überrascht von der Tatsache, daß die rautenförmigen Platten immer dieselben Winkel bildeten, daß er sich Mühe gab, sie zu messen, wobei er fand, daß die stumpfen Winkel 109 Grad 28 Minuten, die spitzen Winkel dagegen 70 Grad 32 Minuten maßen. Der bekannte Réaumur, nach dem wir noch heute die Grade des von ihm erfundenen achtzigteiligen Thermometers zu zählen pflegen, wurde durch Maraldis Entdeckung zu dem Gedanken angeregt, daß diese Gleichmäßigkeit der Winkel in Verbindung stehen könne mit der bewunderungswürdigen Raumersparnis in den Bienenwaben. Im Vergleich mit dem Honig, den die Zellen aufnehmen sollen, ist das Wachs eine seltene Substanz, die in sehr kleinen Mengen mühsam gesammelt wird, und deren Erzeugung viel Zeit erfordert; es kommt daher beim Wabenbau darauf an, möglichst viel Honig unterzubringen und möglichst wenig Wachs zu verwenden. Darauf legte Réaumur der wissenschaftlichen Welt die Frage vor: „Gegeben ist ein sechsseitiges Gefäß, dessen Boden begrenzt ist durch drei rautenförmige Platten; welche Winkelgröße müssen die Rauten der Zellböden haben, damit die Zellen möglichst viel Raum umschließen bei dem geringsten Aufwand von Baumaterial?"

Der Mathematiker König von der französischen Akademie der Wissenschaften machte hierauf seine Berechnungen und fand, daß dies Winkel von 109 Grad 26 Minuten und 70 Grad 34 Minuten seien, was fast genau mit den Messungen Maraldis übereinstimmte, so daß Réaumur befriedigt war, daß die Biene beinahe das schwierige Problem gelöst habe, indem ein Unterschied von 2 Minuten zwischen Messung und Berechnung ihm so gering erschien, daß er praktisch bei der Konstruktion eines so kleinen Gegenstandes, wie der Bienenzelle, gar nicht in Rechnung zu ziehen sei. Die Mathematiker waren entzückt von ihrer Untersuchung; zeigte sie doch, wie schön praktische Wissenschaft durch theoretische Kenntnis unterstützt werden könne, und die Bienenzelle ward fortab ein berühmtes Problem im Haushalt der Natur.

Lange Zeit blieben diese Angaben unbestritten und unangetastet, bis dem schottischen Mathematiker Maclaurin 1743 Bedenken an den bisherigen Angaben aufstiegen; sie stimmten zwar annähernd überein, aber doch nicht ganz, und es erschien ihm wenig einleuchtend, daß gewissermaßen ein Fehler im Bau der Bienenzelle liegen solle. So untersuchte er von neuem die ganze Frage und fand durch Berechnung die Messungen Maraldis genau und richtig, die Berechnung Königs aber falsch. Nun entstand die neue Frage: woher war diese Verschiedenheit in der Berechnung entstanden, und wie konnte einem Mathematiker wie König ein solcher Rechenfehler unterlaufen? Bei genauerer Prüfung fand man dann rein zufällig, daß der Fehler in den Logarithmentafeln lag, deren sich König bedient hatte, und der entdeckt wurde, als man den Ursachen der Strandung eines Schiffes nachspürte, dessen Kapitän sich derselben Tafeln bedient hatte, um seinen Längegrad zu berechnen.

Die Biene hatte also das Problem mit mathematischer Genauigkeit gelöst und die ökonomischste von allen überhaupt möglichen Formen für den Bau ihrer Zellen und Waben herausgefunden; nicht gelöst aber war die naturwissenschaftliche Frage: warum und wie entstehen diese Formen so und nicht anders? Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat der französische Naturforscher Buffon den Versuch einer mechanischen Erklärung der Form der Bienenzelle gewagt. Er sagte nämlich: Tausende von gleich großen und mit gleichen Kräften begabten Wesen bringen mit Notwendigkeit ein regelmäßiges Werk zu stande, wenn sie in einem beschränkten Raume sich ausweichen müssen. Dies ist bei den bauenden Bienen der Fall; sie stellen dabei Zellen her von derselben Form, wie man sie erhält, wenn man in eine mit Wasser gefüllte Flasche möglichst viele gleich große Erbsen hineinwirft und die Flasche dann verschlossen in kochendes Wasser stellt. Indem jede Erbse beim Aufquellen einen möglichst großen Raum einzunehmen sucht, werden sie alle durch den gegenseitigen Druck, also eine rein mechanische Ursache, sechseckig. Ebenso werden nach Buffons Ansicht die Bienenzellen lediglich durch den gegenseitigen Druck sechseckig.

Buffon hatte also klar erkannt, daß die Regelmäßigkeit der Form als eine Wirkung von rein mechanischen Ursachen angesehen werden müsse; die Ursachen im einzelnen aufzufinden blieb ihm versagt, auch ist seine Darstellung nicht in allen Stücken vollständig und genau, denn die Form der Bienenzelle ist keineswegs die einer einfachen sechsseitigen Säule, sondern sie stellt eine Säule dar mit dem aus drei Rhomben gebildeten pyramidalen Boden. Darwin nahm später im Sinne seiner Abstammungslehre an, daß die Vorfahren der heutigen Biene anfangs kugelige, einzeln stehende Zellen, wie jetzt noch die Hummeln, gebaut hätten. Zufällig zusammengedrängte kugelige Honigtöpfe seien an den Berührungsflächen eben geworden, und der Instinkt habe dann die Tiere gelehrt, stets eine ebene Wachsplatte als gemeinsame Scheidewand aufzubauen. So seien die Bienen mit der Vervollkommnung ihres Instinkts zum Bau der einseitigen Waben, wie sie die Meliponen (wilde Bienen in den tropischen Ländern) bauen, und dann zum Bau der zweischichtigen Waben übergegangen — eine durch nichts bewiesene Vermutung.

Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist es dem durch seine Arbeiten über den Vogelflug und die Momentphotographie auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Physiologen Professor Müllenhoff in Berlin gelungen, das Problem der Bienenzelle in seiner Allgemeinheit wie in allen seinen Einzelheiten durch eine scharfsinnige, aber einfache Erklärung zu lösen. Die erste Anlage der Honigwabe ist eine Wachsleiste, die von den Bienen an der Decke durch Aneinanderkleben von Wachsklümpchen hergestellt wird. Sobald eine der wachsliefernden Bienen ihren Platz verläßt, drängen sich sofort von beiden Seiten andre Bienen mit ihren Kiefern gegen die Leiste und drücken und beißen rundliche Vertiefungen hinein; das losgebissene Material wird mit neu hinzukommendem teils auf die Zwischenräume zwischen den Vertiefungen aufgetragen, teils zur Vergrößerung der Leiste benutzt. Durch diese Verdünnung und die von beiden Seiten erfolgende Erwärmung bis zu 37° C. wird die Wachsleiste allmählich immer weicher; schließlich, wenn ihre Dicke nur noch 1/10 Millimeter beträgt, erreicht die Beweglichkeit des Materials den höchsten Grad, und die Tiere halten mit der Verdünnung der Wand inne, weil letztere der Tätigkeit der Kiefer nachgibt. Dann erfolgt durch bloße Dehnbarkeit des Materials die Anordnung des Wachses zu Häutchen gleicher Stärke, die Ebnung der Wände und die Bildung der Flächenwinkel von 120 Grad. Nicht der Druck der einander entgegenarbeitenden Tiere, wie bei den quellenden Erbsen in Buffons Versuch, sondern die Kontraktilität des Materials ist also das eigentlich Formbestimmende; sonach entsprechen die gesamten Eigenschaften der Bienenzelle, wie Müllenhoff festgestellt, genau den Gesetzen, die der belgische Physiker Plateau für die Flüssigkeitshäutchen aufgestellt hat; diese sogenannten Plateauschen Gleichgewichtsfiguren veranschaulicht man sich am einfachsten, wenn man eine Flasche Bier recht schnell ausgießt, indem dann der in der Flasche zurückbleibende Schaum regelmäßige Figuren bildet, und zwar so, daß in jeder Kante drei Flächen zusammenstoßen, die unter sich Winkel von 120 Grad bilden; im Innern aber schneiden sich immer nur vier flüssige Kanten unter stets gleichen Winkeln von 109 Grad 28 Minuten — genau wie bei der Bienenzelle. Nachdem die Maraldischen Pyramiden als Zellböden mit darangefügten kurzen Prismenseiten fertiggestellt sind, werden diese letzteren in genau derselben Weise verlängert. Hat die Zelle die Länge der Arbeitsbiene erreicht, so wird sie von der Königin mit einem Ei belegt und mit einem Deckel versehen, indem die weichen dünnen Zellränder zusammengebogen werden.

Auch das Verhältnis zwischen Länge und Durchmesser der Zellen von Bienen, Wespen, Hummeln u. s. w. ist ein gesetzmäßiges, und zwar derart, daß in Rücksicht auf den gegebenen Rauminhalt der Zellen die Oberfläche möglichst klein, also die Ersparnis an Baustoff möglichst groß wird. Dementsprechend ist in der zweischichtigen Wabe der Biene nach Müllenhoff die lange Kante der sechsseitigen Säule 2,44mal so lang wie der Radius des um den Säulenquerschnitt umschriebenen Kreises. Die Bienen lösen somit auch in dieser Hinsicht gewissermaßen eine mathematische Minimumaufgabe, wenigstens bei den Brutzellen, während die Honigzellen erheblich länger sein können. Die einschichtigen Waben der Hummeln und Wespen entsprechen denselben Anforderungen der Zweckmäßigkeit durch eine geringere bezw. größere Länge der Zellen; das Verhältnis zwischen Kante und Radius ist hier gleich 2 bezw. 3,5, wie es die Minimumrechnung verlangt.

Noch ein andres Moment wird für die bewußte Tätigkeit unsrer Künstlerin angesehen: alle Zellen sind anfänglich um 5—10 Grad gegen die Mittelebene der Wabe geneigt, wodurch ein Verlust des späteren Inhaltes vermieden wird. Auch dies ist eine natürliche Folge des Arbeitsmechanismus. Da der Hinterleib der Biene etwas dünner ist als ihre Brust, so müssen die Tiere in dem dichten Gedränge naturgemäß eine etwas geneigte Stelle einnehmen, also auch in schiefer Richtung bauen; später wird die Neigung der Zellen durch nachträgliche Verschiebungen der Wachshäutchen so ziemlich wieder ausgeglichen.

Die Urheberschaft der Bienen an der Form ihrer Kunstwerke beschränkt sich sonach darauf, daß sie durch ihren Körper das Maß für die Größe der Zellen, durch ihr Gedränge die Gestaltung im allgemeinen, durch ihre Körperwärme die Temperatur liefern und durch Abreißen und Fortrücken der Wachsstückchen die Wände so weit verdünnen, bis sie nachgeben und ihre Kontraktionsfähigkeit und Beweglichkeit hinreichend groß wird. Alles andre, also die Anordnung zu Häutchen von gleicher Dicke, die Ebnung der Wände, deren Verschiebung, bis daß unter gewissen Winkeln für einen konstanten Rauminhalt die Flächenausdehnung ein Minimum erreicht hat, erfolgt „von selbst“ aus physikalischen Gründen, als Ausfluß der gesetzmäßigen Bewegung der kleinsten Wachsteilchen.

Der Glaube an eine besondere Kunstfertigkeit und hervorragende Begabung, ja an ein besonderes Wunder bei der Biene muß sonach zwar schwinden, ohne daß die Entstehung dieser höchst zweckmäßigen Zellenformen weniger wunderbar wird dadurch, daß man sie auf rein physikalische Ursachen zurückführt. Sogar das Wunderbare des Instinktes selbst, mit dem die Bienen ihre Arbeit nach gewissen Regeln verrichten, wird durch die mechanische Erklärung der daraus sich ergebenden physikalischen Folgen nicht berührt. Der Instinkt ist zwar nicht bewußte, aber immanente Kunst; der Naturtrieb führt die Bienen zu ihrer Beschäftigung und ist zur Erhaltung der Art ebensowohl in ihr Wesen gelegt wie die Funktionen ihres Körpers und dessen wunderbare Einrichtung. Die Einsicht aber, daß das überhaupt nur denkbar Zweckmäßigste ganz von selbst entsteht als Ausfluß des einheitlichen gesetzmäßigen Waltens in der Natur, läßt uns auch das Wunder der Bienenzelle nur um so größer erscheinen.

Schiller-Tietz



Lampenausgabe auf Zeche „Wilhelmine Victoria"

Unter Tage

Bilder aus einem westfälischen Steinkohlenbergwerk

von

Dr. Hecker

(Mit 8 Abbildungen nach Zeichnungen von H. Zieger)

Die materielle Entwicklung der modernen Welt seit Erfindung der Dampfmaschine und der übrigen, später entstandenen Maschinen, der Eisenbahnen und der Dampfschiffe, hat die Kohle und das Eisen zur Grundlage. Diese beiden nutzbaren Mineralien, nicht Gold und Silber, sind die Träger unsrer jetzigen Kultur. Aber auch die wohlfeile Erzeugung des Eisens, durch die es zum unentbehrlichen Verkehrs- und Kulturmittel geworden ist, wurde erst ermöglicht mit Hilfe der Kohlen, der seit Jahrmillionen im Schoße der Erde aufgespeicherten Sonnenenergie. Der Wert des jährlichen Kohlenverbrauchs in den Kulturländern der Erde hat gegenwärtig die Summe von 4 Milliarden Mark erreicht, und was die „schwarzen Diamanten" für den Einzelhaushalt bedeuten, hat sich uns in der Zeit der Kohlennot, die bei uns im Winter 1900/1901 herrschte, genugsam fühlbar gemacht. Im vorigen Jahre erfuhren wir es wieder aus den Vereinigten Staaten, wo die gleiche Kalamität großes Elend heraufbeschworen hat.

Wohl nur wenige Leser dürften eine genaue Vorstellung davon haben, auf welche Weise die Kohlen gewonnen werden. Sicherlich werden sie uns mit Interesse folgen, wenn wir sie zu einer Fahrt „unter Tage", in den Schacht eines westfälischen Kohlenbergwerks, einladen. Die Schilderung illustriert eine Reihe ungemein naturwahrer und stimmungsvoller Bilder des Düsseldorfer Kunstmalers Zieger, die das schöne Heim des Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund in Essen a. d. Ruhr schmücken.

Die Erlaubnis zur Grubenfahrt haben wir schon seit einiger Zeit von der Zechenverwaltung erwirkt und machen uns nun eines Morgens frühzeitig auf zur Grube. Der Betriebsführer heißt uns in seiner biederen Art willkommen und gibt uns einen seiner besten Steiger als Führer mit. Dieser bringt uns, entsprechend der ihm gewordenen kurzen Instruktion, zuerst zur „Kaue", der Waschanstalt, wo jedem eine Badezelle, einstweilen nur zum Umkleiden, angewiesen wird. Der Kauenwärter holt eine ganze Anzahl blauer und weißer Grubenanzüge, wollene Unterkleider, Strümpfe und wohl ein Dutzend Paar Stiefel herbei. Bald haben wir das Passende gefunden und kleiden uns schnell um. Nun noch das Halstuch umgebunden und die Meterlatte zur Hand genommen.

Der Steiger wartet bereits. Zunächst führt er uns zur Lampenbude, wo wir eine Wetterlampe erhalten sollen. Man muß wissen, daß der Bergmann die in den Bergwerken befindliche Luft, gleichviel, ob sie gut oder schlecht, „Wetter" nennt. Da in Kohlenbergwerken wegen der gefährlichen „schlagenden Wetter", eines explosiblen Gemisches von Luft mit Kohlengasen, kein offenes Licht brennen darf, so geschieht die notwendige Beleuchtung durch Sicherheitslampen, von denen jeder, der in die Grube einfährt, eine mitbekommt.

Wir sind früh aufgestanden; es ist erst 1/26 Uhr. Deshalb treffen wir auch noch einige Leute der Belegschaft, die sich ihre Lampen holen; sie geben an den Schaltern eine Blechmarke mit einer Nummer darauf ab und erhalten dafür die Lampe mit derselben Nummer. Wir warten, bis die Männer abgefertigt sind. Keiner geht an uns vorüber, ohne uns ein höfliches „Glückauf" zuzurufen. Arg verwetterte Gestalten sind es; die ernsten, bleichen, fast



Bohrmaschinen im Innern des Bergwerks

abgehärmten Gesichter scheinen das Lachen verlernt zu haben. Einer trägt eine Soldatenmütze; er ist ohne Zweifel erst vor kurzem vom Militär zurückgekehrt. Ich kann nicht unterlassen, ihn zu fragen, ob er mit dem Tausch zufrieden sei. Ohne Zögern antwortet er: „Schon mein Vater und Großvater waren Bergleute; ich möchte nichts andres sein. Ich bin stolz auf meinen Beruf!“ Und so denken die meisten eingesessenen Arbeiter; anders die zahlreichen Polen und andern fremden Arbeiter.

Was das für Blechflaschen seien, die die meisten Leute umgehängt haben, fragen wir den Steiger. „Sie enthalten kalten Kaffee, das allgemeine Erfrischungsmittel der Bergleute,“ antwortet er. „Alkoholische Getränke mit in die Grube zu nehmen, ist durch Bergpolizeiverordnung strengstens verboten.“

Wir betreten jetzt den eigentlichen Lampenraum. Da hängen die Lampen an eisernen Gestellen. Mehrere Gestelle sind leer; es fehlen die für die Morgenschicht ausgegebenen Lampen; an ihrer Stelle hängen die Blechmarken. Der Steiger läßt uns durch einen Putzer eine Lampe öffnen. Sie besteht aus vier Hauptteilen, dem mit Watte zum Aufsaugen des Benzins gefüllten Behälter, dem dicken Glascylinder, dem Drahtkorb und dem Gestell.



Das Abteufen eines Schachtes

Der Drahtkorb aus feinmaschigem Messingdrahtgewebe verteilt durch sein gutes Wärmeleitungsvermögen die Temperatur der Lichtflammen auf eine große Oberfläche und verhindert dadurch die Entzündung der vorhin erwähnten explosiblen Gasgemische. Wird das Gestell aufgeschraubt, wodurch Drahtkorb und Cylinder festgehalten werden, so schnappen Sperrhebel vor, die das willkürliche Oeffnen der Lampe durch die Leute selbst verhindern. Sollen die Lampen über Tage von den dazu bestimmten Beamten behufs Neufüllung geöffnet werden, so müssen die Sperrhebel mittels starker Magnete zurückgezogen werden. Damit nun die Leute unter Tage nicht bei einem plötzlichen Verlöschen der Lampen im Dunkeln bleiben, besitzen die Lampen im Innern eine Zündvorrichtung.

Jeder von uns erhält eine messingene Besuchslampe, worauf wir wieder auf den Zechenplatz hinaustreten. „Wir wollen zunächst das Schachtabteufen besichtigen," meint der Steiger, „weil dies in unsrer Gegend stets die Einleitung des Bergbaues ist. Unser Hauptschacht reicht bloß bis zur sogenannten Gaskohlenpartie, worin hauptsächlich nur Kohlen zur Leuchtgasfabrikation gewonnen

werden. Da die Gaskohlen zum Teil schon abgebaut sind, müssen wir darauf bedacht sein, die Fettkohlen, die sich zur Koksfabrikation besonders gut eignen, aufzuschließen. Hierzu soll ein neuer Schacht abgeteuft werden. Er ist schon 360 Meter tief und steht bereits im Steinkohlengebirge. Ueber diesem befinden sich Mergelgestein und darüber schwimmendes Gebirge, ein inniges Gemenge aus Sand und Wasser. Die Arten des Abteufens sind nun ganz verschieden und richten sich nach der Beschaffenheit des Gebirges. Durch den Schwimmsand, der 27 Meter Mächtigkeit besaß, haben wir einen mit scharfer Schneide versehenen Mauercylinder bis in den festen Mergel gepreßt. Hierauf konnten wir das Wasser aus dem Schacht auspumpen; die Schneide steckte so tief im Mergel, daß das Wasser fast vollkommen abgeschlossen war. Von da an konnte der Schacht bis auf 80 Meter Tiefe ‚von Hand' abgeteuft werden, wie Sie es nachher sehen werden. Dann brachen aber in den sogenannten turonen Mergeln solche Wassermassen herein, daß wir sie mit den stärkstmöglichen Pumpen nicht bewältigen konnten und ‚ersoffen'. Es blieb nun nichts andres übrig, als den Schacht unter Wasser abzubohren. Es wurde zuerst mit einem kleineren Bohrer von 2,5 Meter Schneidebreite vorgebohrt und dann diese Oeffnung mit einem größeren auf 4,8 Meter Durchmesser erweitert. Gebohrt wird stoßend, indem man die Meißel etwas anhebt, fallen läßt und hierbei stets etwas dreht. Nachdem auf diese Weise das Steinkohlengebirge erreicht war, ließen wir zunächst, um das Eindringen von Wasser aus den oben genannten Schichten unmöglich zu machen, in den Schacht einen aus einzelnen aufeinandergesetzten Ringen bestehenden Gußeisencylinder von 4,5 Metern Durchmesser hinab, der also eine Art von eiserner Mauer jenes Teiles bildete, und schlossen dann die Wasserzuflüsse durch sorgfältiges Betonieren des Raumes zwischen Cylinder und Gebirge ab. In dem festen und trockenen Steinkohlengebirge konnten wir dann wieder von Hand weiterteufen."

Unter diesen Erklärungen unsers Begleiters sind wir mittlerweile zum Schacht gelangt. Wir treten durch einen hohen, mit Brettern verschlagenen Turm ein und befinden uns am Rande eines runden, tiefen Loches. In diesen Abgrund hinein hängt ein daumendickes Drahtseil und daran der Förderkübel, ein tonnenartiges Gefäß aus Blech. Auf einmal setzt sich das Seil in Bewegung und geht nach oben; bald erscheint auch über dem Schachtrand der mit Ketten am Seil befestigte Kübel; er wird, sowie er die obere Oeffnung, Hängebank geheißen, erreicht, von Leuten beiseite gezogen und seiner aus unten losgebrochenem Stein bestehenden Ladung entledigt. Jetzt fordert uns der Steiger auf, die am Schacht hängenden Gummijacken zum Schutz gegen das aus den Schachtwänden herabtropfende Wasser anzuziehen und in den Kübel zu steigen. Wir klettern, so gut es geht, hinein; der Steiger schwingt sich auf den Rand des Kübels und hält sich mit einer Hand am Seil fest. Ein Glockenschlag, der Kübel hebt sich etwas; drei Schläge, und langsam sinken wir hinab in den 360 Meter tiefen Abgrund. Der Gedanke, daß unser Leben an einem daumendicken Seil hängt, hat doch etwas Aufregendes, doch der Steiger blickt ganz ruhig; er kennt ein solches Gefühl schon längst nicht mehr. Da, was ist das? Wir drehen uns um uns selbst, schnell und schneller; alles schwimmt uns vor den Augen. Sobald der Steiger das Unbehagen darüber in unsern angstvollen Gesichtern sieht, streckt er die freie Hand nach der Schachtwand aus; ein Ruck, und ruhig geht es weiter hinab. Jetzt scheint ein Summen von unten heraufzudringen, allmählich wird es deutlicher, man hört die Schläge von Werkzeugen und mit lauter Stimme erteilte Befehle heranfschallen. Auf einmal halten wir, rauhe Hände fassen uns, ziehen uns aus dem Kübel und stellen uns auf die Füße. Wir treten an den äußersten Rand des kreisrunden Loches, um die Kameradschaft ungestört bei der Arbeit beobachten zu können. Der Steiger gibt uns die nötigen Erklärungen: der Mann rechts, der den Signalzug in der Hand hat, ist der sogenannte Drittelführer; er gibt das Signal, damit der Kübel sich etwas hebt. Die drei Leute im Hintergrund sind mit dem Bohren des Gesteins beschäftigt; sie schlagen mit den Fäusteln (eiserne Hämmer) fortwährend auf die Bohrer, letztere nach jedem Schlage etwas drehend. Dies wird so lange fortgesetzt, bis die dadurch erzeugten Löcher 1 bis 2 Meter tief sind. Ist eine Anzahl davon fertig, dann werden sie mit Dynamit besetzt oder geladen. Nun müssen alle Leute aus dem Schacht, nur der Drittelführer mit einem Hauer bleibt unten. Sie warten, bis der Kübel wieder erscheint, dann stecken sie die Zündschnüre an, geben schnell das Signal und springen in den Kübel. Einen Augenblick noch, dann hebt sich der Kübel, und längst ist er mit seinen Insassen aus der gefährlichen Nähe, da krachen die Schüsse wie Kanonenschläge. „Einmal," so erzählt uns der Steiger, „als ich noch Drittelführer war, hatte ich gerade mit meinem Kameraden die Schüsse angesteckt und das Signal ‚auf' gegeben. Aber der Maschinist zieht nicht an; er muß das Signal überhört haben. Was tun? Noch einmal aus dem Kübel springen und schellen, geht nicht; jeden Augenblick können die Schüsse losgehen. Der Angstschweiß tritt uns auf die Stirn, die Sekunden werden zur Ewigkeit. Da endlich geht der Kübel hoch; aber es war auch die höchste Zeit. Noch keine 10 Meter waren wir über der Sohle, da donnert es los. Schwere Stücke treffen den Kübel, ihm arge Beulen beibringend, wir selbst aber kamen noch mit dem Schrecken davon. Auf der Sohle selbst wäre der Kübel und wir mit ihm in Fetzen zerschmettert worden."

Mittlerweile hat sich durch fortwährendes Hereintropfen von oben her ziemlich viel Wasser auf der Schachtsohle angesammelt. Der Drittelführer läßt es von zwei Leuten mit Eimern in den Kübel schöpfen, der ungefähr gerade einen Kubikmeter faßt. Bis der Kübel wieder herunterkommt, sehen wir noch den Leuten bei der Arbeit zu. Zwei sind damit beschäftigt, die größten Stücke des losgesprengten Gesteins mit der Hacke zu zerschlagen, weil sie sonst nicht in den Kübel gehen würden, während ein dritter mit dem Brecheisen Gebirgsmassen, die durch die Schüsse nicht völlig gelöst sind, hereinwuchtet. Wir fragen noch unsern Begleiter, wozu die schweren eisernen Ringe im Schacht angebracht werden, die



Am Füllort

wir beim matten Schein der Grubenlichter noch eben über unsern Köpfen erkennen können. Sie sollen, wie wir belehrt werden, einer vollständigen Bretterverkleidung des Schachtes den nötigen Halt geben, die angebracht werden muß, damit sich keine Gesteinsstücke aus den Wänden lösen und die auf der Schachtsohle arbeitenden Leute treffen können. Später wird die Bretterverkleidung durch eine solide Mauerung ersetzt.

Der leere Kübel langt wieder an, wir steigen ein, und schnell geht es nach oben, nachdem wir uns von der Kameradschaft mit „Glück auf!" verabschiedet haben. Anfangs erscheint uns die Tagesöffnung des Schachtes als ein ganz kleiner weißer Punkt, der sich aber schnell vergrößert. Oben angelangt, entledigen wir uns schnell der triefenden Gummijacken und begeben uns zum Hauptförderschacht.

Dieser Hauptschacht dient, wie unser Führer auseinandersetzt, verschiedenen Zwecken. Einmal werden in ihm die unten gewonnenen Kohlen zu Tage gehoben, dann enthält er die Steigrohre für die unterirdische große Wasserhaltungsmaschine, ferner befindet sich in ihm eine ununterbrochene Fahrtentour (aus Leitern bestehend) für den Fall, daß die Belegschaft ausnahmsweise nicht auf den Förderkörben ein und aus fahren kann, und endlich nimmt er die Leitung für die Wetterführung (Zuleitung frischer Luft) auf, während die verbrauchte Grubenluft aus einem besonderen zweiten Schacht, dem Wetterschacht, mittels großer Zentrifugalventilatoren herausgesaugt wird.

Eine Weile sahen wir uns das Treiben an der „Schachthängebank" an, wo die mit Kohlen beladenen Wagen aus dem eisernen Förderkorb gezogen und leere Wagen aufgeschoben werden. Es sind zwei Förderabteilungen mit je einem Förderkorb vorhanden. Ist der eine Korb oben, so befindet sich der andre unten, geht der eine aufwärts, so bewegt sich der andre hinab, genau so, wie bei den Personenaufzügen in Gasthöfen. Solchen Fahrstühlen ähnliche Gestelle sind auch die Förderkörbe, nur viel größer; die unsrigen besitzen drei Etagen, von denen jede zwei Förderwagen von je 12 Zentner Kohlenladung faßt. Die Bewegung der Körbe erfolgt, wie bei dem Schachtkübel, durch Auf- und Abwickeln der Förderseile auf bezw. von großen Trommeln mit 8—10 Metern Durchmesser. Macht eine solche Trommel von 8 Metern Durchmesser eine Umdrehung, so wickelt sie 25 Meter Seil auf oder ab, und um ebensoviel bewegt sich dann der Korb. Geradezu verblüffend ist die Schnelligkeit, mit der die Bedienung der Körbe erfolgt. Alle 45 Sekunden kommt ein Korb von der 480 Meter tiefen Hauptfördersohle mit seiner Last von 72 Zentner Kohlen nach oben zur Hängebank oder Ladebühne.

Diese Förderkörbe bringen auch die Bergarbeiter, Geräte, Grubenhölzer und alles, was man unten braucht, in die Tiefe; nach beendeter „Schicht" oder Arbeitszeit, die täglich acht Stunden mit Einschluß der Ein- und Ausfahrt beträgt, befördert der Aufzug die Leute dann wieder nach oben.

Eben ist wieder ein Korb angekommen; der Steiger winkt der Bedienungsmannschaft, keine leeren Wagen aufzustoßen, und fordert uns auf, aufzutreten. Kaum ist dies geschehen, so gibt der „Anschläger" dem Maschinisten das Signal: Personenfahrt. Der Korb hebt sich erst etwas, um gleich darauf mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe zu stürzen. Wir haben das Gefühl, als ob uns der Boden plötzlich unter den Füßen wiche und wir in die Höhe flögen. Dazu kommt eine eigenartige Beklemmung, die uns beinahe den Atem raubt, aber fast so schnell, wie sie gekommen, nachläßt. Allmählich merken wir, daß der Korb langsamer geht; wir vermögen schon Einzelheiten der Schachtzimmerung zu erkennen. Mit zunehmender Tiefe empfinden wir einen starken Druck auf den Ohren, den der Steiger als Folge des größeren Luftdruckes erklärt; er verschwindet aber gleichfalls bald. Plötzlich steht der Korb still; fast unmerklich hat ihn der geschickte Maschinist aufgesetzt. Wir treten heraus und befinden uns am „Füllort der Hauptfördersohle". Der Steiger führt uns ein wenig seitwärts aus dem Getriebe heraus, damit sich unsre Augen erst an das Grubendunkel gewöhnen. Das Treiben hier am Füllort auf der Schachtsohle ist ähnlich dem auf der Hängebank oben. Von allen Seiten kommen, von Pferden gezogen, die Züge von beladenen Förderwagen an. Sie werden entkuppelt, auf den Korb gestoßen und dafür die leeren heruntergezogen. Diese werden zu Zügen von etwa 12 Wagen rangiert, ein Pferd davor gespannt, und hurtig geht es mit Gerassel in die Grubenbauten.

Nun treten auch wir den Weg in die Grube an; der Steiger will uns zunächst in einen Querschlagsbetrieb führen, d. h. in eine „Strecke" (Tunnel), die quer durch die Gebirgsschichten getrieben wird. Und zwar soll mit dem Querschlag, den wir besichtigen wollen, wie der Steiger erläutert, der neue im Abteufen begriffene Schacht „unterfahren" werden.

Der Hauptschacht bildet die Zentrale eines Bergwerkes; von ihm aus geht in Abständen von 50 bis 100 Metern jedesmal ein System horizontaler Gänge, die „Sohlen". Die meisten Gruben haben mehrere Sohlen in Betrieb; jedesmal die oberste heißt Wettersohle, weil sich auf ihr die sämtlichen verbrauchten Wetter sammeln und von da zum Wetterschacht geführt werden.

Auf der Wanderung dringt uns ein unaufhörliches Geknatter in die Ohren, um so deutlicher, je weiter wir kommen, und schließlich kann man sein eignes Wort nicht mehr verstehen. Wir sind bei den Bohrmaschinen angelangt. Der Steiger hatte uns schon auf dem Wege die nötigen Erklärungen gegeben, weil eine Unterhaltung an Ort und Stelle unmöglich ist. In unserm Querschlag werden die Bohrlöcher nicht von Hand, wie in dem Schacht, den wir abteufen sahen, sondern durch Maschinen hergestellt, die den Betrieb zwar nicht verbilligen, aber wesentlich beschleunigen. Wir erblicken vor uns den fahrbaren Bohrwagen mit zwei senkrechten Säulen, die an der Firste — so nennt der Bergmann die Decken seiner unterirdischen Grubenbauten — festgespannt sind. Jede Säule trägt noch einen wagerechten Arm und dieser die Bohrmaschine. Die Hoch- und Tiefverstellung der Maschine geschieht mittels Winden und Ketten. Die Bohrmaschinen werden durch komprimierte Luft betrieben, die über Tage in großen Maschinen erzeugt und in einem weit verzweigten Rohrsysteme durch die ganze Grube geleitet wird. In den Maschinen nun werden Kolben hin und her geschleudert, an denen der Bohrer befestigt ist. Wegen des höllischen Lärms halten wir uns nicht lange auf; der Steiger will uns jetzt einen Kohlengewinnungspunkt zeigen. Wir gehen ein kurzes Stück zurück und gelangen bald zu dem edeln Flötz „Zollverein". Auf der einen Seite des Querschlages ist es noch unverritzt, d. h. unangebrochen; es stellt dort eine etwa 1,5 Meter dicke Kohlenbank dar, die ganz gleichmäßig dem Gebirge eingelagert ist, etwa wie ein Blatt zwischen den andern Blättern eines dicken Buches. Auf der andern Querschlagsseite ist in dem Flötz eine Strecke aufgefahren; in diese biegt der Steiger ein. Nachdem wir etwa 100 Meter gegangen sind, hören wir plötzlich in der Ferne ein starkes Rollen; wir vermögen aber noch nicht zu unterscheiden, aus welcher Richtung es kommt.



Vor Ort

Allmählich wächst das Rollen zu einem heftigen Getöse an, so daß wir ängstlich auf unsern Führer blicken. „Es ist nichts," sagt er, „ein Zug kommt uns entgegen; treten Sie nur ein wenig nach links."

Schon sehen wir auch vor uns eine Lampe aufblitzen; sie gehört dem Pferdejungen, der mit dem Pferd am Zügel im Trab daherkommt. Das Pferd ist ein starkes, von vielem Hafer wohlgenährtes Tier. Als der Steiger den Schimmel sieht, lacht er und meint: „Das ist der Max, unser intelligentestes Grubenpferd; er tut wohl jetzt schon sieben Jahre Dienst. Niemals zieht er an, trotz der härtesten Schläge, wenn ihm der Junge nicht ein Stückchen Zucker vorhält. Dann bleibt er aber sofort wieder stehen, wenn es mehr wie zwölfmal ‚ruckt'. Die Wagen werden nämlich, um dem Pferd das Anziehen zu erleichtern, zusammengeschoben, so daß sie stets mit einem gewissen Ruck



Pferdeförderung im Bergwerk

in die Kuppelung fliegen. Ruckt es mehr wie zwölfmal, dann sind mehr als dreizehn Wagen angehängt, die Max zu ziehen sich weigert."

Nachdem wir noch etwa 200 Meter weiter gegangen sind, kommen wir zu einem „blinden Schacht", so genannt, weil er nicht zu Tage ausgeht, sondern nur zwei Sohlen verbindet. Wir klettern in ihm etwa 40 Meter hoch auf steilen Fahrten (Leitern) aufwärts, gehen noch ein Stück in einer ähnlichen Strecke wie die, die wir soeben verlassen haben, unter mehrmaligem heftigen Kopfanrennen vorwärts und befinden uns dann „vor Ort", d. h. an einer Arbeitsstelle. Wir treffen gerade vier Leute bei der Arbeit; sie haben die Strecke, durch die wir gekommen sind, weiter zu treiben. Zwei von ihnen sind mit Kohlenhauen beschäftigt, einer macht sich an der Zimmerung zu schaffen, während der Lehrhauer die gewonnenen Kohlen in die Wagen einlädt. Besonderes Interesse erweckt in uns die Art des „Verbauens" mit Holz, die das Zusammenbrechen der Strecken verhindern soll. Auch die Art der Kohlengewinnung können wir deutlich sehen. Die Kohle wird nicht regellos mit der Hacke herausgehauen, sondern zunächst wird am Liegenden des Flötzes (Sohle) mit der Hacke ein tiefer Schlitz hergestellt. Erst dann bricht man die Kohle über dem Schlitz herunter, die nunmehr in schönen großen Stücken „hereinkommt".

Allmählich verspüren wir ein gewisses knurrendes Gefühl im Magen, das uns veranlaßt, den Steiger zu bitten, uns einen bequemen Platz zum Frühstück zu zeigen. Er führt uns auch einige Meter in der Strecke zurück, wo er uns auffordert, einige herumliegende Stempel (Hölzer für den Ausbau) als Sitze zu benutzen. Wacker sprechen wir dem mitgebrachten Butterbrot zu. Daß sich unsre schwarzen Finger darauf in gleicher Färbung abdrücken, stört uns weiter nicht. Während wir essen, gibt uns der Steiger noch einige technische Erklärungen über den „Abbau". „Die einzelnen Flötze," so erzählt er, „werden durch eine obere und untere Sohlenstrecke, die bei uns durchschnittlich 60 Meter senkrechten Abstand haben, und durch sogenannte ‚Aufhauen', die innerhalb des Flötzes etwa alle 200 bis 300 Meter obere und untere Sohlegrade verbinden, in große rechteckige Abschnitte eingeteilt. Von diesen Aufhauen aus wird die Kohle nach beiden Seiten hin weggenommen, so daß die Abbaue in der Mitte zwischen zwei Aufhauen zusammentreffen. Diese Hohlräume läßt man nun nicht als solche bestehen, weil sie bald zusammenbrechen und dadurch Senkungen der Tagesoberfläche veranlassen würden, sondern man füllt sie mit den in Querschlägen u. s. w. gewonnenen Bergen (Gesteinen) wieder vollständig aus. Die verschiedenen Vorteile dieses sogenannten ‚Bergeversatzes' sind so groß, daß man mangels der nötigen Berge in der Grube sogar die Halden (Bergeanschüttungen über Tage) wieder einfördert." Mittlerweile haben wir unsre Butterbrote verzehrt und bitten nun den Steiger, uns vor dem Ausfahren noch einiges über die gefürchteten schlagenden Wetter zu erzählen und uns wo möglich einmal solche zu zeigen. „Mit beidem kann ich dienen," sagt der Steiger. „Die schlagenden Wetter sind ein Gemisch von Grubengas und Luft, das ebenso explosibel ist wie ein Gemisch von Leuchtgas mit Luft. Kommt mit einem solchen Gemisch eine offene Flamme in Berührung, so explodiert es mit furchtbarer Heftigkeit, alles Lebendige im Bereiche der Explosion zerschmetternd und verbrennend. Fast noch schlimmer und verderblicher wie die Explosion selbst sind die ‚Nachschwaden', d. h. die kohlenoxydhaltigen, also äußerst giftigen Gase, die sich durch die Explosion bilden. Bis jetzt haben wir nur ein Mittel, schlagende Wetter unschädlich zu machen, das ist eine gute Wetterführung oder Ventilation, durch die wir allen Grubenbauen so viel frische Luft zuführen, daß die schlagenden Wetter bis zur Ungefährlichkeit verdünnt werden. Ein Mittel, schlagende Wetter, sogar ihren Prozentgehalt, an Grubengas mit Sicherheit erkennen zu können, haben wir in unsrer Sicherheitslampe, die Sie schon kennen gelernt haben. Bei Vorhandensein von Schlagwettern sieht

man nämlich um den ganz klein geschraubten Lampendocht einen grünlichblauen Lichtkranz, die sogenannte Aureole, die bei einem Gehalt von 6 Prozent Grubengas, dem Beginn der Explosionsfähigkeit, schon den ganzen Drahtkorb der Lampe ausfüllt, bei geringerem Gehalt entsprechend kleiner ist und bei etwa 1½ Prozent zuerst erkannt werden kann. Da das Grubengas nur halb so schwer ist wie Luft, sammelt es sich stets an der Firste der Strecken an. Ganz in unsrer Nähe ist ein Betriebspunkt in Flöz 14, der eine solche Gasentwicklung besitzt, daß trotz bester Wetterführung stets ein geringer Gehalt an Grubengas nachzuweisen ist. Dort kann ich Ihnen die Aureole zeigen; Sie dürfen mir unbesorgt dahin folgen; das Experiment ist, von sachkundiger Hand ausgeführt, ganz gefahrlos." Nach einigem Kreuz- und Quermarschieren kommen wir auch an dem betreffenden Punkt in Flöz 14 an. Der Steiger schraubt seine Lampe so klein, daß nur noch ein blaues Lichtfünkchen bleibt, und heißt uns, unsre Lampen abzublenden. Darauf hebt er ganz langsam seine Lampe hoch, und wirklich, bald zeigt sich die grüne Aureole, die immer größer und größer wird, bis sie den oberen Rand des Drahtkorbes erreicht, worauf die Lampe plötzlich verlischt. Erleichtert atmeten wir auf, so ganz geheuer war uns das Experiment doch nicht erschienen, wenn wir's uns auch nicht merken ließen.



Ableuchten nach schlagenden Wettern

Nun ist aber unser Wissensdrang gestillt. Der Steiger führt uns zum Hauptschacht zurück, wo wir bald einen leeren Korb betreten und aufwärts fahren. Mit heller Freude begrüßen wir das goldige Sonnenlicht, froh, der finsteren Unterwelt entronnen zu sein. In der Kaue nehmen wir dann zur äußerlichen Reinigung ein warmes Bad mit nachfolgender kalter Brause; zur innerlichen Reinigung kredenzt uns der Kauenwärter einen „Bergalten", der nicht einmal zu sehr brennt. Noch ein „Glückauf!" und hochbefriedigt verlassen wir die interessante Zeche.



Ausfahrt

Künstler und ihre Frauen

Von

Eduard Engels

Man kennt die reizende Geschichte von Pygmalion. Sie ist buchstäblich wahr und trägt sich noch heute in jeder besseren Künstlerwerkstatt aufs neue zu. Pygmalion meißelt all seine Schönheitssehnsucht in eine Statue hinein, und die Statue steigt von ihrem Sockel herunter, den Künstler liebevoll zu umarmen. Pygmalion, muß man nämlich wissen, kann auch im wirklichen Leben kein andres Frauenideal als dasjenige suchen, das er in seiner Kunst sucht, woraus sich denn gar leicht die anmutigste Uebereinstimmung zwischen Leben und Kunst ergeben mag.



Jan van Eyck — Des Künstlers Gattin

Im Grunde sind wir ja wohl alle Pygmalions, so wenig wir mit dem Meißel in der Hand auf die Freite zu gehen pflegen. Aus unsern angeborenen Neigungen und Bedürfnissen, den Erfahrungen, die uns das Leben an die Hand gibt, den holden Illusionen, die wir aus Dichtungen und Kunstwerken davontragen, formen wir uns unbewußterweise ein Frauenideal, dessen lebendiges Ebenbild wir in dem gestaltenreichen Schönheitsgarten unsrer näheren oder weiteren Umgebung anzutreffen begehren. Wir schaffen uns selber das „Modell" unsrer Göttin und sind vollkommen überzeugt, daß die Natur die Ausführung des Entwurfs übernehmen werde. Ja, wir finden dieses Erwachen unsers abstrakten Ideals zum realen Leben der Wirklichkeit so selbstverständlich, daß wir nicht einmal besonders ins Staunen geraten, wenn wir dem Gegenstand unsrer Träume im wirklichen Leben begegnen. Der junge Mann, der in einem schönen Mädchen all das vereinigt findet, was seine Sehnsucht ihm von der Gefährtin seines Lebens vorgegaukelt — er jubelt, schwärmt, lacht oder weint vor Glückseligkeit, aber zu staunen, nein, das kommt ihm nicht in den Sinn.

Anders der Künstler. Solange eines rechtschaffenen Künstlers Liebe währt, kommt er aus dem Staunen einfach nicht mehr heraus. In dem Augenblick, wo er zu staunen aufhören würde, würde er auch aufhören, zu lieben. Er würde sich geradezu eine neue Statue formen müssen, bloß um wieder staunen, um wieder Künstler sein zu dürfen. Denn ein Künstler sein, heißt nichts andres, als was überhaupt ein Genie sein heißt: nämlich „staunen" können. Mit den Augen eines Kindes, das zum erstenmal in die Welt blickt, einen Gegenstand betrachten und das Geschaute so wundersam



Peter Paul Rubens — Des Künstlers zweite Frau mit Söhnchen



Frans Hals Der Künstler mit seiner Gemahlin

erstaunlich finden, daß man's notwendig nachbilden muß, um sich aus seinem Zauberbann zu befreien, das unterscheidet den begnadeten Liebling der Musen von uns andern gnadenlosen Geschöpfen des Alltags.

In diesem Sinne könnte man vielleicht die Behauptung wagen, daß die Rolle, die die Frau in der Geschichte eines Künstlers spiele, die eigentliche Geschichte seiner Kunst darstelle. Dagegen wäre dann allerdings einzuwenden, daß in manchem Künstlerleben die Frau überhaupt keine, in andren eine sehr untergeordnete Rolle gespielt habe. Wie dem aber auch sei: das Verhältnis eines jeden Mannes zum weiblichen Geschlecht bleibt der fundamentalste Ausdruck seines Verhältnisses zum Leben überhaupt, und es hält nicht schwer, an dutzenden von Beispielen positiver wie auch negativer Art den engen psychologischen Zusammenhang zwischen dem Liebesleben und dem Kunstschaffen der Künstler darzutun. Wir wollen im Folgenden einige Beispiele dieser Art etwas näher betrachten.

Schlagen wir zunächst den alten Vasari auf, von dem uns Oppermann und Stern eine handliche und amüsante Bearbeitung geschenkt haben. Da ist unter den Meistern der italienischen Frührenaissance der unruhige Fra Filippo Lippi: „Sein Gemüt neigte so sehr zur Zärtlichkeit, daß, wenn er Frauen sah, die ihm wohlgefielen, er all sein Geld hingegeben hätte, sie zu gewinnen.“ Um die Mitte der fünfziger Jahre des Quattrocento erhielt Filippo den Auftrag, für die Nonnen von Santa Margherita eine Altartafel zu malen. Während der Künstler im Kloster beschäftigt ist, erblickt er bei irgend einer Gelegenheit eine schöne Florentinerin, Lucrezia Buti, die Tochter des Francesco Buti. Von ihrer Schönheit besiegt, findet er sofort Mittel und Wege, sich mit dem angebeteten Mädchen zu verständigen. Er bittet um die Erlaubnis, Lucrezia als Modell benutzen zu dürfen und entführt sie aus dem Kloster. Da Lucrezia aus angesehenem Hause stammte, alle näheren Umstände des Frevels in der ganzen Stadt die hellste Empörung hervorriefen, so hätte es dem guten Filippo recht übel ergehen können. Der beleidigte Vater wandte alle Mittel auf, die Tochter wieder in seine Gewalt zu bekommen. Umsonst: Lucrezia fühlte sich bei Filippo außerordentlich glücklich, und nicht lange, so fand sich sogar eine ihrer schönen Verwandten in der lustigen Werkstatt des Malers ein. Cosimo de Medici „muß herzlich lachen“, als er das alles vernimmt. — Und nun halte man neben diese Art, zu leben und zu lieben, Fra Filippos Art, zu malen. Vasari sagt: „Vor allem liebte er die Schönheit, die Anmut, die Lebensfrische, selbst die Schalkhaftigkeit der Jugend darzustellen. Er greift aber auch so tief in die einfach menschliche Empfindung hinein, daß Züge von zartester Innigkeit dicht neben sinnlich frischer, keck naiver Wirklichkeit stehen.“

Aus der italienischen Kunstgeschichte gäbe es eine ganze Unmenge von Künstlerromanen zu erzählen und im Spiegel der Werke der betreffenden Künstler weiter zu verfolgen; es sei hier bloß an die berühmtesten, wie Raffael und die Fornarina, Michelangelo und Vittoria Colonna, Lionardo da Vinci und die Mona Lisa erinnert.

Wenn wir uns von der italienischen Kunst-

geschichte zur nordischen wenden, so wird uns mit fast beleidigender Deutlichkeit die Wahrheit jenes berühmten Dürerwortes aus den italienischen Reisebriefen des Meisters entgegentreten: „O wie wird mich nach der Sonne frieren; hier bin ich ein Herr, daheim bin ich ein Knecht.“ Auch in den Liebschaften der van Eyck, Holbein, Cranach, Dürer, Holbein scheint keine Sonne, auch in ihrer Eigenschaft als Ehemänner machen sie vielfach jenen untergeordneten Eindruck, den sie in ihren Beziehungen zum bilderkaufenden Publikum machen. Man betrachte Jan van Eycks brave Ehefrau und wundere sich noch darüber, daß Meister Jan ungefähr „Kammerdiener“ Philipps des Guten von Burgund war! Alle diese nordischen Künstler hatten das stolze Selbstbestimmungsrecht der italienischen Kollegen noch nicht errungen: sie kannten und verstanden die weibliche Schönheit, aber sie wagten nicht, sie für sich zu begehren. Wenn sie schöne Frauen malen, so stehen sie gebeugt vor ihnen, wie der subalterne Beamte vor der Tochter oder Gattin seines Gebieters.

Allmählich aber dringen auch in die deutschen Malerkreise jene, man möchte sagen, künstlerischen Beziehungen zwischen Mann und Weib ein, die der Süden ausgebildet, der Norden zunächst nur in seinen höfischen und ritterlichen Bestandteilen übernommen hatte. Als das deutsche Bürgertum in die Fußstapfen der Ritter trat, gaben Großkaufleute einerseits und Landsknechte anderseits den Ton an. Der Großkaufmann ahmte besonders das Mäcenatentum der großen Herren, der Landsknecht mehr ihre sinnliche Genußsucht nach. Jene führten ein großes Haus, diese lebten in Saus und Braus. Jene werden in der Künstlerwelt durch Rubens, diese durch Frans Hals besonders charakteristisch vertreten.

Frans Hals ist Landsknecht durch und durch. Es ist ein Sohn jenes kriegerischen Holland, das in blutigen Kämpfen das Joch der Fremdherrschaft abgeworfen, ein Mitglied jener kühnen, feurigen Jünglingsschar, die während des Kanonendonners der Schlachten aufgewachsen und sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet. Säbelklirrend, mit herausfordernden Blicken, sagt Muther, kommen die Bursche daher. In ritterlichem Kriegsspiel, bei Schmaus und Gläserklingen verläuft ihr Leben. Frans Hals ist einer der Tollsten unter ihnen. Noch in hohen Semestern führt er sich wie ein Corpsstudent, lustig und leichtsinnig, burschikos und forsch, ein Antiphilister, der das Wort Bourgeois als Beleidigung empfindet. Man kann ihn sich denken, wie er stark angeheitert nachts durch die Straßen von Haarlem streift und Fenster einwirft oder Nachtwächter



Albert von Keller — Bildnis der Gattin des Künstlers



Hans Unger — Bildnis seiner Frau

prügelt. In Ermangelung eines Nachtwächters prügelt er seine Frau. Als dieses arme Geschöpf in ein besseres Jenseits eingegangen, verheiratet er sich, ohne das Ende des Trauerjahres abzuwarten, mit Lisbeth Reyniers. Mit Lisbeth sitzt er zusammen auf dem berühmten Bild des Amsterdamer Rijksmuseum, das hier abgebildet ist. Beide sind nicht mehr jung, haben manche Stürme erlebt. Hals mag während der Arbeit manchen Witz gemacht, sein Ehegespons oft alte Schachtel genannt haben. Jovial und wurschtig, als ob er selbst die Komik seines Ehelebens fühle, blickt er drein.

Zu Rubens wird die nordische Kunst gefürstet. Rubens ist in der Malerei, was die Fugger im Kaufmannsstande sind. Beide dürfen Könige und Fürsten als ihresgleichen behandeln. Die ganze Welt alter und neuer Zeit, der Schönheitsflor ganz Europas, alles steht seines Pinsels gewärtig und er übt sein Herrscherrecht ohne eine Spur von Befangenheit aus, ein geborener Souverän von Gottes Gnaden. Auch die Frau gehört zu den Attributen seiner Herrlichkeit. Hatte noch seine erste Gattin, wie wir auf dem (in einem Ausschnitt gegebenen) Münchener Bilde sehen, auf gut bürgerliche Art mit ihm gehofft, gestrebt und

gestritten, so ist seine zweite Frau ganz Sultanin, ganz regierende Favoritin eines schönheittrunkenen Padischah. Uebrigens darf man sich den Meister der stürmischen Leidenschaften und Handlungen keineswegs als Genußmenschen vorstellen, und vielleicht ist nichts so ungeeignet, Rubens in dieser Hinsicht richtig zu charakterisieren, wie gerade die Bildnisse, die er von seiner schönen blonden Helene gemalt hat. Schuf er im Atelier, unbekümmert um andre, die Gestalten seiner Phantasie, üppig, grandios, stürmisch, wie es nun war, so war er im häuslichen und öffentlichen Leben ein Muster guter Sitte und jeder gesellschaftlichen Tugend.

Mit Rubens beginnt eine neue Zeitrechnung für das Leben der nordischen Maler. Er ist der Schöpfer des modernen Malerateliers gewesen, jener mit den Schätzen aller Künste und den Kostbarkeiten aller Zonen angefüllten Prunksäle, die mehr auf pomphafte Repräsentation als auf Arbeit und künstlerisches Ringen eingerichtet zu sein scheinen. Was Reynolds in London, Makart in Wien, Lenbach in München in ihren palastartigen Werkstätten gestaltet, geht in seinen ersten Anregungen ohne Zweifel auf die Antwerpener Malresidenz Peter Pauls des Großen zurück. Man hat in der jüngsten Zeit, besonders seit der Gründung unsrer Sezessionen, gegen die luxuriöse Ausstattung der Ateliers nicht wenig geeifert; allein, so berechtigt dieser Widerspruch für die Kunst sein mag, so unerläßlich ist eine gewisse „Hofhaltung" für den gesellschaftlichen Rang der Künstler. Der biedere Malhandwerker der Renaissance, der zu den hochmögenden Patriziern und Baronen seines Ländchens wie zu überirdischen Wesen emporblickte, mochte immerhin in einer kahlen Stube oder auf einem verstaubten Söller malen; der von der Gesellschaft gefeierte, mit den höchsten Herrschaften wie mit seinesgleichen verkehrende Malerkönig der Neuzeit kann, selbst wenn er es wollte, nicht unter den Ansprüchen derer wohnen und wirken, mit denen er täglichen Umgang pflegt. Für die Künstlerfrauen aber ergibt sich aus dieser Tatsache eine ganz eigentümlich reizvolle Aufgabe. Die prunkvollste Residenz ist ein seelenloses Ding ohne Anmut und Würde, wenn nicht der feine Geist einer Königin in ihr waltet. Die Villa Lenbach, von der ja der „Monat" in seinem letzten Hefte eine eingehende Schilderung gebracht hat, als Junggesellenheim, — brrr, wie ungemütlich wäre das und wie bald wären die schönen Räume verlottert und für immer verloren! Aber eine Frau hineinverpflanzt, eine Frau, die dem Besucher vielleicht niemals zu Gesicht kommt und deren waltende Liebe doch überall diskret bemerkbar wird — das ist etwas Köstliches, ich verbürge mich dafür!

Von unsern deutschen Künstlerfrauen, auch jenen der berühmtesten Künstler, redet man so wenig, wie man nach einem bekannten Sprichwort eben von allen wirklich guten Frauen redet. Wir veröffentlichen hier die Bildnisse der Gattinnen Stucks, F. A. Kaulbachs, Kalckreuths, Albert Kellers, Hans Ungers, wir kennen die meisten Damen persönlich, sind ihnen oft und oft in der Gesellschaft, bei Künstlerfesten begegnet, kennen ihre Bekannten, haben mit diesen über sie gesprochen, und doch — wenn wir nun irgend etwas von ihnen erzählen sollten, wir wären wahrhaftig in Verlegenheit. Gottlob ist es ja auch nicht die Absicht dieses Aufsatzes, anekdotische Züge oder gar pikante Klatschereien zu verbreiten. Es genügt, wenn wir dem psychologischen Zusammenhang zwischen dem Schaffen und der Gattinnenwahl der genannten Künstler ein wenig nachspüren. Vor allen andern wichtig und interessant erscheint uns da das Bildnis der Gräfin Kalckreuth. Graf Kalckreuth ist einer der kühnsten und zielbewußtesten Bahnbrecher der sogenannten Moderne. Jedes seiner Bilder ist ein gewagtes Experiment, man könnte sagen, ein malerisches Gegenstück zu den Nordpolreisen Nansens, den Entdeckungsfahrten Sven Hedins in unerforschtes Land. Und nun schaue man das Bildnis der Gattin dieses Künstlers an, ob sie nicht tatsächlich die Lebensgefährtin eines Entdeckers sein könnte, so schlicht, so ernst, so

Graf Leopold von Kalckreuth — Bildnis der Gattin des Künstlers



Fr. Aug. von Kaulbach
Bildnis der Gattin des Künstlers

treu und anspruchlos, wie sie aus dem Bilde herausschaut? — Franz Stuck ist als Künstler halb Satyr oder Korybant, halb Gladiator oder Cäsar. Männer seines Schlages flüchten aus der dumpfen, wuchtigen, bacchantischen Welt ihrer eignen Urwüchsigkeit beinahe immer an die entlegensten Grenzen raffinierter Kultur und nervöser Verfeinerung: man kann sich keinen größeren Kontrast als die auf dem Doppelbildnis des Stuckschen Ehepaares vereinigten Köpfe, und doch zugleich keine glücklichere Ergänzung, keinen harmonischeren Doppelklang menschlicher Charaktere denken. — F. A. von Kaulbach kann als der künstlerische Antipode des Grafen Kalckreuth bezeichnet werden. Er wandelt gleichsam lautenschlagend und die Lieder der Troubadoure singend zwischen den Rosenbüschen einer gemäßigten Zone. Seine Gattin mag wohl eine der schönsten unter den vielen Rosen sein, die auf seiner Wanderung durch die Rosengärten Mitteleuropas sein Auge entzückt haben. — Hans Unger hat bei der Komposition des Bildnisses seiner Gattin unzweifelhaft an den Fels- und Seehintergrund der Mona Lisa gedacht. Aber während Lionardo ein außerordentlich kompliziertes Gelände schildert, wählt Unger breitere, einfachere, klarere Formen. Und das ist auch der Unterschied zwischen dem Kopf seiner Gattin und demjenigen der Donna Gioconda, der Unterschied zwischen seiner Kunst und jener Lionardos. — Albert von Keller ergründet besonders jene zarte und scheue Welt weiblicher Empfindungen, die sich der Aufmerksamkeit naiver Künstler entziehen: alles Sensitive, Mimosenhafte, Traumwandlerische hat in ihm einen gewiegten Interpreten. Von seiner Frau hat er mir selbst gesagt, daß sie ihm manche seltene Gebärde, manchen undefinierbaren Gesichtsausdruck, den er für seine Bilder brauchte, dargestellt habe. Ich hoffe nicht insdiskret zu sein, indem ich das hier mitteile. Man braucht übrigens nur das unsagbare Lächeln zu betrachten, das auf dem vorliegenden Porträt den Mund der Dame umspielt, um sich durch eigne Anschauung über die Kellersche Kunst zu unterrichten.

Albert von Keller äußerte einmal bei Gelegenheit eines Ateliergesprächs: „Ein Künstler, der kein Verhältnis zu den Frauen hat, ist überhaupt kein Künstler.“ Der Satz mutet im ersten Augenblick paradox an, dürfte aber bei richtiger Interpretation kaum anzufechten sein. Offenbar beruht alle Künstlerschaft auf dem Verhältnis des Künstlers zur Welt. Von allen Dingen der Welt steht uns aber der Mensch am nächsten. Und unter den Menschen ist es wiederum die Frau, durch die der Mann am innigsten mit der Welt verbunden wird, durch die er am intensivsten von der Welt beeinflußt wird und seinerseits die Welt beeinflußt. Item: wer kein Verhältnis zur Frau findet, hat, wenn überhaupt ein Verhältnis zur Welt, so doch ganz gewiß kein vollständiges, kein erschöpfendes gefunden. Oder mit Keller zu reden: Ein Künstler, der kein Verhältnis zu den Frauen hat, ist überhaupt kein Künstler.



Franz Stuck — Der Künstler und seine Frau



Unterm Apfelbaum

Eine Skizze aus dem Leben

von

Maria Janitschek

Zwei flugmüden Vögeln, die erschöpft auf einer Oase niedersinken, glichen sie. Nicht die Jugend, nicht die Freude, die Angst vor den einsamen, langen Abenden, das drohende Gespenst der Verlassenheit war's, was sie zusammengeführt hatte. Sibylle von Eigner, das vornehme, zurückhaltende Mädchen, dem langsam Rose um Rose im dunkeln Haar verblüht war, und Anna Heiden, die mit dreißig Jahren den geliebten Gatten verloren und sich nicht entschließen konnte, ihm einen Nachfolger zu geben, sie beide legten die Hände ineinander zum Freundschaftsbund, den nur der Tod zerreißen sollte.

Daß der Efeu so willig und dicht ihr kleines Häuschen umspinnt, er, der sonst jahrelang zögert in seinem stillen, besonnenen Wachstum! Daß die Geranien und Fuchsien so freudig auf den kleinen Fensterborden gedeihen! Daß die Schwalben mit Vorliebe über der alten, grüngestrichenen Flurtür bauen! Ist das nicht ein Zeichen von Bevorzugung? Hält Gott, der Schirmherr der Einsamen, seinen blauen Sternenmantel mit besonderer Liebe über diese Zufluchtsstätte zweier Menschenkinder gespannt?

Sibylle, lache doch und freue dich! Laß deine Augen nicht mit so brennender Sehnsucht den Wolken folgen, wenn sie golden werden. Sieh, dem Aufglühen folgt das Erlöschen. Nicht nur am Himmel, auch auf der Erde.

Du hast einst eine große Künstlerin werden wollen, dein Bogen sollte wie ein siegreicher Ritter die schlummernden Geister in deiner Geige erwecken. Er hat es nicht gekonnt. Er blieb dir viel schuldig. Er weckte nur kleine Geisterlein, das, was du in dir hörtest, den rauschenden Geist, den vermochte er nicht in die Welt der Sinne zu tragen. Da warfst du zornig Bogen und Geige weg und weintest dir die Augen wund, bis Annas weiche Hand sie dir trocknete. Sibylle, jetzt wäre auch dein Ruhm verrauscht. Wie alt wird er denn, dieser schwer geborene Sohn rastloser Eltern? Zwanzig, wenn's hoch kommt, dreißig Jahre. Dann gleicht die gefeierte Künstlerin einer schönen Sage, die man zwischen die Seiten eines Konversationslexikons begräbt. Sibylle, hohe, schlanke Frau mit dunklem Scheitel und herben Zügen, lache doch und freue dich. Ohne allzu schmerzhafte Erfahrungen bist du in den Hafen der Ruhe eingelaufen. Deine kleine Lebensrente und Annas Pension vereinigt, ermöglichen es, daß ihr beide sorglos leben könnt.

Laß die Abendwolken glühen und brennen, sie verlöschen bald. Am Himmel geht es wie auf der Erde ...

Es befanden sich nur drei Stuben in dem kleinen Chalet, das ehemals wohl die Beamtenwohnung des Herrensitzes gewesen sein mochte, den später die Schulschwestern erwarben und in eine Mädchenpension verwandelten. Anna Heiden hatte den mittleren Raum als Wohnzimmer eingerichtet, die beiden andern dienten als Schlafstuben. Anna, die sich auf alle jene kleinen Künste verstand, durch die man trotz bescheidener Mittel das Leben verschönern kann, hatte die Wände mit fein abgetönten Leimfarben gestrichen, den Oefen ihr grinsendes Weiß genommen und die Fußböden dunkel geölt, so daß die paar hübschen Teppiche sich vorteilhaft abhoben. Sibylle holte alle Wochen Kiefernzweige aus den nahen Waldungen und befestigte sie über Türen und Fenstern, was außer dem köstlichen Geruch den Stübchen noch ein besonders festliches Aussehen verlieh. Sibylle war es auch, die ab und zu ein Stück alten Stoffes oder irgend eine kleine Antiquität für ihren gemeinschaftlichen Salon einkaufte. Dann gab's freilich Schelte. Anna führte die Kasse und ärgerte sich, wenn die Freundin für einen kleinen, dickbauchigen Buddha oder eine Schnupftabaksdose aus dem siebzehnten Jahrhundert Geld ausgab. „Ich kann dich nicht allein in die Stadt gehen lassen, immer machst du Dummheiten." Man würde ja nichts sagen, wenn sie irgend einen schönen Gebrauchsgegenstand kaufte, aber so unnützes Zeug.

Sibylle zuckte dann die Schultern.

„Du kannst ja für dein Geld Kochlöffel kaufen."

„Natürlich, ich prosaisches Geschöpf, die nur da ist, um für dich zu kochen, dir die Wäsche zu flicken."

„Laß mich doch kochen, ich habe es dir ja schon angeboten."

„Ich mag mir keinen Magenkatarrh zuziehen."

Sibylle geht bei solchen häuslichen Szenen zum Piano und beginnt einen lauten Marsch zu spielen, worauf Anna mit tiefgekränkter Miene das Wohnzimmer verläßt. Wenn der Streit besonders scharf war, schleicht Anna nach Tisch in die kleine, entzückend saubere Küche, kocht den Nachmittagskaffee, stellt Sibyllens Portion warm, während sie die ihre unter Seufzern und dem vergeblichen Bemühen, in irgend einem Journal zu lesen, auf ihrem Schlafzimmer genießt.

Ja, sie streiten und wörteln miteinander, genau so, als ob sie Mann und Frau wären. Anna greint ein bißchen gern, und Sibylle hört alles lieber als brummen. Anna ist die praktischere von beiden, vielleicht auch die weichherzigere.

Sibylle macht der Freundin bei besonderen Gelegenheiten hübsche Geschenke, die stark in ihr Beutelchen greifen. Anna kauft billige Geschenke, schenkt dafür aber öfter. Den Armen gibt sie nie mehr als einen Pfennig, aber kein Bettler geht ohne diesen von ihrer Tür. Sibylle gibt nie unter fünf Pfennigen, hat aber deshalb bald die Summe, die sie für ihre Armen bestimmt, verausgabt und entläßt sie dann mürrisch und ohne Gabe.

„Du bist kleinlich," sagt Sibylle.

„Und du bist eine Verschwenderin."

„Weshalb soll ich meine Erben fett machen?"

Darauf bricht Anna in ärgerliches Lachen aus.

„Wenn deine Erben nicht mehr als das, was du ihnen hinterläßt, zu verzehren haben, dann sind sie zu bedauern. Berechne doch deine Einkünfte und vergleiche sie mit der Summe, die du für Wohnung, Kleidung u. s. w. ausgibst. Arme Erben!"

Annas Gesicht rötete sich leicht. Sie war ganz Sibyllens Gegenteil: klein, voll, immer ein wenig erregt. Sie war die sentimentalere von beiden, die gütigere, opferbereitere. „Wozu lebt man?" pflegte sie oft zu sagen, „doch nur um Nebenmenschen Liebes zu erweisen, doch nur für die andern. Zum eignen Vergnügen doch sicher nicht. Oder gibt's jemand, der das als Lebensziel ansähe?"

An Frühlingsabenden stellten sie häufig ein Tischchen unter den Apfelbaum vor ihrem Häuschen und tranken da ihren Tee. Vom Turm der nahen Dorfkirche klang die Vesperglocke herüber und einige verspätete Vöglein vereinten ihre zarten Stimmen mit dem Avegruß, dann wurde es still, und das Licht versickerte in den dunkeln Tiefen des Himmels.

Das war gewöhnlich die Pause, in der das Gespräch der Freundinnen stockte. Sibylle senkte den Kopf in die feine Hand und träumte, und Anna machte Brotkügelchen und warf sie einem unsichtbaren Gegenüber zu. Aber dieses gab sie nicht scherzend zurück, und Anna lächelte traurig. Dann erwachte wohl Sibylle und blickte sie an. Und Anna schämte sich und lehnte den Kopf an der Freundin Schulter. Aber Sibylle, die jeden Gedanken der Freundin kannte, meinte gelassen: „Sieh, jetzt wären sie groß und erwachsen und sähen wie die meisten Kinder von oben herab auf ihre Mutter und würfen ihre Herzen wildfremden Menschen hin. Wie lange sind die Eltern den Kindern denn etwas? Nur so lange sie sie brauchen. Bis sie auf eignen Füßen stehen können. Oder kennst du nicht jene Frauen, die mit heimlichem Stolz von ihren Söhnen sprechen, die irgendwo in der Welt eine bevorzugte Stellung einnehmen? Wenn man fragt, weshalb läßt dein Kind dich denn so allein, altes Mütterchen, dann begegnet man einem ganz verwunderten Gesicht. Als ob sich das nicht von selbst verstünde, daß er, der längst ihrer nicht mehr bedarf, seine Wege von den ihren geschieden hat."

Anna schüttelt den Kopf zu diesen Argumenten, denen ihr liebevolles Herz nicht glaubt. Und sie erheben sich beide, nehmen ihr Tischchen hinein und suchen ihre Stuben auf.

Anna aber träumt voll inniger Hingabe von den Kindern, die sie niemals besessen hat, von dem weißen Kommunionkleid ihrer Tochter und den übermütigen Streichen ihres Jungen.

Sie haben keine Geheimnisse voreinander. Oder doch, eins, ein einziges. Wenn eine die andre da überrascht, dann gibt's mürrische Gesichter und spitze Worte.

An manchem Morgen verweilt Sibylle länger als sonst in ihrem Schlafzimmer. Wenn Anna endlich ungeduldig zum Kaffee ruft, antwortet ihr ein: Gleich! aus Sibyllens Stübchen. Das Gleich wiederholt sich mehrere Male, bis Anna ärgerlich Sibyllens Zimmertür öffnet und — die Freundin vor dem Toilettespiegel sitzend erblickt. Sibylle hat sich graue Haare ausgezogen, und Anna, die sehr vergeßlich ist, macht sich Vorwürfe, daß sie das Geheimnis des Zauderns der Freundin abermals entdeckt hat.

Aber hat Sibylle Anna bei der gleichen Handlung nicht auch schon überrascht? Annas kleines Zöpfchen schillert so verdächtig, und alle Tage zupft sie und zupft vor dem Schlafengehen, und weiß Gott! in kurzem sind sie doch wieder da, diese verräterischen Fäden, die keinem Menschen auf der Welt Freude machen.

Eines Tages bei einem Spaziergang beobachtet Sibylle die Freundin, streift ihr etwas aus der Stirn, und als Anna sie verlegen und hilflos fragend ansieht, bricht sie in Lachen aus und schlingt die Arme um die Freundin. „Anna, wozu eigentlich die Komödie voreinander? Wollen wir es uns gegenseitig bekämpfen helfen, das zudringliche Unkraut?" Und dann ziehen sie einander die grauen Haare aus, und jede lügt der andern vor, daß sie eigentlich nur ein und das andre finden könne.

Einmal aber ließ Anna entmutigt die Hände von Sibyllens Schläfen gleiten. — Da lächelte Sibylle sanft und sagte: „Wir werden uns deshalb nicht weniger lieb haben."

Nein, sie hatten sich nicht weniger lieb.

Als der letzte Glanz der Jugend erloschen war, da kam der Schutzengel der Menschheit auf sie herniedergerauscht und lehrte ihren Lippen aufs neue das Lächeln. Und sie öffneten ihm ihr kleines Heim und sagten: „Bleibe bei uns, heiliger Humor, denn — es will Abend werden!"

Er malte auf ihre Wände die Sonne und goß in Annas allzu weiche Züge Schalkhaftigkeit und Frohmut, und Sibylle begann die Dinge des Lebens anzusehen, wie nie bisher. „Wir haben alles überwunden, Anna, die Stürme der Sehnsucht und den Trug der Hoffnung, die Wünsche und die Furcht vor ihrem Scheitern. Jetzt erst sind wir glückliche Menschen..."

„Lüg doch nicht so greulich," sagte Anna lakonisch. Aber ein Blick in Sibyllens strahlende Augen belehrte sie, daß die Freundin wirklich so fühlte, wie sie sprach. Beschämt senkte Anna den Kopf. „Du hast recht. Wir haben einen Apfelbaum vorm Hause —"

„Und die Glut auf unserm Herde ist noch nie erloschen —"

„Wir haben unser tägliches Brot —"

„Und frische Butter dazu —"

„Und ich besitze eine Freundin, die, wenn sie nicht gerade ihre böse Laune hat, sehr lieb ist."

„Was wollen wir mehr? Gibt's überhaupt mehr in dieser Welt? Weißt du, wir haben's eigentlich unverschämt gut. Wenn wir einander nicht gefunden hätten oder verlör —"

Anna legte ihr die Hand auf den Mund. „Behalt den Rest des Satzes."

Sibylle nickte. „Hast recht. Es kommt zeitig genug."

In der heißen Jahreszeit wurden sie zuweilen übermütig und gingen in die „Sommerfrische". Am Ende des Dorfes stand eine Hütte in einem großen Obstgarten, den Wiesen und Felder umsäumten. Diese Hütte gehörte Peter, den sie den Milchpeter nannten, weil er ihnen die für ihren Haushalt nötige Milch lieferte. Er war ein in mittleren Jahren stehender Bauer mit einem Riesenkropf, den er unter seinem Halstuch verborgen trug. Auch sonst plagte ihn die Schönheit nicht. Aber desto schöner waren seine beiden Kühe, denen er seine ganze Zärtlichkeit widmete. In Milchpeters Obstgarten verbrachten die Freundinnen die heißesten Sommerstunden, und das nannten sie „in die Sommerfrische gehen". Sibylle natürlich war wie immer von verschwenderischen Gelüsten erfüllt. Eines Tages ging sie ins nahe Städtchen und kaufte zwei Ruhesessel, die sehr hübsch und bequem waren und nicht wenig Geld kosteten. Die wurden unter eine breitästige Kastanie gestellt. Anna blickte auf die Sessel wie auf zwei Ungeheuer, die den Wohlstand ihres Hauses verschlungen hatten.

„Sind sie — bezahlt?" brach sie endlich los.

„Sogar — überzahlt, wie ich schätze."

„Und — woher?" Ihr Gesicht nahm den Ausdruck eines Großinquisitors an, so gut dieses treue Gesicht das konnte.

„Woher? Nun — ich habe meine Kette ver—"

„kauft, großer Gott!" Die runden Hände rangen sich bestürzt. „Die goldne Halskette, die dir deine Mutter hinterlassen hat ..."

„Hättest du mich doch ausreden lassen. Verkauft habe ich nicht sagen wollen, sondern versetzt."

„Ach!" Anna sinkt in den reizenden Sessel und läßt den Kopf auf die Brust fallen. „Wie schrecklich! Sibylle von Eigner im Versatzamt!"

„Da finde ich nichts Schreckliches daran. Ich löse sie ja wieder aus."

„Sibylle!" Anna kniete vor ihr nieder und umschlang sie. „Versprich mir eins. Wenn du wieder Geld brauchst, leih dir's von mir aus, ja? Geh nicht zu fremden Menschen, versprich's!"

„Na, deine Prozente!"

Sie lachten. Endlich schmeichelte Anna ihr den Pfandschein heraus. „Weißt du, in der chinesischen Teetasse, die du mir zum letzten Geburtstag geschenkt hast, da hab' ich immer ein oder das andre Goldstück verwahrt, für alle Fälle ..."

Anderntags untersuchte Sibylle die bewußte Tasse, fand aber nichts darin. Hingegen verwahrte Anna einen Gegenstand sorgsam in ihrem Schrank, dessen Schlüssel sie ganz gegen ihre Gewohnheit abzog und einsteckte.

Sibylle lachte. „Du hast die Kette eingelöst."

„Das geht dich nichts an."

„Oho!"

„In vierzehn Tagen ist der Erste, da kannst du sie wieder auslösen."

„Weshalb gibst du sie mir nicht?"

„Du verbummelst sie ja doch wieder."

„Hm! Na, dann gib mir noch fünf Mark darauf."

„Anna schnitt eine Grimasse. „Wozu?"

„Das sag' ich später."

Ein paar Tage darauf paradierte ein Bambustischchen in der „Sommerfrische" zwischen den beiden Sesseln, in denen die Freundinnen ruhten.

„Ich erleb's noch, daß du eine Equipage und einen Livreebedienten anschaffst," gröhlte Anna.

Sibylle schmunzelte. „Gib mir lieber meine Kette zurück, du Mißtrauische."

„Nicht bevor du sie auslösest."

Am Ersten des nächsten Vierteljahres kam dieser große Moment nun wirklich heran. Sibylle pflegte immer ihr Geld Anna zu übergeben, und Anna begann jedesmal, um Sibyllens „Verschwendung" zu steuern, ein großes Lamento über die Teuerung, über Fleisch- und Holzpreise u. s. w. Wie sollte sie es anfangen, um bequem mit ihren Einkünften wirtschaften zu können?

„Laß mich die Haushaltung führen," warf Sibylle sorglos ein.

„Dich!" Annas runde Augen warfen einen Blick des Mitleids auf die Freundin.

„Du kochst zu üppig," sagte Sibylle, innerlich belustigt. „Wozu brauchen wir jeden Tag Fleisch auf dem Tisch, zweierlei Gemüse und ein Dessert. Und abends Tee mit Aufschnitt. Die Butter ist auch nicht nötig —"

„Sibylle!" Tränenerstickt klingt's. „Mir Vorwürfe, daß ich verschwende, mir!!" Anna stürmt zur Tür hinaus, und Sibylle eilt ins Städtchen, um der Freundin ein kleines Geschenk heimzubringen, das sie wieder versöhnen soll.

•

Der Apfelbaum hat ein weißes Gewand an. Sibylle und Anna sitzen am runden Tisch in ihrer Wohnstube im Schein der freundlichen Oellampe. Sibylle liest vor, Anna strickt. Sibylle liest Gedichte von Renatus Münster — wer kennt ihn noch? Das Buch riecht nach Lavendel und Moder, und sein Ledereinband ist verblaßt.

„Was des Lebens rauhe Stürme bringen,
Wie die ernste Woge steigt und fällt,
Was gelingen soll, es wird gelingen,
Kämpft dagegen auch die halbe Welt."

Sibylle hält inne und blickt zu Boden. Alte Stimmungen überkommen sie. Wozu ein so glänzender Aufstieg, wenn der weitere Weg in eine Sackgasse mündet? Wozu wirst du geäfft, armes, hoffendes Herz? Anna läßt die Arbeit in den Schoß sinken.

Sibylle hört eine Geige singen, und Anna sieht einen braunen Jungen neben sich sitzen und vernimmt ein geflüstertes: Mutter! an ihrem Ohr.

Und die Nacht guckt durch die kleinen Scheiben herein und sieht die beiden Frauen verstummt vor sich hinblicken. Was wollt ihr zwei? Besitzt ihr nicht das Größte im Leben? Reicher wie Gott seid ihr, denn er ist einsam und hat keinen Freund.

Ein leises Klirren geht vom Fenster aus. Anna fährt zusammen, dann gleitet sie vor die Freundin und legt die Arme um sie.

Das goldene Kettlein wanderte von Sibylle zu Anna und von Anna zu Sibylle. Die „Verschwenderin" hatte immer verwegene Pläne im Kopf. Denkt euch, so hat sie Anna zu einer — Schlittenfahrt eingeladen. Welch bodenlosen Leichtsinn das auch enthüllen mag, es ist doch so. Aus dem Städtchen kam der Schlitten mit zwei runden, wohlgenährten Pferden und einem lustigen Kutscher, und er führte die beiden Damen in die nächste Ortschaft, wo sie bei dem berühmten Kranzlwirt eine opulente Jause, Kaffee und Kuchen — auch der Kutscher erhielt seinen Teil davon — einnahmen. Bei der Heimkehr, als die Schellenglöcklein der Pferde lustig klangen, meinte er schmunzelnd: „Die Damen haben es gerade noch getroffen. Es war wohl der letzte Wintertag. In der Luft liegt Regen, der Schnee wird bald weg sein."

Der Kutscher hatte recht. Nach einigen Tagen trat unvermittelt Regenwetter, von einem warmen Wind begleitet, ein. Der Schnee verschwand wie jemand, der ein böses Gewissen hat, aus der Sehweite der Menschen. Zwischen dahinjagenden Wolken sah ein tiefblauer Himmel nieder. Und eines Mittags meinte Anna: „Jetzt können wir die Winterfenster forttun."

Und die äußeren Fenster blieben wieder den ganzen Tag geöffnet wie in den schönen sanften Zeiten des Blühens. Die erste Amsel begann zu stammeln, der Fink schrie frech in den Tag hinein, als ob die Erde und der Apfelbaum nur allein für ihn erschaffen wären. Auch die Fenster der Klosterschule nebenan standen weit geöffnet, und man hörte Kinderstimmen innig singen: Herr, ich glaube, Herr, ich hoffe, Herr, von Herzen lieb' ich dich! . . . Fromm und selig war alles weit und breit geworden. Die Freundinnen schlossen ihre nach Rosenblättern duftenden Schränke auf und hielten Heerschau über ihre Sommertoiletten. Dann kam eine Zeit fleißigen Nähens. Anna trug ihre Kleider gern eng, und Sibylle liebte alles Weite, Fließende. Sie drehten sich vor dem Spiegel wie zwei Backfische, und jede fand heimlich, daß eigentlich die Hübschere doch sie sei.

Im Juni stahl sich Sibylle, ohne Anna davon zu unterrichten, in Milchpeters Hütte. Sie fand ihn tiefsinnig in der Stube sitzen, und als sie ihn fragte, ob sie nun bald ihre Sessel schicken könnten, machte er ein ratloses Gesicht und seufzte. „Denken S', gnä Fräulein, was mir geschehen is. Ich hab', sechs Stunden von hier, im Gebirg', einen Bruder gehabt, und der is neulich gestorben —," er stockte, und Sibylle sagte teilnahmsvoll: „Das tut mir herzlich leid."

Der Milchpeter schüttelte den Kopf. „Dös is es nöt. Der Bruder hat an Buab'n hinterlassen —"

„Wie traurig, der ist jetzt zur Waise geworden."

„Dös is es auch nöt." Milchpeter kraute sich hinterm Ohr. „Der Bua is a Dodl (schwachsinnig)." Sibylle suchte abermals nach einem tröstenden Wort.

„Dös is es auch nöt, aber die Gmoan hat den Buab'n nöt ins Siechenhaus nehmen wollen und mir übergeben." Und Milchpeter spuckte in großem Bogen durch die Stube. „Der Bua is nämlich a böser Dodl, und ma is nöt recht seines Lebens neben ihm sicher. I hab' vorgestern a ganze Haselstaud'n auf sein Buckl entzweigehauen, aber die Schläg is er schon so viel gewöhnt."

„Was tut denn aber der Arme so Böses?" fragte Sibylle ängstlich.

„Fragen S' lieber, was tut er nöt? Augenblicklich steckt er hinten beim Steinbruch und schmeißt mit Steinen auf die vorübergehenden Leut', mit Riesenbrocken, er is fürchterlich stark."

In diesem Augenblick streckte sich ein Kopf zum kleinen Fenster herein und fuhr beim Anblick des Bauern schleunig zurück. Sibylle fühlte sich unheimlich berührt. Da konnte man freilich nicht gut herauskommen. Aber ihr im Innersten weiches Frauenherz suchte nach Auswegen; vielleicht wenn man dem armen Teufel gut entgegenkam, würde er seine Bosheit aufgeben.

Sie erzählte Anna daheim die Geschichte, und dann machten sich beide behutsam nach dem Steinbruch auf, wo der Idiot die meisten Stunden des Tages einsam verbrachte. Sie erblickten ihn. Sein Gesicht glich dem eines alten bösen Zwerges. Zwischen den roten Fäusten hielt er mächtige Steine, die er abwechselnd in die Höhe warf und auffing. Dabei lallte er unverständliches Zeug vor sich hin.

„Gott bewahre mich!" flüsterte Anna und zog Sibylle mit sich fort, die plötzlich einsilbig geworden war und einem Gedanken nachzuhängen schien.

Anderntags hörte Anna, am Küchenherd stehend, über sich auf dem Speicher ein Geräusch. Sie lauscht und ruft dann durch die geöffnete Küchentür: „Sibylle, bist du oben?" „Ja," tönt's herab. „Was machst du denn dort?" „Laß mich zufrieden," klingt es zärtlich zurück. Was kann sie denn nur da oben suchen? Anna gießt einen Löffel Fleischbrühe auf ihren Kalbsbraten, damit er nicht anbrennt und geht über die Bodenstiege hinauf. Da sieht sie Sibylle tief über ihren großen Koffer geneigt, wie nach etwas suchend. Bei Annas Nahen erhebt sie sich ungestüm. „Ich hab' dir doch gesagt, daß du mich in Frieden lassen sollst." Anna zieht gekränkt ab. Natürlich, es gibt ja wieder Kalbsbraten. Wenn es Kalbsbraten gibt, ist immer Streit im Hause, das hat sie schon seit Jahren beobachtet.

Eine Woche darauf, sie sind natürlich längst wieder versöhnt, gehen sie an einem besonders warmen Tag zu Peter hinaus. Anna hat sonst immer an Tagen, da sie sich draußen aufhielten, in Peters geräumiger Küche ihr Mittagbrot bereitet. Mit einigem Zögern betritt sie die Küche.

„Er ist im Steinbruch," sagt Peter. „Ich hab' ihm Brot und Speck für den ganzen Tag mitgegeben, damit er uns in Ruh' laßt."

Anna will Sibylle etwas sagen, aber Sibylle hat sich entfernt. Später trat sie gelegentlich in die Küche. Ein leises Rot lag auf ihren Wangen.



Washingtons Abschied von der Armee

Nach dem Gemälde von Andrew C. Gow

„Hast du Angst vor dem Hans? Der kommt erst abends heim."

„Abends erst, so?"

Der Tag ist himmlisch schön. Anna hat im Garten unter der Kastanie gedeckt, sie essen ihr Mittagbrot, schlürfen ihren Kaffee, von Finken und Spatzen umflattert, die um Semmelkrumen betteln.

Milchpeter geht ab und zu, treibt seine Rote hinaus auf die Wiese, die plötzlich Lust bekommen hat, den Damen eine Visite zu machen. Dann und wann tanzen Obstbaumblüten durch die Luft, eine hat sich in Sibyllens Haar verirrt. „Dir sitzt ein Maikäfer hinterm Ohr," sagt Anna ernsthaft, und wie Sibylle bestürzt hingreift, erfaßt sie die Blüte und gibt Anna einen Namen aus der Zoologie. Später beginnt der Himmel rötlich zu glühen, unter den dichtbelaubten Bäumen ein herrliches Schauspiel. Die beiden Freundinnen verstummen in ihrem Geplauder und sehen ergriffen empor.

Da schlägt ein zürnendes Lallen an ihr Ohr. Unweit ihnen erblicken sie ein rundes, altes Gesicht, das struppiges Haar umgibt. Anna stößt einen Schrei aus, unter der Haustür erscheint finster der Bauer, eine Peitsche in der Hand. Sibylle neigt sich hastig nieder und hebt etwas auf, das bislang unter ihrem Plaid verborgen gelegen hat.

Und auf einmal ertönt eine wunderbare Stimme durch den Garten. Weich und beruhigend, aber nicht wie Froheit Trauer zu besänftigen sucht, sondern wie Leid zu Leid spricht. Der Idiot starrt mit aufgerissenen Augen auf die schlanke Frau, die sich erhoben hat, das Etwas im Arm, dem sie so wundersame Töne entlockt. Er blickt in ihr Gesicht, dessen Augen geschlossen sind, auf die Lippen, die erblaßt sind unter der eignen Ergriffenheit. Und wie ein scheues Tier, das himmlischer Lockung folgt, wohl bewußt seines eignen Unwerts, schleicht er näher und näher, bis er sich endlich dicht vor ihr am Boden niederkauert, das Gesicht zu ihr erhoben.

Sie merkt es lange nicht, als sie endlich die Wimpern aufschlägt, begegnet sie zwei großen, runden Augen. Da ist keine Bosheit mehr zu finden, da starrt nur ein großes, heißes Weh heraus, ein Weh gleich dem der stummen Bestie, die nicht reden noch klagen kann. Und Sibylle senkt den Bogen und legt die weiße Hand auf das Haupt des Hingekauerten. Ganz unbeweglich blickt er zu ihr auf, dann fliegt ein Lächeln über die häßlichen Züge, das Sibylle in ihrer Todesstunde nicht vergessen wird, so demütig-dankbar, so scheu-glückselig ist es.

Gebt einen Tropfen Liebe, nicht Almosen, nicht herablassende Gnade, Liebe, Bruderliebe, und ihr erhebt die Sünde zur Tugend, die Häßlichkeit zur Schönheit, die Finsternis zum Licht . . .

Von diesem Tage an spielte Sibylle ihm täglich vor, und er wurde von Stunde zu Stunde umgänglicher und menschlicher.

Der Bauer konnte ihn nun zu allen möglichen Diensten verwenden, er weigerte sich nicht mehr, gehorsam zu sein. Die Abendstunde erwartend, vollbrachte er freudig die schwersten Arbeiten, die man von ihm forderte.

Im Winter erlaubte ihm Sibylle, ab und zu bei ihnen einzutreten, um in einer Ecke der Stube ein Stündchen ihrem Spiel zu lauschen. Dann verklärten sich die abstoßenden Züge, und er kämpfte und rang, um ein Wort, eine Geste hervorzubringen, die sein Glück ausdrücken sollte. Die Sprache versagte, aber in seine Augen kam ein Ausdruck stiller Ergebung, dankbarer Hingabe, der diesem Idiotengesicht sein Abschreckendes benahm, so daß man nur herzliches Mitleid mit ihm empfand.

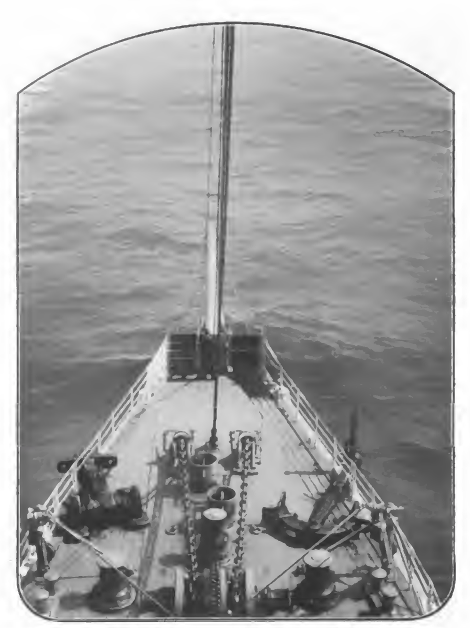
„Siehst du," sagte Anna eines Abends, an die Freundin geschmiegt, „nun weißt du doch, weshalb es sich so fügte, daß du nie öffentlich aufgetreten bist. Das Schicksal hatte dir eine höhere Aufgabe gestellt. Eine arme Seele hast du erlösen sollen, das ist mehr, als verwöhnten Ohren Vergnügen bereiten."

Jahre vergingen. Die Zeit brach an, da jeder Tag den Freundinnen als besonderes Geschenk Gottes erschien, da sie unter ihrem Apfelbaum saßen und den Sonnenschein auf dem Schnee ihrer Scheitel wohltätig empfanden. Nun war die Sehnsucht ihrer Herzen wirklich verklungen, sie wünschten nichts mehr, sie waren froh und glücklich, daß sie leben, daß sie das Aufblühen der Rosenknospen auf ihrem Fensterbord beobachten, daß sie jeden Morgen den Himmel sich röten sehen durften.

Washingtons Abschied von der Armee

(Zu dem Gemälde von Andrew C. Gow)

Zwei Namen sind mit der heroischen Jugendgeschichte der Vereinigten Staaten unlösbar verknüpft: Franklin und Washington. Während Franklin, der bürgerlich Kluge, das Ideal des Biedermannes für jene Zeit, als Diplomat der Heimat unschätzbare Dienste leistete, stritt der ritterliche Washington mit den Waffen in der Hand gegen die Engländer. Durch manche Gunst des Schicksals immer wieder gefördert, stets aufs neue ermutigt durch seine ideale Vaterlandsliebe, sah Washington endlich im Jahre 1783 das Ziel seiner Kämpfe, die Unabhängigkeit des Vaterlandes, erreicht. Er konnte den Oberbefehl über das Heer, dessen erster und dessen bester Soldat er gewesen, niederlegen. Am 4. Dezember 1783 verabschiedete er sich in Fraunces Tavern in New York von seinen Generalen, dann geleiteten sie ihn durch ein Spalier seiner Soldaten bis zum Landungsplatz, wo er mit einem letzten Händedruck von ihnen Abschied nahm. In einer, dem Vorgang trefflich entsprechenden, schlichten und phrasenlos ernsten Weise hat der Maler A. C. Gow diese Szene geschildert. Was seinem Bild besonderes Interesse gibt, ist die Porträtähnlichkeit der Dargestellten: wir nennen von ihnen nur den General Knox, dessen Hand Washington soeben ergriffen hat, und den zwischen diesen beiden sichtbar werdenden General Steuben, den alten Offizier des friederizianischen Heeres, der sich unvergängliche Verdienste in diesem Kriege erworben.



Blick vom Ausguck auf das Vorderteil des Schiffes

Zeitvertreib an Bord

Von

Karl Eugen Schmidt

Wer noch keine Seereise gemacht hat oder nur von Calais nach Dover gefahren ist, weiß nicht, wie sehr der schrecklichste Feind des Menschengemütes, die Langweile nämlich, den Seereisenden bedroht. Das wird unter Umständen so abscheulich, daß es mir schon vorgekommen ist, die Seekranken zu beneiden. Die hatten doch wenigstens etwas zu tun, aber ich? Nichts ist greulicher, als allein gesund zu sein unter lauter Seekranken. Wohin man sich wendet, bleiche Gesichter, Seufzer und Stöhnen und das übrige. Die Leute, mit denen man gestern oder noch vor einer halben Stunde amüsant plauderte, schauen uns mit sterbend verdrehten Augen an und hauchen auf unsre fröhliche Frage nach dem Befinden oder auf sonst irgend eine zur Freude am Dasein auffordernde Bemerkung nur ein todesmattes: „Bitte, lassen Sie mich allein," oder „Ach Gott, wie ist mir übel!"

Das ist schlimm, denn was soll man unter solchen Umständen tun? Immer sind an Bord ein paar alte Seebären, die zum zwanzigsten- oder dreißigstenmal über den „großen Fischteich" fahren, und denen kein Wetter etwas anhaben kann. Diese Wetterfesten sitzen im Rauchsalon, trinken Whisky und Soda, rauchen Zigarren und reden von der Schnelligkeit und Größe der verschiedenen Dampfer, die den Verkehr zwischen Europa und Amerika vermitteln. Sie kennen alle Schnelldampfer von außen

und innen, wissen, wie die Kapitäne und ersten Offiziere heißen, und reden weise von der Lage der Kabinen, der Größe der Salons, der Güte der Küche und den gesellschaftlichen Talenten der Schiffsärzte. Auch verstehen es die Seelöwen, nachdem sie eine Weile neben dem Maschinenhaus gestanden und mit der Uhr in der Hand die Zahl der Umdrehungen festgestellt haben, die Geschwindigkeit des Schiffes zu berechnen und damit den Neulingen stark zu imponieren. Aber alles in allem ist wenig Zeitvertreib an Bord, wenn schlechtes Wetter und die Mehrzahl der Passagiere seekrank ist. Zu bemerken wäre dabei noch, daß die gute Hälfte der Seekranken ihren Stolz darein setzt, nicht krank zu sein. Und da sie das Unwohlsein an sich nicht leugnen können, stellen sie wenigstens die Seekrankheit in Abrede. Wenn man sie fragt, warum sie nicht zum Essen kommen und warum sie so bleich aussehen, erhält man die Antwort, sie hätten Zahnweh, oder sie wären gerutscht und gefallen, oder sie seien vom Rheumatismus geplagt. Daß sie ganz einfach seekrank sind, wollen sie nicht zugeben, und doch ist dabei, soviel ich weiß, nichts Schändliches.



Der jüngste Passagier

Denn die Seekrankheit kann jeder kriegen, mag er wollen oder nicht, mag er ein alter Reisender oder ein Neuling sein. Ich bin in zweimonatlicher Reise nach Australien gefahren, habe in Australien selbst mehrere Seereisen gemacht, deren längste vier Wochen dauerte, bin dann mit einem kleinen Segelschiff nach den Südsee-Inseln und um das Kap Horn herum nach Europa gefahren, dabei nicht weniger als sieben Monate auf See verbringend, dann bin ich zweimal nach Amerika und wieder zurück gefahren und habe in beinahe dreimonatiger Seefahrt die Antillen und die mittelamerikanischen Küsten besucht: bei all diesen Reisen, die zusammen mich beinahe anderthalb Jahre auf See festhielten, bin ich nicht seekrank gewesen. Als ich aber eines Tages von Calais nach Dover fuhr, was anderthalb Stunden dauert, rettete mich nur die Kürze der Fahrt vor gänzlichem Zusammenbruch, und bei der gerade eine Nacht dauernden Fahrt von Marseille nach Bastia auf Korsika war ich so krank, wie man es überhaupt sein kann. Und ich kenne alte Seeleute, denen es schwummerig wird, so oft sie nach längerem Landaufenthalte wieder an Bord kommen. Andre werden bei schlechtem Wetter regelmäßig krank. Und Mittel dagegen gibt es nicht, trotz aller Erzählungen, Ratschläge und Pillen, deren Bekanntschaft man an Bord machen kann. Doch ja, es gibt ein



Das Spiel der Ringe

Mittel, ein einziges, und das haben die Engländer erfunden. Es besteht in einem „square-foot of firm ground to stand upon", aus einem Quadratfuß festen Landes, auf dem man stehen muß. Hat man diesen Brocken Festland unter den Füßen, so mag die See rasen und toben, man spürt nichts von der Seekrankheit.

Bei schlechtem Wetter gibt es also wenig Zeitvertreib an Bord, und auch bei gutem sind die Spiele und Scherze nicht sehr mannigfaltig. Der immer schwankende Boden verbietet die meisten Spiele des Festlandes: man kann weder Kegel schieben noch Billard spielen. Die Karten gewähren einigen Trost, und bereits am zweiten Tage pflegt sich eine Pokergesellschaft zusammenzufinden. Aber davon wollen wir hier nicht reden. Damenbrett und Schachspiel fehlen nicht an Bord, und um die Figuren gegen das Ueberholen des Schiffes zu sichern, ist eine jede mit einem Stifte versehen, der in ein Loch auf dem Felde des Brettes paßt und so selbst bei heftigem Schlingern und Stampfen die Figur festhält. Aber das ist Zeitvertreib in der geschlossenen Klause des Salons, amüsanter und lustiger sind die Spiele an Deck. Das Deck ist der Garten und Hof, die Landstraße und der Boulevard des Passagiers. Bei schlechtem Wetter gänzlich verlassen und leer, füllt es sich bei Sonnenschein und ruhiger See mit Passagieren beiderlei Geschlechts. Die Kranken, Rekonvaleszenten, Müden oder Faulen strecken sich auf langen Klappstühlen aus, die man, falls das unruhige Meer ein Ueberholen und somit ein Rutschen der Stühle wahrscheinlich macht, gehörig festbindet. Andre marschieren eifrig auf und ab, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, dabei kunstgerecht und breitbeinig die Füße setzend, um mit dem schaukelnden Boden im richtigen Verhältnis zu bleiben. Die mutwilligsten und lebenslustigsten Leute aber beteiligen sich an den Bordspielen. Zwei davon sind am beliebtesten und finden am meisten Anklang. Wahrscheinlich weil jedermann sie spielen kann. Denn der unsichere Boden gestattet kein kompliziertes Spiel. Das ist zuerst das Shuffleboard, das man ganz wörtlich mit Schiebebrett verdentschen kann. Man zeichnet mit Kreide zehn Felder auf den Fußboden, und nun gilt es, von dem durch einen Kreidestrich bezeichneten Ziele aus mit einem spatenähnlichen Holzinstrument eine flache Holzscheibe in ein Feld mit möglichst hoher Zahl zu schieben. Wie man sieht, ist die Sache so einfach, daß jedermann gleich mitspielen kann, und das ist die Hauptsache in einer Gesellschaft, die doch nur acht oder zehn Tage beisammen bleibt, und deren Mitglieder nicht Lust haben, für diese kurze Zeit erst ein verwickeltes Spiel zu erlernen. Das Ringelspiel, das eine andre unsrer Abbildungen darstellt, ist noch einfacher. Da ist ein Besenstiel oder Zaunpfahl aufrecht in einem breiten, flachen Brett befestigt, damit er nicht umfallen kann, und nun bemüht man sich, aus fingerdickem Tau gedrehte Ringe um den Stiel herumzuwerfen, genau wie man auf den Jahrmärkten eiserne Ringe um die aufrechtstehenden Messer zu werfen sucht.



Zwischendeckspassagiere in frischer Luft

Hat man genug von diesen Gesellschaftspielen, so mag man das Schiff, das mit Recht eine „schwimmende Stadt" genannt werden kann, durchwandern. Die wenigsten Passagiere machen eine solche überaus lehrreiche Wanderung, die uns von der Höhe des Ausguckkorbes am Vormaste bis in die Tiefen des Höllenschlundes führt, wo die mit Kohlenstaub und Schweiß bedeckten Heizer und Trimmer ihr wenig beneidenswertes Dasein führen. Die Strickleitern hinaufzuklettern ist nicht jeder-



Damen, „Shuffleboard“ spielend, bei einer steifen Brise

manns Sache, obschon eigentliche Gefahr dabei nicht vorhanden und der Blick von oben auf den langgestreckten, schmalen, gewaltig und stark die Wellen durchschneidenden Schiffskörper überaus eigenartig und reizvoll ist. Und die Maschinisten und Heizer zu besuchen, gefällt den Passagieren erst recht nicht, sintemalen man hier nicht nur die steilen eisernen Leitern hinunter- und hinaufklettern muß, sondern außerdem da unten eine Höllenhitze zu überstehen und ein Kampf mit Kohlenstaub und Oel durchzumachen ist, der im besten Falle ein sofortiges Bad und Wechseln des Anzuges zur notwendigen Folge hat.

Bequemer ist es schon, entweder von der Höhe des Oberdecks die Passagiere dritter Klasse zu beobachten oder ganz zu den Leuten hinabzusteigen. Bekanntlich weiß die eine Hälfte der Menschen nicht, wie die andre lebt, und deshalb kommen den Leuten erster Klasse ihre Genossen im Zwischendeck beinahe so vor wie seltsame Tiere, die man im zoologischen Garten beschaut. Den Zwischendeckern ist dieses Beschauen gerade nicht angenehm, aber sie machen sich auch nicht sehr viel daraus. Uebrigens muß man sich ja nicht vorstellen, daß mit dem Begriffe des Zwischendecks Elend und Armut verknüpft sind. Das mag vielleicht vor hundert Jahren so gewesen



„Shuffleboard“ auf dem Verdeck eines Ozeandampfers

sein, als es noch keine Dampfer gab und widrige Winde oft die Reise auf das Doppelte oder gar Dreifache der gewöhnlichen Zeit ausdehnten. Dann wurden eben die Vorräte knapp, und die ersten, die darunter zu leiden hatten, waren die Leute im Zwischendeck. Zumal, da es damals sehr häufig geschah, daß die Leute sich selbst beköstigten, was jetzt, soviel ich weiß, nirgends mehr üblich ist.

Gegenwärtig lebt man im Zwischendeck sehr gut. Das kann ich nicht nur vom Anschauen, sondern auch vom Mittun berichten: ich bin als Auswanderer mit einem englischen Dampfer von London nach Brisbane und später im Zwischendeck von Antwerpen nach New York gefahren. In beiden Fällen war die Kost so reichlich und gut, wie sie nur den wenigsten Bauern und Arbeitern zuteil wird. Ich bin völlig überzeugt, daß die allermeisten Auswanderer niemals so gut gelebt haben wie auf dem Dampfer, der sie von der Alten in die Neue Welt bringt. Natürlich immer abgesehen von der Seekrankheit, die jedem Appetit ein Ende macht und das beste Essen abscheulich erscheinen läßt. Bei schönem Wetter sind denn auch die Zwischendecker mindestens ebenso vergnügt und sehr oft vergnügter als ihre Reisegefährten erster Klasse. Das ist natürlich, denn im Zwischendeck knüpft man viel schneller und leichter Bekanntschaft an als in der Kajüte. Die jungen Leute finden sich bald zusammen, man macht den Mädchen den Hof, erzählt Geschichten, singt im Chor und vertreibt sich die Zeit auf sonst mancherlei Art. Es geht meist recht zwanglos zu. Man macht im Zwischendeck aus seinem Herzen keine Mördergrube, und wer nur Lust hat zuzuhören, kann auf einem Auswandererschiffe in den paar Tagen der Ueberfahrt mehr Romane hören, als er in ebensoviel Jahren niederschreiben könnte. Wenn ich damals nur alles notiert hätte! Man hat nun einmal einen Strich unter die Rechnung gemacht, das Leben in der alten Welt ist abgeschlossen, da kann man denn, während man in eiliger Fahrt der ersehnten neuen Heimat zustrebt, noch einmal alle Ereignisse Revue passieren lassen, wie es so allmählich Schritt für Schritt bergab gegangen, wie der und der daran schuld gewesen ist u. s. w. Der Refrain ist immer, jetzt muß alles anders werden! Aber trübe Stimmungen pflegen gewöhnlich nicht lange anzuhalten; noch tritt der Ernst des Lebens ja nicht an einen heran. Der Schiffskoch sorgt noch für volle Schüsseln, da hat man also alle Ursache, vergnügt zu sein! Als ich damals im Zwischendeck nach Amerika fuhr, hatte sich u. a. auch eine ganze Musikkapelle gebildet mit Ziehharmonika, Trompete, Geige, Trommel und einigen andern Instrumenten, die ein Schneidergeselle aus Landau dirigierte. Ich selbst war tätiges Mitglied der Kapelle, obschon meine Funktion allerdings sehr untergeordnet war, indem ich weiter nichts tun durfte, als den Triangel schlagen. Und da passierte es mir noch, daß ich von dem Kapellmeister heftig ausgescholten wurde, weil ich nicht taktfest war.

Und wenn ich jetzt Vergleiche anstelle zwischen der ersten und der dritten Klasse, dann weiß ich wahrhaftig nicht recht, wo es am schönsten ist. Gemütlicher ist es im Zwischendeck, und vielleicht würde ich mich dafür entscheiden, wenn es keine erste Klasse gäbe. Wo es aber eine gibt, ist es unangenehm, nicht zu ihr zu gehören. Denn auf dem Schiffe, wo der Zwischendecker sich nur an einem bestimmten Teile des Deckes aufhalten darf, sind die Klassen somit streng geschieden, und während die Kajütenpassagiere dem Zwischendeck ihren Besuch machen können, dürfen diese das Salondeck nicht betreten. Und dadurch fühlt man sich als Mensch zweiter Klasse, was ein sehr unangenehmes Gefühl ist. Einzig um dieses Gefühls wegen ziehe ich die erste der dritten Klasse vor, im übrigen fand ich das Zwischendeck gut genug für mich und denke gerne zurück an die Zeit, wo ich zu dem Dirigentenstabe des Landauer Schneiders den Triangel schlug.

Straßenszene in Florenz

(Zu dem nebenstehenden Bilde von C. Arriens)

Italien, das Land der Straßensänger, ist auch das Land der Straßenschauspieler. Ueberhaupt gibt es kaum eine Kunst, die man auf der apenninischen Halbinsel nicht unter freiem Himmel genießen könnte. Eine der eigenartigsten Erscheinungen unter diesen fahrenden Leuten ist der Transformista populare, der öffentliche Verwandlungskünstler. Unser Bild führt uns nach Florenz unter die Säulen des Mercato nuovo, zu dem berühmten Wahrzeichen dieses Platzes, dem Bronze-Eber, der Andersen den Stoff zu einem seiner schönsten Märchen gab. Hier, wo am Tage ein schwunghafter Handel mit Seide und Stroh zur Hutfabrikation betrieben wird, pflegte allabendlich ein solcher fliegender Musensohn sein primitives Gerüst aufzuschlagen. Eine Auslese der verschiedensten Perücken und Bärte lag vor ihm, und mit ihrer Hilfe verwandelte er sich unter lautem Geschrei nacheinander in die verschiedensten berühmten und berüchtigten Persönlichkeiten. Bald stand er als Bonaparte düster vor sich hinbrütend auf seinem Gerüst, bald verkörperte er den seligen Crispi mit der Präsidentenglocke oder Garibaldi, der namentlich durch ein rotes Hemd charakterisiert wurde, und bald nickte er in der Maske des alten freundlichen Verdi leutselig nach allen Seiten. Natürlich fehlte auch die Abruzzenromantik in seinem Spielplan nicht, und unser Künstler hat ihn gerade in dem packenden Augenblick dargestellt, da er als irgend ein großer Straßenräuber einen reichen Reisenden niederknallt. Sein Weib, vom Einsammeln der Soldi sehr ermüdet, wärmt sich eben über dem hinter der Bühne aufgestellten Kohlentopf, wird aber das Geschäft des Kassierens sicherlich bald wieder aufnehmen; denn auch diese Kunst geht nach Brot.



Straßenszene in Florenz

Nach einer Zeichnung von C. Arriens



Gesamtansicht der Stadt Lourdes mit der Basilika

Lourdes

Von

Karl von Heilgenberg

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von E. Chusseau-Flaviens, Paris)

In einem Winkel des südwestlichen Frankreich, nicht weit von der spanischen Grenze, liegt das kleine Gebirgsstädtchen, das Jahr für Jahr die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich zieht. Man mag sich zu Lourdes und seinen Wundern stellen, wie man will — dem hingebendsten Glauben und hoffender Zuversicht steht der schroffste Zweifel gegenüber —, die Tatsache aber, daß noch einmal in neuerer Zeit Tausende und Abertausende von Pilgern und Kranken sich beinahe aus aller Herren Ländern aufmachen, um in einem weltentlegenen Orte, der vorher so gut wie unbekannt geblieben, nur dem Glauben folgend, von überirdischer Macht Trost und Heilung zu suchen, ist an sich schon wunderbar genug. Wer zwar, wie der Schreiber dieser Zeilen, nicht gerade zur Zeit der Hochflut des Pilgerverkehrs dort eintrifft, merkt zunächst von der Heiligkeit des Ortes wenig. Wenn man ankommt, hat man ganz den nämlichen Eindruck wie bei der Ankunft in irgend einem vielbesuchten Badeorte. Alle Häuser, an denen man vorüberkommt, sind Hotels oder haben doch möblierte Zimmer zu vermieten, und auf dem vom hochgelegenen Bahnhofe zur Wallfahrtskirche hinabsteigenden Wege wandelt man zwischen kleinen Verkaufsbuden hin wie in Ems oder Kreuznach. Bei näherem Hinschauen entdeckt man jedoch bald die Unterschiede. Zwar werden auch hier Ansichtspostkarten feilgeboten, aber in der Hauptsache handelt es sich doch um kirchliche Dinge: Kruzifixe, Rosenkränze, Weihwasserbecken u. a. Die Geschäftigkeit allerdings, mit der die Verkäufer ihren Vorteil wahrzunehmen suchen, ist nicht nach jedermanns Geschmack.



Predigt des Bischofs

Der Ruhm von Lourdes ist übrigens noch nicht sehr alt. Im Jahre 1858 soll die heilige Jungfrau einem vierzehnjährigen Mädchen erschienen sein. Es hieß Bernadette Soubirous. Man kann sich

denken, welche Bedeutung dieser Name für Lourdes hat. Ihre Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten leben noch heute von dieser Verwandtschaft. Die Stadt Lourdes liegt wunderschön. Von der Bahn aus, die an der hohen Bergeshalde hinfährt, blickt man hinab in das grüne Wiesental der Gave, aus dem sich rechts der schroffe Fels mit der alten Burg, links ein hoher Berg, der auf seinem Gipfel ein Kreuz, an seinem Fuße dicht am Flusse die von tausend flackernden Kerzen beleuchtete Wundergrotte, etwas höher die dreiteilige hübsche Wallfahrtskirche trägt.



Der Bischof fleht den Segen auf die Pilgerschar herab

Und im näheren und fernen Hintergrunde schließen dann die immer weiter zurücktretenden und immer höher ansteigenden Gipfel der Pyrenäen das prächtige Bild ab. Eine schöne, breite, mit hübschen Bäumen bepflanzte Straße führt von dem Bahnhofe hinab in das Tal, immer zwischen den Verkaufsbuden hin. Wo diese aufhören, verwandelt sich der Weg in einen breiten, mit sauberem Kies beworfenen Pfad, der sich zwischen grünem Rasen und Blumenbeeten zu dem Flusse hinzieht, auf



Die Pilger während der Segensprechung vor der Basilika



Pilger an den wunderkräftigen Quellen

goldener Schrift eingemeißelt steht: Remerciements à Marie pour une grace obtenue. Sehr oft aber läßt sich der Stifter mit diesem einfachen Danke nicht genügen. Der Bildhauer und der Maler mußten ihm helfen, um den späteren Besuchern die Dankbarkeit zu zeigen und die Größe der Gefahr, aus der er entronnen ist. Da sieht man ein Marmorrelief, das den Zusammenstoß zweier Züge darstellt, zahllose Gemälde mit brennenden Häusern, Wassersnot und Bergabsturz. Viele spanische und französische Offiziere, darunter hohe Generale und Admirale, haben ihre Orden, Degen und Epauletten geschickt, die da im Glasschrank an der Wand hängen. Die Wände der drei Kirchenräume sind von all diesen Dingen dermaßen bedeckt, daß auch nicht mehr der geringste Platz für neue Stiftungen ist. Und von der Decke hängen unzählige Banner in allen Farben herab, teils sind es die Fahnen der verschiedenen Nationen, und dabei fehlt kaum eine einzige, außer vielleicht den rein protestantischen Farben der skandinavischen Völker, bald sind es reich gestickte Banner und Standarten, mit goldenen Fransen und leuchtenden Farben. Und tausend Kerzen strahlen von den vielen Altären, die Flammen brechen sich in dem gleißenden Zierat an den Wänden, die bunten Farben stimmen laute Fanfaren an, und der ganze Eindruck ist überaus festlich und froh. Vergebens forschte ich nach den deutschen Farben, aber deutsche Aufschriften gibt es. Mitten in der oberen Kirche hängt ein mächtiges weißes Banner mit der Aufschrift: „Königin des Heiligen Rosenkranzes, bitte für uns!“ Wie die Offiziere haben auch andre glänzende und im Kerzenschein erstrahlende Sachen geschenkt: da gibt es silberne Kruzifixe und Herzen ohne Zahl, und viele Frauen haben einfach ihren Schmuck gesandt, Gold und Edelsteine, nichts ist zu kostbar für Notre Dame de

einer hübschen Brücke das jenseitige Ufer erreicht und hier auf die breit ausladende Doppeltreppe der Kirche einmündet. Treppe ist hier nicht das richtige Wort: es ist vielmehr eine breite Wagenanfahrt, die von dem ebenen Tal bis vor das hochgelegene Portal der Kirche führt. Diese Kirche besteht aus nicht weniger als drei übereinander gelegenen Abteilungen. Ohne die Auffahrt zu benutzen, kommt man zwischen den beiden breiten Armen dieses Vorbaues an das Tor des sogenannten Rosariums, darüber liegt die düstere Krypta, und endlich kommt die Basilika mit ihrem schlanken Turm. Alle drei Räume sind im Innern von unten bis oben mit Votivtafeln bedeckt. Zumeist sind das einfache Marmortafeln, auf denen in



Kranke vor der Basilika während der Prozession

Lourdes. Rundum stehen die braunen Beichtstühle. In allen Sprachen wird hier gebeichtet und Absolution erteilt; die Spanier haben drei, die Italiener zwei, die Deutschen und Engländer je einen Beichtvater ihrer Nation

Aber die dreifache Kirche ist nicht die Hauptsache in Lourdes, und der Pilger, der große Eile hat, betritt sie manchmal überhaupt nicht. Er läßt sie links liegen und folgt dem zwischen dem Fels und dem Flusse angelegten Weg, der ihn in wenigen Schritten zur Grotte führt. Diese öffnet sich an der rechten Seite der Kirche gerade unter diesem Bau. Sie ist etwa sieben Meter hoch, ebenso tief und etwas breiter. Rechts oben über der Grotte ist ein kleineres Höhlenloch, gerade hoch und breit genug, daß ein nicht zu großer Mensch darin aufrecht stehen könnte. Dort steht die Marmorfigur der heiligen Jungfrau, denn in dieser Höhle ist die Heilige dem am Flusse spielenden Mädchen erschienen. Zwischen Grotte und Fluß ist nur wenig Raum, zum Teil gepflastert, zum Teil grüner Rasen. Die Grotte selbst ist durch ein starkes Eisengitter von dem gepflasterten Vorraume getrennt, aber zwei Türen führen ein und aus: auf der rechten Seite, da wo man das Standbild der Muttergottes gerade über sich hat, tritt man ein und küßt den Fels, der von den Millionen Berührungen der Hände und Lippen ganz schwarz und glänzend geworden ist. Sodann geht man vor dem mitten in der Grotte stehenden Altar vorüber und verläßt den Raum auf der linken Seite. Vor dem Altar ist ein eiserner Leuchter mit wohl hundert Armen aufgestellt, und hier brennen ohne Unterlaß unzählige Kerzen, die von den Pilgern gestiftet werden. Die ganze Grotte ist von dem beständigen Rauche dieser Kerzen mit einer schwarzen Rußkruste überzogen, die wie eine gleichförmige Patina die hier aufgehängten Gegenstände bedeckt. Während man in den Kirchen durch Marmortafeln, Banner oder gar durch wertvolle Geschenke seine Dankbarkeit dartut, hängt hier unten der Genesene das Werkzeug auf, dessen der Gesunde nicht mehr bedarf. Viele hundert Krücken, Krückstöcke, Bandagen aller Art und ähnliche Gegenstände bedecken das Gewölbe, wie oben die Votivtafeln die Kirchenwände bekleiden. Die Pilger bleiben vor der Grotte oft gleichsam verzückt auf den Knien liegen, die Augen fest auf die Marmorfigur in der oberen Nische gerichtet und Heilung ihrer Leiden erflehend. Das Wunderwasser läuft unter einer erklärenden



Kranke und Pilger auf die Besprengung mit dem heilenden Wasser wartend



Gebet um die Heilung der Kranken



Kranke und Pilger vor der Grotte mit der Statue der Muttergottes

Aufenthalt etwas erleichtert hat.

Von der Höhe der Burg sah ich am Abend ein wunderbares Schauspiel, ein Schauspiel, das mir die bezwingende Gewalt des heiligen Ortes auf die Gemüter erklärte. Eine Prozession stieg aus der oberen Kirche herab und zog in zwei Armen über die Auffahrten in das Tal. Tausend Kerzen glänzten und Fackeln flammten, und in langem Schlangenzuge erstieg die fromme Schar den Kalvarienberg. Durch die stille Luft klangen die Töne der Kirchenlieder zu mir herüber, und über dem ganzen Schauspiel lag eine wunderbare Weihe. Wahrscheinlich trug die Entfernung viel zu diesem schönen Eindrucke bei; vielleicht wäre der ganze Zauber verflogen, wenn ich die Menschen mit ihren Alltagsgesichtern und Gewändern gesehen und ihre Stimmen aus nächster Nähe vernommen hätte. So aber, wo ich nur den flimmernden und flackernden Zug der Lichter sah und nur die gedämpft herüberklingenden Töne der Lieder hörte, umwob eine mysteriöse Weihe die Feier. Mir war, als teilte sich ein Vorhang vor mir und ich blickte in eine versunkene, ferne Zeit.

Inschrift links von der Grotte aus drei oder vier Messingkranen, und ebensoviele Becher sind da an Ketten befestigt. Es ist reines und klares Quellwasser. Freilich sieht es mit dem Badewasser nicht so gut aus. In gewöhnlichen Zeiten geht es noch. Dann kann ungefähr jeder Pilger ein reines Bad nehmen. Aber Lourdes ist großartig organisiert, und zu einer bestimmten Zeit kommen von allen Ecken und Enden Frankreichs und Nordspaniens, aus Belgien und Italien, ja sogar aus Bayern, Irland und Amerika große Pilgerzüge nach Lourdes. Da treffen dann innerhalb dreier Tage manchmal über hunderttausend Menschen ein, und wenn das Wasser nicht ganz ausreicht, müssen fünfzig, ja hundert Menschen in dem nämlichen Wasser baden.

Und damit auch wir Deutsche eine kleine Rolle spielen, haben nicht nur die Goten einige Zeit hier gesessen und sitzt hier heute noch ein bayrischer Beichtvater, sondern außerdem hat die Burg im letzten großen Kriege als Gefängnis für mehrere Hundert bayrische Soldaten gedient, denen hoffentlich der Blick in die herrliche Landschaft ringsumher ihren unfreiwilligen



Ein Kranker wird zur wundertätigen Quelle getragen



Die Ferndruckerzentrale in Berlin mit Verbindungsschrank, Abfangapparaten und Zirkularschaltern

Die elektrische Ferndruckerzentrale in Berlin

Von

Otto Jentsch

Die Mittel zur Befriedigung des Nachrichtenbedürfnisses in der Reichshauptstadt: Post, Rohrpost, Telegraphie und Fernsprecher haben durch die am 1. Oktober v. J. erfolgte Inbetriebnahme einer Ferndruckerzentrale eine bedeutsame und wertvolle Ergänzung erfahren. Berlin hat in der Ferndruckerzentrale der Gesellschaft m. b. H. „Elektrischer Ferndrucker" ein Verkehrsmittel erhalten, das sonst noch nirgends zur Einführung gekommen ist, sondern hier zum erstenmal ins Leben tritt.

Die Ferndruckerzentrale soll eine Ergänzung der Telephonzentralen bilden und damit einem Bedürfnis Rechnung tragen, das die gewaltige Ausdehnung des Fernsprechers in den letzten Jahrzehnten, namentlich in den großen Städten und insbesondere in Berlin mit seinen nahezu 68000 Fernsprechteilnehmern, gezeitigt hat. Das Telephon gibt nur das gesprochene Wort wieder; dies genügt aber im geschäftlichen Leben vielfach nicht. Viele Geschäfte erfordern nicht allein die richtige Uebermittelung einer Nachricht, sondern auch ein schriftliches Anerkenntnis dieser Uebermittelung. Oft ist auch die Uebermittelung von Nachrichten, deren Kenntnis Unbeteiligten vorenthalten bleiben muß, durch das Telephon nicht angängig, da bei dieser mündlichen Mitteilung ein zufälliges Hören der Gespräche durch dritte nicht vollständig ausgeschlossen ist. Besonders störend aber wird es empfunden, wenn die Person, die man durch das Telephon sprechen will, das Zimmer, in dem der Fernsprechanschluß untergebracht ist, vielleicht gerade kurz vor dem Anruf auf einige Zeit verlassen hat. Dann bleibt nur übrig, bis zur Rückkehr des Betreffenden am Telephon zu warten, und dabei werden bekanntlich Minuten zu Stunden, oder die Verbindung aufzugeben und nach einiger Zeit wieder anzurufen, um vielleicht dieselbe Enttäuschung noch einmal erleben zu müssen.

In allen diesen Fällen soll der neue Ferndrucker helfend eingreifen. Wenn man den eleganten, wie eine moderne Schreibmaschine aussehenden Apparat betrachtet, so wird man kaum vermuten, daß er bereits eine Entwicklungsgeschichte von einem halben Jahrhundert bis zu seiner heutigen Vollkommenheit hinter sich hat. Der berühmte Werner von Siemens erfand den Urtypus des Ferndruckers gegen Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der Apparat wurde zwar von einigen Eisenbahnverwaltungen eingeführt; eine Verwendung für den allgemeinen Telegraphenverkehr konnte er aber nicht finden, weil seine Leistungsfähigkeit bald darauf durch den neu erfundenen, bedeutend schneller arbeitenden Typendrucktelegraphen des Professors Hughes übertroffen wurde. Da aber die Bedienung des



Der Ferndrucker

Hughes-Apparates sich recht schwierig gestaltete, so griff Werner von Siemens nach einigen Jahren wieder auf seine Erfindung zurück und gestaltete den Apparat zu einem „Börsendrucker“ um. Solche Börsendruckerapparate sind in England und Amerika über 30 Jahre im Gebrauch. Sie dienen dazu, von einer Zentrale aus die Börsenkurse allen angeschlossenen Interessenten gleichzeitig zu übermitteln. Zu diesem Zwecke sind in der Zentrale mehrere Geberapparate aufgestellt, während die Teilnehmerstellen lediglich mit einfach konstruierten Empfangsapparaten ausgerüstet sind, die sich selbsttätig auslösen, also zu jeder Zeit empfangsbereit sind.

In Deutschland hat man sich im allgemeinen der Einführung von Börsendruckerzentralen gegenüber kühl verhalten, wohl deshalb, weil fast alle größeren Bankgeschäfte an den Börsen selbst vertreten sind. Nur in Bremerhaven fand der Siemenssche Apparat Gelegenheit, seine Feuerprobe zu bestehen. Es kam dort 1893 eine Zentralanlage zur telegraphischen Uebermittelung der Schiffsmeldungen mit dem Börsendrucker zur Einrichtung. Die Anlage hat sich im Betriebe dauernd bewährt; sie umfaßt heute gegen 100 Teilnehmer und ist so eingerichtet, daß von einem Zentralapparat die in vier parallelen Kreisen zu je 25 hintereinander geschalteten Empfangsapparate gleichzeitig betätigt werden.

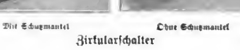
Die telegraphische Schiffsmeldezentrale in Bremerhaven ist der Vorläufer der Ferndruckerzentrale in Berlin. Diese beschränkt sich aber nicht darauf, den Abonnenten Nachrichten zu übermitteln, sondern sie nimmt solche auch von ihnen entgegen. Dies war erst möglich, als es nach jahrelangen Versuchen gelungen war, den Börsendrucker so umzubauen, daß er sowohl als Geber wie auch als Empfänger benutzt werden konnte. Der neue Apparat hat den Namen „Ferndrucker“ erhalten.

Der Ferndrucker in seiner heutigen Ausführung ist ein Typendrucktelegraph, der sich von den vorhandenen ähnlichen Apparaten, wie dem Hughes-Typendrucker und dem Baudot-Apparat dadurch unterscheidet, daß seine Bedienung äußerst einfach ist, und daß das Telegraphieren auf ihm in kürzester Frist von jedem Laien erlernt werden kann. Es gehört dazu nur Schreibmaschinenfertigkeit. Wie bei der Schreibmaschine erfolgt bei dem Ferndrucker das Abtelegraphieren eines Buchstabens, einer Ziffer oder eines Satzzeichens lediglich durch das Niederdrücken einer dem betreffenden Zeichen entsprechenden Knopftaste, so daß man den Apparat auch Fernschreibmaschine nennen könnte.

Das Tastenwerk besteht aus vier übereinander gelagerten Reihen von je sieben Druckknöpfen, von denen 26 mit je einem Buchstaben und einer Ziffer oder einem Satzzeichen versehen sind. Von den übrigen beiden Tasten dient die eine als Anfangs- oder Buchstabentaste, die andre, mit der Aufschrift „Zahl“ versehene, als Zahlen- oder Satzzeichentaste. Durch den Niederdruck der einen oder der andern Taste wird das Typenrad des Ferndruckers in ähnlicher Weise wie beim Hughes-Telegraphen auf Buchstaben- oder Zahlengebung eingestellt.

Soll mit dem Ferndrucker telegraphiert werden, so wird zunächst die Anfangstaste heruntergedrückt. Hierdurch wird der Stromkreis des Geberapparates geschlossen, und eine dadurch in Umdrehung versetzte metallene Stromwalze sendet elektrische Ströme wechselnder Richtung in die Ferndruckerleitung





Mit Schutzmantel — Ohne Schutzmantel

Zirkularschalter

und durch die mit den Apparaten verbundenen Linienrelais. Diese Linienrelais schalten bei dem Geber- und bei dem Empfangsapparate Lokalströme ein, die durch sogenannte Fortschaltemagnete die Typenräder aus der für sämtliche Stationen gleichen Anfangsstellung in synchronen Umlauf bringen. Wird jetzt eine Buchstabentaste niedergedrückt, so schlägt der an ihrem andern Hebelende befindliche stiftförmige Ansatz gegen die rotierende Stromwalzenbürste und hält diese und damit das Typenrad des Ferndruckers an. Gleichzeitig werden die Druckhebel beider Apparate angezogen und bringen dadurch die entsprechenden Buchstaben zum Abdruck. Solange die Taste niedergedrückt bleibt, können die Typenräder sich nicht weiter bewegen; man kann also nach Belieben schnell oder langsam telegraphieren. Nach Beendigung eines Telegramms schalten sich Geber und Empfänger bei einer bestimmten Stellung der Typenräder selbsttätig aus; die Apparate stehen von selbst still.

Als Betriebsbatterie dienen zwölf Sammlerzellen, die in einen Kasten eingebaut sind. Die Batterie ist in der Mitte geteilt, und es kommt beim Telegraphieren immer nur eine Batteriehälfte im Orts- oder im Linienstromkreise zur Verwendung. Die infolgedessen im Linienstromkreise auftretenden Spannungen von nur zwölf Volt*) sind so gering, daß eine induktorische Beeinflussung benachbarter Fernsprechleitungen durch die Ferndruckerleitungen ausgeschlossen erscheint. Ein ungestörtes Nebeneinanderarbeiten von Fernsprechzentralen und Ferndruckerzentralen in derselben Stadt ist also durchaus angängig. Da in Berlin in den größeren Geschäftshäusern durchgängig elektrische Lichtleitungen vorhanden sind, so erhalten die hier zur Einrichtung kommenden Ferndruckerstellen auch einen Anschluß an das Lichtnetz, durch dessen Strom die Sammlerzellen des Ferndruckers wieder mit elektrischer Energie versehen werden.

Zu diesem Zwecke ist jede Teilnehmerstelle mit einem besonders konstruierten Ladeschalter und zwei Batterien ausgerüstet. Durch Umlegen des Ladeschalters wird jeden Tag eine Batterie eine Stunde lang in den Ladekreis geschaltet. Während der Dauer der Einschaltung leuchtet eine über dem Ladeschalter angebrachte Glühlampe, so daß die vorgeschriebene Ladedauer von täglich einer Stunde aus Vergeßlichkeit kaum überschritten werden wird, zumal die Kosten des Stromverbrauchs für die Ladung der Teilnehmer bezahlen muß.

Aus der Sammlerbatterie wird auch ein kleiner Elektromotor gespeist, der die Triebfeder des Apparates aufzieht. Da ferner der Apparat und der Elektromotor durch den ersten Stromstoß in Gang gesetzt werden, so können auch in Abwesenheit eines Teilnehmers an der Ferndruckeranlage ihm Telegramme von beliebiger Länge übermittelt werden, ohne daß ein Ablaufen und Stehenbleiben des Apparates zu befürchten wäre.

Nach den Bestimmungen des zwischen der Reichstelegraphenverwaltung und der G. m. b. H. „Elektrischer Ferndrucker" abgeschlossenen Vertrages ist für die Zulassung eines Ferndruckeranschlusses an die Zentrale Vorbedingung, daß der betreffende Interessent Teilnehmer am Ortsfernsprechnetz ist und hierfür nicht die Einzelgesprächsgebühr, sondern die Bauschgebühr bezahlt. Die für die Ferndruckeranschlüsse erforderlichen Leitungen werden von der Reichstelegraphenverwaltung hergestellt und unterhalten, während die Einrichtung und Unterhaltung der Ferndruckerstellen selbst durch die Ferndruckergesellschaft erfolgt. Für die Hergabe und



Batterien und Ladeeinrichtung der Ferndruckerzentrale

Unterhaltung der Leitungen hat die Gesellschaft eine jährliche Gebühr an die Reichstelegraphenverwaltung zu entrichten, ingleichen auch für die Gestellung der Telegraphenbeamten, die den Dienst in der Ferndruckerzentrale wahrzunehmen haben.

Von ihren Abonnenten erhebt die Ferndruckergesellschaft für einen Anschluß innerhalb der Weichbildgrenzen von Berlin eine Jahresgebühr von 500 Mark und eine einmalige Installationsgebühr für die Apparate von 20 Mark.

Die Teilnehmer an der Anlage können durch Vermittelung der Zentrale miteinander in Fern-

*) Das Volt ist die Einheit der elektromotorischen Kraft; 1 Volt ist ungefähr der elektromotorischen Kraft eines Meidinger Elementes gleich.

schreibverkehr treten, sie können aber auch mit der Zentrale oder durch sie mit dem Haupttelegraphenamte zum Zwecke der Auflieferung von Nachrichten Verbindung erhalten, die durch den Telegraphen, die Post oder durch Eilboten befördert werden sollen. Gleicherweise können den Teilnehmern die angekommenen Telegramme durch das Haupttelegraphenamt mit dem Ferndrucker übermittelt werden. Die Gebühren für die Uebermittelung der angekommenen Telegramme an die Ferndruckerteilnehmer sind auf 5 Pfennig für jedes Telegramm, ohne Rücksicht auf dessen Länge, und für die Aufnahme der weiterzubefördernden Nachrichten auf 0,5 Pfennig für ein Wort und mindestens 10 Pfennig für eine Nachricht, ausschließlich der übrigen tarifmäßigen Beförderungsgebühren, festgesetzt worden. Eine Ferndruckerstelle darf nur durch deren Inhaber und die zu seinem Hausstande oder Geschäfte gehörigen Personen benutzt werden, andern Personen darf er die Benutzung weder gegen Bezahlung noch unentgeltlich gestatten. Nur für die in Hotels und Gastwirtschaften eingerichteten Anlagen ist eine Ausnahme dahin zugelassen, daß sie unentgeltlich von den daselbst verkehrenden Personen benutzt werden können.

Sämtliche Teilnehmerleitungen der Ferndruckerzentrale führen in dieser zunächst zu einem Kabelverteilerschrank; dieser enthält Klemmengruppen für die Zuführungen nach den Anrufklappen des Verbindungsschrankes der Zentrale, und ferner Klemmengruppen für die Zuführungen nach besonderen Zirkularschaltern, mit Hilfe derer eine Anzahl Teilnehmerleitungen gleichzeitig miteinander verbunden werden können.

Der zur Verbindung der Ferndruckerteilnehmerleitungen in der Zentrale Berlin, Zimmerstraße 28, einem Gebäude des Wolffschen Telegraphenbureaus, aufgestellte Klappenschrank hat zunächst ein Fassungsvermögen von 100 Teilnehmerleitungen erhalten, die an Elektromagnetklappen von der Bauart der Anrufklappen des Fernsprechverkehrs geführt sind. Zur Herstellung der Verbindungen dienen 16 Schnurpaare mit Doppelstöpseln. In jede Schnur ist ein Galvanometer als Schlußzeichenvorrichtung eingeschaltet, dessen Magnet in auffälliger Weise hin und her pendelt, solange in der betreffenden Verbindung gearbeitet wird. Da die schwingenden Massen des Galvanometers erst einige Zeit nach Schluß des telegraphischen Verkehrs zur Ruhe kommen, so dürfte eine frühzeitige Trennung der Verbindungen ausgeschlossen erscheinen.



Die Ferndruckerteilnehmerstelle

Zum Abfragen, d. h. zur Entgegennahme der Wünsche der Teilnehmer sind in der Zentrale sechs Ferndrucker aufgestellt, deren Zuführungsleitungen an den Abfragestöpseln des Klappenschrankes enden. Der für den Betrieb dieser Apparate und für die Glühlämpchen des Verbindungsschrankes der Zentrale erforderliche elektrische Strom wird einer Anzahl in Kästen untergebrachten Sammlerbatterien entnommen, für deren Aufstellung und Ladung durch den elektrischen Lichtstrom ein besonderer Batterieraum vorgesehen worden ist.

Will ein Teilnehmer mit der Ferndruckerzentrale in Verbindung treten, so drückt er die Anruftaste seines Apparates nieder. Der hierdurch in die Leitung gesandte Strom bringt auf der Zentrale die zu dem Anschluß gehörige Klappe des Verbindungsschrankes zum Fallen und damit einen Wecker zum Anschlag. Der Beamte der Zentrale, hierdurch aufmerksam gemacht, steckt den einen Stöpsel eines Verbindungsschnurpaares in die unter der Teilnehmerklappe angeordnete Verbindungsklinke und den Abfragstöpsel eines freien Abfrageapparates in die Abfrageklinke des Verbindungsschnurpaares; er kann sich

dann mit dem Ferndrucker zur Entgegennahme der Wünsche des Teilnehmers melden. Will dieser eine Verbindung mit einem andern Ferndruckerteilnehmer haben, so steckt der Vermittelungsbeamte den zweiten Stöpsel der Verbindungsschnur in die Verbindungsklinke dieses Teilnehmers. Sein Abfrageapparat ist dann mit den Apparaten der beiden Teilnehmer so verbunden, daß, wenn auf dem einen Ferndrucker etwas gegeben wird, die beiden andern Apparate dies zugleich empfangen. Der Vermittelungsbeamte kann auf diese Weise beide Teilnehmer gleichzeitig von der Herstellung der Verbindung benachrichtigen. Ist die Korrespondenz zwischen den Teilnehmern im Gang, so schaltet sich der Vermittelungsbeamte durch Herausziehen des Abfragestöpsels aus der Abfrageklinke von der Verbindung ab.

Hervorragendes Interesse verdienen die in der Ferndruckerzentrale getroffenen Einrichtungen für die sogenannten Zirkularschaltungen. Diese ermöglichen es, daß Telegramme von der Zentrale oder von einem Teilnehmer an eine größere Anzahl bestimmter Teilnehmer gleichzeitig abgegeben werden können. Da die Teilnehmer im allgemeinen auf derselben Leitung und mit demselben Apparat miteinander korrespondieren und auch Zirkulartelegramme erhalten sollen, so müssen ihre Ferndrucker für gewöhnlich mit dem Klappenschrank der Zentrale in Verbindung stehen und für den Empfang von Zirkulartelegrammen durch eine besondere Einrichtung vom Verbindungsschranke abgetrennt und mit dem Zirkulargebeapparat verbunden werden. Diese Umschaltung erfolgt für je eine Gruppe der Zirkulartelegramme erhaltenden Teilnehmer durch einen besonderen Zirkularschalter. Es sind zunächst zwei solcher Zirkularschalter zur Aufstellung gekommen.

In der Ruhestellung des Zirkularschalters führen die Teilnehmerleitungen über seine Metallkontakte zu den Elektromagneten des Verbindungsschrankes; wird er in seine Arbeitsstellung gedreht, so sind dagegen die Leitungen sämtlicher die Zirkulartelegramme der betreffenden Gruppe empfangenden Teilnehmer vom Verbindungsschranke abgetrennt und in Parallelschaltung mit dem Zirkulargeber verbunden. Gleichzeitig sind am Verbindungsschranke die Klinken der das Zirkulartelegramm empfangenden Teilnehmer durch das Leuchten kleiner Glühlampen kenntlich gemacht.

Dem neuen Verkehrsmittel möchte ich ein recht günstiges Prognostikon stellen; es beseitigt eine empfindliche Lücke im Nachrichtenverkehr der Großstädte und wird sich um so leichter einbürgern, je früher es bei steigender Frequenz der Ferndruckergesellschaft möglich sein wird, die jetzige erhebliche Jahresmiete für einen Anschluß bedeutend zu ermäßigen.



Studie von Hans Best



Der Simbul, Grab im Tschel Sewai, etwa 3 Jahrh. n. Chr.

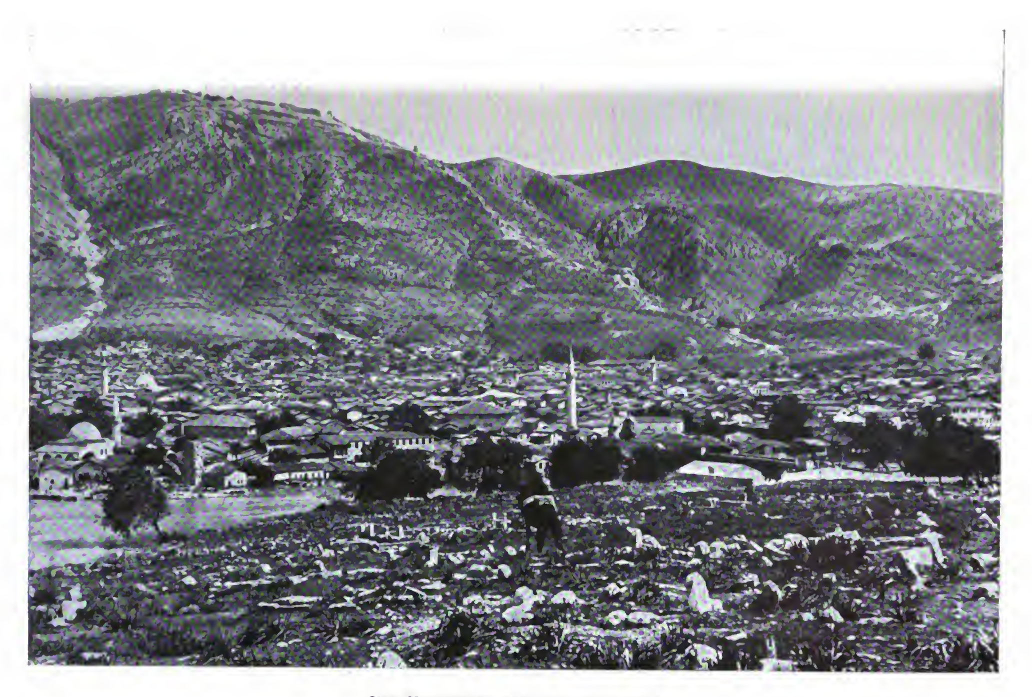
Streifzüge in Nord-Syrien

Von

Paul Rohrbach

Im Winter 1900 1901 unternahm ich von Aleppo aus einen Ritt durch die Region der Ruinenstädte im nördlichen Syrien. Bädekers unübertreffliches Handbuch enthielt einige verlockende Hinweise; Größeres noch und Phantastischeres erzählten mir einige Jesiden (Teufelsanbeter). Ich traf die Leute auf einem Spazierritt einige Stunden vor der Stadt, wo sie in einem antiken unterirdischen Gewölbe kampierten, wie es solche in zahlloser Menge auf dem Kalksteinhochlande zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer gibt. Es sind offenbar Kellerräume einst darüber gebauter, jetzt längst verschwundener Gebäude; am ehesten noch großer Landwirtschaften, denn man findet in der Nähe oft alte Oelpressen und Kornbehälter in den Felsboden gehauen. Mein Diener war ein Kaukasier, am Fuß des Ararat zu Hause; von dorther kennt er die merkwürdige Sekte der Jesiden und ihre Sprache sehr genau. So schloß er mit den finsteren Männern bald Bekanntschaft; sie luden uns zum Mahl in ihre Höhle und erzählten Wunderdinge von den großen Bauwerken im Gebirge gegen Westen und Süden, wo sie herkämen, um zu ihrem geistlichen Oberhaupt, dem Schech Adi bei Mossul in Kurdistan, zu wallfahrten. Im Gebirge lebten noch mehrere ihrer Genossen, erzählten sie und verehrten meinem Famulus ein Stück von einer ihrer seltsamen Hostien, aus Weizenteig mit allerhand unbekannten Ingredienzien gemischt; die sollten wir jenen dort vorweisen, und sie würden uns gut aufnehmen.

Früh morgens am nächsten Tage ging es aus Aleppo westwärts hinaus. Die Metropole Nord-Syriens hat ihre alte Umwallung verloren; nur die uralte Zitadelle mit ihrem prächtigen Torbau und etlichen verrosteten Kanonen repräsentiert noch ein Stück Befestigung; freilich auch nur noch ein rein dekoratives. Aleppo ist zum großen Teil christlich und mit seinen beinahe überwiegend unverhüllten Frauengestalten eine auffallende Ausnahme



Aus Nord-Syrien: Antiochia am Orontes

unter den syrischen Städten; übrigens steht die ganze Bevölkerung, Christen wie Mohammedaner und sogar die Juden, im Rufe eines sehr vorurteilsfreien, dem Schönen wie den Schönen zugewandten Lebenswandels, und „Halebi" ist nicht gerade ein Kosename für einen jungen Mann vom Mittelmeer bis Wan und Bagdad.

Mein Saptié (türkischer Gendarm), den ich als Eskorte von der Regierung erbeten und erhalten hatte, war eine Seele von einem Menschen, aber Weg und Steg im Lande kannte er so wenig wie möglich. So kam es, daß wir nach wenigen Stunden mitten in einem wüsten Trümmerfeld von spitzen grauen Kalkklippen, Felslöchern und trockenen Wasserrissen steckten, das aussah, als ob seit Erschaffung der Welt kein Mensch dort hineingekommen sei. Wie erstaunte ich, als ich, an der Farbe kaum unterscheidbar von der Umgebung, eine große verlassene Ansiedlung, die Häuser erbaut aus enormen Blöcken desselben grauen Kalksteins, der das Gebirge bildete, in einer flachen Senkung des merkwürdigen Terrains entdeckte. Die Wohngebäude waren meist bis auf Mannshöhe der Mauern oder etwas darüber zerstört, aber die Kirche war bis auf das Dach vollständig erhalten. Der Stil war der des 6. bis 7. byzantinischen Jahrhunderts; die Größenverhältnisse bescheiden, aber die Technik des Baues, wenn auch einfach, doch von höchster Vollkommenheit. Der quadratisch-donjonartige Glockenturm stand isoliert daneben. Mit Mühe fanden wir den Weg, überrascht, daß diese fast gar nicht gekannte Ruinenwelt sozusagen schon vor den Toren von Aleppo begann. Gegen Abend erreichten wir Kalat Semân, eine verfallene arabische Festung, vom 5. bis zum 7. Jahrhundert aber eins der berühmtesten Klöster des christlichen Orients, wo Simeon Stylites, der Säulenheilige, ein Menschenalter auf der Spitze eines 15 Meter hohen Steinpfeilers predigend und büßend zugebracht hatte. Um die Säule des Heiligen wurde noch bei seinen Lebzeiten eine prachtvolle, in Kreuzform angelegte Basilika und ein weitläufiges Kloster mit besonderer Taufkirche (Baptisterium) erbaut. Im Baptisterium haust jetzt ein arabischer Viehzüchter; Fremde, die übrigens sehr selten hierher gelangen, finden bei ihm eine primitive Unterkunft.



Baptisterium in Kalat Semân



Katholische Christin aus Aleppo

Der Morgen des nächsten Tages war der Besichtigung der kolossalen Kirchenruine und der späteren Festungsbauten der Araber gewidmet; dann ging es von dem Berge, auf dem das Kloster gebaut ist, nach Süden hinab zu den Ruinen der alten Stadt Telanissus. Von hier ab beginnt die terra incognita, wohin kaum mehr ein europäischer Fuß gelangt — zugleich aber erst die eigentliche Welt der Merkwürdigkeiten und Wunder. Ich bin fast zwei Wochen im Gebirge umhergeritten und geklettert, kreuz und quer, immer dorthin, wo es nach den Auskünften, die ich erhielt, die interessantesten „Antikas" zu sehen gab, bis ich schließlich beim alten Antiochien, heute Antakijé, wieder unter „Menschen" gelangte. Mit Jesiden und Nosairiern (auch eine mystische Geheimsekte) habe ich Freundschaft geschlossen und von

Tag zu Tag mehr über die ungeheure Menge von Ueberbleibseln aus dem Altertum gestaunt, die in diesem Stück von Syrien verborgen stecken.

Die Unzugänglichkeit des beispiellos zerklüfteten Gebirges trägt wohl die Hauptschuld daran, daß man in Europa und selbst in Aleppo und Damaskus nur sehr unbestimmte Kunde von der Fülle von Denkmalen des 2. bis 7. nachchristlichen Jahrhunderts hat, die in dem Dreieck zwischen Homs, Antiochien und Aleppo erhalten sind. Eine große Zahl römisch-heidnischer und byzantinisch-christlicher Grabbauten, vielerorts wahre Nekropolen, Klöster und Kastelle, prächtige Basiliken, mehrere Tempelanlagen, vor allen Dingen aber weitausgedehnte Ruinenstädte — ich habe allein etwa 15 solcher besucht – mit teilweise fast zum Bewohnen erhaltenen Bauwerken lohnen überreichlich die freilich nicht kleinen Strapazen selbst einer Winterreise durch diese einzigartige Gegend.

Grabmonument bei Tana

Ich habe in einer kleinen Auswahl von Abbildungen versucht, eine Vorstellung von der Fülle und der Bedeutung dieser Monumente zu geben, aber noch mehr als ihre Zahl und Größe bewegt, ja erschüttert den Reisenden die Beobachtung, daß, so weit er reitet und sein Auge reicht, alles Land, auch die zerrissensten, von Klippen und Felsblöcken starrenden Berghalden, mit langen Wällen, mächtigen flachen Kegeln und Pyramiden von Stück für Stück zusammengetragenen und aufgehäuften Steinen bedeckt ist, die vorzeiten die Menschen gesammelt haben, um zwischen ihnen ihre Oelbäume, Feigen, Weinstöcke, ihre Gemüse und ihr Korn zu bauen. Wenn hier im Gebirge die Menschen so dicht gesessen, so viel Tausende von Oelkeltern in den Felsboden gehauen, all diese Kirchen und Prachtgebäude getürmt haben — wie reich muß dann noch zur byzantischen Zeit das fruchtbare und ebene Ackerland in der



Tor der Zitadelle von Aleppo



Basilika von Kalblûs im nordsyrischen Kalkgebirge

reste aus der Kreuzfahrerzeit, die es namentlich auf der Bergseite noch umschließen, ist zehnmal so groß als das jetzt noch mit Häusern bedeckte Areal, aber auch das Antiochien der Byzantiner, Seldschuken und Kreuzfahrer war nur noch ein Schatten der Größe dieses Platzes unter den Seleukiden und namentlich unter dem römischen Kaisertum.

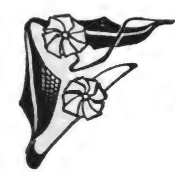
Syriens Blüte und namentlich die des nördlichen Landesteiles beruhte auf dem starken Handelsverkehr längs der großen Euphrat- und Tigrisroute nach dem unteren Stromlande, nach Babylonien, Iran, den Ländern am Persischen Golf und Indien. Mit der Zerstörung des Handels durch die politischen Wirren in der Periode des Islam sank auch die Blüte der Durchgangslandschaft zwischen Euphrat und Mittelmeer und ihrer glänzenden Metropole. Die Erbauung der Bagdadbahn, die nahe nördlich von Aleppo vorbeigehen und einen Zweig dorthin entsenden soll, wird aber mit Sicherheit hier die frühere Blüte wenigstens zum großen Teil wieder aufleben lassen.

Orontesebene, am See von Antiochien und ostwärts bis an den Euphrat gewesen sein! Alles ist hingesunken von dem Augenblick der arabischen Eroberung an. Aus der islamischen Periode, seit dem 6. Jahrhundert, findet sich keine Spur mehr davon, daß jene Stätten noch weiter bewohnt gewesen sind. Die Blüte Syriens hing an seinem politischen und ökonomischen Zusammenhang mit dem übrigen Körper des oströmischen Reichs; als es von diesem abgerissen war, verkümmerte es rettungslos.

Den stärksten Beweis für den enormen Unterschied von einst und jetzt in Nord-Syrien bildet das Schicksal der alten Hauptstadt Antiochien — der Stadt, wo, wie die Apostelgeschichte erzählt, die Jünger Jesu zuerst Christen genannt worden sind. Das heutige Städtchen Antakijé — türkisch inmitten einer überwiegend arabischen und armenischen Landbevölkerung in der Runde — mag 20 000 bis 30 000 Einwohner haben. Der Raum innerhalb der Mauer-



Kasr-el-Benat (Mädchenschloß). Ruinen eines Nonnenklosters zwischen Aleppo und Antiochien



Ein praktisches Lernjahr für Volksschülerinnen

Von

Luise Schulze-Brück

Im Nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, zur Lösung der sozialen Frage ein Teilchen beizutragen durch die Anregung zur Einführung eines praktischen Lehr- oder Lernjahres für unsre Volksschülerinnen. Entweder möge das ganze letzte Jahr der Volksschulzeit, mit Ausnahme der Stunden in Deutsch und Rechnen, für die Schülerin nur dazu verwendet werden, ihr eine praktische Ausbildung zu geben, oder man verlängere die Schulzeit überhaupt um ein halbes Jahr, so daß dann nur ein halbes Jahr des bisherigen Unterrichts geopfert werden müßte.

Man wird einwenden, daß das Maß der Schulbildung, das unsre Volksschüler erhalten, nicht verringert werden dürfe, daß auch die Mädchen eine möglichst umfassende Schulbildung genießen müssen, daß gerade das letzte Jahr das wichtigste sei, kurz, man wird alle jene Gründe anführen, die auf den ersten Blick richtig und schwerwiegend erscheinen, bei näherer Betrachtung jedoch zu dem zusammenschrumpfen, was sie sind: theoretische Bedenken, die vor der Praxis das Feld räumen müssen.

Zunächst steht es für den Praktiker fest, daß das letzte Jahr der Volksschule für den Knaben, dem jedes Bildungsmehr für das Leben von Nutzen werden kann, auch schon dadurch wichtiger ist, weil der Knabe im allgemeinen schwerer begreift, langsamer faßt als das Mädchen, weil insbesondere der Knabe von dreizehn, vierzehn Jahren viel weniger reif ist als das gleichaltrige Mädchen. Für ihn ist jeder Tag, den er in der Schule zubringt, ein Gewinn, weil in seinem schwerer arbeitenden Aufnahme- und Begriffsvermögen gerade dann erst das Erlernte feste Wurzel schlägt.

Ganz anders bei dem Mädchen. Die Mädchen der oberen Klasse einer Volksschule kann man, einzelne Ausnahmen abgerechnet, in zwei Hälften scheiden: in eine intelligente, begabte und eine weniger intelligente. Die intelligente Hälfte hat das Pensum der Volksschule bei Beginn des letzten Jahres völlig erledigt. Für diese ist dies Jahr, das zugleich das körperliche Entwicklungsjahr des Mädchens ist, in bezug auf Schulbildung lediglich eine Wiederholung, die dem Mädchen mit beweglichem flüchtigen Geist und Sinn nicht viel mehr nützt, da es das Erlernte entweder ganz fest gefaßt hat, wo dann keine Wiederholung nötig ist, oder es infolge seiner Flüchtigkeit sich noch nicht völlig zu eigen gemacht hat, was dann auch eben dieser Flüchtigkeit halber in diesem letzten Jahr am allerwenigsten geschieht. Die unintelligente Hälfte aber, die zu dieser Zeit noch nicht völlig „ausgelernt" hat, diese wird auch das letzte Jahr nicht dazu verwenden, es wird ihr so wenig mehr nützen als ihre ganze Schulbildung überhaupt. Wenn Mädchen dieser Art leidlich schreiben, lesen, rechnen können — und das müssen sie zu dieser Zeit können, oder sie lernen es niemals —, dann haben sie das Maß von Schulbildung, das ihnen für ihr Leben notwendig ist, und das sie allein auch wirklich sich völlig zu eigen machen können. Alles andre ist Schulweisheit im schlimmsten Sinne, jene Schulweisheit, die mühselig eingetrichtert und mechanisch auswendig gelernt ist, um bald wieder vergessen zu werden, die den Menschen weder nützlich ist zu irgend einem Ding noch ihn klüger, besser, edler macht, weil sie ihm nur angezwungen, kein Teil seines Selbst geworden ist. Es erscheint gewagt, dies auszusprechen zu einer Zeit, da das Schlagwort „Bildung für das Volk" auf der Fahne der sozialen Bewegung obenan geschrieben steht. Und um allen Mißverständnissen vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß auch für die „höhere" und „höchste" Tochter, ja für jeden Menschen, der im praktischen Leben steht, genau dieselben Grundsätze zu gelten hätten, daß auch für sie jedes Quentchen dieser Schulweisheit genau ebenso unnütz, ja schädlich ist wie für die Tochter des Volkes, daß ferner gerade der Unterricht in Deutsch, der den Mädchen noch erteilt werden soll, ihnen ein größeres Maß allgemeiner Bildung geben kann als ein ganzes Jahr des jetzigen Unterrichts.

Etwas ganz andres ist es aber noch, was die Volksschule der Schülerin ins Leben mitgeben müßte. Etwas überaus Notwendiges, das Notwendigste, was es für das Mädchen, für die spätere Hausfrau, Gattin, Mutter gibt. Etwas, worin früher die Mutter der Tochter Lehrmeisterin war, woran sie jedoch jetzt durch die Not der Zeit, durch die sozialen Verhältnisse in den allermeisten Fällen gehindert wird: die praktische Ausbildung für das Leben, die Ausbildung für ihren späteren Beruf als Hausfrau.

Mögen sich hier tausend Stimmen erheben, die einwenden, daß das nicht Sache der Schule, des Staates sei! Warum nicht? Ist es nicht etwa Sache des Staates, die Hand mit anzulegen zur Heilung eines Krebsschadens, eines der schlimmsten Schäden jener schlimmsten Krankheit, die wir soziales Elend, Proletarierelend nennen?!

Wer wollte es bestreiten, daß die Unfähigkeit der Frau des vierten Standes, den Haushalt zu führen, das bescheidene Einkommen ihres Mannes richtig zu verwenden, ihre Kinder zu erziehen, Ordnung, Reinlichkeit, Behaglichkeit zu schaffen und zu erhalten, in gar zu vielen, ja in den meisten Fällen

die Grundlage zu der häuslichen Misere ist, die den Mann aus der Familie, dem Alkohol, dem Laster in die Arme treibt?! Alltäglich kann man ja beobachten, daß von zwei Arbeiterfamilien mit gleichem Einkommen die eine, Mann, Frau und Kinder, gut gekleidet, wohl genährt, gesund und zufrieden dahinleben, die andre, dürftig, unreinlich, verhungert und verkommen. Woher das kommt? Ganz einfach daher, weil die eine Frau eine tüchtige, häusliche, fleißige, reinliche und ordentliche Familienmutter ist, die andre das Gegenteil. Und daß der fleißigste, ordentlichste und sparsamste „kleine Mann“ zu nichts kommen kann ohne eine tüchtige Frau, das sagt ja schon das alte Verslein, das wir als Kinder beim „Abzählen“ herunterleierten:

„Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.
Ist der Mann auch noch so fleißig
Und die Frau ist liederlich,
Geht die Wirtschaft hinter sich.“

Daß aber ein Mann, der in seinem Hause, in seiner Familie kein Behagen, mit seinem Einkommen kein Auskommen findet, kein zufriedener Mensch und Staatsbürger sein kann, das ist selbstverständlich.

Nicht in unzureichenden Löhnen, in der Teuerung der Lebensmittel allein liegt der Grund zu der Not und Unzufriedenheit in diesen Ständen, hier liegt er in den meisten Fällen, und wenn sich heute das Einkommen dieser Familien, die besonders in der Großstadt eine erschreckende Ueberzahl bilden, verdoppeln würde, so würde morgen doch das Elend wieder fast das gleiche sein. Nicht etwa, daß diese Frauen alle faul, unsauber, pflichtvergessen wären. Das wäre sehr traurig, wenn es wahr wäre. Aber dem ist durchaus nicht so. Sie sind nur ihrer Aufgabe nicht gewachsen, aus dem einfachen Grunde, weil sie niemals etwas von dem, was das Leben von ihnen fordert, gelernt haben. Und warum haben sie es nicht gelernt? Weil sie keine Zeit, keine Gelegenheit dazu hatten! Wie gestaltet sich denn das Dasein der Volksschülerin, zumal der Großstadt, oft aber auch schon der Mittel- und Kleinstadt nach der Schulentlassung! Bleibt sie etwa zu Hause, um nun bei ihrer Mutter den Haushalt zu erlernen, oder sucht sie eine Stelle, wo sie alles lernt und übt, was sie für ihren späteren Beruf so notwendig braucht? Das wäre das Ideale, das Richtige. Wenn es so wäre, dann hätten die recht, die behaupten, daß diese Ausbildung nicht Sache des Staates sei. Aber wir wissen ja alle, daß dies fast nie der Fall ist. Das schulentlassene Mädchen der Stadt geht in den meisten Fällen in die Fabrik. Manchmal „ins Geschäft“, manchmal in die Lehre als Näherin. Sehr selten als Dienstmädchen, denn das ist für die Städterin ein überwundener Standpunkt. Und aus der Fabrik oder einem ähnlichen Betrieb heraus heiratet sie dann, meist sehr früh, und steht nun plötzlich vor der Aufgabe, einen Haushalt mit wenigem zu führen, zu kochen, zu säubern, zu nähen und zu flicken, Kinder zu warten — kurz, vor einer Aufgabe, die viel zu schwer für ihre ungeübten Kräfte ist. Der Mann will ein kräftiges, schmackhaftes Essen für wenig Geld, will saubere, ausgebesserte Kleidungsstücke, Reinlichkeit und Ordnung. Die Kinder wollen ernährt, versorgt, reinlich gehalten werden. Von all dem versteht sie nichts, gar nichts. Die Arbeit, die der kundigen Frau schnell und gut von der Hand geht, ist ihr schwer, lästig, ermüdend. Erst versucht sie es vielleicht, so gut sie kann, dann erlahmt ihre Kraft und ihr guter Wille, der Mann ist unzufrieden, findet schnell den Weg ins Wirtshaus, der häusliche Zwist ist da und damit dann auch die Unlust der Frau, sich weiter zu quälen. Sie versinkt dann schnell in Nachlässigkeit, und der Haushalt bietet das trostlose Bild der Verkommenheit.

Also auch hier der furchtbare Zirkel. Weil das Mädchen schnell verdienen will und muß, kann es nicht das erlernen, was es als Hausfrau so nötig braucht, und weil es als Hausfrau nichts versteht, versinkt es in Not und Elend, und die Kinder dieser Mutter, — nun, die müssen eben wieder möglichst früh in die Fabrik, in den Verdienst.

In der Kleinstadt, auf dem Lande ist es nicht ganz so schlimm. Aber sehr ähnlich liegen doch auch hier die Verhältnisse. Auch hier wächst immer mehr die Zahl der Frauen, die durch die Not der Zeit verhindert sind, tüchtige Hausfrauen zu werden. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage hat man manches zur Besserung versucht: Haushaltschulen für schulentlassene Mädchen, Kochkurse und Aehnliches. Aber all diese Bemühungen, so gut sie auch gemeint sind, kommen doch immer nur einer sehr kleinen Minderheit zugute, einer Minderheit, die dazu noch naturgemäß gerade nicht diejenigen Mädchen in sich begreift, für die es wirklich am nötigsten wäre, denn um Haushaltschulen und Wirtschaftskurse zu besuchen, dazu gehört doch, wenn auch nicht viel, Geld und vor allem Zeit. Und wo sollten die armen Mädchen wohl beides hernehmen, die — oft bis zum Tage ihrer Hochzeit — vom Morgen bis zum Abend schaffen um das tägliche Brot. Man hat auch in einigen großen Städten, zumal im Badischen, bereits den Volksschulen einen Koch- und Wirtschaftskursus für einige Stunden der Woche im letzten Schulhalbjahr angegliedert. So wohlgemeint diese Versuche sind, so freudig man sie begrüßen muß und so hübsche Erfolge sie auch erzielt haben, so sind sie doch lange nicht das, was sie sein sollten. Sie geben den Mädchen nicht die nötige allgemeine Ausbildung, und außerdem sind sie auch gar zu sehr nach dem Schema eingerichtet. Auch wirkt der Wechsel von Schul- und praktischem Unterricht nicht günstig. Gewöhnlich leidet der Schulunterricht, weil die Mädchen ein lebhaftes Interesse für den Kochkursus bekunden, doch können die wenigen Stunden der Kurse keine rechten Erfolge erzielen, und so kommt nicht viel Erfreuliches zustande.

Ein wirklicher, umfassender Kursus, der dem schulentlassenen Mädchen eine feste, sichere Grundlage für das ganze Leben gäbe, es tüchtig und geschickt machte zu allen häuslichen Verrichtungen, müßte unbedingt ein volles Jahr dauern. Es würde also, um an der bestehenden Schuldauer nicht zu rütteln, dieser Kursus mit der Vollendung des dreizehnten Lebensjahres beginnen. Im Interesse der Schülerinnen und um die Gegner der Verminderung der wirklichen Schuldauer zu versöhnen, wäre es allerdings besser, wenn von dieser Zeit nur ein halbes Jahr weggenommen und der allgemeinen Dauer noch ein halbes Jahr zugunsten des Kursus

zugesetzt würde, mit andern Worten, wenn er mit 13½ Jahren beginnen und die Schülerinnen erst mit 14½ Jahren entlassen würden. Doch ist dies wohl schwer zu erreichen, und es muß also mit den bestehenden Verhältnissen gerechnet werden. Daß einem solchen Kursus eine praktisch gebildete Lehrerin, also nicht etwa eine der Schullehrerinnen, vorstehen muß, ist selbstverständlich.

Umfassen soll dieser Lehrgang alles, was zur Führung eines Haushalts gehört. Also Kochen, Scheuern, Putzen, Aufräumen und in Ordnung halten. Ferner Ausbessern, Nähen, das Anfertigen einfacher Kleider und Kinderkleider, sodann Gesundheitskunde, als: Hygiene der Wohnung und Kleidung, Körper- und Hautpflege, einige einfache Grundregeln und Handgriffe der Krankenpflege sowie, vielleicht in Angliederung an eine Kinderbewahranstalt oder Krippe, die Elemente der Kinderpflege. Das ist ein umfangreiches Programm. Aber ein Jahr ist lang, und in dieser Zeit kann bei systematischer Unterweisung gar vieles gelehrt und gelernt werden. Das dürfte aber nicht „schulmäßig" geschehen, es müßte sich stets an die Bedürfnisse des wirklichen Lebens anlehnen. Ein Beispiel: Beim Kochen soll den Kindern das richtige Verhältnis der notwendigen Nährstoffe, die der Mensch zur rationellen Ernährung bedarf, klar gemacht werden. Das kann aber nicht schulmäßig mittels toter Formeln geschehen — so viel Prozent Fette, so viel Stärke, so viel ꝛc. —, sondern mittels rationeller Küchenzettel, die das Kind, nachdem sie praktisch ausprobiert sind, in ein Buch einträgt, das ihm dann später zum Kochbuch und Wegweiser wird. Auch muß der Kochunterricht so betrieben werden, daß die Schülerin wirklich für das Leben kochen lernt, also für einen kleinen Hausstand mit beschränkten Mitteln. Das Führen eines Haushaltsbuches, die Berechnung und richtige Verteilung der verfügbaren Mittel auf Wohnung, Nahrung, Kleidung ꝛc., all dies gehört natürlich zum Haushaltslehrgang wie alle Arbeiten des Haushalts überhaupt. In den Lehrstunden für Handfertigkeit muß vor allen Dingen das Ausbessern gründlich erlernt werden, sodann das Zuschneiden und Nähen einfacher Wäschestücke, Kleider und Kinderkleider. Das kann natürlich auch nicht mit langen theoretischen Erschwerungen geschehen, etwa mit Schnittzeichnungen und ähnlichen Dingen, mit denen die sogenannten „Kurse" zur Erlernung dieser Fertigkeiten belastet werden. Das ist auch durchaus nicht notwendig. Wenn jedes Kind nach einem vorhandenen „Schnitt" Hemden, einfache Röcke und Blusen zuschneiden und nähen kann, so hat es das für seine Zwecke Notwendige erreicht. Immer muß dabei, um das Verlieren in solche Abwege zu vermeiden, der Blick fest auf das Praktische gerichtet sein.

Ein sehr wichtiger Gegenstand ist die Gesundheitskunde. Gerade den unteren Klassen fehlt in einer Weise, die sich schwer an der Gesundheit unsers ganzen Volkes rächt, die Erkenntnis für die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer rationellen, natürlich ganz einfachen und kostenlosen Körperpflege, der segenspendenden Wirkungen von Luft, Licht, Sonne und Wasser, von Bädern und Waschungen, von Reinlichkeit am Körper und in der Wohnung. Welcher Segen für unser ganzes Volk würde es sein, wenn seine Töchter mit einer Summe von Kenntnissen in dieser Hinsicht ausgerüstet würden. Und welcher Segen auch, wenn sie über die einfachsten Grundregeln der Krankenpflege unterrichtet wären, über diejenigen der Kinderpflege.

Ueber all diese Lehrgegenstände hätten die Schülerinnen alsdann als häusliche Arbeit während dieses letzten Jahres Aufsätze zu liefern, im Anschluß an die Buchhaltung praktisches Rechnen zu treiben. Hier wären also die Hauptfaktoren der Volksschulbildung — Schreiben, Rechnen, deutscher Aufsatz — dem praktischen Leben in geradezu idealer Weise dienstbar gemacht, so daß wohl auch das wirkliche Resultat der „Schul"bildung am Schluß des Jahres kaum von dem bis jetzt Erreichten abweichen würde. Die Stunden des Handfertigkeitsunterrichts aber müßten dazu benutzt werden, den Schülerinnen durch Vorlesen geeigneter Stoffe mit nachfolgender Besprechung eine ganze Menge von praktischen und idealen Gütern zugänglich zu machen, die ihnen für das ganze fernere Leben einen festen Halt, moralische Stütze und Hinleitung zum Geschmack an guter Lektüre geben würden. Wenn, wie die Verfasserin sich das denkt, jeden Tag eine bis anderthalb Stunden Handfertigkeitsunterricht erteilt werden soll, welche Fülle von Anregung, Belehrung und Bildung kann von diesen Stunden ausgehen, wenn die Lehrerin es versteht, ihre Schülerinnen nicht nur schwerfällig pädagogisch lehrhaft zu beschäftigen, sondern ihnen durch richtige Abwechslung wirkliche Geistesnahrung zu bieten.

Daß bei solcher Art des Unterrichts die Lehrerin den Schülerinnen auch menschlich viel näher tritt, als dies in der „Klasse" geschehen kann, liegt auf der Hand. Und ihr Einfluß, verbunden mit dem auf ganz neue Wege gelenkten Können der Schülerinnen wird zunächst unzweifelhaft dazu beitragen, daß ein großer Prozentsatz der Mädchen der Fabrik entzogen wird — ein Erfolg, den jeder, der es mit dem Volke gut meint, aufs lebhafteste wünschen muß —, daß sie, auch nachdem sie Geschmack an häuslichen Arbeiten, an Handfertigkeit, an Reinlichkeit und guter Lektüre bekommen haben, einen Teil davon schon in diesem Schuljahr hinaustragen in ihre Familien.

Und wenn diese Schülerinnen nun hinaustreten in das Leben, so sind sie ausgerüstet mit einem reichen Schatz all der Kenntnisse, die für sie die nötigsten sind, deren Besitz für die ganze Gestaltung ihres Lebens, für das Glück ihrer Familie, das Wohl ihres Gatten und ihrer Kinder, die Gesundheit, Kraft und Zufriedenheit ihres ganzen Standes nötiger ist als irgend etwas andres, und die sie sich doch unter den herrschenden Verhältnissen sonst so gut wie niemals zu erwerben in der Lage sind. Mögen auch noch Jahre hingehen, ehe sie diese Kenntnisse anwenden, mag manches ihnen verloren gehen, vieles verlieren können sie nicht. Es wird immer noch so viel gute Saat zurückbleiben, daß später eine reiche, gesegnete Ernte aufwächst.

Schwinden angesichts eines solchen Zieles nicht alle kleinen Bedenken, alle Befürchtungen von etwa verminderter „Schul"bildung vollständig hin? Aengstlich und vorsichtig hat man hier und da schon diesen Weg betreten, stets bedacht, nur ja nicht etwa zu

viel zu tun, vom Schema abzuweichen. Aber mit Halbheiten erreicht man hier nichts, und nichts mit pädagogisch rückständigen Bedenklichkeiten.

In unsern höheren Schulen hat man den weiten Schritt getan, der noch vor kurzem allen Perücken unmöglich erschien, man hat humanistisches und Realgymnasium gleichgestellt und gleichberechtigt gemacht. Vielleicht wäre auch in der Volksschule der Sprung möglich über den Graben der althergebrachten Tradition, der Sprung, der hinüberleitet zum praktischen Schuljahr der Volksschülerinnen.

Grauen im Walde

Ich kam an tiefes Waldgeheg,
Die Wipfel flammten wunderlich.
In hellem Gold begann ein Weg,
In dunklem Gold verlor er sich.

Das Schweigen hing von Baum zu Baum,
Wie vor sich selber bang und schwer.
So groß war Stille hier und Traum,
Als ob der Wald verwunschen wär'.

Gedämpftes Licht floß fahl und matt.
Und nichts, das sich im Rund geregt,
Hätt' manchmal nicht ein sterbend Blatt
Zu schon gestorbnen sich gelegt.

Da brach mir jäh den jungen Mut
Ein Bangen, das die Brust beklemmt:
Hier kannt' ich jeden Baum sonst gut,
Heut war mir jeder seltsam fremd!

Kaum wagt' ich's noch, mich umzusehn,
Und trug's in mir wie Furcht und Last:
Als müßt' noch einer nach mir gehn,
Unheimlich schnell, ein stummer Gast.

Ein Gast, der niederwärts ins Moos
Aus Wipfeln zwingt das goldne Blatt,
Ein Gast, der kühl und körperlos
Mir meinen Wald verwandelt hat.

Der bald mit seiner stillen Hand
Auch mich wohl an der Schulter rührt,
Wenn dieser Weg nicht bald ins Land,
Nicht bald in offne Weiten führt . . .

Und rascher strebt der Fuß voran,
Wie auf der Flucht vor Tod und Graun,
Bis hellre Strahlen mählich dann
Ins fahle Licht des Waldes schaun.

Herschwimmt ein Ruf — da liegt das Feld!
Der Spaten blitzt bei Lied und Scherz —
Und in die neu geschenkte Welt
Stürmt jubelnd mein befreites Herz!

Carl Busse

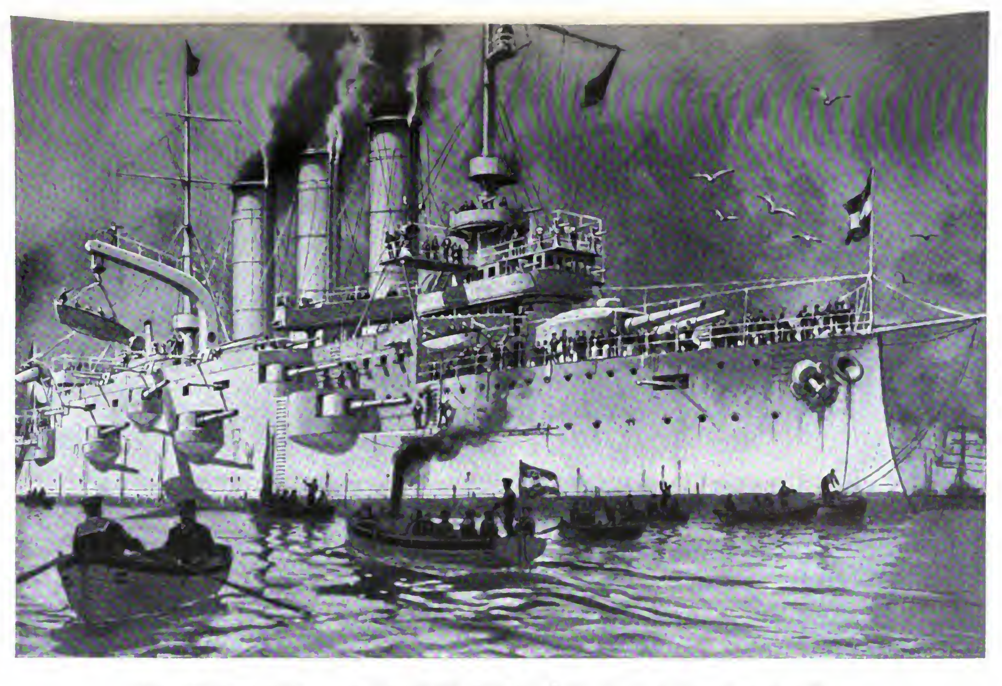
Das neue österreichisch-ungarische Schlachtschiff „Erzherzog Karl"

(Zu dem nebenstehenden Bilde von Alex Kircher)

In dem neuen Linienschiff „Erzherzog Karl" hat die österreichisch-ungarische Kriegsmarine ihr größtes Schlachtschiff erhalten. Auf heimatlicher Werft, aus inländischem Material erbaut, ist dieses Schiff ein glänzender Beweis der Leistungsfähigkeit Oesterreichs im Schiffbau. Dazu kommt noch, daß zum erstenmal auch die Artillerie dieses Schiffes durchwegs österreichisches Erzeugnis ist. Die Skoda-Werke in Pilsen haben sowohl die leichten als auch die schweren Geschütze geliefert. Nach dem neuen Flottenplane des Marinekommandanten Admirals Freiherrn von Spaun von 1898 soll die Marine Oesterreich-Ungarns bis 1909, also im Laufe von vier Jahren, auf folgenden Schiffsbestand gebracht werden: 15 Schlachtschiffe von 6000 bis 10000 Tonnen, 7 Kreuzer, davon 4 Panzerkreuzer von 4000 bis 7000 Tonnen, 7 Kreuzer zweiter Klasse von 1500 bis 2500 Tonnen, 15 Torpedofahrzeuge von 360 bis 600 Tonnen, 90 Torpedoboote von 360 bis 600 Tonnen. Außerdem soll die Donauflottille um 3 Monitore und 6 Patrouillenboote vermehrt werden.

„Erzherzog Karl" hat eine Länge von 118,55 Metern, die größte Breite beträgt 22 Meter, der mittlere Tiefgang 7,48 Meter. Das Deplacement beläuft sich auf 10600 Tonnen. Das Baumaterial ist durchweg Siemens-Martin-Stahl bester Qualität. Der Gürtelpanzer erstreckt sich über 78 Meter, d. h. von der Schiffsmitte 39 Meter nach vorn resp. achtern und reicht 1,45 Meter unter Wasser. Seine Höhe über der Wasserlinie beträgt 1,2 Meter. Ein gewölbtes Panzerdeck schließt den ganzen unteren Schiffsteil ab. Die ganze Panzerung ist in Witkowitz erzeugt worden und hat das Gewicht von 2922 Tonnen. Die Hauptarmierung des Schiffes besteht aus vier 24 Zentimeter-Schnellladekanonen von 40 Kalibern Länge (System Skoda-Werke). Diese Geschütze sind in zwei Panzertürmen aufgestellt und haben einen Bestreichungswinkel von 130 Grad nach jeder Bordseite. Die Anfangsgeschwindigkeit des 215 Kilogramm schweren Geschosses ist 750 Meter, die Durchschlagskraft 400 Millimeter, die Tragweite 16 Kilometer. Weitere zwölf 19 Zentimeter-Schnellladekanonen von 42 Kalibern Länge bilden die mittlere Artillerie. Diese sind in zwei Etagen derart aufgestellt, daß je vier in der Kielrichtung nach vorn respektive nach hinten feuern und sechs nach jeder Bordseite. Eine ganze Anzahl Kleinkaliber-Schnellfeuergeschütze vervollständigen die artilleristische Armierung.

Die Maschinen entwickeln insgesamt 14000 Pferdekräfte und geben dem Schiffe eine Fahrgeschwindigkeit von 19,25 Seemeilen in der Stunde, was für ein Schlachtschiff eine sehr gute Leistung bedeutet.



Das neue österreichisch-ungarische Schlachtschiff „Erzherzog Karl". Nach einer Zeichnung von Alex Kircher



Der Horussperber

Humoreske

von

Karl Herold

Sie wohnten in San Giovanni bei Neapel, waren Nachbarn und konnten einander nicht ausstehen. In ihre Hantierungen ließen sich beide nicht hineinsehen, und wenn einer den andern auf neugierigen Blicken nach den Nebengebäuden, in denen gearbeitet wurde, ertappte, so war's gewiß, daß am nächsten Tage eine neue Schutzmaßregel geschaffen wurde, die das Erkunden der Geheimnisse des Hauses völlig unmöglich machte.

Signor Barnaba Santi war gegen die Fünfzig alt; seine Frau Isabella war eine beleibte fromme Dame und Ninetta, die einzige Tochter, das hübscheste Mädchen in ganz San Giovanni. Der Nachbar, Andrea Minotoli, hatte noch nicht die Dreißig und suchte jede Gelegenheit, der schönen Ninetta zu begegnen.

Signor Barnaba war Steinschneider. Früher hatte er nur die schönen Bilder in die großen Muscheln geschnitten, die man drinnen in Neapel an die Fremden verkauft. Aber das Geschäft in dem Artikel hatte sehr nachgelassen, und so war er rechtzeitig auf Ersatz bedacht gewesen, und ein günstiger Zufall hatte ihn auf die Skarabäen aufmerksam gemacht. Er hatte in Aegypten einen Importeur gefunden, der ihn mit den nötigen Modellen versorgte, und seit jener Zeit lieferte er in größeren Quantitäten die „echten" antiken Skarabäen, die von den Fremden so gern gekauft werden. Das war ein flottes, lohnendes und einfaches Geschäft, und er wachte mit Eifersucht darüber, daß man ihm darin nichts absehe. Und dem Andrea gegenüber mußte er sich dabei besonders in acht nehmen, denn dieser verfertigte auch allerlei; er war ein Künstler, der die schönsten „antiken" Schalen, Lampen und ähnliche Sachen fabrizierte, und man konnte nie wissen, ob sich der nicht auch vielleicht auf die Skarabäen werfen und ihm das Geschäft verderben würde. Signor Barnaba hielt diesen Schwerenöter mit dem flotten schwarzen Schnurrbart, mit der schmeichelnden Romanzenstimme und mit den geschickten Händen für jeder Schandtat fähig, und eine Schandtat wäre es gewesen, hätte er auch Skarabäen verfertigt! Dabei war die Ninetta so zutraulich zu Andrea. Signor Barnaba hatte die beiden zu seinem größten Aerger schon oft zusammenstehen und plaudern sehen, und wenn auch Ninetta nicht in die Geschäftsgeheimnisse ihres Vaters eingeweiht war, immerhin mußte sie doch so viel davon, daß sie den Andrea auf die Fährte bringen konnte. Madonna Isabella sprach sich gegen ihren Gatten dahin aus, der Andrea wolle möglicherweise die Ninetta heiraten, deshalb suche er ihre Gesellschaft; aber Signor Barnaba erklärte ihr darauf, daß Andrea die Gesellschaft *aller* hübschen Mädchen um den ganzen Golf herum suche, er habe ihn bereits mit mindestens fünfzig schöntun sehen, und da er leider — man könne das nicht leugnen — auch ein hübscher Mensch sei und augenscheinlich sein gutes Auskommen habe, so werde er ganz sicher eine reichere heiraten als Ninetta. Donna Isabella seufzte darauf nur, nahm ihren Rosenkranz und suchte sich auf diese Weise mit der unangenehmen Geschichte abzufinden.

Eines Abends erzählte Ninetta den Eltern ganz unbefangen, daß der Nachbar Andrea am Morgen mit der „Regina Margherita" nach Aegypten abgereist sei, in Geschäften, habe er gesagt.

Ihr Vater wurde aufgeregt. Woher sie das wisse? fragte er. Andrea habe es ihr selbst erzählt, bereits vor einigen Tagen, und sie habe es schon immer sagen wollen, doch stets vergessen.

Signor Barnaba sprach sich dann mißmutig über die Inferiorität des weiblichen Geschlechts aus, wurde für einige Tage sehr nachdenklich und verkündigte schließlich den Seinen, daß er mit der nächsten „Regina Margherita" ebenfalls nach Aegypten gehen werde. Er wolle sich doch das schöne Geschäft nicht von diesem Menschen vor der Nase wegschnappen oder verderben lassen.

Isabella war bekümmert über diese Reise, aber was war da zu machen? Sie betete also recht fleißig, daß alles gut gehen möge, und tat im geheimen für die glückliche Rückkehr ihres Mannes ein Gelübde, von dem sie sich eine große Wirkung versprach.

Signor Barnaba reiste also ab und fand drüben, daß ihm der Nachbar bisher noch nichts geschadet hatte. Aber er bedauerte deshalb die Reise nicht; sie hatte ihm doch mancherlei Neues gezeigt und ihm weitere Perspektiven für seine Kunst eröffnet. Besonders war da eine, die er sehr nutzbringend auszubeuten gedachte: Bei einem Trödler hatte er einen alten Horussperber gefunden, für den er sich sehr interessierte, nicht weil er antik und der heilige Vogel — das Symbol des jungen Gottes Horus — war, sondern weil man ihn ausgezeichnet imitieren konnte. Die Figur war aus Metall, roh und doch von künstlerischem Geiste inspiriert und ließ sich in Stein ausgezeichnet nachmachen. Besonders wenn man sie etwas größer und feiner in der Ausführung lieferte. So wäre das, entgegen so vielen andern Altertümern, „eine Zierde für jeden Salon", und kein Engländer, der seine Aegyptenreise gemacht, würde ohne solch einen Vogel heimkehren, der neben dem Reiz einer künstlerischen Darstellung auch noch den Vorzug hatte, „echt antik" zu sein. Leider erwies sich der Händler bezüglich des Preises unerbittlich; der Vogel war eben erst gefunden worden, und der Fellache, der ihn aus einem alten Schutthügel ausgewühlt hatte, kam zufällig dazu und konnte nur bestätigen, daß es sich da um ein ganz seltenes altes Stück handele, das für drei Pfund geradezu verschenkt sei. Barnaba hätte jedoch dieses Geld gern gespart, denn er hoffte, den Vogel aus dem Gedächtnis nachahmen zu können. Aber es gibt bei diesen antiken Sachen so vieles zu berücksichtigen, was man nicht im Kopfe behalten kann, und das, wenn unbeachtet geblieben, die Fälschung zu deutlich verrät. Darum lohnte es sich doch wohl, die Ausgabe zu wagen. So wurde der Sperber erworben, und Signor Barnaba machte davon seiner Gattin Mitteilung in dem Briefe, in dem er ihr seine baldige Rückkehr anzeigte; er habe einen wunderschönen Horussperber gekauft, der sowohl ihr als Ninetta viel Vergnügen bereiten werde. Dabei empfand er jetzt schon eine innere Freude, wenn er sich die enttäuschten Gesichter von Frau und Tochter vorstellte beim Erblicken dieses antiken Kleinods, denn selbstverständlich würden sie einen lebenden Vogel erwarten. —

Bei der Abfahrt in Alexandrien gewahrte Signor Barnaba, daß ein widriges Geschick den Nachbar Andrea mit ihm auf das gleiche Fahrzeug gebracht hatte, und er bemühte sich, den jungen Mann möglichst kühl zu behandeln. Dieser jedoch schien das gar nicht zu bemerken, er war im Gegenteil die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selbst, und da es ihm gelang, sich innerhalb weniger Stunden das Wohlwollen der ganzen Schiffsgesellschaft zu erringen, so widerstand auch Signor Barnaba dem Einflusse seines Nachbarn nicht, und es bahnte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen an. Wer hätte auch einem Menschen böse sein können, der die schönsten Piedigrottalieder, von ganzen fünfundzwanzig Jahren her, sang; und für einen Tenor mit guten hohen Tönen schwärmte Signor Barnaba wie jeder richtige Italiener.

Sie waren also Freunde geworden, und gegen Ende der Fahrt plagte den Aelteren doch die Neugier nach dem Zweck der Reise seines Nachbarn. Er wußte daher das Gespräch geschickt darauf zu bringen, aber Andrea wich ihm aus, und so fand er es für angezeigt, durch ein Entgegenkommen ermutigend auf den jungen Mann einzuwirken.

Es war am letzten Nachmittag; sie saßen auf dem Verdeck, und eine kleine Pause war in der Unterhaltung eingetreten. Da ging Signor Barnaba hinab in seine Kajüte, holte den Horussperber herauf und zeigte ihn Andrea mit einem gewissen Stolz. Dieser besah das Kunstwerk, lobte es sehr und fragte nach dem Preise. Barnaba, der von dem Werte seines Sperbers überzeugt war, schlug schnell zwei Pfund drauf und sagte Andrea, daß er fünf Pfund gekostet habe.

Der junge Mann lächelte. „Lieber Herr Nachbar," sagte er, „wenn ich gewußt hätte, daß Sie sich dafür interessieren, so hätte ich Sie schon lange eingeladen, in San Giovanni nur eine Tür weiter zu gehen. Sie hätten da diese schönen Vögel zu Hunderten haben können, das Stück zu drei Lire. Und ich hätte dabei noch recht gut verdient. Diese Horussperber werden in meinem kleinen Atelier ausgebrütet!"

Mit dem Preis von drei Lire hatte Signor Andrea ebenfalls gelogen, nach unten zu, aber er wollte seinem Nachbarn das Nachmachen gründlich verleiden, und so lag es nur in seinem Interesse, den Preis so niedrig als möglich anzugeben. Barnaba war enttäuscht und ärgerlich, aber er suchte sich so wenig als möglich davon merken zu lassen. Andrea, der sich seine Verstimmung denken konnte, wollte ihn davon abbringen, und ging nun, das zu holen, was er selbst eingekauft hatte. Es nahm wenig Platz ein: in einem Schächtelchen brachte er eine Krawattennadel und eine Brosche, beide einen Skarabäus als Mittelpunkt der geflügelten Sonnenscheibe tragend.

„Das ist eigentlich noch das einzige, was man echt drüben bekommt — die Skarabäen," sagte Andrea belehrend, „es gibt ihrer so viele, daß es sich nicht lohnt, sie nachzumachen. Ich habe vierzig Piaster für das Stück gezahlt und sie dann fassen lassen!"

Barnaba betrachtete jetzt mit einem gewissen Hochgefühl die beiden Kleinode. „Hm," sagte er, „wenn Sie sich in San Giovanni die Mühe gegeben hätten, eine Tür weiter zu gehen, so hätten Sie die beiden Dinger da für eine Lira kaufen können. Diese Sorte Käfer wächst in meinem Studio. Sie hätten sich dann vielleicht die Ausgabe für die Goldfassung gespart!"

Der junge Mann lachte nur darüber.

„Wen wollen Sie mit der Brosche beglücken?" fragte Barnaba.

Jener richtete sich etwas auf. „Wenn man siebenundzwanzig Jahre alt ist, darf man doch an einen Schatz denken!" sagte er heiter. „Und dem darf man doch etwas mitbringen von der Reise!"

„Wenn Sie jedem von Ihren Schätzen solch ein Ding mitbringen wollten, wär's ein gutes Geschäft für mich," erwiderte Barnaba, „denn ich denke, daß Sie doch schon mit mindestens hundert Mädchen schön getan haben!"

„Wenn man die Beste und die Schönste haben will, muß man eben a l l e ansehen," sagte Andrea. —

Um die gleiche Zeit waren Signora Isabella und Signorina Ninetta in großer Aufregung. Die

Mutter hatte sich überall erkundigt, was für eine Art Vogel ein Horussperber sei, aber niemand konnte ihr darauf genügende Auskunft geben. Ninetta war der Meinung, es sei eine Art Papagei, denn sie hatte sich schon lange einen solchen gewünscht. Ein Bekannter, der aus einem noch unaufgeklärten Grunde im Ruf großer Gelehrsamkeit stand, sagte, es müsse eine Art Wüstengeier sein, konnte aber mit seiner Ansicht nicht durchdringen. Ein solch nutzloses und häßliches Vieh würde der Vater gewiß nicht mitbringen.

Aber darüber waren sich die beiden Frauen einig, daß der Horussperber, da er nun einmal mitkomme, auch untergebracht werden müsse, und so wurde beschlossen, einen Käfig für ihn zu kaufen. Ninetta befürwortete allerdings einen Ständer mit Stange, an der man den Sperber durch ein Kettchen befestige, da die Sperber auf diese Weise untergebracht zu sein gewöhnt wären, aber die Mutter bestand auf einem Messingkäfig. Das war reinlicher und sah auch schöner aus. So wurde also der Messingkäfig schnell gekauft. Er war groß, damit der Vogel Raum habe, und etwas teuer; aber man tröstete sich, daß der Vater in der Freude des Wiedersehens über diese nicht im voraus bewilligte Ausgabe ein Auge zudrücken werde. Weshalb brachte er überhaupt ein solches Tier mit! Zwei seidene Kleider, für Mutter und Tochter, wären viel willkommener gewesen!

Dann war das Schiff angekommen und der Empfang ein so lauter gewesen, als sei Signor Barnaba aus einer andern Welt zurückgekehrt. Der Nachbar Andrea, der die neue Freundschaft ausnützte und sich dicht neben Barnaba hielt, bekam auf diese Weise auch sein Teil an dem herzlichen Empfang ab.

Als die Droschke bestiegen werden sollte, die sie hinaus nach San Giovanni führte, erinnerte sich Ninetta des Vogels. „Wo ist denn der Sperber?" fragte sie, „wir können ihn doch nicht hier auf dem Schiff zurücklassen!"

„Ich habe ihn im Koffer!" antwortete Barnaba würdig und im Innern vergnügt über den Erfolg seiner Rede, denn die beiden Frauen sahen ihn ganz bestürzt an.

„Im Koffer? Ist er denn unterwegs gestorben?"

„Gestorben?" fragte Barnaba. „Aber ein Horussperber ist doch nicht lebendig, der kann doch nicht sterben! Wißt ihr denn das nicht?" Signor Barnaba sprach, als ob jedes Kind das wissen müsse, oder als ob seine Damen ägyptische Altertumskunde studiert hätten.

„Und ich habe ein großes Messingbauer um vierzig Lire für ihn gekauft!" brach Signora Isabella los. „Was ist das eigentlich, ein Horussperber?"

Signor Barnaba trieb zum Einsteigen, denn es wurde ihm ungemütlich. Dann stand auch Signor Andrea dabei, der zwar das Gesicht nicht verzog, von dem er aber genau wußte, daß er ihn auslache und vielleicht gar die ganze Geschichte weiter erzählen werde. So fuhr denn die Droschke davon, und die Insassen betrachteten einander verlegen und ungehalten, ein jedes mit der unangenehmen Gewißheit, daß nun zu Hause eine dramatische Szene folgen werde.

Signor Andrea nahm mit seiner Droschke einen kleinen Umweg durch die Stadt und trieb sie sehr zur Eile an. Er wollte noch etwas besorgen und doch nicht viel später ankommen als die Santis. Es gelang ihm auch: Signor Barnaba war noch nicht dazu gekommen, seiner Meinung über den Messingkäfig Ausdruck zu geben, als die Droschke draußen schon hielt und Andrea in das Zimmer trat. Er trug einen wunderbaren bunten Papagei auf der Hand, den er Signora Isabella überreichte als Zeichen seiner hohen Verehrung, und als er darauf Signorina Ninetta die schöne Skarabäusbrosche gab als Zeichen seiner tiefen Zuneigung, war die Mama auch darüber sehr glücklich, und der Papa fand schließlich nichts mehr einzuwenden. Denn Andrea flüsterte ihm lachend ins Ohr: „Ich habe sie alle studiert und kann beschwören, daß sie die Beste und die Schönste um den ganzen Golf herum ist."

Den Horussperber brauchte Signor Barnaba nicht zu kopieren. Nachdem die beiden Herren ihre Ateliers näher kennen gelernt hatten, fanden sie, daß es viel besser sei, diese zu vereinigen, anstatt einander Konkurrenz zu machen, und so ist die Firma Santi und Minotoli entstanden, die dafür sorgt, daß der Reisende stets die echtesten, besterhaltenen „Antiquitäten" in Aegypten findet. Und den Papagei hat Frau Ninetta, die Schönste und Beste am ganzen Golf, die Worte sprechen gelehrt: „Ich bin ein Horussperber!" wozu er sich jedoch, in Anbetracht der offenen Unwahrheit dieser Behauptung, erst nach langen Bemühungen bereit finden ließ. Jetzt ist er aber beinahe selbst davon überzeugt.

A. Oberländer als Maler

Wenn eine neue Nummer der „Fliegenden" erscheint, dann ist die erste Frage der meisten Leser: „Ist ein ‚Oberländer' drin?" Und wenn einer ‚drin ist', dann freut sich männiglich, und diese gehobene Stimmung kommt auch dem übrigen Inhalt der Nummer zugute. In einem so intimen, herzlichen Verhältnis wie zu Oberländer steht das deutsche Publikum — nein, wir dürfen ruhig sagen: das deutsche Volk nur noch zu einem seiner Humoristen: dem herrlichen Wilhelm Busch. Aber während der Einsiedler von Wiedensahl Feder und Zeichenstift leider schon lange beiseite gelegt hat und, im friedlichen Umgang mit seinen Klassikern und seinen Bienenstöcken, die Muße seiner alten Tage von der Sonne seines Ruhmes bescheinen läßt, ist Oberländer noch in voller Tätigkeit, und wie der Dichter der „Frommen Helene" zuletzt durch ein paar kleine, aber klassische Prosabücher, so führt der Zeichner des „kleinen Moritz" jetzt durch Gemälde seinen lieben Deutschen die alte Wahrheit



Der Einsiedler

Nach dem Gemälde von Adolf Oberländer

wieder einmal zu Gemüt, daß ein Humorist nicht bloß ein Spaßmacher und Jongleur lustiger Einfälle zu sein braucht, sondern daß gerade der echte Humorist ein Mann mit einem tüchtigen Fonds seelischen Ernstes ist und sein muß. In den letzten Jahren ist A. Oberländer auf Ausstellungen mit Bildern, teils Aquarellen, teils Oelgemälden vertreten gewesen, und wenn auch in diesen oft die humoristische Note teils mehr, teils minder vernehmbar durchklang, so überraschte und fesselte doch nicht weniger, besonders im Landschaftlichen, ein feines Naturgefühl, eine zarte elegische Stimmung. Und man lernte rasch auch diesen Oberländer verstehen und lieben: seine Gemälde haben ihm nicht weniger wie seine Zeichnungen Freunde geworben und festgehalten. So war es nur recht und zeitgemäß, daß die Verleger der „Fliegenden Blätter", Braun & Schneider in München, dem Oberländer-Album, von dem jetzt schon eine ganze Reihe Bände in immer neuen Auflagen erschienen ist, eine Oberländer-Mappe zur Seite gaben: Photogravüren nach Gemälden von A. Oberländer. Außer dem prächtigen Oberländer-Porträt von Lenbach enthält die Mappe sechzehn vorzüglich ausgeführte Reproduktionen in Photogravüre. Der Betrachter wird in den 16 Blättern eine ganz unerwartete Mannigfaltigkeit des Stoffs und der Stimmung finden: rein Humoristisches, wie den „Schenkkellner vor dem Femgericht", leicht Allegorisierendes, wie „Humor und Schwerfälligkeit", ein famos erzähltes Anekdotenbild „Der Trinker und der Teufel", dem man auch in der einfarbigen Wiedergabe die feinen malerischen Qualitäten ansieht, Landschaftliches von romantischem Zauber („Jauchenschlucht") und von verhaltener Schwermut („Resignation"). Wir freuen uns, unsern Lesern eines dieser Bilder in verkleinerter Wiedergabe vorführen zu können, den „Einsiedler", ein fröhlich-schlichtes Frühlingsidyll, das so recht von des Künstlers herzlichem Naturgefühl durchleuchtet und durchwärmt ist.

Literatur

Otto Julius Bierbaum hat von jeher zu den Dichtern gehört, die nicht nur Bücher zu schreiben verstehen, sondern auch darauf bedacht sind, ihnen für die Reise in die Welt ein schmuckes Gewand anzulegen. Für die Gabe, die er unlängst hinausgesandt, hat er sich gar um ein seidenes Kleid umgetan und ihm ein Dutzend Bilder mit auf den Weg gegeben, die ihm sein alter verehrter Freund Hans Thoma zu diesem Behuf anvertraut hat. Und es waren besondere Gründe für solch zierliche und reiche Ausstattung, denn an die Frauenwelt geht die Mission dieses neuen Buches, eine Mission, die sich nicht mit den Forderungen und Problemen des Tages beladen hat, sondern den schönen und freundlichen Leserinnen darbieten will, was sich aus des Dichters Garten zu einem schmuck- und sinnreichen Strauß für den Tisch des „Frauenzimmers" eignet. „Das Seidene Buch. Eine lyrische Damenspende von Otto Julius Bierbaum. Geschmückt mit zwölf Bildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens" — das ist der genaue Titel des prächtigen und doch intimen Bandes, der soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart und Leipzig) erschienen ist. In fast zweihundert Gedichten breitet da der Lyriker Bierbaum seinen Reichtum an ernsten und heiteren Klängen, an schmerzlichen Visionen und farbenfrohen Bildern, an schlichten und an kunstvollen Weisen aus. Das Gesamtbild des Dichters erscheint darum nicht minder plastisch und lebendig, weil in ihm, dem Zweck dieser Sammlung gemäß, die allzu derben Töne, der ausgelassene und gelegentlich wohl auch grausame Humor des „Ueberbrettls" fehlen. Die natürliche Frische, das Gesunde und Urwüchsige in Bierbaums poetischem Empfinden und Schaffen ist stark genug, um das Fehlen jenes Zuges uns nicht als Lücke zum Bewußtsein zu bringen. Von der Reichhaltigkeit des „Seidenen Buches" können schon die Titel der einzelnen Abteilungen, in denen die nahezu 200 Gedichte des Bandes angeordnet sind, einen Begriff geben. Da ist zuerst ein Zyklus „Gemma", der die Geschichte einer innigen und glücklichen Liebe vom ersten Sehnen bis zur glücklichen Vereinigung uns miterleben läßt. Es folgen zarte und frische „Mädchenlieder", dann lyrische Gänge durch die „Vier Jahreszeiten", vom ersten Weben des Vorfrühlings bis zum Winter mit seinem Weihnachtsglanz; passend schließt sich daran eine Reihe von Gedichten, die „Festliche Tage" feiern. Dem Adagio der in „Abend und Nacht" vereinten Stimmungslieder folgt ein abwechslungsreiches Scherzo: „Ritter, Narren, Schäfer und allerlei Verliebte". Wie schon in diesem Scherzo, so klingen in „Pierrots Herzensfragmenten" immer stärker schmerzliche und schrille Töne hervor, die zuletzt die Oberhand behalten; der Dichter streift die Pierrot-Maske endlich ab und steht dann als „Der Einsame" vor uns, an dem die beata solitudo allmählich ihre heilende Kraft erweist. „Bilder, Träume und Betrachtung" ziehen dann noch in buntem Wechsel an seinem inneren Auge vorbei — mit zwei Huldigungsgaben für Meister Thoma und innigen Strophen „Einem schönen Mädchen unter sein Bildnis" schließt dies Buch Lyrik. — Die zwölf Bilder Hans Thomas, die den Band zieren, dürfen als eine klassische Auswahl aus dem Werk des Meisters bezeichnet werden, und die Farbe, die den Reproduktionen fehlt, scheint auf sie auszuströmen von den Gedichten, zu denen, oft in direkter Anregung, der Maler den Poeten begeistert hat. Die zierlichen, einfachen Ornamente, die Peter Behrens gezeichnet hat, beleben angenehm und unaufdringlich die Textseiten, und der Seideneinband, den gleichfalls Behrens entworfen hat, scheint mit seinem tiefen und zugleich fröhlichen Farbenklang die Leserin schon, wenn sie das Buch in die Hand nimmt, für jene Stimmung gewinnen zu wollen, die ihr dann aus den Gedichten entgegenklingt. So ist denn „Das Seidene Buch" eine „Damenspende", die nichts Geziertes und Verzärteltes an sich trägt, sondern nur frische Grazie und harmonische Beseelung, und es ist ein poetisches Werk, das lange Jahre hindurch seine Kraft nicht verlieren wird.

— Otto Ernst hat den früher erschienenen Sammlungen seiner kleineren Prosa-Arbeiten eine neue unter dem Titel „Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder" folgen lassen. Genannt ist das Buch, das bei L. Staackmann in Leipzig erschienen und von Max Dasio mit sehr ansprechendem zeichnerischen Schmuck versehen ist, nach dem ersten der darin enthaltenen Aufsätze: „Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben". Die lachende Weisheit dieses Aufsatzes, der so köstliche Lehren für den zuerst von Fr. Th. Vischer sozusagen wissenschaftlich festgelegten „Kampf mit dem Objekt" gibt, verdient in unsrer Zeit der Nervosität, der Aeußerlichkeit und Ruhelosigkeit nicht nur lachende, sondern auch nachdenkliche Zuhörer. Und wie in den Statuten der Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben, so tritt auch in all den andern Gaben des schmucken Bandes jene für Otto Ernst so bezeichnende Mischung sonniger Heiterkeit und begeisterten Ernstes dem Leser entgegen. Ob er uns an die unermeßliche Bedeutung Schillers für unser nationales Leben und Wesen erinnert, ob er ein hohes Lied häuslichen Behagens auf den Pudding singt, immer versteht er es, das Große und Allgemeine mit goldenen Fäden ans Persönlich-Menschliche anzuknüpfen und wiederum aus dem Engen, spießbürgerlich Vertrauten Blick und Seele ins Weite, Unvergängliche zu führen. Und auf seinem eigensten Gebiet bewegt sich Otto Ernst, vielleicht der „kinderliebste" unsrer Dichter, wieder in den „Appelschnut"-Plaudereien, die den Band abschließen. So wie er versteht wohl kein andrer, kindliches Plaudern wiederzugeben.



Am Futterplatz

Nach dem Gemälde von Josef Schmitzberger



Herbert Spencer †

Der berühmteste englische Philosoph des 19. Jahrhunderts, Herbert Spencer, ist am 8. Dezember in Brighton bei London, 83 Jahre alt, aus dem Leben geschieden, als der letzte jener kleinen Schar großer Denker, die in der zweiten Hälfte des



Herbert Spencer †

verflossenen Jahrhunderts in England die Masse der Zeitgenossen hoch überragten. Am 27. April 1820 zu Derby als Sohn eines Mathematiklehrers an einer Mittelschule geboren, wurde er zuerst Ingenieur und war acht Jahre lang an dem Bau von Eisenbahnen tätig, die damals zahlreich in Angriff genommen wurden. Spencer arbeitete neben seiner praktischen und kaufmännischen Wirksamkeit auch fleißig literarisch; er schrieb zunächst Artikel für Fachzeitschriften, wandte seine Aufmerksamkeit aber bald auch den politischen und vor allem den philosophischen Fragen zu. Bereits 1842 erschien von ihm im „Nonconformist" eine Folge von Aufsätzen, die er nachher als Flugschrift unter dem Titel „Ueber den richtigen Wirkungskreis der Regierung" herausgab und worin seine späteren leitenden Grundgedanken über den Einfluß der Umgebung und die natürliche Entwicklung schon deutlich zu erkennen sind. 1848 gab er das Ingenieurfach auf, wurde Mitarbeiter beim „Economist" und ließ 1851 sein erstes großes Werk, die „Soziale Statistik", erscheinen, der 1855 die „Grundlehren der Psychologie" folgten. Nach zehnjährigen Vorarbeiten ging Spencer sodann an die Ausarbeitung eines großen, das Gesamtgebiet des Erkennens umfassenden Werkes, des „Systems der synthetischen Philosophie" in elf Bänden, das er um 1860 in Angriff nahm und in großen Abschnitten bis 1896 vollendete. Von seinen übrigen Schriften sei hier nur noch die „Erziehung auf intellektuellem, moralischem und physischem Gebiet" erwähnt. Eine Kritik der dauernden Bedeutung Spencers richtet sich in erster Linie auf das sein ganzes Lehrgebäude beherrschende Entwicklungsprinzip von zusammenhangloser Gleichartigkeit zu zusammenhängender Ungleichartigkeit. Ohne Zweifel hat er einen Teil der Voraussetzungen dieses Prinzips als vorhanden erwiesen, aber den zureichenden Beleg ist er doch schuldig geblieben. Damit soll die Größe und die wissenschaftliche Fruchtbarkeit des Gesichtspunktes keineswegs geleugnet sein. Ferner bedeutet der Begriff des sozialen Organismus, obwohl er nicht eine Spencersche Entdeckung ist, und der mit so außerordentlich reichen, das Gesamtgebiet menschlichen Wissens berücksichtigenden Mitteln unternommene Beweis der Analogie des sozialen mit dem biologischen Organismus eine bedeutsame Bereicherung und Förderung unsrer Erkenntnis. Spencer gebührt das nicht zu unterschätzende Verdienst, die enge Beziehung der Sozietät, ihrer Existenz und ihres Gedeihens zu dem Sein und Leben des Individuums in weitem Umfange unanfechtbar begründet und nachdrücklich betont zu haben. Spencer war ein innerlich wie äußerlich freier Denker; er hat nie einen offiziellen Lehrstuhl bestiegen und alle akademischen Ehren, sowie die ihm vielfach angetragene Mitgliedschaft in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften stets abgelehnt, um als Privatmann in stiller Zurückgezogenheit sich ganz seinen philosophischen Arbeiten zu widmen, die seinen Namen und seine eigenartige Evolutionstheorie berühmt gemacht haben.

Albert Schäffle †

Am Weihnachtsabend ist Albert Schäffle gestorben. Unerwartet riß ihn der Tod aus der Mitte seiner Familie, aus dem Kreise seiner Freunde. Wer diese Reckengestalt, auf der ein wahrhaft königlicher Kopf saß, noch vor kurzem den steilen



Hofphot. Brandseph, Stuttgart

Albert Schäffle †

Weg nach seiner Stuttgarter Wohnung mühsam, aber sicher hinaufsteigen sah, der kann sich schwer an den Gedanken gewöhnen, daß Schäffle jetzt ein stiller Mann ist. Geht man aber in liebevoller, andächtiger Erinnerung die einzelnen Abschnitte dieses Lebens Blatt für Blatt durch, so ist man billig erstaunt vor dem Reichtum innerer wie äußerer Erlebnisse, vor der harmonischen Fülle der Arbeit, die nun abgeschlossen ist. An fast allen großen politischen Ereignissen, die Deutschland und die deutsch sprechenden Lande im Laufe eines halben Jahrhunderts bewegten, hat Schäffle lebhaften Anteil genommen. Den Jüngling wirft die Begeisterung des Sturmjahres 1848 aus dem ebenen Geleise des theologischen Studiums. Begeistert eilt er, sich in die Reihen der badischen Aufständischen zu stellen. Glücklich heimgekehrt, findet er Unterschlupf in der Redaktion des „Schwäbischen Merkurs" und leistet zehn Jahre lang journalistische Fronarbeit. Sein unermüdlicher Fleiß, seine eiserne Willenskraft führen ihn endlich auf den akademischen Lehrstuhl, in das österreichische Ministerium. Nach kurzer staatsmännischer Tätigkeit kehrt er in seine Heimat zurück und schafft nun die wissenschaftlichen Werke, die ihn überdauern werden. Sein Hauptwerk „Bau und Organismus des sozialen Körpers" ist ein monumentaler Versuch, eine Brücke zu schlagen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, zwischen Soziologie und Biologie. Zum letzten Male trat er in den Lichtkreis des allgemeinen Interesses, als er mit einer glänzend geschriebenen, von souveräner Beherrschung des gewaltigen Stoffes zeugenden Streitschrift in den großen zollpolitischen Kampf eingriff. **C. A. P.**



Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin

Eine fürstliche Verlobung

Was seit geraumer Zeit die geschwätzige Fama zu erzählen wußte, hat sich bestätigt: der junge Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin wird die zweite Tochter des Herzogs von Cumberland, Alexandra, in sein stolzes Inselschloß zu Schwerin heimführen. Der junge Herrscher — er wurde am 9. April 1882, und zwar in Palermo, geboren — ist nur wenige Monate älter als seine Braut. Früh verlor er seinen Vater, der zeit seines Lebens ein kranker Mann war und nur selten in seinem Heimatland, meistens im Süden weilte. Da er noch nicht großjährig war, trat sein Onkel Johann Albrecht als Herzogregent an die Spitze der Regierung, während der junge Großherzog sich auf der Universität Bonn für seinen hohen Beruf vorbereitete. Am 9. April 1901 übernahm er dann selber die Regierung. Er gehört zu den Herrschern in Deutschland, auf deren Entwicklung das Vorbild Kaiser Wilhelms II. bereits von maßgebendem Einfluß war. Er liebt es, ähnlich dem Kaiser aufzutreten; bei der Jubelfeier der Stadt Wismar im vergangenen Jahr erschien er hoch zu Roß, und noch vor kurzem präsidierte er einem Kommerse der Rostocker Studentenschaft. Der Kopenhagener Hof hat auch diesmal seinen Ruf, daß dort die meisten fürstlichen Heiraten gestiftet werden, glänzend bewährt. Der Großherzog, dessen älteste Schwester die Gemahlin des Prinzen Christian von Dänemark ist, hatte dort reichlich Gelegenheit, mit den Cumberlandschen Prinzen und Prinzessinnen zusammenzukommen, und er hat diese Gelegenheit wacker ausgenutzt.



Phot. E. Jagerspacher, Gmunden

Prinzessin Alexandra von Cumberland

Der künftige Bayernkönig

Prinz Luitpold von Bayern, der nach menschlichem Ermessen dereinst die Krone des Königreichs tragen wird, ist am 8. Mai 1901 zu Bamberg geboren. Sein Vater, Prinz Rupprecht (geboren 18. Mai 1869), ist bekanntlich der älteste Sohn des derzeitigen bayrischen Thronfolgers Prinzen Ludwig und ein Enkel des greisen Prinzregenten Luitpold, der somit, wie ehedem der alte Kaiser Wilhelm, sich an drei Generationen erfreuen kann. Vermählt ist Prinz Rupprecht seit dem 10. Juli 1900 mit seiner Cousine, der Herzogin Marie Gabriele, einer der Töchter des Hauptes der herzoglichen Wittelsbacher, des als Augenarzt bekannten Herzogs in Bayern, Karl Theodor. Dieser Ehe sind bisher zwei Kinder entsprossen, der Prinz Luitpold und die am 21. September 1902 geborene Prinzessin Irmengard. Während aber Prinz Rupprecht und seine Gemahlin auf ihrer gemeinsamen Reise um die Erde in dem fernen Ostasien weilten, mußten sie den herben Schmerz erfahren, daß ihnen das in Tegernsee bei den herzoglichen Großeltern weilende Töchterchen durch die heimtückische Diphtheritis entrissen wurde. Um so prächtiger ist seither der kleine Prinz Luitpold gediehen, der dazu berufen scheint, einst als „Luitpold I." die Königskrone der Wittelsbacher sich aufs Haupt zu setzen.



Prinz Luitpold, Bayerns künftiger König



Die neu erbaute Kaiser Friedrich-Halle in München-Gladbach

Die Kaiser Friedrich-Halle in München-Gladbach

In der am 29. November 1903 in Anwesenheit des mit der Vertretung des Kaisers beauftragten Prinzen Eitel Friedrich feierlich eingeweihten Kaiser Friedrich-Halle hat die industriereiche Stadt München-Gladbach (Reg.-Bez. Düsseldorf) ein stolzes Bauwerk von großstädtischer Art und künstlerischer Vollendung erhalten. Der nach den Plänen der Wiesbadener Architekten Werz und Huber unter Oberleitung des Stadtbaumeisters Arendt errichtete Bau erhebt sich, mit seinem hohen Dache weithin sichtbar, auf einer kleinen Anhöhe im Kaiserpark. Durch das Hauptportal gelangt man in einen hauptsächlich für Garderobezwecke bestimmten großen Säulenhallenbau des Sockelgeschosses. Von hier führt der Haupttreppenaufgang zu der Kaiserhalle, wo in einer Nische das Standbild des Kaisers Friedrich Aufstellung gefunden hat. Das zugleich mit der Einweihung der Halle enthüllte Denkmal ist ein Werk des Düsseldorfer Bildhauers G. Rutz und hebt sich wirkungsvoll von der Goldmosaik des Hintergrundes ab. Von der Kaiserhalle gelangt man in den großen Hauptsaal, der mit zwei Nebensälen, dem Balkon und der Galerie über 2000 Menschen faßt und trotz seiner Größe einen intimen, anheimelnden Eindruck macht. Technisch vorzüglich ist die schwierige Aufgabe gelöst worden, den Saal, dem eine geräumige Bühne vorgelagert ist, in gleich guter Weise sowohl für Theateraufführungen als auch für Konzerte benutzbar zu machen. Für Opernvorstellungen ist ein versenkbares Podium für das Orchester angebracht; bei Konzerten nimmt der Chor auf der Bühne Aufstellung, die sich durch verschiebbare Wände zu einer großen Schallmuschel umwandeln läßt. Ihren Hintergrund nimmt die von Seifert in Köln gebaute Orgel ein, die elektrischen Antrieb hat und neben einer Echo-Anlage nicht weniger als 4391 Pfeifen aufweist. Endlich hat die Halle noch einen schönen Gartensaal mit anschließender luftiger Veranda, von der sich ein Ausblick in den Kaiserpark mit seinen reizvollen Baumgruppen und grünen Rasenflächen eröffnet.

Giuseppe Zanardelli †

In seiner Villa bei Maderno am Gardasee ist am 26. Dezember der greise Staatsmann Zanardelli gestorben, der, wenngleich schon seit langem an Magenkrebs leidend, doch noch bis vor wenigen Monaten als erster Ratgeber seines Königs auf dem Posten stand. Giuseppe Zanardelli war unter den führenden italienischen Politikern der Gegenwart der einzige, dessen öffentliche Tätigkeit noch in das Revolutionsjahr 1848 zurückreichte; mit ihm ist diese alte Garde ausgestorben. Am 29. Oktober 1829 in Brescia, noch als österreichischer Untertan, geboren, studierte Zanardelli zu Pavia die Rechte, kämpfte als Freiwilliger bei der Erhebung von 1848 mit und suchte nach deren Scheitern Zuflucht in Toskana. Nach seiner Vaterstadt auf Grund der Amnestie von 1851 zurückgekehrt, hielt er rechtswissenschaftliche Vorlesungen und war journalistisch tätig, bis 1859 der Entscheidungskampf um Italiens Einigung ausbrach. Danach wurde er Rechtsanwalt in Brescia und gehörte seit 1860 der italienischen Kammer an, immer auf Seite der Linken. Nachdem er 1860 für Garibaldi in Neapel vorgearbeitet hatte, ernannte ihn Ricasoli zum königlichen Kommissar in Belluno. Kaum war 1876 die Linke mit Depretis in den Besitz der Macht gekommen, so wurde auch Zanardelli zur positiven Mitarbeit an der Regierung berufen, zuerst als Minister der öffentlichen Arbeiten bis November 1877, dann als Minister des Innern vom März bis Dezember 1878 im Kabinett Cairoli. Im Mai 1881 übernahm er das Ministerium der Justiz im Kabinett Depretis, schied aber nach zwei Jahren aus, um dieses Portefeuille im April 1887 aufs neue zu übernehmen, das er auch unter Crispi beibehielt, bis dieser im Februar 1891 gestürzt wurde. Die Leitung der Justiz durch ihn während dieser Periode ist denkwürdig durch die parlamentarische Annahme des neuen italienischen Strafgesetzbuches. Im November 1892 wurde er zum Vorsitzenden der Kammer gewählt, legte jedoch dieses Amt im Februar 1894 nieder, bestieg aber nach den Neuwahlen von 1897 im April abermals den Präsidentenstuhl. Bei der Umbildung des



Kaiser Friedrich-Statue in München-Gladbach
Entworfen von Gustav Rutz

Kabinetts Rudini im Dezember 1897 übernahm Zanardelli das Justizministerium. Unter dem jungen König Viktor Emanuel III. wurde er am 14. Februar 1901 Ministerpräsident und bildete mit Giolitti das demokratische Ministerium, das eine neue Aera des politischen und wirtschaftlichen Fortschritts herbeiführen sollte. Erst am 21. Oktober 1903 zwangen ihn die Fortschritte des Leidens, dem er nun erlegen ist, sich vor den ihm drohenden parlamentarischen Anfechtungen zurückzuziehen und seinem jüngeren Kollegen Giolitti das Feld zu überlassen. Persönlich genoß der als Junggeselle in spartanischer Einfachheit lebende Zanardelli, der immer nur das Wohl seines Landes im Auge hatte, die größte Hochachtung aller Parteien.



Giuseppe Zanardelli †

Der neue bayrische Verkehrsminister

In Bayern wurde durch Abtrennung der Verkehrsanstalten vom Ministerium des Aeußern ein Verkehrsministerium gebildet, das am 1. Januar in Wirksamkeit getreten ist. An seine Spitze wurde der bisherige Ministerialrat Heinrich von Frauendorfer berufen. Am 27. September 1855 zu Höll, einem kleinen oberpfälzischen Orte, als Sohn eines Volksschullehrers geboren, widmete er sich der Rechtswissenschaft. Nachdem er seine ursprüngliche Absicht, sich in Metz als Rechtsanwalt niederzulassen, aufgegeben hatte und 1882 nach München zurückgekehrt war, trat er beim Fiskalat der bayrischen Verkehrsanstalten ein, 1886 in das Ministerium des Aeußern berufen, bewährte er sich in der Folge in allen Gebieten des Verkehrswesens und erhielt 1899 die Leitung der Ministerialverkehrsabteilung. In den letzten zehn Jahren gab es keine wichtige Konferenz der deutschen Regierungen in Eisenbahn- und Postangelegenheiten, an der er nicht teilgenommen hätte, wie er auch zu den deutschen Delegierten bei der 1898 in Paris abgehaltenen Konferenz zur Revision des internationalen Frachtverkehrs gehörte. Mit dem bayrischen Kronenorden wurde ihm der persönliche Adel verliehen. Der neue Verkehrsminister genießt seit langem weit über Bayern hinaus den wohlverdienten Ruf eines hervorragenden Fachmannes. Mit gründlichem Wissen und Können verbindet er eisernen Fleiß, durchgreifende Energie und eine großzügige Auffassung seiner Aufgaben, des Verkehrswesens und der Verkehrspolitik. Persönlich ein schlichter, wohlwollender, gerader Charakter, fehlt ihm jede bureaukratische Anlage und Neigung. Heinrich von Frauendorfer ist, was an dieser Stelle interessieren wird, mit einer der besten Münchner Künstlerinnen, der namentlich als Pastellmalerin hochgeschätzten Helene Mühlthaler verheiratet. **Th. S.**



Phot. Gebr. Lützel, München

Heinrich von Frauendorfer, der neue bayrische Verkehrsminister

Winterstürme auf der Adria

In den letzten Wochen des vergangenen Jahres herrschte der Sturmgott über das Mittelmeer. Die sonst so zahme Adria, die meistens so still, so friedlich daliegt, wenn man vom Lido aus seine Blicke über die blauen Fluten schweifen laßt oder von den Abhängen von Miramare, wo die Bäume sich bis auf die äußerste Kante der Felsen vorwagen und Schlingpflanzen sich fast bis zur Brandung herniederranken, war plötzlich wie verwandelt. Das alte ehrwürdige Venedig mußte die veränderliche Laune der Meergötter über sich ergehen lassen. In früherer Zeit, da die Republik noch die See beherrschte, fuhr der neugewählte Doge in der Prachtbarke, dem „Bucentoro“, auf die Höhe des Meeres hinaus und vermählte sich feierlich mit dem Element, indem er einen wertvollen Ring in die Fluten versenkte. Diesmal erwiderte das Meer diese prunkvolle Visite auf seine Weise. Bis auf den Markusplatz stieg das Wasser, und wenn auch gerade Venedig auf den Gondelverkehr eingerichtet ist, so war man doch über die Zudringlichkeit des freundlichen Elements keineswegs erbaut. Auch an der dalmatinischen Küste tobte der Sturm. Mögen auch solche Sturmfluten in unsern nordischen Gewässern gefährlicher sein und mehr Opfer fordern, malerischer sind sie dort unten. In der Nordsee muß „der blanke Hans“ seine erste Wut meistens draußen an vorgelagerten Sandbänken und Untiefen austoben, im Mittelmeer aber geht das Wasser überall in beträchtlicher Tiefe bis unmittelbar an das Festland heran, das vielfach in schroffen Wänden ins Meer abfällt. Unvermittelt platzen so die feindlichen Gewalten aufeinander. Unser Bild zeigt den wilden Ansturm der Brandung auf die Felsen von Ragusa, der früheren Republik und Gegnerin der meerbeherrschenden Venetia.

Fürstliche Radler

Wer einmal nach Kopenhagen kommt, wird erstaunt sein, wie allgemein das Fahrrad dort bereits eines der wichtigsten Beförderungsmittel für jedermann geworden ist. Auf den breiten Avenuen, die den neueren Teil dieser wunderschönen Stadt am blauen Sund durchziehen, sind überall ausgezeichnet gehaltene Radfahrwege angelegt, und auf ihnen tummelt sich jung und alt, arm und reich. Das an und für sich schon sehr anziehende Straßenbild der dänischen Hauptstadt wird hierdurch ungemein belebt, und es entsteht jene reizvolle Mischung der demokratischen Handelsstadt und der aristokratischen Residenz. Für beinahe alle europäischen Fürsten besitzt Kopenhagen eine ganz besondere Anziehungskraft. In der Stadt, deren Regierung beinahe ganz in den Händen der Sozialdemokraten liegt, fühlt sich sogar der Selbstherrscher aller Reußen am sichersten, und ungeniert genießt er und alle fürstlichen Verwandten die goldene Freiheit, die ihnen die Villeggiatur am dänischen Königshofe bietet. Der Verkehr zwischen den einzelnen Fürstlichkeiten ist so zwanglos wie möglich, die steife Etikette ist völlig verbannt. Natürlich bildet Spiel und Sport die vornehmlichste Unterhaltung; in der herrlichen Umgebung Kopenhagens, wo ausgedehnte Parks mit Ausblicken auf den Sund oder stille Landseen sich meilenweit hinziehen, wo die prächtigsten Kunststraßen reizende Städtchen mit einer Fülle von historischen Erinnerungen verbinden und manch stolzes Schloß aufragt



Winterstürme auf der Adria: Brandung an den Felsen von Ragusa

manch bescheidenes Landhaus der königlichen Familie sich unter riesigen Bäumen versteckt, bietet sich Gelegenheit genug. Fast alle Prinzen und Prinzessinnen sind denn auch eifrige Radfahrer, und wenn ein schöner Sommermorgen über Seeland lacht, kann man häufig, da keine Schranke den Beschauer in respektvoller Entfernung hält, eine solch lustige Schar von Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen zu einer Radtour aufbrechen sehen.



Von links nach rechts: Prinz Christian von Dänemark, Prinzessin Cäcilie von Mecklenburg-Schwerin, Prinzessin Olga von Cumberland, Prinzessin Alexandrine von Dänemark, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Gustav Adolf von Schweden und Norwegen, Prinz Georg Wilhelm von Cumberland

Fürstliche Radler am Kopenhagener Hofe: Aufbruch zu einer Partie von Schloß Fredensborg



Wladimir Stassow
Nach einem Gemälde von J. Repin

Zum 80. Geburtstag von Wladimir Stassow

In Rußland feierte man am 15. Januar 1904 das 80. Geburtsfest eines Mannes, der, mit seltenen Kenntnissen und großer Arbeitskraft ausgerüstet, seit mehr als einem halben Jahrhundert für die nationale Richtung der bildenden Künste und der Musik gewirkt und glänzende Erfolge erzielt hat. Jeder, der sich während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für Wissenschaft, Kunst und Literatur in Rußland interessiert hat, kennt Wladimir Stassows Namen. Er war es, der die Bewegung veranlaßte und leitete, durch die sowohl Malerei, Skulptur und Architektur wie auch die Musik in neue Bahnen geleitet wurden. Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren — mit wenigen Ausnahmen — die bildenden Künste in Rußland gänzlich vom Auslande abhängig; an der Petersburger Akademie herrschte ausschließlich der klassische Stil. Da begann 1861 Wladimir Stassow energisch zu fordern, daß die russische Kunst volkstümlich werden müsse. Und als dann 1863 eine Anzahl junger Künstler, die soeben ihre akademische Lehrzeit beendet hatten, sich weigerten, das von der Akademie aufgegebene Programm „Ein Festmahl in Walhalla“ auszuführen, da zollte Stassow ihnen Beifall und bestärkte sie in ihrem Entschluß, der Akademie und damit der klassischen Richtung den Rücken zu kehren. Von dem Exodus dieser dreizehn Kunstjünger datiert die nationale Richtung der russischen bildenden Kunst, und Stassow war es, der durch seine schriftstellerische und kritische Tätigkeit dieser volkstümlichen Bewegung den Weg bahnte und ihr beim großen Publikum Anerkennung verschaffte. Wir können hier nicht alle Verdienste aufzählen, die dieser unermüdliche Kämpfer den russischen Künstlern geleistet hat; viele von diesen verdanken es ausschließlich ihm, daß ihre Leistungen reifen konnten und schließlich Anerkennung fanden. Trotz seines hohen Alters ist W. Stassow auch jetzt noch tätig, und Rußland darf noch wertvolle Leistungen von ihm erwarten. W. H.

Zur dreihundertjährigen Jubelfeier von Liebenzell

Der im württembergischen Schwarzwald gelegene Badeort Liebenzell feiert in diesem Jahr eine eigenartige Jubelfeier: Am 11. Januar 1904 waren es dreihundert Jahre her, daß die Einverleibung des Städtchens mit den umliegenden Ortschaften in das württembergische Landesgebiet erfolgt ist. Liebenzell liegt in einer Landschaft von einschmeichelndem Reiz; grüne Matten breiten sich ringsumher, und ein Kranz von Bergen, die bis zu 300 Meter Höhe ansteigen und teils mit Nadel-, teils mit Laubholz bewachsen sind, schließen den



Der Badeort Liebenzell in Württemberg



Der vom Kaiser genehmigte Entwurf zum neuen Hamburger Hauptbahnhof

Ort ein. Hinter ihm, auf Zweidrittelhöhe des Berges, ragen die Ruinen einer alten Ritterburg empor und sehen in melancholischem Schweigen auf das Tal hernieder, durch das die Nagold ihren Lauf nimmt und das gerade dort sich breiter ausbuchtet durch den Längenbach, der von Westen her in das Flüßchen einmündet. Durch die „Nagoldtalbahn“ Pforzheim-Horb ist das Städtchen dem Verkehr erschlossen. Liebenzell nimmt unter den Städten und Ortschaften des Nagoldtales eine bevorzugte Stellung ein, da drei Bäder mit naturwarmen Quellen von 9 bis 21° R. auf seiner Markung liegen, deren zwei, das „Obere Bad“ und das „Untere Bad“, schon in alter Zeit bekannt und viel besucht waren, indes das dritte, „Kleinwildbad“, erst in neuerer Zeit eingerichtet worden ist. Der Name „Liebenzell“ ist neueren Datums; ursprünglich hieß das Städtchen nur „Zell“, und heißt im Volksmund auch heute noch so. Von dem einstigen Nonnenkloster, dem es seinen Namen verdankt, ist aber nichts mehr übrig als der Name „Klosterbuckel“, die Höhe, auf der es einst stand; es war in späteren Zeiten dem Kloster zu Hirsau einverleibt, das 40 Minuten talaufwärts liegt und dessen ausgedehnte malerische Ruinen heute noch das Ziel vieler Wanderer sind. In politischer Hinsicht teilte Liebenzell mit gar manchen kleineren und größeren Gebietsteilen des jetzigen Württemberg das nicht eben beneidenswerte Los, daß es durch Tausch oder Kauf des öfteren seinen Gebieter wechseln mußte. Ursprünglich in der Hand der Grafen von Calw, fiel es später an die Herren von Waldeck und dann an die Grafen von Eberstein. Von den letzteren wurde das Gebiet an den Deutschherrnorden abgetreten, und zwar von einem Grafen Ludwig, der selbst in diesen Orden eintrat und als „Herr von Liebenzell“ gegen die heidnischen Litauer in Ostpreußen kämpfte, von denen er auch eine Schar von 1600 Mann „durch seine außerordentliche Ueberredungskunst“ — ob diese auch handgreiflicher Art war, wird nicht berichtet — zum Christentum bekehrt haben soll. Aber schon im Jahre 1283 verkaufte der Deutschherrnorden das Ganze an die Markgrafen von Baden, in deren Besitz es blieb bis zum 14. Januar 1604, an welchem Tag ein Vertrag zwischen Herzog Friedrich I. von Württemberg einerseits und dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden anderseits unterzeichnet wurde, kraft dessen Liebenzell und seine Ortschaften im Tausch um andre Gebiete und gegen Zahlung von 481 762 Gulden 50 Kreuzern an Württemberg überging. Der Bitte der Bürgerschaft, den protestantischen Glauben behalten zu dürfen, wurde willfahrt. Streitigkeiten über Grenzregulierung u. dgl. veranlaßten noch einen Prozeß, der ca. 150 Jahre lang dem Reichskammergericht zur Entscheidung vorlag, bis ihn 1753 ein Vergleich beendigte.

Das Grabdenkmal für Franz Xaver Kraus

Als sich das Grab über Franz Xaver Kraus schloß, mochte wohl so mancher seiner Freunde und Schüler seinen Schmerz zusammenfassen in die Worte des Dichters: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“ Diese anhängliche Liebe ist aber auch über das Grab hinaus tätig gewesen, und jetzt schmückt den Hügel, unter dem dieser liebens-



Grabdenkmal für Franz Xaver Kraus in Freiburg i. B.
Entworfen von Julius Seitz

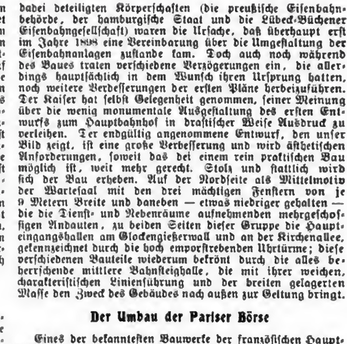
würdige Gelehrte und Lehrer den langen Schlaf schläft, ein einfach ernstes Denkmal, das von seinen Freunden errichtet wurde und das in seiner schlichten Vornehmheit dem Wesen des Mannes gerecht wird. Ein in einfachen, wuchtigen Formen gehaltener Sarkophag aus Granit trägt das bronzene Porträtrelief des Verstorbenen und mehrere andre Reliefs, die auf sein Leben und Wirken Bezug haben. Neben dem Steinsarge steht die Idealgestalt eines jungen Diakonen, der, einen Folianten unter dem Arm, Oel auf die Lampe gießt als Zeichen nie verlöschender Dankbarkeit und Liebe. Das Grabdenkmal, eine Hauptzierde des Friedhofs der schönen Breisgaustadt Freiburg, ist ein Werk des Bildhauers Seitz. Sich selbst aber hat Kraus ein Denkmal gesetzt, das auch denen gegenwärtig ist, die nicht ihre Schritte zu seiner Grabstätte lenken können, in seinen Werken. Weitesten Kreisen ist er bekannt geworden als der Biograph des größten Florentiners, Dante. Obwohl Kraus einen großen Teil seiner Bildung Italien verdankt, obwohl er mit inniger Liebe an dem Land jenseits der Berge hing, so ist er doch stets ein echt deutscher Mann geblieben, deutsch in seinem Empfinden, deutsch in dem innigen Verstehen andrer Meinungen. In dem zunehmenden Streit der Konfessionen eine ruhige, versöhnliche Erscheinung. Ein Hauch von diesem Wesen hat sich auch seinem Grabdenkmal mitgeteilt.

Der neue Hamburger Hauptbahnhof[1]

Die Umgestaltung der großen Bahnhofsanlagen in Hamburg ist endlich in ein Stadium getreten, das auf eine baldige Beendigung der jahrzehntelangen Eisenbahnmisere mit Sicherheit hoffen läßt. Die auseinandergehenden Interessen der dabei beteiligten Körperschaften (die preußische Eisenbahnbehörde, der hamburgische Staat und die Lübeck-Büchener Eisenbahngesellschaft) waren die Ursache, daß überhaupt erst im Jahre 1898 eine Vereinbarung über die Umgestaltung der Eisenbahnanlagen zustande kam. Doch auch noch während des Baues traten verschiedene Verzögerungen ein, die allerdings hauptsächlich in dem Wunsch ihren Ursprung hatten, noch weitere Verbesserungen der ersten Pläne herbeizuführen. Der Kaiser hat selbst Gelegenheit genommen, seiner Meinung über die wenig monumentale Ausgestaltung des ersten Entwurfs zum Hauptbahnhof in drastischer Weise Ausdruck zu verleihen. Der endgültig angenommene Entwurf, den unser Bild zeigt, ist eine große Verbesserung und wird ästhetischen Anforderungen, soweit das bei einem rein praktischen Bau möglich ist, weit mehr gerecht. Stolz und stattlich wird sich der Bau erheben. Auf der Nordseite als Mittelmotiv der Wartesaal mit den drei mächtigen Fenstern von je 9 Metern Breite und daneben — etwas niedriger gehalten — die die Dienst- und Nebenräume aufnehmenden mehrgeschossigen Anbauten, zu beiden Seiten dieser Gruppe die Haupteingangshallen am Glockengießerwall und an der Kirchenallee, gekennzeichnet durch die hoch emporstrebenden Uhrtürme; diese verschiedenen Bauteile wiederum bekrönt durch die alles beherrschende mittlere Bahnsteighalle, die mit ihrer weichen, charakteristischen Linienführung und der breiten gelagerten Masse den Zweck des Gebäudes nach außen zur Geltung bringt.

Der Umbau der Pariser Börse

Eines der bekanntesten Bauwerke der französischen Hauptstadt ist kürzlich umgebaut und erweitert worden. Die Börse, ein klassischer Bau mit riesigen korinthischen Säulen, der noch unter dem ersten Napoleon begonnen wurde, konnte den im Laufe der letzten Jahrzehnte gewaltig angewachsenen Bedürfnissen des modernen Handels und Wandels nicht mehr genügen. Da das eigenartige, beinahe quadratische Gebäude aber so eng mit der Hauptstadt und ihrer kommerziellen Entwicklung verknüpft war, ging man sehr schonend zu Werke und suchte den historischen Charakter des Säulenbaus nach Möglichkeit zu wahren, indem man an den eigentlichen Kern des Hauses zwei Flügel in gleichem Stil anbaute. Ohne weitere Feierlichkeiten wurden vor kurzem die neu eröffneten Säle dem Verkehr übergeben, und bald flutete das laute, lärmende Leben, das so charakteristisch für die Pariser Börse ist, wieder durch die hohen Hallen. Obwohl jetzt Raum in Hülle und Fülle vorhanden, drängte doch wieder wie früher ein Teil der Börsenbesucher nach außen, und nach wie vor klingen wieder in lauten Rufen die Kurse der Goldminen aus den offenen Säulenhallen und von der hohen Freitreppe hinunter in das Straßengetriebe der Stadt.





Die Börse in Paris vor (unten) und nach dem Umbau (oben)

Die moderne Galerie in Wien

Die Kaiserstadt an der Donau, die so reiche Schätze an Gemälden alter Meister in ihren Mauern birgt, war bis vor ganz kurzer Zeit ohne eine Galerie oder Pinakothek für die zeitgenössische Kunst. Erst als das moderne Kunstschaffen selbst in Wien wieder erwachte, als zum erstenmal nach langem Wiener Künstler die Augen der Welt auf sich zogen, wurde man sich dieses Mangels recht bewußt. Da ein passender Bau für die Unterbringung der Gemälde, die teilweise bereits gesammelt waren und gerade in letzter Zeit in überraschender Zahl zusammenströmten, nicht vorhanden war, mußte man sich mit einem Provisorium begnügen bis zur Erbauung eines städtischen Museums. Der Unterrichtsminister erwirkte die Ueberlassung der Belvedereräume, in denen früher die Ambraser Sammlung untergebracht war. So prächtig diese Säle auch sein mögen, die im 18. Jahrhundert von Hildebrandt erbaut wurden, so wenig paßt



Phot. J. Löwy, Wien

Ein Blick in die moderne Galerie in Wien

ihre wuchtige Barockarchitektur zu den auf eine intime Wirkung abzielenden modernen Gemälden. Man mußte sich daher mit Einbauten helfen und die prunkvolle Wanddekoration durch einfarbigen Behang in ihrer Wirkung dämpfen. Jedenfalls war man darauf bedacht, die Bilder so gut wie möglich und den Beleuchtungsverhältnissen entsprechend aufzuhängen, und so hat Wien endlich eine Heimstätte der modernen Kunst, in der auch der Beschauer gern zu längerem Genusse weilt. Die Sammlung umfaßt das ganze zeitgenössische Kunstschaffen. Da man das organische Werden der Kunst unsrer Tage zeigen wollte, mußte man naturgemäß über die Landesgrenzen hinausgreifen und epochemachende Werke kaufen, wo man sie fand. So beherbergt die Sammlung denn Meisterwerke aus verschiedenen Ländern, und man gewinnt einen lebendigen Eindruck, wie innig sich das Kunstschaffen unsrer Zeit verzweigt und wie eine auftauchende Richtung, eine neue Idee heute mit Windeseile von Land zu Land, von Stadt zu Stadt läuft. Unter den Meistern, die die moderne Galerie beherbergt, seien besonders folgende hervorgehoben. Von den Alt-Wiener Meistern Schwind, Amerling, Dannhauser sind mehrere Werke vorhanden. Dem ersten österreichischen Freilichtmaler Waldmüller ist ein ganzes Zimmer eingeräumt. Makart ist durch die „Fünf Sinne“ und andre Bilder, Segantini durch die „Bösen Mütter“, Böcklin durch ein „Spiel der Wellen“ vertreten. Die beiden Monumentalbilder Klingers „Das Urteil des Paris“ und „Christus im Olymp“ sind in besonderen Räumen aufgestellt. Die Plastik, die im Vordergrund unsers Bildes sich befindet, ist die „Judith“ des Münchner Bildhauers Hahn.

Ein verschwundenes Wahrzeichen

Unlängst mußte ein Wahrzeichen der Schlacht bei Großbeeren (23. August 1813), die alte historische Mühle, von wo aus der Angriff auf das Dorf geleitet wurde, beseitigt werden, weil sie dem Wirtschaftsbetriebe des dortigen Rieselgutes hinderlich wurde. Dorf und Rittergut Großbeeren, die 20 Kilometer südlich von Berlin liegen, sind nämlich 1881 von der Hauptstadt zu Berieselungszwecken angekauft worden. Der Berliner Magistrat hat jetzt beschlossen, auf der geschichtlichen Stätte einen großen erratischen Block aufstellen zu lassen, der das Jahr und das Datum der Schlacht enthält.

Der Wein im alten Palästina

An zahlreichen Stellen der heiligen Schrift wird der Wein als Kennzeichen der Fruchtbarkeit des gelobten Landes bezeichnet; offenbar ist Palästina damals noch ganz mit Weinbergen bedeckt gewesen, und neben dem Wasser war der Wein das gebräuchlichste Getränk in Israel; er wurde jedoch fast allgemein mit Wasser gemischt getrunken. Der dort gekelterte Wein war wohl durchweg Rotwein; im Alten wie im Neuen Testamente wird er daher öfters mit Blut verglichen. Ferner geht aus zahlreichen Schriftstellen hervor, daß der Palästinawein sich wie alle Südweine durch hohen Zuckergehalt auszeichnete. Es scheint nicht üblich gewesen zu sein, ihn nach dem Orte seiner Herkunft zu bezeichnen. Gelegentlich werden erwähnt, jedoch ohne nähere Bezeichnung der Sorte, die Weinberge zu Silo, bei Jesreel am Palaste des Königs Ahab, bei Sibma, sowie besonders der Wein am Libanon.

Prinzessin Mathilde Bonaparte †

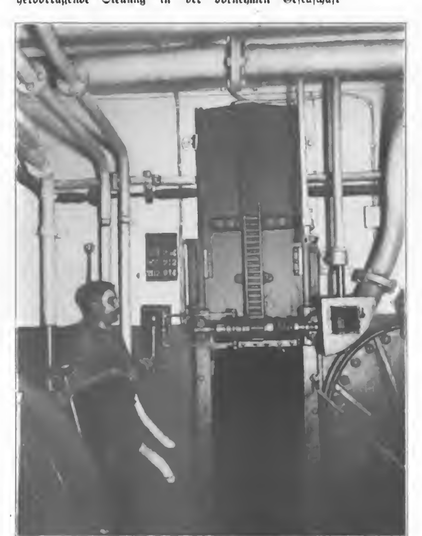
Das letzte Mitglied des Hauses Bonaparte, das noch aus der Generation des großen Kaisers selbst stammte, die schon seit geraumer Zeit ihrem Ende entgegenstehende dreiundachtzigjährige Prinzessin Mathilde, ist am Abend des 2. Januar in Paris gestorben. Prinzessin Mathilde Lätitia Wilhelmine erblickte als die einzige Tochter aus der zweiten Ehe des jüngsten Bruders Napoleons I., Jerome Bonapartes, Königs von Westfalen und nach seinem Sturze Fürsten von Montfort, mit der Prinzessin Katharine von Württemberg am 27. Mai 1820 im Exil zu Triest das Licht der Welt. Sie

fühlte sich ganz und gar als eine Bonaparte und war stolz darauf, die Nichte des großen Korsen zu sein. Ihre beiden Brüder waren Jerome Napoleon Charles, Graf von Montfort, geb. 24. August 1814 in Graz, der am 12. Mai 1847 in Castello bei Florenz starb, und der am 9. September 1822 in Triest geborene Napoleon Joseph Charles Paul, gewöhnlich Prinz Napoleon (Plon-Plon) genannt, der nach dem Tode des älteren Bruders den Namen Jerome annahm und am 18. März 1891 in Rom verschied. Die Erziehung der Prinzessin Mathilde lag während ihrer Kinderzeit in den Händen der Mutter, später mußte sie mit dem Vater in Florenz leben. Als sie achtzehn Jahre zählte, weilte sie kurze Zeit bei der Königin Hortense zu Besuch auf Schloß Arenenberg am Bodensee, wo sich Prinz Louis Napoleon, der nachmalige Kaiser, in die schöne Cousine leidenschaftlich verliebte. Seine Mutter mußte jedoch die geplante Heirat der beiden zu vereiteln; sie begünstigte die Bewerbung des steinreichen Russen Anatole Demidow, Fürsten von San Donato, um die Prinzessin, und die Ehe wurde am 1. November 1840 zu Florenz mit großem Glanze vollzogen. Demidow brachte seine junge Frau nach St. Petersburg, um in der Hofgesellschaft mit der schönen Fürstentochter zu prahlen. Die Verbindung gestaltete sich jedoch sehr unglücklich, und Demidow entblödete sich sogar nicht, seine Gemahlin zu mißhandeln. Es heißt, daß sie auf einem Hofballe dem Zaren die Spuren seiner Brutalität gezeigt habe, indem sie einen Tüllschleier zurückschlug, der ihren mit blutroten Striemen bedeckten Nacken verhüllte, mit der flehentlichen Bitte, sie von dem Gatten zu befreien. Zar Nikolaus I., der zugleich der Onkel der Prinzessin Mathilde war, nahm sich ihrer warm an, bewirkte die Scheidung von Demidow und befahl diesem, ihr eine jährliche Apanage von einer Viertelmillion Franken auszusetzen. Nachdem Louis Philipp dem ehemaligen König von Westfalen und seiner Familie die Rückkehr nach Frankreich gestattet hatte, siedelte Prinzessin Mathilde nach Paris über, wo sie fortan eine hervorragende Stellung in der vornehmen Gesellschaft einnahm. In ihren mit auserlesenstem Geschmack eingerichteten Salons fand sich die schöngeistige Gesellschaft der Seinestadt zusammen, und hier erblickte ihr zum Präsidenten der Republik gewählter Vetter, bei dessen Empfängen sie den Geladenen die Ehren des Hauses erwies, auch zum ersten Male das schöne Fräulein Eugenie de Montijo, die er wenige Jahre darauf zur Kaiserin der Franzosen erhob. Bei der Errichtung des Kaiserthrones erhielt Prinzessin Mathilde den Titel „kaiserliche Hoheit"; sie wohnte stets den Hoffestlichkeiten in den Tuilerien, in St. Cloud, Fontainebleau und Compiègne bei. König Eduard war als Kronprinz häufig ihr Gast, und die russischen Großfürsten, die nach Paris kamen, versäumten nie, ihr Besuche abzustatten. Wie zur Zeit des zweiten Kaiserreichs hieß sie auch nach dem Kriege von 1870/71 in ihrem Salon alle Persönlichkeiten willkommen, die sich durch Geschmack, Talent oder Bildung auszeichneten, und alle glänzenden Namen der Literatur, Kunst und Wissenschaft waren dort vertreten. Ihre freigebige Hand hat im stillen viele Wohltaten gespendet. An dem Sterbebette der greisen Prinzessin weilte ihre Schwägerin, Prinzessin Klothilde; Kaiserin Eugenie, die sich in den letzten Tagen unausgesetzt bei ihr aufhielt, war bei dem Tode nicht zugegen, da sie kurz vorher wegen Ermüdung das Palais verlassen hatte. Prinzessin Mathilde hat ihr Patenkind, den in russischen Diensten stehenden General Louis Napoleon, zum Erben ihres ziemlich bedeutenden Vermögens eingesetzt.



Phot. B. Gribayedoff, Paris

Prinzessin Mathilde Bonaparte †



Phot. A. F. Wunder, Hannover

Hydraulisch verschließbare Schottentür auf einem Ozeandampfer

Sicherheitsvorrichtungen moderner Seeschiffe

Die hydraulischen Sicherheits-Schottentüren sind bisher der Lösung des Problems, das Untergehen der Schiffe so lange wie möglich zu verhindern, am nächsten gekommen. Elektrizität, komprimierte Luft und Dampf boten alle mehr oder weniger Uebelstände bei ihrer Verwendung für eine solche Einrichtung. Im Steuerraum auf Deck ist ein Hebel, der eine Kontrolle über die hydraulische Kraft ausübt, die in Röhren komprimiert ist; letztere stehen in Zusammenhang mit

dem Verschließen sämtlicher Schottentüren, die senkrecht in Rinnen funktionieren. Längsseits geht eine elektrische Verbindung. Wenn dem Schiff ein Zusammenstoß oder eine ernste Gefahr begegnet, so setzt der diensttuende Offizier im Steuerraum den elektrischen Strom in Gang, und ein Gong oder eine elektrische Glocke ertönt anhaltend in jeder wasserdichten Abteilung, um jeden Matrosen oder andern Arbeiter, der in solch einem Raum arbeitet, zu warnen, damit er flieht. 16 Sekunden darauf läßt die hydraulische Kraft die Türen jeder Abteilung herab, so daß die Abteilungen völlig wasserdicht sind und das Schiff nicht sinken kann. Im Falle, daß jemand von der Mannschaft dadurch in einer Abteilung eingeschlossen wird, kann er sich selbst befreien, indem er einen der Hebel in Bewegung setzt, die an jeder Seite der Schottentür angebracht sind. Wenn durch einen unglücklichen Zufall die Türen weder insgesamt vom Steuermann noch einzeln geschlossen worden sind, so hebt die Wasserflut Bojen auf, die automatisch die Türen schließen.

Ein Seelöwenorchester

Die Vorliebe der Robben für Musik ist bekannt. Es gibt vielleicht kein andres Tier, auf das die Töne der Musik eine solche zwingende Gewalt ausüben. Der schottische Naturforscher Macgillivray erzählt, er habe auf den Hebriden eine ganze Herde von Seehunden bis auf 30 Meter Entfernung an sich heranlocken können nur durch einige Töne, die er auf der Flöte blies. Die modernen Tierbändiger haben, der fieberhaften Sucht des Publikums nach etwas Nochniedagewesenem nachgebend, sich die musikalischen Neigungen der Robben bald nutzbar gemacht. Zuerst war die Musik nur ein Mittel, die Aufmerksamkeit der Robben zu fesseln, bald aber mußten sich diese seltsamen Tiere mit den klugen Augen dazu bequemen, aktiv mitzuwirken. Unser Bild stellt ein ganzes Seelöwenorchester dar. Die Klugheit des Seelöwen oder besser seine Gabe, alles, was man von ihm verlangt, zu verstehen, übertrifft nämlich die aller andern Tiere, vielleicht mit Ausnahme des Elefanten und des Haushundes. Und so kommt es denn, daß dies einzige Orchester, wenn es auch keine klassische Musik macht, jedenfalls die Aufmerksamkeit der Hörer in gleicher Weise fesselt wie mancher Virtuose.



Erfolge der modernen Dressur: Eine Musikkapelle, bestehend aus sieben abgerichteten Seelöwen

Für müßige Stunden

Silben-Bilderrätsel



Die Auflösung gibt einen Spinnstuben-Rundgesang in vogtländischem Dialekt.

Dreisilbige Charade

Durch die Erste kann ein Schlag
Selbst willkommen sein,
Und mit einem Spruch sie mag
Milden Trost verleihn.

Ungeahnt das letzte Paar
Leicht dich überfällt,
Und nicht immer bietet dar
Schutz und Schirm die Welt.

Was auch lockt als Ganzes dich,
Laß es Edles sein,
So daß Geist und Auge sich
Ungetrübt ihm weihn. M. Sch.

Scherzrätsel

Die Erste ist ein Konsonant.
Kann das wohl sein? — Brauch den Verstand!
Die zweite Silbe ist nicht kalt
Und auch nicht warm. — Du hast's wohl bald?
Die dritte Silbe bist du nicht.
Ich auch nicht. — Mach kein bös Gesicht!
Das Ganze ist — das Ganze eben. —
Wirst du mir, Leser, wohl vergeben? F. M.-S.

Worträtsel

Die Hälfte darfst du vorwärts lesen,
Daß hohen Zwecken sie sich weiht,
Und dem gehaltvoll edlen Wesen
Die Dichtkunst ihren Zauber leiht.

Die andre Hälfte mußt du drehen
Und siehst dadurch im Kartenspiel
Ein Glied, ein wichtiges, erstehen,
Oft führend zum erwünschten Ziel.

Wenn du das ganze Wort erblicktest,
Am Strande, den das Meer umschließt,
An seiner Lage dich entzücktest,
Der Orient schon herüber grüßt. M. Sch.

Rätsel

Zwei Zeichen setzt man an die Mitte an;
So heißt ein Denker; wer ihn raten kann? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Des Neujahrs-Kryptogramms: Man verfolgt die von den Punschgläsern ausgehenden Linien, von links beginnend, bis zu den Buchstaben, zu denen sie führen, und liest letztere in dieser Reihenfolge ab: Allen Lesern ein frohes Neujahr!
Des Füllrätsels: Braunbursche (Brausche, Bur).
Des Homonyms: einsilbig.
Des Wechselrätsels: Akelei, Ukelei.
Des Buchstabenrätsels: Kolleg, Kollege.
Des Trennungsrätsels: Mannweib.

Schach (Bearbeitet von G. Schattopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. III

Gespielt im russischen Nationalturnier zu Kiew im September 1903.
Mittelgambit gegen Königsgambit
Weiß: M. Tschigorin. — Schwarz: Znosko-Borowski.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Se2—c3	Se4—f2
2. f2—f4	**d7—d5**	18. De1×e3	Sf2×h1
3. e4×d5	e5—e4 [1]	19. Td1×h1	Tf8—e8
4. Lf1—b5†	c7—c6	20. De3—f2	Dd7—f5
5. d5×c6	Sb8×c6	21. La5—b4	Te8—e6
6. d2—d4	Dd8×a5†	22. Df2—f3	Ta8—e8
7. Sb1—c3	Lf8—b4	23. g2—g4	Df5—f6
8. Lc1—d2	Sg8—f6	24. Df3—f2	Te6—e3
9. a2—a3	Lb4×c3	25. d4—d5!	c6×d5
10. Lb5×c6†	b7×c6	26. Sc3×d5	Df6—c6
11. Ld2×c3	Da5—c7	27. Th1—d1!	Te3—e2
12. Sg1—e2	Lc8—a6	28. Df2—c5! [6]	Dc6—g6 [7]
13. Dd1—d2 [2]	0—0	29. Sd5—e7†	Te8×e7 [8]
14. Lc3—a5 [3]	Dc7—d7	30. Td1—d8†	Te7—e8
15. 0—0—0	e4—e3!	31. Dc5—f8†!	Te8×f8
16. Dd2—e1 [4]	Sf6—e4? [5]	32. Td8×f8 matt.	

1) Falkbeers Fortsetzung, die als nicht ungünstig für Schwarz gilt.
2) Wir würden hier die Rochade vorziehen.
3) Es droht e4—e3; Weiß steht nicht besonders.
4) Bei 16. Dd2×e3 erobert Tf8—e8 eine Figur.
5) Sf6—g4 oder Tf8—e8 war besser (Sf6—g4 17. Se2—c3 Tf8—e8!).
6) Alles dies ist von Tschigorin sehr fein gespielt. Tauscht Schwarz jetzt die Damen, so gewinnt Weiß den Ba7 und damit die Partie.
7) Mit diesem Zuge wählt Schwarz von zwei Uebeln - das größere.
8) Oder Te2×e7 30. Dc5×e7 ꝛc.

Partie Nr. IV

Gespielt im internationalen Gambitturnier zu Wien im Mai 1903.
Königsspringergambit
Weiß: H. N. Pillsbury-New York.
Schwarz: R. Teichmann-London.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	20. Dc4—b3 [6]	Se7—d5!
2. f2—f4	**e5×f4**	21. c3—c4	Sd5—e3
3. Sg1—f3	f7—f5	22. c4—c5 [7]	Ld7—c6!! [8]
4. d2—d3 [1]	d7—d6	23. c5×d6 [9]	Lc6×f3 [10]
5. e4×d5	Sg8—f6	24. Ld2×e3	f4×e3† [11]
6. Lc1×f4	Sf6×d5	25. Kf2—g1	Dh5—g5
7. Lf4—d2	Sb8—c6	26. Db3—c2	c7×d6 [12]
8. Sb1—c3	Lf8—c5	27. h2—h4! [13]	Dg5—g4
9. Sc3×d5	Dd8×d5 [2]	28. Te1×e3	Lf3—c6 [14]
10. c2—c3	0—0	29. Tf1×f8†	Ta8×f8
11. d3—d4	Lc5—d6	30. Ld3—e4	Dg4×h4
12. Dd1—a4 [3]	Dd5—e4†	31. Le4×c6	b7×c6 [15]
13. Ke1—f2	f5—f4!	32. Te3—e4	Dh4—h5
14. Ta1—e1	De4—g6	33. Dc2×c6	Dh5—d1†
15. Da4—c4†	Kg8—h8	34. Kg1—h2	Dd1—h5†
16. Lf1—d3	Dg6—h5	35. Kh2—g3	Dg5—g5†
17. Th1—f1	Lc8—d7	36. Te4—g4	Dh5—e3†
18. b2—b4 [4]	a7—a6	37. Kg3—h2	De3—h6†
19. a2—a4 [5]	Sc6—e7	Als remis abgebrochen.	

1) Dieser Angriff empfiehlt sich nicht besonders.
2) Schwarz hat nun das besser entwickelte Spiel.
3) Weiß bringt durch Bedrohung der feindlichen Dame seine Offiziere in Tätigkeit, bleibt aber doch größeren Schwierigkeiten ausgesetzt.
4) Hier verdiente 18. Kf2—g1 den Vorzug. Die Königsstellung auf f2 ermöglicht den nun folgenden Angriff.
5) Naheliegend, aber einen schwachen Punkt, der des Schutzes bedarf, schaffend.
6) Nun droht der c-Bauer gewaltig zu werden; aber Schwarz hat seinen Gegenangriff genügend vorbereitet.
7) Nicht 22. Ld2×e3 f4×e3† 23. Te1×e3 wegen Dh5×h2.
8) Ausgezeichnet gespielt! Ungenügend wäre Se3×f1, da nach 23. Kf2×f1 noch der Ld6 verloren geht.
9) Auch auf 23. Ld2×e3 folgt nun am besten Lc6×f3.
10) Nicht Se3×g2 wegen 24. Ld3—e4!, auch nicht Se3—g4† wegen 24. Kf2—e2!.
11) Dh5×h2 ist wegen 25. Kf2×f3! (f4×e3† 25. Kf3×e3! Ta8—e8† 26. Ke3—d2 ꝛc.) minder gut.
12) Mit e3—e2 27. Tf1×f3 Tf8×f3 28. Dc2×e2 Tf3—f8 29. d6×c7 erobert Schwarz zwar die Qualität, steht aber wegen des mehrfachen Bauernverlustes nicht günstig.
13) Dieser Zug rettet die Partie, da dem gefährlichen Be3 die Deckung entzogen wird. 27. Ld3—e4 scheitert an Tf8—e8!!.
14) Dg4×d4 wäre verderblich wegen 29. De2—f2.
15) Auch jetzt würde Dg4×d4 wegen 32. Dc2—e4 die Partie kosten.

Briefmappe

L. K. in Innsbruck. Sie meinen ohne Zweifel das im Auftrage der Wiener Stadtvertretung durch Prof. K. L. Hickmann hergestellte Prachtwerk: „Historisch-Statistische Tafeln aus den wichtigsten Gebieten der geistigen und materiellen Entwicklung der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien im neunzehnten Jahrhundert“ (Wien, Alfred Hölder). Es enthält geographisch-statistische Tafeln in Farbendruck nebst einem großen Plan der Kaiserstadt 1800—1900. Sie finden auf den meisterhaft ausgeführten Tafeln hübsche Tableaux von Porträts der Mitglieder des Kaiserhauses, der Erzbischöfe von Wien, der Statthalter und Regierungspräsidenten von Niederösterreich im neunzehnten Jahrhundert, ferner graphische Darstellungen der Witterungsverhältnisse, der Bevölkerungszunahme, der Entwicklung und wichtigsten Verhältnisse der Volksschulen, der Zu- und Abnahme der Haustiere, der Preisverhältnisse und Kaufkraft des Geldes, des Hotel- und Fremdenverkehrs in Wien u. s. w., die dies alles auf den ersten Blick anschaulich machen, erläutert durch eingehende statistische Angaben im Text.

Frau Ch. v. H.-T. in Potsdam. Wustmann schüttet mitunter das Kind mit dem Bade aus, und wir stimmen Ihnen bezüglich des Wortes „fußfrei“ durchaus bei. Sehr zutreffend ist aber, was er über den zunehmenden Schwulst in unsrer Schriftsprache, die Sucht, sich möglichst breit auszudrücken, bemerkt. Wo für einen Begriff zwei Wörter zur Verfügung stehen, da wird gewiß das lange vorgezogen, wenn es auch gar nicht oder viel weniger passend ist. Jedes „auch“ wird durch „ebenfalls“ oder „gleichfalls“, jedes „viel“ durch „zahlreich“, jedes „oft“ durch „häufig“, jedes „nur“ durch „lediglich“ ersetzt u. s. w. Ein einfaches Verbum wird unnötigerweise durch eine Redensart ersetzt, wie Folge oder Verzicht leisten; man häuft Präfixe oder Präpositionen vor den Zeitwörtern: anlangen und betreffen werden zu anbelangen und anbetreffen verlängert. Als ergötzliches Beispiel für das Wuchern des Schwulstes diene folgendes: Der Fall ist sehr verwickelt — der Fall liegt sehr verwickelt — der Fall ist sehr verwickelt gelagert — die Lagerung des Falles ist eine sehr verwickelte. Weiter geht's nicht.

Harriet M. in Berlin. Wir danken bestens, da wir reichlich versehen sind.

Anonymus in Bad S. So kurzer Hand lassen sich die Fragen hier nicht beantworten; jeder Buchhändler erteilt Ihnen gern genaue Auskunft, ohne daß Sie sofort zum Ankauf verpflichtet wären.

Emma in Bonn. Auch wir halten es für eine durchaus unglückliche Idee, den Loreleifelsen durch ein Denkmal verunzieren zu wollen. Hoffentlich wird aus diesem abenteuerlichen Plane nichts und bleibt wenigstens der romantischste Fels des ganzen Rheintales von der grassierenden Denkmalswut verschont.

E. M. in Straßburg i. E. Der greise J. H. Fabre ist einer der angesehensten Insektenforscher in Frankreich. Von seinen nicht nur an interessanten und ganz neuen Beobachtungen reichen, sondern auch ungemein anziehend geschriebenen „Souvenirs entomologiques" ist soeben die achte Serie (Paris, Librairie Ch. Delagrave) erschienen, die wir Ihnen wie allen, die sich für das Leben der Insekten interessieren, bestens empfehlen können.

P. K. in Hamburg. In dem brasilianischen Staate Santa Catharina leben gegen 100000 Deutsche in dem unter dem Namen Hansa bekannten Gebiete, das seinerzeit eine Hamburger Kolonialgesellschaft erwarb und mit dem später zwei bereits bestehende deutsche Kolonien: Dona Francisca und Blumenau, vereinigt wurden. Noch bedeutender ist die Zahl der Deutschen in Rio Grande do Sul, von dessen 1 Million Einwohner ungefähr der vierte Teil aus Deutschen besteht.

E. M. in Straßburg i. E. Im Gegenteil: Porträtaufnahmen sind für Dilettanten schwieriger und weniger dankbar als Landschaftsaufnahmen, einmal wegen der häufigen Unruhe der Objekte und dann wegen der Stellungs- und Beleuchtungsschwierigkeiten. Die Hauptbedingung zur Erzielung guter Porträts im Freien ist die richtige Wahl der Aufnahmestelle, ferner darf man nie im direkten Sonnenlicht arbeiten, vielmehr stets im Schatten oder bei bedecktem Himmel. Bezüglich der Beleuchtung an der Aufnahmestelle ist Ober- und zu viel Vorderlicht zu vermeiden. Sehr wichtig ist endlich die Sorge für einen passenden Hintergrund; niemals darf man die Aufnahme so machen, daß die Figuren in den Himmel hineinragen.

Dr. J. G. in Weimar. Ein bestimmter Zeitpunkt für die Entstehung der Zünfte als organisierter, mit Zunftartikeln versehener und von den Stadtobrigkeiten oder Fürsten bestätigter gewerblicher Gesellschaften läßt sich nicht angeben. Die erste Erwähnung einer Verbindung zu Handwerkszwecken bezieht sich auf eine solche von 29, namentlich angeführten Fischern in Worms, die 1106 durch den Bischof Adalbert sanktioniert wurde. Alsdann bestätigt eine Urkunde des Königs Lothar von 1134 die Tuchmacher und Kürschner in Quedlinburg als geschlossene Gesellschaften.

W. v. G. in L. Eine hübsche Richard Wagner-Plaquette in Bronze hat die Stuttgarter Metallwarenfabrik Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm hergestellt. Sie zeigt das wohlgetroffene Bildnis des Meisters, umrahmt von Lorbeerzweigen, darunter den Namen nebst Geburts- und Todestag.

R. v. G. in Stettin. General von Haeseler ist durchaus nicht der erste Kriegsheld gewesen, der entschiedener Antialkoholiker war. Schon der helmumflatterte Hektor wehrt bei Homer seiner Mutter, die ihm vor dem Ausbruch zur Schlacht einen Trunk zur Stärkung bieten will, mit den Worten:

„Nicht des süßen Weins mir gebracht, ehrwürdige Mutter,
Daß du mich nicht entnervst und des Muts und der Kraft ich vergesse."

Hierin spricht sich die klare Erkenntnis aus, daß der Alkohol bei Anstrengungen jeder Art nur eine vorübergehende Nervenerregung zu schaffen vermag, die der Trinker hernach mit einer längeren Erschlaffung büßen muß.

L. K. in M. Die Angabe des Berliner Blattes über das poetische Schaffen des Prinzen Georg von Preußen beruht auf einem Schreib- oder Druckfehler. Nicht Bauernspiele hat der Prinz unter seinem Dichternamen G. Conrad verfaßt, sondern Trauerspiele.

O. v. B. in R. Briefmarkensammlern läßt sich die Monatsschrift „Die Post“ bestens empfehlen (Leipzig, Verlag des Universal-Briefmarkenalbums, F. Reinboth, jährlich ℳ 1.—). Das Blatt, das etwa 60 Vereinen als Organ dient, ist trefflich geeignet, den Verkehr unter Sammlern zu vermitteln.

Frau v. H.-St. in Bl. Der Ausspruch stammt von dem unglücklichen Sohne des ersten Napoleon, dem Herzog von Reichstadt. Er sagte zu dem ihm aufrichtig zugetanen Grafen Prokesch-Osten: „Meine Geburt und mein Tod sind meine ganze Geschichte.“

Frau J. T. in Berlin. Als einfaches und praktisches Mittel zur Desinfizierung der Wohnung haben die Untersuchungen von Simon die Sodalösung nachgewiesen. Eine fünfprozentige Lösung, die aber recht heiß in Anwendung gebracht werden muß, genügt, um Diphtheriebazillen in einer Minute zu töten, und selbst die äußerst widerstandsfähigen Staphylokokken in einer Viertelstunde. Zum Reinigen der Fußböden, Türen und Fensterrahmen sowie der geölten Wände empfiehlt Simon eine zweiprozentige Sodalösung von 60 Grad Wärme, vermischt mit Schmierseife.

G. P. in Leipzig. Das in Nr. 7 veröffentlichte Bildnis des neuen Reichsgerichtspräsidenten Wirklichen Geheimrats Dr. Gutbrod wurde nach einer Aufnahme aus dem Atelier des Hofphotographen E. Bieber in Berlin und Hamburg hergestellt.

C. L. in Neubrandenburg. An die Redaktion von „Ueber Land und Meer“, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

R. L., Schweden. Die Operette ist nicht in dem von Ihnen bezeichneten Theater aufgeführt worden, das ja nur dem gesprochenen Schauspiel dient, sondern auf einer andern Berliner Bühne, auf der die leichtgeschürzte Muse herrscht.

Th. G. in R. Als Bezugsquelle für Heidschnuckenfelle als Vorleger, Teppich u. s. w. wird die Firma Heinrich Baden, Walsrode, empfohlen.

E. K. in Wien. Der Ausspruch, daß Liebe „die schönste aller Geistesstörungen“ sei, rührt von Balzac her. Daß fast alle verliebten Männer sehr oft gegen ihren Willen komisch wirken, kommt aber daher, daß ein jeder noch liebenswürdiger sein möchte, als er kann

H. K. in G. Die neueste Folge der Liebigbilder ist den Tafelfreuden gewidmet, vom grauen Altertum bis zur neueren Zeit. Die Rückseite der hübschen Kärtchen bringt allerlei nützliche Weisungen für Küche und Haus.

W. v. L. in M. Den Duft der lieblichen Frühlingsblume gibt, soweit das eben möglich ist, das Parfüm Favorit-Maiglöckchen wieder, hergestellt von den kgl. Hoflieferanten J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin.

Frl. Amelia T., Wien. Da wir noch sehr großen Vorrat haben, müssen wir bestens dankend ablehnen.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Aus Industrie und Gewerbe

Aus dem Publikum

Von der rühmlichst bekannten Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik F. Wolff & Sohn in Karlsruhe ist für die Wintersaison ein neues Veilchenparfüm unter der Bezeichnung Veilchentropfen in den Handel gebracht worden. Bei diesem Parfüm ist die Feinheit und Lieblichkeit frisch gepflückter Veilchen auf das glücklichste nachgeahmt. Was ihm aber eine besonders gute Aufnahme bei der Damenwelt erworben hat, ist die Nachhaltigkeit des Duftes bei Anwendung von nur wenigen Tropfen, weshalb es den Namen Veilchentropfen mit Recht verdient.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

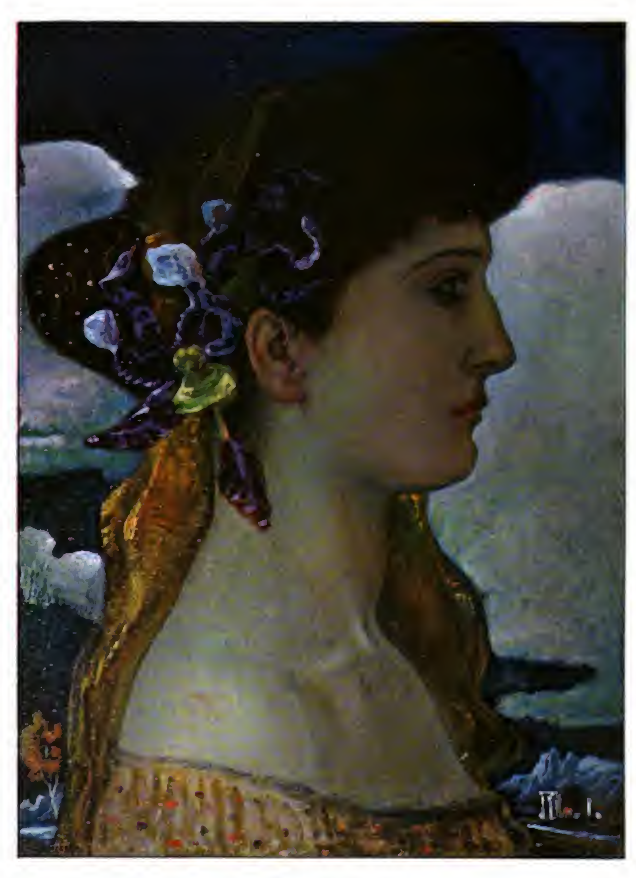
J. B. Nagybecferek. Nicht maßlos ehrgeizig, aber strebsam und ausdauernd (feste, gleichmäßige Schrift mit etwas ansteigender Linie). Steckt sich seine Ziele mit Ueberlegung in erreichbarer Höhe und ermüdet nicht, bis er sie erreicht hat. Bescheiden (Majuskeln wohlproportioniert im Verhältnis zu den Minuskeln), korrekt, pflichtgetreu (gleichmäßige, sorgfältige Schrift, gut und genau gesetzte u- und i-Zeichen). Nicht ein Blender, aber im intimen Verkehr gewinnend und in der Krisis sich bewährend.

E. P. aus St. Petersburg. Leicht über Eindrücke und Erlebnisse hinauszukommen, ist nicht Ihre Art, haben Sie doch entschiedene Neigung, alles ernst zu nehmen. Grazie und Eleganz der Ausdrucksweise fehlen, aber Sie streben auch nicht danach und machen nach keiner Richtung Prätentionen. Sie sind einfach und natürlich in Ihrem ganzen Wesen und auch im Auftreten. Energisch und ruhig führen Sie durch, was Sie sich vorgenommen haben. In häuslichen Angelegenheiten dominieren Sie. Wohl überlegt in dem, was Sie tun und sagen, lassen Sie sich nicht gedankenlos in Dinge ein, deren Ausgang unberechenbar ist.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



Eine Sphinx

Nach dem Gemälde von Alexander Karl Freiherrn von Otterstedt

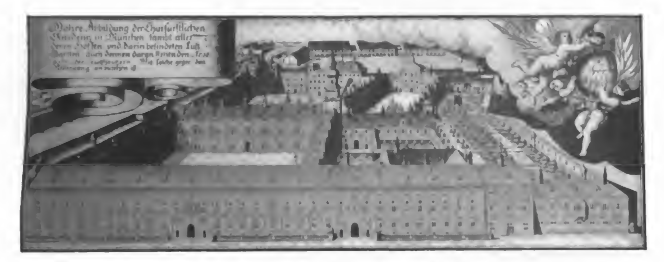


Abb. 1. Die alte Residenz in München zur Zeit Maximilians I.

Die Residenz in München

Von

Gustav Levering-München

Mit 29 Abbildungen



Abb. 2. Die Leibgarde der Hatschiere

Die kürzlich vollendete Wiederherstellung der Westfassade der Königlichen Residenz in München hat die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt wieder in erhöhtem Maße auf dieses in künstlerischer, architektonischer und geschichtlicher Beziehung gleich interessante Gebäude gelenkt.

Unter Bayerns Fürstenschlössern, von denen eine große Zahl durch ihre Schönheit unsre Bewunderung verdient, ist keines so geeignet, ein treffendes Bild von dem seit Jahrhunderten hochentwickelten Kunstsinn der Fürsten aus dem Geschlecht der Wittelsbacher zu geben, wie die „Residenz“. Jeder einzelne dieser Herrscher hat es verstanden, dem fürstlichen Wohnsitz, sei es durch Errichtung neuer Bauten oder durch künstlerische Umgestaltung der Innenräume den Charakter seiner Persönlichkeit und seiner Zeit aufzuprägen. Wir können an diesem, scheinbar regellos zusammengefügten Gebäudekomplex fast alle Stilarten verfolgen, die von den Anfängen der Renaissance bis zum „klassischen“ Stil des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts den Geschmack beherrschten; dabei ist interessant zu beobachten, wie sie hier unter der Hand der fürstlichen Bauherren eine mehr oder weniger ausgesprochene, spezifisch bayrische Eigenart annahmen.

Im wesentlichen besteht die Residenz aus zwei durchaus verschiedenen Teilen: den von König Ludwig I. ausgeführten Königs- und Festsaalbauten und der von diesen auf drei Seiten umschlossenen



Abb. 3. Die „Patrona Bavariae“ an der Westfassade der Residenz



Abb. 4. Der Königsbau der Münchener Residenz am Max Joseph-Platz

„alten Residenz"; ihre an die Residenzstraße grenzende Fassade ist es, die eben jetzt durch eine glücklich durchgeführte Restaurierung in der ursprünglichen Gestalt (aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts) wiederhergestellt wurde.

Ein kurzer Abriß der Baugeschichte des Residenzschlosses dürfte am raschesten und vollständigsten über dessen Eigenart orientieren.

Als die zuzeiten Kaiser Ludwigs des Bayern von den Wittelsbachern bewohnte „alte Veste" für die zahlreicher werdende Familie zu eng wurde, erbaute Herzog Stephan III. am Nordostende der Stadt, außerhalb ihres Burgfriedens, einige hundert Meter östlich der heute Residenzstraße genannten „Schwabingergasse", eine mit Türmen, Mauern und Gräben wohlbewehrte Burg, die „neue Veste", die, gegen Ende des 14. Jahrhunderts vollendet, sofort der Schauplatz erbitterter Familienfehden wurde.

Als ruhigere Zeiten kamen, verlor die „neue Veste" allmählich ihren burgartigen Charakter; jenseits des Grabens entstanden neue Gebäude; auch ein prachtvoller Garten wurde im italienischen Geschmack angelegt, der mit zahlreichen Statuen, Wasserkünsten und Pavillons geschmückt war.

Unter Albrecht V. hielt die Renaissance ihren siegreichen Einzug in München. Dieser kunstsinnige Fürst, der sich auf seinen Reisen durch Italien an den Werken der Meister des Cinquecento begeistert hatte, fühlte sich in den engen Räumen der Burg mit ihren gotischen Türmen, Gewölben und Erkern, die nach dem Bericht eines Zeitgenossen ein „ziemlich melancholisches Aussehen" hatten, nicht mehr heimisch. Er unterzog die „neue Veste" einem gründlichen Umbau. Die Pracht des Georgsaales, der Ritterstube, der Altanen und Söller können Besucher des Münchener Hofes zu jener Zeit nicht genug rühmen. Für seine Antikensammlung, aus der einzelne Stücke noch heute wertvolle Bestandteile der bayrischen Staatssammlungen bilden, erbaute er eine Kunstkammer, deren Trakt, in schräger Richtung zu den bisherigen Bauten liegend, im Verein mit dem ihm parallel laufenden „Hirschgang", dem späteren „Brunnenhof" seine eigentümliche achteckige Gestalt gab. Ueber der Kunstkammer brachte der gelehrte Humanist seine an Handschriften, Drucken und Miniaturen reiche Bibliothek unter, die später der Grundstock der heutigen, in ihrem Reichtum fast unerreichten bayrischen Hof- und Staatsbibliothek wurde. Albrechts Nachfolger, der fromme



Abb. 5. Die Fassade des Festsaalbaus der Residenz nach dem Hofgarten

Wilhelm V., der Erbauer des alten Schlosses in Schleißheim, der Herzog Max-Burg, der Michaelskirche und des Jesuitenkollegiums in München, hat auch das herzogliche Schloß in großartiger Weise erweitert und verschönert. Das Juwel unter den Gärten der Residenz, den „Grottenhof“, legte er an; ebenso den „Residenzgarten“ auf der Südseite des Schlosses, dessen kümmerlicher Rest noch heute als „Königsbauhof“ existiert; er galt mit seinem Neptunbrunnen, seinem Pegasustempel und seinen zahllosen Statuen damals als ein Wunderwerk der Gartenbaukunst. Durch Errichtung eines Witwensitzes für seine Mutter erreichten die Bauten Wilhelms V. am Schloß schon damals in ihren südwestlichsten Teilen die Residenzstraße.

Die kostspieligen Bauten Wilhelms V. hatten den Staatsschatz gründlich erschöpft; als er im Jahre 1597 die Regierung an seinen Sohn abtrat, sah sich der junge Herzog, Max I., einer schwierigen Aufgabe gegenüber. Aber diesem genialen Fürsten, den das bayrische Volk mit Stolz den Großen nennt, gelang es durch weise Sparsamkeit und strenge Ordnung in kurzer Zeit, nicht allein die Schulden des Vaters zu tilgen, sondern noch ausreichende Mittel zu gewinnen, um selbst einen großartigen Neubau unternehmen zu können.



Abb. 6. Portal zum Kaiserhof

Abb. 7. Der Wittelsbach-Brunnen im sogenannten Brunnenhof

So ist Maximilian I. der eigentliche Schöpfer der „alten Residenz“ geworden. Zwar anfangs beschränkte er sich auf den Ausbau der von seinem Vater und Großvater begonnenen Gebäude. Er begann damit, die Kunstkammer Albrechts V. in einen herrlichen Saal, das sogenannte „Antiquarium“ umzugestalten. Dieser langgestreckte, beiderseits durch zahlreiche Fenster erhellte Raum, dessen Pfeiler mit einer großen Zahl antiker Büsten geschmückt sind, und dessen Schmalseiten ihren Abschluß in einem herrlich komponierten, bis unter die Decke reichenden Marmorkamin und in einem monumentalen Portal finden, zeigt an seiner tonnengewölbten Decke eine Reihe von Peter Candid, dem berühmten Hofmaler Max' I., gemalter Bilder, welche die den Menschen zur Glückseligkeit führenden Tugenden allegorisieren. Der Schmuck der Wände mit Ansichten bayrischer Städte von Thonauer und der Stichkappen mit Grotesken von dem Venezianer Ponzano gibt dem Raum eine ungemein vornehme Farbenstimmung.

Den an das Antiquarium anstoßenden achteckigen Hof verschönerte Herzog Max wesentlich dadurch, daß er in seiner Mitte den monumentalen, noch heute dort befindlichen „Wittelsbachbrunnen“ (Abb. 7) errichten ließ. Die ihn krönende Statue Ottos von Wittelsbach sowie die den Brunnenrand zierenden herrlichen Standbilder und Delphine stammen aus dem früher erwähnten Prachtgarten Albrechts IV. Ferner ließ er den benachbarten „Grottenhof“ zu einem reizenden Garten umgestalten. Die schöne Grottenhalle (Abb. 9), die den einspringenden Winkel des Antiquariums geschickt maskiert, die hübschen Darstellungen aus Ovids Metamorphosen im Gewölbe und in den Nischen, die Grotesken an den Stichkappen sind Werke Peter Candids. Die Gartenanlagen, wie sie uns in höchst anziehender Weise von dem Augsburger Diplomaten und Kunstkenner Philipp Hainhofer geschildert werden, sind zwar längst verschwunden, noch aber schmückt der berühmte Perseusbrunnen (Abb. 8), das Meisterwerk Candids, dieses noch heute einzig schöne Plätzchen.



Abb. 8. Der Perseusbrunnen im Grottenhof

Die Gebäude um den Grottenhof, die die fürstlichen Wohngelasse enthielten, ließ Herzog Max erweitern und bis zur Residenzstraße fortsetzen, wodurch eine Verbindung mit dem bis dahin isoliert gelegenen Witwensitz hergestellt wurde. Die so gewonnenen Räume wurden mit gediegenem Geschmack ausgestattet. Hier brachte Max I. auch seine Gemäldegalerie und seine Sammlung plastischer Werke unter, die er im Laufe seiner langen Regierung zu einer für die damalige Zeit höchst seltenen Vollkommenheit brachte. Denn der Herzog war nicht nur ein Kunstfreund, sondern auch einer der ersten Kunstkenner seiner Zeit. Der noch vorhandene Katalog weist Werke der ersten Meister Italiens, Deutschlands und der Niederlande auf: Von Raffael eine herrliche, jetzt verschollene Madonna; von Dürer viele der bedeutendsten Werke, darunter die berühmte „Himmelfahrt Mariä“, die leider in dem großen Residenzbrand von 1674 zugrunde ging, und die „Vier Apostel“ und das „Paumgartnersche Tryptichon mit der Geburt Christi“, beide jetzt in der Pinakothek; von Rubens die Löwenjagd, durch die der Grund zu der großen Münchener Rubens-Sammlung gelegt wurde.

Um die Wende des 16. Jahrhunderts legte der gottesfürchtige Herzog den Grundstein zu der Hofkapelle zwischen dem an die Residenzstraße grenzenden Trakt und dem Grottenhof; schon 1603 konnte sie der Gottesmutter geweiht werden. Die Kapelle erscheint mit ihren in 3 Geschosse geteilten Wänden und dem allerdings meisterhaft stukkierten weißen Tonnengewölbe für gewöhnlich ziemlich nüchtern;

sie dient fast nur noch am St. Georgsfest kirchlichen Zwecken. An eine der Emporen ist die „Reiche Kapelle“ (Abb. 28) angebaut. Diese, in kleinsten Dimensionen gehalten, ist ein Kunstwerk ersten Ranges. Das Marmorportal schmückt auf der Außenseite eine „Verkündigung Mariä“ von Peter Candid, auf der Innenseite eine vergoldete Statue des Erlösers. Die Wände, die in Scagliotechnik ausgeführte perspektivische Architekturen mit Szenen aus dem Leben der Maria zeigen, tragen ein Gewölbe, das sich in einen Tambour öffnet, dessen Glasgemälde dem ganzen Raum eine feierliche Stimmung verleihen. Der Hochaltar aus Ebenholz ist mit Silber inkrustiert, ebenso das Gehäuse der Orgel, deren Pfeifen aus gediegenem Silber sind.

Nach Vollendung dieser Gebäude schritt Herzog Max zur Ausführung des Hauptteils seines Planes, zur Erbauung der nach ihm benannten „Maximilianischen Residenz“.

Um einen quadratischen Hof, den „Kaiserhof“, entstanden in den Jahren 1603—1616 vier imposante Gebäudetrakte. Der südlich gelegene sogenannte Hofdamenstock enthielt außer den Wohnräumen für die Damen des Hofstaats den „Contrefaitgang“, der die Ahnengalerie aufnahm. Er stieß an den „Herkulessaal“, von dessen Einrichtung wir nur wissen, daß ihn eine kolossale Herkulesfigur schmückte. Seine jetzige Ausstattung zeigt nichts Bemerkenswertes.

Der östliche, gegen die „neue Veste“ zu gelegene Trakt enthält in seiner ersten Etage die sogenannten Trierzimmer.*) Die Ausstattung dieser herrlichen Flucht hat sich — abgesehen von einigen Kabinetten, die im 18. Jahrhundert verändert wurden, und einer unter König Ludwig II. vorgenommenen, teilweisen Erneuerung des Mobiliars — ziemlich unverändert in dem strengen Renaissancestil aus der Zeit Max I. erhalten. Wir betreten zuerst den geräumigen Speisesaal (Abb. 18), dessen spärlich vergoldete Felderdecke neben den Monogrammen des Herzogpaares, M und E, allegorische Gemälde von Peter Candid zieren. Die Wände sind geschmückt durch vier große, meisterhafte Brüsseler Gobelins. Das kunstvoll geschnitzte, moderne Büfett enthält eine Sammlung ausgesucht schöner, alter italienischer Majoliken. Das anstoßende Wohnzimmer (Abb. 15) ist in seiner Holzdecke und seinen Gobelins mit kriegerischen Szenen dem vorhergehenden ähnlich; dagegen ist das folgende Schlafzimmer (Abb. 16) in vollendetem Rokokostil ausgeführt. Die zierlich geschnitzten, vergoldeten Ornamente auf rotbraunem Grund geben im Verein mit den Stuckreliefs der Decke und den beiden, die Wände zierenden, in der Münchener Manufaktur von Sentigny gearbeiteten, die Jahreszeiten allegorisierenden Gobelins ein typisches Bild dieses graziösen Stils. Die beiden anstoßenden Schreibkabinette — die Zimmerflucht bildet eine Doppelwohnung — sind im Stil Louis XVI. eingerichtet; sie enthalten eine Reihe trefflicher Familienporträts in Pastellmanier. Das zweite Schlafzimmer zeigt in Decke und Panneaux eine unglaubliche Menge oft derbkomisch gehaltener Chinoiserien, die dem Raum ein äußerst originelles Gepräge verleihen. Während das zweite Wohnzimmer (Abb. 14 und 17) in der Decke mit den charakteristischen Monogrammen M und E und den Gobelins aus dem 17. Jahrhundert noch den Renaissancestil zeigt, gehört der prunkvolle, von Sklavenfiguren getragene Tisch mit der in Perlmutter und Schildkrott eingelegten Platte, dem Barock-, der Spiegel mit dem üppigen Rahmen sowie die zwei, mit prachtvollem chinesischem Porzellan ausstaffierten Etageren und die dazwischen stehenden Schränke dem Rokokostil an. Der letzte dieser Räume, der Empfangssaal, ist in der unbeweglichen Ausstattung noch ganz in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Die Gobelins, ebenfalls Münchener Fabrikat, nach Gemälden von Chr. Wink gefertigt, gehen jedoch bis zum Schluß der Manufaktur im Jahre 1818 herab.



Abb. 9. Aus der Halle des Grottenhofes

*) Ein Teil der beigefügten Innenansichten, und zwar die Abb. 12, 13, 19, 22 sind mit Erlaubnis der Verlagshandlung Piloty & Löhle, München, dem Prachtwerk von G. Böttger sen. „Die Innenräume der kgl. Residenz in München“ entnommen; die Abb. 23 und 27 entstammen dem „Führer durch die kgl. Residenz in München“ (Verlag von L. Werner, ebenda).

Die Trierzimmer waren von dem Erbauer als Wohnung für fürstliche Gäste bestimmt und haben diesen Zweck bis in die Neuzeit erfüllt; ihren Namen verdanken sie dem Bischof Clemens August von Trier und Köln, der als Prinz des Wittelsbachischen Hauses hier oft längeren Aufenthalt nahm.

Den westlichen, um 1612 vollendeten, an der Residenzstraße liegenden Flügel der Maximilianischen Residenz bilden die „Steinzimmer“; auch sie dienten zur Unterbringung fürstlicher Gäste; sie haben ihren Namen von der Marmorfassung der Türen und Fenster sowie von den gigantischen Marmorkaminen; auch diese Räume sind mit gediegener Pracht ausgestattet. Haben auch die Bedürfnisse der Neuzeit, besonders seit König Otto von Griechenland nach seiner Abdankung die Zimmer mit seiner Gemahlin bewohnte, ziemlich wesentliche Veränderungen in der Ausstattung notwendig gemacht, so hat sich doch in ihnen der Charakter der Bauzeit am reinsten erhalten. Die gleich den Trierzimmern mit Gemälden Candids und seiner Schüler geschmückten Decken, die in reicher Abwechslung gegliederten, mit Reliefs bedeckten Friese und die meist in Scagliotechnik gehaltenen Wände geben noch ein treues Bild der hochentwickelten Baukunst in Bayern zu jener Zeit. Die zahlreichen, in den Zimmern verteilten Bildwebereien, die aus der von Max I. gegründeten Münchener Gobelinmanufaktur stammen, bringen meist Szenen aus dem Leben und den Kämpfen Ottos von Wittelsbach und Ludwigs des Bayern zur Darstellung und erhöhen den zugleich vornehmen und harmonischen Eindruck dieser Gemächer. Der Prinzregent hat diese bei aller Pracht wohnliche Behaglichkeit atmenden Gelasse als Wohnung gewählt. In seinem Arbeitszimmer (Abb. 11) das mit dem Bilde seiner Tochter, Prinzessin Therese, und mit ausgesuchten Kunstwerken, darunter seine eigne Marmorstatue von Professor v. Rümann, geschmückt ist, schafft und sorgt der trotz seines hohen Alters erstaunlich rüstige Fürst, der noch die Strapazen der Hochwildjagd tagelang spielend überwindet, unermüdlich für das Wohl seines Volkes. Im großen Empfangssaal (Abb. 12) stehen — als schönster Schmuck — die Gaben, die das bayrische Volk seinem geliebten Herrscher zum 80. Geburtstag darbrachte: meist Kunstwerke von hervorragender Schönheit aus der Hand einheimischer Künstler und Kunsthandwerker.



Abb. 10. Statue der Bavaria von Hubert Gerhard
(Auf der Rotunde im Hofgarten)

Von dem Geräusch der belebten Residenzstraße werden die Steinzimmer durch den „Wappengang“, einen langen Korridor, der noch fast ganz seine ursprüngliche Dekoration besitzt, getrennt; nur die Städtebilder und die Wappen auf den Wänden sind später hinzugekommen.

Mit der Vollendung der Steinzimmer war auch die Fassade an der Residenzstraße fertig geworden; sie zog sich in imposanter Länge von dem fürstlichen Witwensitz bis zum „Schwabinger Tor“ hin. Architektonisch ist sie wenig gegliedert, selbst die Fenster entbehren einer Umrahmung; denn, obgleich man in der künstlerischen Ausgestaltung der Innenräume in dem neuen Stil bereits einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, so wagte man doch diesseits der Alpen damals meist noch nicht, ihn zu einer freien Gliederung der äußeren Gebäudeteile in Anwendung zu bringen. Man beschränkte sich gern darauf, die langen, gleichförmigen Mauerflächen durch dekorative Malerei zu beleben. In dieser Weise ist auch die Fassade der Residenz ausgeführt. Eine Scheinarchitektur, die den zweigeschossigen, mit doppeltem Mezzanin versehenen Bau durch römisch-dorische und korinthische

Pilaster mit entsprechendem Gesims und Gebälk zu gliedern scheint, ersetzt die wirkliche Architektur. Dennoch macht die Fassade mit ihren beiden Marmorportalen und dem die Mitte bedeutsam betonenden, fast bis unter das Dach reichenden, aedikulaförmigen Aufbau aus rotem Marmor einen imponierenden Eindruck. Die Nische (Abb. 3) schmückt die prachtvolle, von Hans Krumper modellierte und von dem Glockengießer Bartol. Wenglein gegossene Kolossalstatue der Jungfrau Maria, der „Patrona Bavariae“. In einer unter der Figur angebrachten, reizend komponierten Bronzelaterne brennt zum Zeichen der frommen Verehrung der Himmelskönigin ein ewiges Licht. Die Inschrift, die den ganzen Aufbau krönt, gibt mit der Zahl 1616 das Jahr der Vollendung der Maximilianischen Residenz an. Die Portale, von denen das nördliche in den Kaiserhof (Abb. 6), das südliche in den Kapellenhof führt, reichen bis in das zweite Stockwerk und umrahmen sehr wirkungsvoll je ein Fenster des ersten Stocks; auf ihren von stark geschwellten, bossierten Pfeilern römisch-dorischer Ordnung getragenen Giebelschrägen ruhen herrliche, ebenfalls von Hans Krumper geschaffene Bronzefiguren, die Klugheit, die Gerechtigkeit, die Stärke und die Mäßigung darstellend. Gekrönt werden die Portale durch die verschlungenen Monogramme des fürstlichen Bauherrn und seiner Gemahlin; über den niedrigeren Seitentüren sind die Bronzewappen von Bayern und Lothringen angebracht. Je zwei gewaltige Löwen flankieren die Portale; sie wurden schon unter Wilhelm V. von Hubert Gerhard für die Michaelskirche gefertigt. Max I. ließ sie an ihren jetzigen Platz bringen, wo sie nun schon fast dreihundert Jahre lang die Königsburg bewachen.

Unter dem Einfluß der Witterung verblaßte die Architekturmalerei und verschwand schließlich vollständig. Das Rot des Marmors wich einem schmutzigen Grau, so daß die Fassade zuletzt einen keineswegs mehr erfreulichen Anblick gewährte. Der Initiative des Prinzregenten ist es zu danken, daß sie wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit hergestellt wurde. Durch vorhandene Abbildungen, besonders durch die Stiche aus dem Merianschen Werk von 1644 und dem Weningschen Reisewerk von 1701 (vergl. Abb. 1), kannte man ihr früheres Aussehen fast bis in die kleinsten Details. Die Erneuerung nach den Plänen der Bauabteilung des Obersthofmeisterstabes ist mit großem Geschick zur Durchführung gelangt. Heute haben wir die Fassade genau wieder so vor Augen, wie sie den Zeitgenossen des Herzogs Max erschien, nur die ehemals je zwei der Bronzelöwen untereinander verbindenden Steinbalustraden, welche die ohnehin nicht zu breite Residenzstraße störend eingeengt hätten, sind weggelassen worden. Der den Kaiserhof im Norden abschließende Flügel des Residenzbaus vollendete das gewaltige Werk Herzog Max' I. Dieser Bau enthielt einst zwei prachtvolle Säle, die in ihrer alten Ausstattung nicht mehr vorhanden sind. Eine der schönsten Zierden des Maximilianischen Baus ist die zu diesen Räumen aus dem als Durchfahrt zum Hofgarten dienenden Vestibül emporführende Kaisertreppe (Abb. 27); sie macht mit ihren breiten Marmorstufen, den schönen Stukkaturen der Wände, den Deckengemälden und den Grotesken aus der Zeit Max Emanuels und den auf den Podesten stehenden Kaiserstatuen, einen ebenso prächtigen als festlich heiteren Eindruck.

Mit der Anlage eines ausgedehnten, mit Arkaden umgebenen Gartens im Norden der Residenz beendigte Herzog Maximilian seine großartige Schöpfung. Der Garten ist uns in dem schon lange dem freien Verkehr eröffneten „Hofgarten“ erhalten geblieben. Der Gartensaal, die zierlichen Pavillons, die Statuen, die Wasserkünste und die gezirkelten Blumenbeete sind längst verschwunden; dafür zieren heute herrliche Palmengruppen, schattenspendende Bäume und plätschernde Brunnen diesen Lieblings-



Abb. 11. Aus dem Arbeitszimmer des Prinzregenten Luitpold (Steinzimmer)



Abb. 12. Ein Blick in den Vorsaal (Empfangssaal) der Steinzimmer



Abb. 13. Das Schlafzimmer des Prinzregenten (Aus der Reihe der Steinzimmer)

erholungsplatz der Münchener. Was uns von den Schmuckstücken des alten Hofgartens blieb, ist ein Juwel: die herrliche Figur der Bavaria (Abb. 10), die den in der Mitte des Gartens stehenden, ebenfalls aus der Zeit der Anlage stammenden Rundtempel krönt. Sie zierte ehemals den „Residenzgarten". Herzog Max ließ sie an ihre jetzige Stelle bringen. Ob die von Peter Candid, nach andern von Hubert Gerhard geschaffene Statue ursprünglich eine Diana war, der später die Attribute einer Schutzgöttin Bayerns beigefügt wurden, mag dahingestellt bleiben; wir erfreuen uns jedenfalls gern an der Schönheit ihrer Gestalt und an der Anmut der in ruhiger Vornehmheit bewegten Glieder.

Ueber die Frage nach dem Architekten der Maximilianischen Residenz ist viel geschrieben worden. Lange Zeit galt als solcher unbestritten Peter Candid. Aus der erhaltenen Korrespondenz des Herzogs mit seinem Bauamt geht indessen unzweifelhaft hervor, daß anfangs der herzogliche Hofbaumeister Hans Reiffenstuel, später Heinr. Schön mit der Ausführung der Bauten beauftragt war, und wenn auch der gewichtige Einfluß des bei dem Herzog in hoher Gunst stehenden niederländisch-italienischen Künstlers nicht in Abrede gestellt werden kann, so darf



Abb. 14. Ecke im zweiten Salon der Trierzimmer

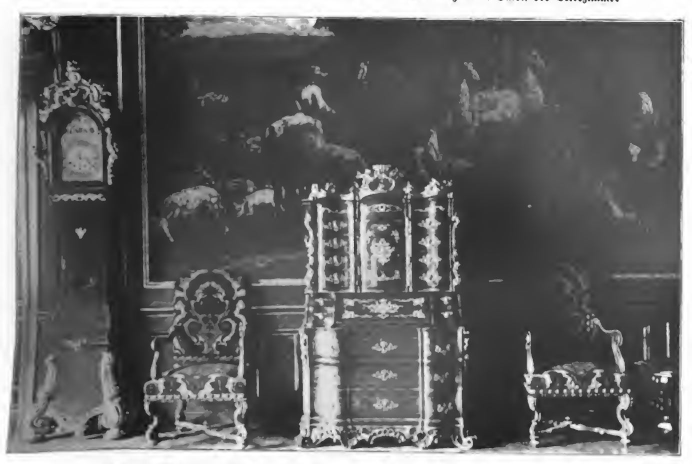


Abb. 15. Aus dem ersten Salon der Trierzimmer. Der Schrank ist Augsburger Arbeit



Abb. 16. Gobelin aus dem Schlafsalon der Trierzimmer

doch heute als feststehend gelten — und dieses findet seine Bestätigung in gewissen charakteristisch-deutschen Merkmalen einzelner Bauteile —, daß die beiden deutschen Meister nicht allein den Bau leiteten, sondern auch die Schöpfer der Pläne dieses von den Zeitgenossen als „Wundergebäu" und achtes Weltwunder gepriesenen Palastes sind.*) Unter den Bewunderern der Residenz findet sich kein Geringerer als König Gustav Adolf von Schweden, der, als er im Laufe des Dreißigjährigen Krieges München besetzt hielt, so begeistert von diesem Bau war, daß er äußerte, „könnte er nur dieses herrliche Schloß auf Walzen nach Stockholm befördern".

Schon der Sohn des großen, während des Krieges zum Kurfürsten erhobenen Herzogs, Kurfürst Ferdinand Maria, nahm einschneidende Veränderungen an der Residenz vor. Durch einen Einbau in die noch zwischen dem Witwensitz und dem Maximilianischen Bau bestehende Lücke wurde diese geschlossen. Die Fassade des nur drei Fenster breiten Baus, die jetzt ebenfalls in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt wurde, hebt sich durch die im Barockstil nach Caspar Amort von Josef Huber-Feldkirch gemalten allegorischen Figuren von der übrigen Fassade auffallend, jedoch sehr originell ab.

Hatte in den Bauten Max' I. gediegene Vornehmheit geherrscht, so gewann jetzt, unter dem Einfluß der Gemahlin Ferdinand Marias, der schönen Adelheid von Savoyen, glänzende Pracht und verschwenderischer Luxus die Oberhand. Die „päpstlichen Zimmer", so genannt nach Papst Pius VI., der 1782 einen längeren Aufenthalt in ihnen nahm, geben uns im „goldenen" oder „Hautelissensaal" (Abb. 20 u. 22), im Muschelzimmer und im Schlafzimmer einen Begriff von diesem überladenen Prunk. Decken, Türen, Wandbekleidungen und Fensternischen, im schwülstigen italienischen Barock ausgeführt, strotzen von Gold; nur durch die die Wände schmückenden Gobelins wird der Glanz gedämpft und ein harmonisches



Abb. 17. Aus dem zweiten Salon der Trierzimmer

*) Dr. Karl Trautmann hält aus inneren Gründen den Bildhauer Hans Krumper für den Verfertiger der Pläne zu den Bauten um den Kaiserhof.

Zusammenklingen hervorgebracht. Sehr originell ist das „Herzkabinett", das in seiner Dekoration das Herzmotiv in hundertfacher Abwechslung wiederholt und damit die eheliche Liebe auf dem Fürstenthron symbolisiert.

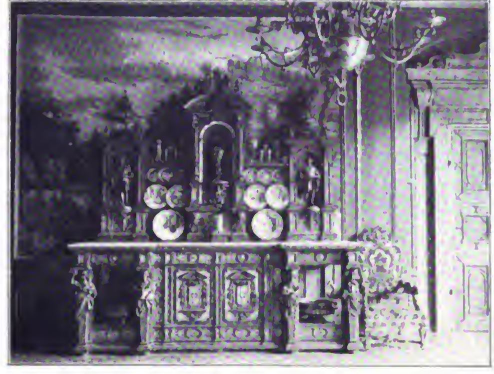


Abb. 18. Büfett und flandrischer Gobelin aus dem Speisesaal der Trierzimmer

Im Jahre 1674 brach, nahe bei den eben fertig gewordenen Wohnräumen der Kurfürstin, während der Abwesenheit des Kurfürsten, durch die Unvorsichtigkeit des Hoffräuleins de la Perouse, ein verheerender Brand aus, der sich mit Windeseile über die gegen die Residenzstraße gelegenen Gebäude des Schlosses verbreitete, den Nordtrakt ergriff und den herrlichen Vierschimmelsaal einäscherte. Erst an der Feuermauer des Kaisersaales fand hier das entfesselte Element ein Ziel, während gegen Süden die Wohnräume der Kurfürstin nur durch entschlossenes Einreißen einiger Gelasse gerettet werden

Abb. 19. Der Thronsaal der sogenannten Reichen Zimmer



Abb. 20. Gobelin im goldenen Saal der päpstlichen Zimmer

konnten. Glücklicherweise erwiesen sich die Schäden als nicht so schwer, wie anfangs befürchtet worden war. Sofort wurden die Wiederherstellungsarbeiten in Angriff genommen und pietätvoll genau im alten Stil durchgeführt; doch zogen sie sich noch bis in die Regierungszeit des Kurfürsten Max Emanuel hin. Dieser ehrgeizige Fürst, dessen Traum die Erringung der deutschen Kaiserkrone war, verbrachte einen großen Teil seiner Regierungszeit außerhalb des Landes. Trotzdem hat er erhebliche Vergrößerungen und Verschönerungen an der Residenz vorgenommen. Noch bevor er als kaiserlicher Statthalter nach den Niederlanden ging, unterzog er die Wohnräume um den Grottenhof einer gründlichen Umänderung. Er ließ ihnen durch seinen Baumeister, den bekannten Italiener Zuccali, eine veränderte Einteilung geben und sie mit grandiosen Darstellungen aus dem Leben Alexanders des Großen, seines Vorbildes, ausschmücken. Nach seiner Rückkehr aus der Verbannung während des spanischen Erbfolgekrieges, die er am Hofe seines Verbündeten, des Königs Ludwig XIV., verlebte, wurden diese Räume durch den in Paris ausgebildeten Deutschen Jos. Effner aufs neue in dem damals eben in Mode kommenden Uebergangsstil vom Barock zum Rokoko mit nie gesehener Pracht umgebaut.



Abb. 21. Die Grüne Galerie

Max Emanuels Sohn, Karl Albert, der die ehrgeizigen Träume seines Vaters verwirklichte und sich die Kaiserkrone, die ihm freilich zu einer wahren Dornenkrone wurde, aufs Haupt setzte, unterzog diese Räume, die nun schon seit zwei Jahrhunderten den bayerischen Fürsten als Wohnung dienten, einer abermaligen, noch gründlicheren Umwandlung. Den Anlaß dazu bot die im Jahre 1729 ausgebrochene Feuersbrunst, die einen großen Teil der den Grottenhof auf der Ost- und Südseite umgebenden Bauten zerstörte.

Mit dem Neubau beauftragte Karl Albert seinen Hofbaumeister, den Franzosen François Cuvilliés, der, an Körper ein Zwerg, aber an Geist ein Riese, sich dieser Aufgabe mit genialer Meisterschaft entledigte. Herangebildet in Paris, in der Schule des Altmeisters des Rokoko, Robert de Cotte, und von diesem als sein befähigtester Schüler bezeichnet, war Cuvilliés von Max Emanuel an den bayrischen

Hof gezogen worden und hatte sich schon unter diesem Fürsten durch seine virtuose Behandlung des Ornaments ausgezeichnet. Indem er den früheren Gelassen eine weiträumigere Einteilung gab und in der Verlängerung der sogen. Kaiserzimmer eine Galerie, die „Grüne Galerie“ (Abb. 21) anlegte, gewann er eine Flucht von Sälen, die, im Verein mit der zu ihnen emporführenden Prachttreppe, dem hochgesteigerten Repräsentationsbedürfnis des Kurfürsten und späteren Kaisers im vollsten Maße entsprach. Leider mußte die als besonders schön gerühmte Treppe einem späteren Umbau weichen; die Räume selbst aber sind uns in ihrer ursprünglichen Gestalt und ihrer unvergleichlich schönen Dekoration fast unverändert erhalten.

Betreten wir die „Reichen Zimmer“, wie diese Flucht genannt wird, durch den über der Durchfahrt vom Kapellen- zum Brunnenhof liegenden Georgsrittersaal, in dem am Georgsfest das Ordenskapitel abgehalten wird und der dann durch seine Verkleidung mit auf das Fest bezüglichen Gobelins, trotz seiner im klassizistischen Stil gehaltenen, nüchternen Ausstattung einen glänzenden Eindruck macht, so gelangen wir zuerst in den Empfangssaal, einen großen quadratischen Raum, dessen mit rotem Damast bespannte Wände auf weiße Panneaux aufgesetzte, vergoldete Holzornamente im frühesten Rokokostil zeigen. Er ist geschmückt mit den Bildnissen des Kurfürsten Karl Albert und seiner Gemahlin Maria Amalie von Oesterreich. Im Audienzsaal steigert sich die Kunst der im Wechsel der Erfindung unerschöpflichen Ornamentik und erreicht im Thronsaal (Abb. 19) ihre höchste Vollendung und Schönheit. In der Grünen Galerie, die die Reste der dem Brande von 1729 zum Opfer gefallenen Gemäldegalerie Max' I. enthält, klingt die Formensymphonie in harmonischen Tönen aus. In westlicher Richtung vom Thronsaal aus setzt sich die Reihe der Gelasse in den eigentlichen Wohnräumen fort; hier erst zeigt sich, welcher Grazie und intimen Reize der Rokokostil, der vorwiegend ein Stil der Innendekoration ist, in seiner Vollendung fähig ist. Das Schlafzimmer schmückt das berühmte, in Goldstickerei auf rotem Sammet gearbeitete Paradebett; nach der Tradition soll es von Ferdinand Maria für die Vermählung seines Sohnes Max Emanuel mit der Erzherzogin Eleonore gestiftet worden sein und 800000 Gulden gekostet haben; aus den Hofzahlamtsrechnungen geht aber hervor, daß es für Karl Albert um den Preis von 68000 Gulden von dem Pariser Kunststicker Bassecour in München angefertigt wurde. Als Kaiser Napoleon I.



Abb. 22. Aus dem Goldenen Saal der Päpstlichen Zimmer



Abb. 23. Aus dem „Saal des Verrats" der Nibelungensäle

die Bautätigkeit an der „alten Residenz" im wesentlichen abgeschlossen. Kurfürst Max III. Joseph, Karl Alberts Nachfolger, begnügte sich damit, die Räume über dem Antiquarium für seine bescheidenen Bedürfnisse einrichten zu lassen.

Eine der schönsten Zierden der „Residenz" jedoch verdanken wir seiner Initiative: das Residenztheater. Wer München gesehen, kennt dieses Schmuckkästchen der bayrischen Hauptstadt, das trotz mehrfachen Umbaus nichts von seiner ursprünglichen Schönheit verloren hat.

im Jahre 1809 auf seinem Siegeszug gegen die Oesterreicher und Russen in der Residenz in München Quartier nahm, fand er das Bett zu kostbar und zu unbequem und begnügte sich mit seinem Feldbett.

Mit der Vollendung der „Reichen Zimmer" war

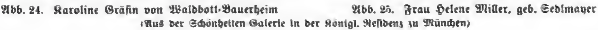
Die alte ehrwürdige Burg der Wittelsbacher selbst blieb bis zum Regierungsantritt König Ludwigs I. in Trümmern liegen. Erst dieser Fürst, der überhaupt die Physiognomie der Stadt München durch seine großartigen Bauten so gründlich zu



Abb. 24. Karoline Gräfin von Waldbott-Bauerheim



Abb. 25. Frau Helene Miller, geb. Sedlmayer



(Aus der Schönheiten-Galerie in der Königl. Residenz zu München)



Abb. 26. Der Thronsaal des Königsbaues

ihrem Vorteil verändert hat, unternahm es, an Stelle der zerstörten „neuen Veste" einen prachtvollen Neubau zu errichten. Dem Architekten des Königs, Leo v. Klenze, war damit keine leichte Aufgabe gestellt; denn die bei dem Brande unzerstört gebliebenen, von Max I. stammenden Teile der Nordfront und die Reste des alten, historisch merkwürdigen und von Sagen umwobenen „Christophturms" mußten auf Befehl des Königs in den Bau eingeschlossen werden. Klenze löste die Aufgabe meisterhaft. Die in den Formen der Hochrenaissance gehaltene, an die Bauten Palladios erinnernde, 240 Meter lange Fassade des „Festsaalbaus" (Abb. 5) mit ihren überhöhten Eckpavillons, dem Mittelrisalit und der diesem vorgelagerten zweigeschossigen, auf mächtigen Säulen ruhenden Loggia, wirkt sehr vornehm. Auch die innere Ausgestaltung des gewaltigen Baus macht durch die Weiträumigkeit der Säle, ihre geschickte Anordnung und ihre künstlerische Dekoration im „klassischen" Stil einen durchaus königlichen Eindruck. Die ersten Künstler jener Zeit, die der König um sich versammelt hatte, wie Schwanthaler, Moritz v. Schwind, Schnorr v. Carolsfeld, H. Heß und andre, vereinigten ihr Können, um diese, der Repräsentation des Königtums und dem



Abb. 27. Die obere Halle der Kaisertreppe

Andenken an die Großtaten der bayrischen Geschichte gewidmeten Festräume ihrer hohen Bestimmung würdig zu gestalten. Eine Flucht von Sälen, wie die des Ballsaals, des Schlachtensaals, der Schönheitengalerie, in der, von Stieler gemalt, in mehr als dreißig Bildern die schönsten Damen Bayerns verewigt wurden (siehe Abb. 24 u. 25), der drei Kaisersäle und des majestätischen Thronsaals (Abb. 26), dürfte in den Fürstenschlössern Europas kaum ihresgleichen finden.

Dient der Festsaalbau hauptsächlich repräsentativen Zwecken, so hat der den südlichen Abschluß der Residenz bildende „Königsbau“ (Abb. 4) die Bestimmung, dem jeweiligen Träger der Krone als Wohnung zu dienen. Hier sah sich Klenze vor eine noch schwierigere Aufgabe gestellt; denn einerseits mußte der Bestand der „alten Residenz“ möglichst geschont werden, wodurch nur eine geringe Tiefenausdehnung möglich war; anderseits mußte aus Rücksicht auf die monumentalen Bauten des Max Josephs-Platzes eine imposante Gestaltung der Fassade gefordert werden. Der Vorliebe des Königs für den italienischen Palaststil Rechnung tragend, wählte Klenze den berühmten Palazzo Pitti in Florenz zum Vorbild.



Abb. 29. Die Allerheiligen-Hofkirche

Während das Erdgeschoß die durch die Freskogemälde Schnorrs v. Carolsfeld berühmt gewordenen Nibelungensäle enthält (den „Saal des Verrats“ siehe Abb. 23), ist in dem Hauptgeschoß, lediglich mit den Mitteln der Architektur und der bildenden Künste, unter strenger Vermeidung aller stofflichen Dekoration, eine Reihe von Gemächern geschaffen, die ihre Bestimmung als Wohnung eines Königspaares auf das glücklichste erfüllen. Dem idealen Sinn des Königs entsprechend, der, selbst Dichter, die Poesie schwärmerisch liebte, sind diese Räume mit Darstellungen aus den Werken der größten Dichter Griechenlands und Deutschlands geschmückt. Das Obergeschoß enthält für kleinere Feste eine Reihe von Räumen, unter denen der Speisesalon mit dem genial entworfenen Aphroditenfries von Schwanthaler, und der Empfangssalon mit Darstellungen griechischer Feste von Rottmann besonders schön sind. — So vereinigt der „Königsbau“ alle Elemente in sich, um das Privatleben eines hochgestimmten Fürsten zugleich festlich und behaglich zu gestalten.



Abb. 28. Aus der Reichen Kapelle

An der Ostseite der „Residenz“, zwischen dem Festsaalbau und dem Residenztheater, erbaute König Ludwig I. die Allerheiligen-Hofkirche (Abb. 29), da die räumlich beschränkte Hofkapelle dem religiösen Bedürfnis längst nicht mehr genügte. Sie ist im byzantinischen Stil, nach dem Vorbilde des Markusdoms in Venedig ausgeführt. Das Innere wirkt durch die äußerst glückliche Zusammenstimmung von Architektur und Malerei überraschend schön.

Mit der Vollendung der Allerheiligen-Hofkirche waren die Bauten König Ludwigs I. am Königsschloß zu München zum Abschluß gelangt; sie hatten einen Aufwand von über sechs Millionen Mark erfordert, den der König aus seiner Privatschatulle bestritt. Den Königsbau sowie den Festsaalbau und die Allerheiligen-Hofkirche machte er dem bayrischen Staate zum Geschenk.

Das schlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig

(Fortsetzung)

Vierzehn Tage waren verstrichen seit dem Empfange des Drohbriefes, aber es war Doleschal, als hätte er ihn gestern erhalten.

In der Kreisstadt zankten sich sein Anwalt und der der Witwe Sierakowska herum; ihm war es augenblicklich ganz gleichgültig, ob er verurteilt werden würde, arm würde es ihn ja noch nicht machen, der Ciotka eine Rente zu zahlen. Nur das fraß an ihm, daß er nicht wußte, woher er auch diesen Schlag erhalten. Im Kopf des halbverrückten Weibes war der Anschlag sicher nicht geboren, jemand hatte ihn ihr eingegeben — aber wer, wer? Seine Gedanken irrten umher, suchten und fanden nicht. Und das regte ihn seltsam auf.

Wenn er jetzt einsam über seine Felder ging, wie er es oftmals seit Jahren getan, fühlte er sich nicht mehr allein und frei auf seiner Flur, der Nachhall seines Trittes auf der Scholle erschreckte ihn. Ihn umlauerte etwas, das er nicht mit Augen sah, nicht mit Händen greifen konnte, und das doch war. Wer mochte das Plakat und den Drohbrief verfaßt haben? Stand die Klage der Ciotka mit ihnen in Zusammenhang? Die war der einzige Mensch, dem er Uebles getan, freilich wider Willen — aber geschrieben hatte sie's nicht, sie konnte ja gar nicht schreiben. Diktiert vielleicht — wem? Wem denn nur?! Dies Denken darüber machte ihn ganz wirr. Alle Menschen, die er kannte, ließ er an sich vorbei passieren, vom untersten Knecht an bis zum vornehmsten Besitzer, vom Nachbar links, dem Polen auf Gwiadliborczyce, bis zum Nachbar rechts, Herrn Kestner auf Przyborowo. Mit einem gewissen Argwohn klammerte sich sein Geist an Garczynski: der war viel zu geschmeidig, um immer aufrichtig zu sein! Aber, nein — mit Unwillen gegen sich selbst wies er diesen Gedanken weit von sich — der war ein Edelmann, und ob deutsch ob polnisch, Adel bleibt Adel! Und dann — er schlug sich vor die Stirn — wie konnte er das vergessen, das: durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm?! Es war doch die Ciotka — nein, nein, sie war's doch nicht! Aber wer — wer?! In tollem Wirbel drehten sich die Gesichte: Bürger und Bauersleute, Städter und Dörfler, Förster und Inspektoren — auch nicht einer unter ihnen, bei dem er hätte sagen können: der ist's!

Er hatte unruhige Träume. Und wie er sich auch gegen die Niedergeschlagenheit sträubte, die ihn gleich beim Erwachen überkam, sie befiel ihn doch.

An den Weiden um den Lug im Niemczycer Acker zeigten sich bereits die ersten Kätzchen, die man am Palmsonntag weihen läßt, auch die erste Lerche ließ sich hören am Feldrain, und grüner schien die Wintersaat zu grünen. Ein Ostern war im Nahen, ein Auferstehen aus Winterdunkel, aber der Deutschauer Herr schritt mit gesenkter Stirn über seinen Acker, und seine Füße wurden kalt und naß von den getauten Schneelachen, in die er achtlos trat. — —

Löb Scheftel fuhr auf Niemczyce zu. Schon eine Weile vor der Karwoche war er immer auf der Tour, denn zu Ostern aßen auch die kleinen Leute Fleisch, die sonst das ganze Jahr keines kauften. Wenn die gnädigen Herren nur nicht gar so teuer sein wollten mit dem ‚Lebend-Gewicht‘!

Der Handelsmann sah den Baron schreiten, so ganz in Gedanken verloren, daß der seinen respektvollen Gruß mit tief abgezogener Mütze nicht bemerkte.

„Gott soll hüten, was der gnädige Herr macht for'n Ponum!“ sprach Löb Scheftel zu seinem Sohne. „Isidor, halt an, laß mer absteigen! Wer' ich mal hingehn zum Herrn Baron, wer' ich zu ihm sprechen: ‚Kein Kälbchen zu verhandeln, Herr Baron? Kein Lämmchen auf Passah?‘ Und wer' ich ihm dabei ins Auge blicken, daß er sieht, er hat 'ne treue Seele. En freisinniger Mann, en aufgeklärter Mann — ae, was tu ich mit der ganzen andern Meschboche?!“

Mit leisem Schritt machte sich Löb Scheftel an des Niemczycers Seite. Hui, wie fuhr der auf!

„Bitte um Verzeihung, daß ich habe erschrocken den gnädigen Herrn Baron! Nix zu handeln heute, Herr Baron? Der Herr Baron werden doch nich verkaufen dem Meïr Götz aus der Kreisstadt? Lassen Se mir zukommen den kleinen Verdienst! De Zeiten sind schlecht, de Zeiten sind teuer, aber ich zahle die höchsten Preise, das wissen doch der gnädige Herr Baron!“

„Ich habe nichts zu verkaufen, Scheftel,“

sagte Doleschal müde. Aber dann dauerte ihn des Händlers enttäuschtes Gesicht. „Sie können ja mal auf den Hof fahren und den Schweizer fragen. Ich weiß nicht, hat er was oder hat er nichts.“

„Ah, der Herr Baron, en guter Herr, en einsichtiger Herr! Aber der Herr Baron wissen doch, der Schweizer —,“ er hob, die Schultern hochziehend, beide Hände — „eiweih! Wenn der gnädige Herr Baron doch möchten lieber selber —“

„Dann fragen Sie den Inspektor — meinetwegen — aber mich lassen Sie in Ruhe!“

Der Ton klang ungeduldig. So war der Niemczycer doch sonst nicht gewesen! Von der Seite blinzelnd, guckte Löb Scheftel schlau. Und dann sagte er geschmeidig: „Wer' ich fahren zum Herr Inspektor, wer' ich mer berufen auf den Herr Baron, wer' ich nich länger belästigen den gnädigen Herr Baron selber!“ Er zog die Mütze, aber schon im Fortgehen hielt er noch einmal an: „Der Herr Baron hat jetzt Wichtigeres in seinem Geiste. Wann werden sein die Wahlen, wer' ich geben dem Herr Baron meine Stimme, und alle von unsre Leut' werden geben dem Herr Baron ihre Stimme. So en Mann!“ Er hob die Hände: „Gott der Gerechte, wie heißt, wie kann man antun dem Herr Baron so 'ne —“

„Was — was — was meinen Sie?“ fragte unwirsch Doleschal.

„Nu,“ — Scheftel hatte die Daumen in die Armlöcher seines Rockes gesteckt und spreizte nun die übrigen vier Finger jeder Hand — „mer weiß doch, was der Herr Baron hat gefunden an seiner Scheune! So 'ne Frechheit, so 'ne — Chuzpe —! Aber Gott der Gerechte wird se strafen bis ins vierte und fünfte Glied! Was meinen wohl der Herr Baron, wer's geschrieben hat?!“ Er drängte sich ein Schrittchen näher und lugte dem andern bedeutungsvoll ins Gesicht. „Unsereins kommt viel unters Publikum — en armer Jüd, vor dem geniert man sich nich! Meine Hochachtung dem Herr Baron! Baron is er, aber er hat 'n Herz für den Fortschritt und für unsre Leut'! Soll ich dem gnädigen Herr Baron ins Ohr flüstern, wer's Papierchen hat an die Scheune geklebt?“

Er näherte seinen Kopf dem Ohr des Niemczycers. Da fuhr dieser zurück, als habe ihn ein widriges Insekt gestreift. „Nein,“ sagte er hochfahrend, „ich will es nicht wissen!“ Schroff wendete er sich ab, mit einem flüchtigen Greifen an den Rand seines Hutes. Rasch entfernte er sich querfeldein.

Löb Scheftel stand wie begossen und sah ihm nach.

Isidor kam angefahren: „Nu, nu, was hat der Herr Baron gesagt? Wird er dir verkaufen — und wie billig?“

„Dreh um! Wer werden nich fahren nach Niemczyce,“ sagte der Alte ganz melancholisch, und ein Zucken wie von wirklicher Betrübnis ging über sein spitzbärtiges Gesicht. „Ich bin nich gekommen zu Rande mit dem Herr Baron. Er ist 'n Rosche, so gut wie die Gojim alle!“ —

Da hätte er's nun erfahren können, was ihn so quälte! Das sagte sich Doleschal in einem fort. Aber nein, so nicht, aus dieser Quelle nicht! Er rümpfte die Nase, ein Ekel zog seine Oberlippe in die Höhe. Und was hatte der Jude noch gesagt?! — ‚ich wer' geben dem Herr Baron meine Stimme‘ — unverschämt! Vom Hof jagen sollte man den Menschen lassen für diese Frechheit!

Aufs tiefste verstimmt, stapfte Doleschal durch den aufgeweichten Acker. Er fühlte sich beleidigt. Der Jude warf sich auf zu seinem Protektor — haha, es war doch zu unsäglich naiv! Darüber konnte man wirklich nur lachen!

Aber er fand kein erlösendes Lachen. Alles ärgerte ihn, die Furche, in die sein Fuß sank, die Sonne, die sich aus den Wolken losgewunden und grell herunterstach, die Bestellung, die ihm viel zu weit zurück schien. Warum zögerte Hoppe nur so? Es mußte voran gemacht werden, voran, alle andern waren schon viel weiter!

Ohne daß er's wußte, war er hinauf gestiegen zum Lysagora. Den Rücken gegen die Kiefer gelehnt, von Deutschau abgekehrt, sah er mit gerunzelter Stirn hinaus ins weite Land.

Da grünte die Saat von Przyborowo, da blaute der Gwiadliborczycer Wald in der Ferne, die Aecker von Deutschau umwitterte erdiger Duft. Drei Grenzen übersah hier der suchende Blick. Und über allem der Himmel mit schlängelnden Bändern von einem lichtem Blau, wie man es lange nicht gesehen. Frühling wollte es werden auf Erden. Nur schwarz wie immer reckte sich der Turm von Pociecha-Dorf gegen den Horizont, und die Häuschen von Kolonie Augenweide lagen noch immer wie nackte Würfel auf dem Brett der großen Ebene.

Es verwunderte Doleschal weiter nicht, daß er, nach Hause gekommen, den Ansiedler Bräuer dort vorfand — hatte er nicht eben dieser Leute gedacht? Hoffentlich hörte er jetzt einmal etwas Gutes!

Aber die Miene des starken Mannes war in sich gekehrt.

Eine Aufforderung der Gutsherrin, drinnen Platz zu nehmen und im Zimmer ihren Gatten zu erwarten, hatte Bräuer abgelehnt. Ueber den Hof war er hin und her getrottet in einer gewissen Unruhe, hatte flüchtige Blicke in die Ställe geworfen und mit seinem derben Knotenstock gedankenlos im Mist gestochert. Nun hatte er auf die Frage des Gutsherrn, wie es bei ihm stehe, nur ein mißvergnügtes Brummen.

Wie sollte es wohl bei einem Ansiedler stehen, der hierzuland so aufgeschmissen war, so

aufgeschmissen wie — no, gar nicht zu sagen wie! Das neue Haus war feucht. In der trockenkalten Winterzeit war es noch leidlich gewesen, aber nun sickerte und rieselte es von allen Wänden; die tauten. In der guten Stube war nicht nur an der Wetterseite die Tapete abgefallen; in der Küche stand auf dem Estrich alle Morgen ein großer Pfuhl. Das Grundwasser drang aus dem Boden. Alle Türen klafften, sie hatten sich geworfen; kein Fenster ging auf, alle Rahmen waren verquollen. Aber was das Schlimmste war, die Frau konnte das Klima nicht vertragen; die war krank. Den ganzen Winter hatte sie Zahnreißen gehabt, jetzt hatte sie's im Leibe, und immer Schmerzen in Seite und Rücken. Das harte Schaffen war sie eben auch nicht gewohnt, sie würde noch zum Liegen kommen.

„Jeses Maria —," der Ansiedler fuhr sich mit der flachen Hand über das verzogene Gesicht — „ein' Frau hab' ich als verloren, dem Valentin sein Mutter war noch zehn Jahr jünger als dat Kettchen, als se sterben mußt. Wenn ich dat nu noch einmal erleben sollt, häng' ich mich am nächsten starken Baum, den ich findt!" Er lachte bitter auf: „Nit emal 'ne anständige Baum hat mer hier! Mein Obstbäum kann ich als nur auch im Schornstein schreiben, da wird sein Leben nix draus. Der Wind biegt die, als wären die dünne Haar; im Winter hatt' ich sie so eingepackt wie 'n Pupp', mit Moos und Stroh und Säck drum — jawohl, abgekratzt haben mir die Luders, die Hasen, die ganze Verpackung un die Bork' abgeknabbert. Die Bäum gehen kaput. Und wat glauben Sie wohl, werd' ich nu en Entschädigung kriegen? Ne, so wat is hierzuland kein Mod'! Dat sollt emal bei uns am Rhein passieren! Wann da dem Graf Spee sein Wild oder dem von Arenberg seinet dem Bauersmann den Acker verbuddelt oder den Garten verruiniert, da muß de große Herr gleich Schadenersatz geben. Da is doch noch Recht und Gerechtigkeit. Da sind überhaupt nit so viel Unterschied! Ne," er ballte die Rechte zur Faust und klaschte unwillig mit dieser in die offene Fläche der Linken — „wat mich dat ärgert, dat mir nit nach Amerika gezogen sind! En größer Risiko war dat auch nit als hierhin, un wenn einer schnell reich werden will, kann er dat da drüben viel besser!"

Immer dieselben Klagen! Doleschals Auge, das sich beim Anblick des deutschen Mannes erhellt, wurde wieder trüb. War denn das ‚schnell reichwerden' das einzige Ziel, nach dem sie strebten? Hatte dieser Mann hier, der so recht als Urbild eines Deutschen erschien, dessen Sohn soeben erst im Heere gedient, denn gar kein nationales Empfinden?!

„Warum sind Sie eigentlich vom Rhein fortgezogen, Bräuer?"

„Ja, wissen Se" — der Ansiedler kratzte sich den Kopf — „no ja, dadrum! Et stand ja so viel dervon in den Zeitungen, von den großen Vergünstigungen, un wat weiß ich noch alles! Un da dacht' ich mir: de große Jung hat sein Teil von der Mutter selig, aber Vatersteil muß er doch auch kriegen, un da sind die vier kleinen Mädches, die wollen doch auch emal wat haben, un du bist selbst doch auch noch nit alt, wer weiß, vielleicht kriegste noch Kinder, un dich dein ganz Leben plagen möchtste doch auch nit, aber am Rhein is et eso teuer, da wirste ja ganz gries, bis de dich ausruhen kannst. Wissen Se, et is so wie so da nix mehr mit der Landwirtschaft. Alles Fabricken. Selbst die Sieben-Berg möchten se abkloppen, für Stein zu kriegen zum Fabrickenbauen. Wat soll da noch de Landmann? Ich hab' en ganz hübsch Vermögen, aber am Rhein is dat gar nix, da sind ihrer viel, die Geld haben. Im Posenschen is et aber noch wat, die Polacken sind power; jedenfalls is et da genug für 'ne schöne Anfang. Als ich zum Valentin dervon sprach, war de gleich Feuer un Flamm'. De hat schon auf der Schul immer gern Indianerbücher gelesen. Da kriegt mer ja so die Lust! Un dann, sehn Se, da hatt' de Valentin in Köln eine sitzen von seiner Soldatenzeit her — guter Bürgersleut Kind un wat Geld hatt' se auch —, aber er mocht doch nu nit mehr recht, loskommen wollt er. Drum weit fort. Ach —" er seufzte plötzlich auf und wiegte bedauernd den Kopf hin und her — „hätt' er lieber die geheirat, et hätt besser gegangen, denn nu — ach du lieber Gott!"

Er brach plötzlich ab.

Und dann, nachdem er ein paar Sekunden starr vor sich hingeguckt, fuhr er plötzlich auf: „Der Teufel soll ihn holen, den Kerl, den Frelikowski! Kömmt de Schweinhund, de Polackenspion, mir auf einmal in meinen Garten gestiegen, findt en erbärmliche Hasenschling', macht en Schkandal, als wär' dat 'ne Strick, wo 'ne Mensch dran gehängt is. Will mich aufnotieren, seinem Herrn anzeigen, vor't Gericht bringen, Gott weiß wat! Aber ich hab' dem heimgeleucht: ‚Macht, daß Ihr eraus kommt! Eraus aus der Tür!' Aber de Kerl is so stark wie ich. Un de Valentin wollt nit mit anpacken, de stand wie verdonnert. Da hat de Kerl mein Flint mitgenommen, die geladen überm Bett hängt — Donner un Doria!"

Bräuer atmete hastig, die Stimme zitterte ihm vor Erregung: „Herr, nu sagen Se mir, muß ich mir dat gefallen lassen? Ich mir gefallen lassen von — dem — dem — Polack?! Ne, ich laß et mir nit gefallen! Un ich laß et mir nit gefallen! De Valentin sagt zwar, ich hätt' unrecht — ach wat, de Jung is Partei! Ich laß et mir nit gefallen. Un wenn dat Wild mir mein Bäum ruiniert, schieß ich et eben, wie mer en Katz schießt, die auf die Vögel geht. Den will ich doch sehn, der mir dat verwehrt!"

Protzig reckte er seine breitschulterige Gestalt, die Röte des Zorns brannte ihm auf der Stirn. Begierig nach Zustimmung suchte sein Blick den Doleschals.

In diesem regte sich der Unmut: war der Mann denn ganz ohne Disziplin? Wie sollte man von Polen Gesittung verlangen, wenn Deutsche ein so schlechtes Beispiel gaben?!

„Hören Sie, Bräuer," sagte er scharf, „Sie sind wohl ganz des Kuckucks? Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, schon früher gesagt: wir leben hier in einem zivilisierten Lande! Wie können Sie einfach, wenn es Ihnen paßt, Wild schießen? Sie sind ja nicht besser als ein Wilddieb!"

„Oho!" Der Ansiedler schlug eine grobe Lache auf. „Auf meinem Grund und Boden bin ich doch Herr! Ne, dann haben Sie eben keinen richtigen Begriff von der Sach'! Un mit dem Wilddieb, da seien Sie nur ganz still von! Ich bin kein Wilddieb. Ich bin 'ne anständige Mann, un wer wat spricht von ‚Wilddieb', de is meine Freund nit mehr. Ich will nur lieber gehen. Sie haben viel Freundlichkeit für uns gehatt, Herr — danke —, aber verstehn tun wir uns doch nit. Adjüs!" Er grüßte kurz, mit dem ganzen Stolz eines Mannes, der sich in seinem guten Recht beleidigt fühlt, und ging, weitausholenden Schritts, den Knotenstock fest aufsetzend, zum Hoftor hinaus.

Es gab dem Zurückbleibenden einen Stich durchs Herz. Auch der ging unzufrieden! Auch der, auf den er so viele Hoffnungen gesetzt, war nicht das Holz, aus dem man die Männer schnitzt, tauglich für die Scholle, die, gedüngt mit Blut, jetzt beackert sein will mit liebender Hingabe, auf daß sie Frucht trage!

Nun — er tröstete sich damit — diese Generation, Leute wie Bräuer, waren eben nicht geeignet zu der Mission; sie waren nicht erzogen dazu. Aber die Kinder dieser, der Sohn, der Valentin zum Beispiel, wenn der sich hier festsetzte, noch jung genug dazu, das Land lieben zu lernen, in dem er zwar nicht geboren, aber zum Manne geworden, wenn der sich eine Familie hier gründete, so wurde die eine Pflanzstätte deutschen Wesens, eine Feste gegen das Slawentum!

Voller Sympathie gedachte Doleschal des schmucken Ansiedlersohnes, der, offen und heiter, jedem ins Gesicht sah mit seinen blauen Augen.

Als er zu Helene eintrat, lächelte er. Sie saß in der Kinderstube. Erfreut über sein erheitertes Gesicht ging sie ihm entgegen, umfaßte ihn und hob die Stirn zu ihm auf, daß er sie küsse.

Die Knaben umsprangen ihn. Früher hatte Väterchen sie oft reiten lassen auf seinen Schultern, das wollten sie auch heut wieder gern. Und er willfahrte ihnen.

Er lachte, als er einen nach dem andern seiner Söhne auf die Schultern hob. Schwere Burschen schon, das mußte man sagen, aber er fühlte die Last nicht. Wie ein wildes Pferd galoppierte er um den großen Tisch, an dem sie eben ihre Nachmittagsmilch getrunken; noch standen die silbernen Becher der Reihe nach, auf jedem der Name: Hanns-Martin, Friedrich, Erich, Werner, Kurt.

Ganz außer Atem ließ sich endlich der müde Vater auf einen Stuhl fallen. Aber als Helene den Knaben, die nun stürmisch seinen Schoß erkletterten, wehren wollte, sagte er leise: „Laß sie!"

Sein Auge war schnell wieder ernst geworden. Lange ruhte es, wie prüfend, auf den noch kindlich-unentwickelten weichen Zügen seiner Knaben. Seiner Frau zunickend mit einem Lächeln, das heiter, aber nicht ohne Wehmut war, sagte er: „Ja, ja, mein Herz, man wird alt! Und müde schon. Unsre Söhne wachsen heran!"

XIV

Peter Bräuer, der „große Ansiedler", wie sie ihn in Pociecha-Dorf nannten, suchte eine Magd für seine Frau. Die konnte die Arbeit nun wirklich nicht mehr allein schaffen. Reinlich war sie's gewöhnt, reinlich mußte es um sie sein; so war sie beim Scheuern der Dielen, die all die kotigen Füße, die vom aufgeweichten Frühlingsacker hereintappten, immer wieder beschmutzten, zusammengebrochen.

Der besorgte Ehemann lief ins Dorf, eine Hilfe zu suchen. Da konnte er lange reihum gehen und da und dort anklopfen. Im Winter vielleicht, sagten sie, da könnte er ja mal wieder anpochen, jetzt würde sich kein Mädel bereit finden lassen, jetzt ging man in die Ernte, da hatte man weit größeren Verdienst. Am Osterfeiertag hatte der Agent, der Meier Götz aus der Kreisstadt, im Kruge beim Eiweih gesessen, und Burschen und Mädchen hatte er angeworben nach Sachsen und Anhalt zum Schnitt und für die Rüben nach ‚Hala' (Halle).

Ganz verzweifelt kam Bräuer heim. Dieses gottverlassene Land, nicht einmal für sein gutes Geld konnte man eine Hilfe kriegen! Er machte sich selber an die Hausarbeit, denn die Frau lag im Bett, hatte das Gesicht gegen die Wand gekehrt und wimmerte leise.

Verschüchtert drängten sich die kleinen Mädchen in einer Ecke zusammen, es war ihnen so ungewohnt, daß die Hand der Mutter nicht für sie sorgte. Am Abend zwar half Settchen den jüngeren zu Bett, aber am Morgen konnte sie mit dem Zöpfeflechten nur langsam fertig werden; aus Furcht, zu spät in die Schule zu kommen, machten sich alle drei heulend auf den Weg, und das Kleinste, das seine Milch nicht zur gewohnten Zeit bekommen, schrie Zeter.

Die heiße Stirn gegen die Scheibe gedrückt,

starrte der Ansiedler hinaus ins unwirtliche Land. Der Regen troff, der Wind peitschte ihn gegen Fenster und Hauswand, und die Weite war grau verhangen. Aus dem Stall tönte das hungrige Brüllen des Viehs.

„Peter," rief schwach die Frau vom Bette her, „hat dat Vieh dann noch nix?"

„Ne."

„Und sind die Küh dann noch nit gemolken?"

„Ne."

„Ach Jesus!" Frau Kettchen seufzte; mühsam richtete sie sich auf und guckte nach ihrem Mann hin. Der stand in verbissenem Trotz.

Als er gleich danach hinausgegangen — sie hörte ihn draußen mit den Melkeimern rasseln und dazu laut auf Valentin schelten —, raffte sie sich doch wieder auf. Es half ja nichts, ganz allein kam der Peter nicht zustande. Ja, wenn der Valentin noch so wäre wie früher! Aber der hatte jetzt gar keine Augen, keine Ohren, keinen Sinn für seine Eltern. Immer hinter dem polnischen Mädchen her. Alle Abend bis spät saß er in der Försterei. Und heute, statt den Stalldünger auf den Schlag zu schaffen fürs Wickengemenge, hatte er den Braunen angespannt und war nach der Kreisstadt gefahren; er müßte notwendig den Chilisalpeter holen für den Gerstenschlag.. Gewiß hatte er sich mit ihr verabredet, mit der Tochter des Frelikowski, denn er hatte lange am Pferd geputzt, auch das neue Korbwägelchen genommen, trotz des schlechten Wetters, und als er in die Stube hineingenickt zum Adieu, hatte er selber so schmuck ausgesehen wie ein Bräutigam.

Die Mutter hatte recht vermutet. Während sie sich daheim plagten — was half's Bräuer, er mußte nun doch die Frau sich allein überlassen und hinaus aufs Feld —, fuhr Valentin mit Stasia zur Kreisstadt. Gestern, als er nach Feierabend bei ihr gesessen, hatte sie den Wunsch geäußert, noch von der Ostermesse auf dem Domplatz etwas zu sehen zu kriegen; wie lange noch, und die Buden, die vom Fest übrig geblieben, wurden abgebrochen, und sie hatte nicht einmal ein Stück Honigkuchen gekauft!

Dröhnend hatte der Förster bei ihrem seufzend herausgebrachten Wunsch gelacht, und die Försterin hatte dem jungen Mann zugenickt.

Ei, wozu hatte man denn zu Haus Wagen und Pferd? Aber offen darum zu ersuchen, hatte der Sohn sich nicht getraut. Wenn es der Vater wußte, daß es sich um die Försterstochter handelte, bekam er den Wagen sicher nicht. Wie böse, ja wie wütend war der neulich geworden, als er sich auf des Frelikowski Seite gestellt. Und der war wirklich ein ganz umgänglicher Mensch, man mußte ihn nur zu nehmen wissen. Jetzt hing freilich des Vaters Gewehr in der Försterei, aber daran war er selber schuld — warum gleich so grob?! Ein gutes Wort ist keine Schande. Hatte Frelikowski nicht auch jetzt zu verstehen gegeben, daß er die Sache vergessen sein lassen werde? Eine Anzeige mußte er also doch noch nicht erstattet haben. Ueberhaupt, daß der Vater immer auf den „Polacken" schimpfte, war hier ganz und gar nicht angebracht, der Förster konnte so gut deutsch, er hatte den großen Krieg mitgemacht, hatte ebenso den Franzosen gegenüber gestanden wie der Vater, war sogar ausgezeichnet worden durchs Eiserne Kreuz!

Förster Frelikowski hatte dem aufhorchenden jungen Mann viel von Siebzig erzählt und von jenen Tagen, in denen er seine Zeit abgedient hatte bei den Breslauer Jägern. Valentin war ganz umsponnen von dem Reiz, den die Försterstube auf ihn ausübte, die, einsam im wilden Wald gelegen, voll von Gewehren war und ausgestopften Vögeln und allerlei Gehörn, und in der das hübscheste Mädchen saß, das er je gesehen.

Lange hatte Valentin die Försterei umkreist und sich nicht hineingetraut. Recht erbärmlich war das Häuschen von außen, ziemlich verwahrlost; ein großes Einkommen mußte die Stelle nicht abwerfen. Doppelt anzuerkennen, daß die Stasia immer so sauber ging!

Acht Tage waren verstrichen seit jenem Abschied von ihr beim Dornbusch am Moorrand; Valentin hatte sie noch immer nicht wiedergesehen. Aber die Erinnerung an sie verließ ihn nicht; die neckte ihn, verfolgte ihn, zerrte ihn immer wieder zum Moorrand, daß er dastand und hinüberguckte, wo hinter den Kusseln der dünne Rauch der Försterei sich kräuselte. Endlich hatte er sie wieder getroffen — ob durch Zufall, ob durch Absicht? Jedenfalls hatte sie sich gefreut, ihn zu sehen. Sie hatte gelächelt, daß die Grübchen in ihren Wangen tief wurden. Als sie lange miteinander gekost und geplaudert, hatte sie ihm beim endlichen Lebewohl fest die Hand gedrückt: „Komm doch zu uns, wenn du magst! Ich werde meinen Eltern von dir sagen!" Und er war gekommen.

*

„Wenn ich nur wüßt', wie ich dich zur Frau kriegen kann," sprach Valentin zu Stasia, als sie miteinander von der Ostermesse zurückkehrten. Es war sehr schlechtes Wetter. Sie hatte einen Schleier um ihren Hut gebunden und duckte sich unter ihrem Regenschirm dicht an ihn. Er ließ das Pferd gehen, wie es wollte. Tief aufseufzend schlang er den Arm um ihre Schultern: „Wie krieg' ich dich nur!"

„Bist du noch nicht mündig?" sagte sie und lächelte.

„Dat wohl — grad eben, aber" — er schob den Hut, den er keck auf ein Ohr gesetzt, nach hinten und ließ den Wind die erhitzte Stirn kühlen — „mer will doch nit uneins mit ihnen

werden! Wat sollt ich auch machen, wann der Vater de Hand von mir abzieht?"

Sie, die sich eben noch so innig an ihn geschmiegt, zog sich langsam zurück: „Da müßt' ich auch danken," sprach sie kühl. „Ich schwöre dir, ich werde nicht eher unter dein Dach eingehen, als bis dein Vater mich willkommen heißt! So müssen wir eben warten."

„Aber ich kann nit warten!" Trunken vor Liebe riß er sie an sich und küßte sich satt und wurde doch nicht satt. Er war ganz unglücklich, all sein Frohmut hatte ihn verlassen. „Ich muß dich zur Frau kriegen," stöhnte er, „un dat bald, sonst — och, sonst lauf' ich weg von hier, weit weg!"

Da bekam sie doch einen kleinen Schreck: nein, fort durfte er nicht, hier bleiben mußte er, ein solch hübscher Freier war so bald nicht wieder bei der Hand! Pan Sziulc war wohl eben so hübsch, — ach nein, der war doch noch hübscher! Sie fühlte ihr Herz klopfen, wenn sie an den gedachte und an die lustigen Stunden, die sie mit ihm verlebt, und schloß die Augen, ganz schwach, in einer ihr sonst nicht eignen Willenlosigkeit. Aber den bekam sie ja jetzt gar nicht mehr zu sehen, seit sie beide Gwiadliborczyce verlassen, und — heiraten, nein, heiraten wollte sie der nicht!

Ihre Stimme klang sehr betrübt: „Wenn du fortgehst, so gehe ich auch. Was werde ich beginnen ohne dich?! O, Walek, bleibe doch bei mir!" Sie schmiegte sich an ihn, so fest, daß er gelobte bei Gott und allen Heiligen, es durchzusetzen, daß sie zusammen kämen.

„Aber nicht böse werden mit deinem Vater, o, nicht böse!" bat sie wieder.

Nein, da konnte sie ruhig sein, er würde nicht böse werden mit seinem Vater, dazu hatte ihn der viel zu lieb! Und der junge Mann verfiel in ein Nachdenken, in dem er immer wieder und hin und her überlegte, wie es anzustellen sei, den Vater für Stasia zu gewinnen.

Auch sie dachte nach. Wenn sie es nur fertig bekam, daß der große Ansiedler sich mit ihrem Vater aussöhnte! Wenn es erst so weit war, dann war halb gewonnen, denn der Vater mit seinem langen Bart konnte viel ausrichten. Aber wie das zuwege bringen? Da konnte niemand helfen als der Herrgott und der geistliche Herr zu Pociecha. Morgen schon würde sie beichten gehen!

Als sie an die Bozemeka hinters Dorf kamen, lenkten sie ab, denn durch die Ansiedlung wollten sie lieber jetzt noch nicht zusammen fahren, des waren sie übereingekommen. So kutschierten sie seitlings über Gwiadliborczyce nach der Försterei.

Seit ihrer Entlassung war Stasia nicht mehr hier gewesen; sie hatte es vermieden, denn schadenfrohe Augen hatten ihr nachgeschaut, als sie bekränkten Gesichtes abgezogen war. Nun fuhr sie stolz wieder ein.

Aus den Hütten der Komorniks guckten neugierige Weiber, als das Wägelchen durchrasselte. „Fahre langsamer, fahre langsamer," bat Stasia ihren Liebsten. Sie wollte den Moment ganz auskosten.

An der letzten Hütte stand Schäfer Dudek auf der Schwelle, seinen Urenkel auf dem Arm. Er war barhaupt und sah nach dem Wetter: drüben überm Lysagora stand ein lichter Streif, es würde sich hellen, morgen schon schien die Sonne, daß er die Schafe treiben konnte! Noch peitschte der Regen; der Wind zerwühlte sein langes Haar und warf es mit den wehenden Härchen des Kindes untereinander.

Als er die Stasia auf dem Wagen bemerkte, hielt er die Hand über die Augen, daß ihm der Wind nicht das Wasser hineintrieb und so den Blick trübte: he, wo kam denn die her und mit wem?!

Stasia nickte ihm zu, übermütig lachend: „He, weiser Dudek, guten Tag! Erlaube, daß ich dir meinen Liebsten zeige! Ich werde ihm keinen Erbsenkranz geben, wenn die Druschbas*) ihn mir zuführen!"

Der Alte trat näher zum Gefährt; sie hatten angehalten.

„Ackerers Leben ist allezeit,
Wie der Biene Leben, voll Emsigkeit,
Und der Ehestand ist insonderheit,
Wie der Biene Honig, voll Süßigkeit!

Wer ist der Bursche, den du dir erkoren hast? Laß mich sehen!" Ehe Valentin wußte, wie ihm geschah, hatte des Alten hagerer Arm ihm den Hut vom Kopf gezogen. Musternd sah ihm Dudek ins Gesicht; starr, fast durchbohrend wurde der Blick. Mit einem unzufriedenen Murren schüttelte der Schäfer den Kopf. „Ich kenne ihn, er ist ein Niemiec, einer von denen, die da wohnen auf gestohlenem Acker. Schäme dich, daß du daran denkest, diesen zu freien!"

Aber Stasia lachte leichtfertig: „Aergere dich nicht, Väterchen!" Schmeichelnd klopfte sie dem Burschen, der kein Wort verstanden hatte, die Wange. „Walek, mein Lieber, sag, werden wir nicht ein schönes Pärchen sein? Hihi, hihi, er gefällt mir nun einmal! Hihi!"

Zornig sprühten des Alten Augen. „Lache nur, lache du nur! Ich sage dir — ich, Kuba Dudek, der vieles sieht, was andre Augen nicht sehen —, nicht lange wirst du lachen!" Sprach's und ging, das Köpfchen des Kindes an sich pressend, als wolle er das bergen vor nahendem Unheil, in seine Hütte zurück.

Was der immer faselte! Ein rechter Wichtigmacher! Stasia schrie ihm nach: „Alter Esel!"

---

*) Trauzeugen.

und dann noch eine ganze Menge wenig schmeichelhafter Bemerkungen.

Da öffnete sich das niedrige Fensterchen, hinter dem der Rosmarinstock stand, und ein brauner Mädchenkopf guckte über den weg: „Wer schilt das Großväterchen?"

„He, Michalina!" Stasia winkte.

„Stasia, du bist es?!" Die Braune, die herausgekommen war, guckte ganz verblüfft und wurde dann brennend rot, als sie auch den Burschen erkannte. Fragend glitten ihre Blicke von der einstigen Schulgenossin zu dem deutschen Ansiedlerssohn.

Valentin nickte ihr freundlich zu, und daran denkend, daß er ihr noch vom Kalben der Rotbunten her etwas schuldig sei, zog er einen Rosenkranz von blauen Glasperlen aus der Tasche, den er eigentlich für das Settchen bestimmt, das nun bald zur Kommunionstunde sollte. Mochte die Michalina denken, er habe den extra für sie mitgebracht!

Mit einem tiefen Knicks nahm sie die Schnur.

„Podam do nog!" Sie wollte ihm die Hand küssen.

Als er ihr die hastig, ganz verlegen, wegziehen wollte, fiel ihm auf einmal ein: bah, die war ja nur eine Dienstmagd! Aber vielleicht, daß er sie mieten könnte! Die Mutter hatte noch erst neulich sich des hilfreichen Mädchens erinnert, und welch ein Triumph, wenn er, dem man erst heute morgen Teilnahmlosigkeit und Mangel an Interesse vorgeworfen, nun mit einer strammen Magd heimkam! Der Vater hatte keine gekriegt.

Des Burschen Augen sprachen bittend. Für seinen Mund machte Stasia den Dolmetscher, die sich gern der Mutter des Bräutigams gefällig erzeigen wollte.

Man wurde bald handelseinig. Die Polin verlangte nicht zu viel; und da ihre Arme, die die aufgekrempelten Hemdärmel sehen ließen, voll und stark waren, würde sie ihren Lohn schon einbringen. Sehr zufrieden reichte ihr der Sohn ihres zukünftigen Gospodarz*) die Hand zum Abschied: also morgen wurde sie erwartet, bestimmt.

Sie nickte und strahlte und legte die Hand aufs Herz — er konnte sich darauf verlassen. —

Als Valentin am Abend heimkam, war er selber erschrocken, wie sehr er sich verspätet, hatte er Stasia doch erst bis ganz nach Hause gebracht, war dort auch noch abgestiegen und hatte einen langen Abschied von ihr genommen im dunkeln Flur. Der Vater empfing ihn mit lautem, heftigem Vorwurf, und die Mutter, die doch sonst immer so freundlich, seufzte nur und sah ihn gar nicht an. Daß die Eltern beide böse, tat ihm bitter leid, aber er hoffte, sie schon zu versöhnen. Und heimlich brannte in seinem Herzen der Wunsch, ihnen dann von Stasia zu sprechen.

*) Hausherr.

Als der Vater schrie: „Wo haste dich dann e so lang erumgetrieben? Wir krosen hier im Dreck, und du fährst spazieren zum Pläsier," sagte er mit dem frohen Bewußtsein, einen guten Hinterhalt zu haben: „Ich hab' der Mutter en Magd gemietet! Dat Mädchen, dat neulich hier geholfen hat, die Michalina vom Schäfer aus Gwiadliborczyce, morgen kömmt se."

„Dunnerkiel! Wie kömmste dann an die?" Peter Bräuer schmunzelte: ein Teufelsjunge! Was der die Weiber, selbst so 'ne dumme polackische Viehmagd, im Sack hatte!

Frau Kettchen war hocherfreut. Sie hatte sich immer vor den buntbebänderten Polenmädchen mit ihrem Singen und Tanzen, das sie leichtfertig dünkte, gegraust; aber zu der braunen Michalina hatte sie wohl Zutrauen. Die hatte so ehrliche Augen, die würde sicher nicht stehlen. Und dankbar kam sie von ihrem Stuhl beim Ofen, wo sie fröstelnd gesessen, zum Tisch heran und drückte Valentin die Hand.

Auch der Vater belobte den Sohn: das hatte er gut gemacht! Hatte er auch den Chilisalpeter mitgebracht?

Valentin wurde abwechselnd blaß und rot vor Schreck: den hatte er ganz und gar vergessen. Aber das ging ihm heute hin ohne großen Verweis, der Ehemann war viel zu froh, eine Hilfe für sein Kettchen zu haben.

Ganz einträchtig saßen sie nun beisammen am Tisch, auf dem die beschirmte Lampe friedlich brannte, während draußen die Frühlingsstürme ums Haus schnoben und wie mit begehrlichen Händen an Wand und Läden rüttelten.

Da hielt Valentin nicht länger an sich, mit brennenden Wangen, wie ein Knabe, der nach etwas giert, fing er an, von Stasia zu sprechen. Wahrhaftig, die Eltern konnten es glauben, sie war ein liebes Mädchen und klug dazu und schön! Was schadete es, daß sie polnisch war und er deutsch — waren sie nicht alle beide katholisch? Nein, ohne sie leben konnte er nicht mehr, die Eltern mußten ein Einsehen haben; nachts träumte er nur von ihr, tags dachte er nur an sie. Er wollte sie heiraten, sie allein war sein Glück, sie war so ganz anders als alle Mädchen bisher, sie hatte es ihm angetan — die oder keine!

Der Vater hatte den Sohn ausreden lassen, aber die Ader auf seiner Stirn war mächtig geschwollen. Also so weit ging die Geschichte wirklich? Nicht nur eine Liebelei, eine reelle Heirat sollte es werden?!

„Da hört doch alles bei auf," schrie er wütend und schlug auf den Tisch, „biste geck, Jung? So en Polackenmensch willste heiraten? Noch dazu die Tochter von dem Sauferl, dem Frelikowski, der einem so tribuliert wegen 'nem erbärmliche Has?! Ne, da wird nix draus, nie und nimmer geb' ich mein Einwilligung!" Ganz

außer sich sprang er auf und rannte mit Riesenschritten in der Stube hin und her.

Betroffen saß Valentin; so stark hatte er sich den Widerstand denn doch nicht gedacht. Es zuckte in des jungen Menschen Gesicht, als wollte er weinen, aber dann überkam ihn der Trotz. Was würde Stasia auch sagen, wenn er so schwachmütig wäre?! Verachten würde sie ihn, gar nicht mehr ansehen! Deutlich sah er sie unwillig die schöne blonde Tolle hintenüberwerfen und den Mund stolz kräuseln. Nie mehr würde er's zu hören kriegen, das schmelzende ‚daj mi buzi‘, das so tausendmal schöner klang als das harte ‚gib mir 'nen Kuß‘! Nie mehr würde sie sich an ihn schmiegen, biegsam gleich den Weiden, die am Rheinufer wachsen — nein, die Stasia war nicht so eine wie die in Köln, mit der sich's leicht poussieren läßt, die man aber auch leicht wieder vergißt! O nein, der Stasia mußte man sein Wort halten! „Ich muß sie heiraten,“ sagte er fest.

„So — muß! Also so weit is et schon?! No natürlich, wie kann dat auch hier anders sein,“ höhnte der Vater.

Die Mutter überkam das Mitleid, es war etwas in dem Blick des jungen Mannes, das sie zu Tränen rührte. „Gott, och Gott, Valentin, Jung, wie konntste dich nur eso weit einlassen?“ Sie wollte ihm die Hand auf die Schulter legen, aber er schüttelte sie ab:

„Wat fällt euch ein?! So is dat dann doch nit! Die Stasia is en anständig Mädchen, en brav Mädchen, nit rühr an! Schämt euch, dat ihr so wat von ihr denkt! Ihr kennt sie ja gar nit, lernt sie nur erst emal kennen! Ich muß sie heiraten — muß, sag' ich — muß, muß, muß, weil“ — er schnappte nach Luft, eine heiße Blutwelle färbte wieder sein erblaßtes Gesicht — „weil ich ihr so gut bin, dat ich sterben muß, wenn ich sie nit krieg'!“

Er hatte es laut herausgeschrien, nun warf er die Arme lang über den Tisch und den Kopf darauf.

„Jesses Maria,“ sagte Frau Kettchen ganz erschrocken, „de is rein wie behert! De arme Jung!“ —

Als Frau Kettchen an diesem Abend ihr Nachtgebet sprach, betete sie inbrünstig für den Valentin. Mit ihrem Mann wagte sie heute nicht noch einmal von der Sache anzufangen, kurz hatte er jedes weitere Wort darüber verboten. Taumelnd wie ein Trunkener war Valentin zu seiner Kammer hinaufgestiegen, ohne das gewohnte ‚Gut Nacht zusammen‘, ohne ein Nicken. Sie hatte ein herzliches Erbarmen mit dem Stiefsohn. Als sie ihn als kleinen Schuljungen, der seine rechte Mutter kaum gekannt, übernommen, hatte sie bei der heiligen Jungfrau gelobt, ihm eine gute zweite Mutter zu werden. Des hatte sie sich immer aufrichtig bemüht, und das wollte sie ihm auch fürder sein. Und sie nahm sich vor, wenn sie nur wieder erst ein wenig zu Kräften gekommen, nach Pociecha-Dorf zu gehen und in der Propstei sich Rat in dieser schwierigen Angelegenheit zu holen. Mit diesem beruhigenden Vorsatz schlief sie bald ein.

Anders der Mann; er konnte keinen Schlaf finden. Er war wohl müde, hatte er doch den Tag doppelt hart geschafft, da der Sohn ihn im Stich gelassen und die Hauswirtschaft auch nicht im gewohnten Gange, aber seine Gedanken hielten ihn wach die ganze Nacht. Als ob er das Mädchen nicht schon gesehen hätte! Der Sohn meinte wohl, der Vater habe ihm nicht längst nachgeforscht! Oho, so dumm ist Peter Bräuer nicht! Hübsch war sie, ja. Er hatte sie Ostersonntag aus der Messe kommen sehen, städtisch gekleidet, fast wie eine Dame, mit einem Blumenhut auf dem Kopf statt des landesüblichen Mützchens. Ihr Gebetbuch hatte sie vor sich gehalten und den Blick darauf gesenkt. Neben ihrem Vater war sie hergeschritten, der ganz stattlich aussah in seinem Jägerrock, auf den der rötliche Bart fiel — ja, potzdonner, Ehrenzeichen hatte der Förster auch! Anständig hielt sie sich, das mußte man sagen! Sie hatte nicht gedrängelt wie die andern Dirnen, die, schnatternd gleich einer Herde Gänse, aus der engen Holztür gar nicht rasch genug ins Freie kommen konnten zu den Burschen, die sich auf dem kleinen Anger vor der Kirche hingepflanzt. Aber wenn sie auch noch tausendmal sittsamer sich gehalten und das Geld hätte, das sie nicht hatte, und noch viel hübscher wäre, zur Schwiegertochter möchte er sie doch um alles in der Welt nicht. Was sollte die Polackin hier im Haus? Ein fremder Vogel im Nest?! Nein, niemals, nun und nimmer dürfte der Valentin so eine bringen! Aber der Junge war so rabiat!

Dem bekümmerten Vater wurde plötzlich ganz heiß. Er erinnerte sich seiner Jugendzeit; da hatte er auch gesprochen, als er des Valentin Mutter, der schlanken Traut mit den rosenroten Wangen nachgestiegen: die oder keine! — und sich keinen Pfifferling darum gekümmert, daß man ihn gewarnt: die ist ja schwach auf der Brust! Die schöne Traut hatte im Wochenbett die Schwindsucht bekommen, er war bald allein zurückgeblieben mit dem kleinen Jungen; seinen Willen hatte er nun gehabt. Ja, wenn man verliebt ist, hat man eben keine Ohren!

Wenn man nur etwas Näheres über die Försterstochter wüßte! Ob die wirklich brav war? Da kannte er seinen Valentin denn doch; wenn er dem nachweisen konnte, daß er sich an einen nichtsnutzigen Racker verplempert, dann war die Geschichte aus. Der hielt viel zu viel auf sich, um eine zur Frau zu nehmen, die seiner nicht wert war. Man mußte nur etwas in Erfahrung bringen — aber bei wem, wo?!



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Das Mädchen aus der Fremde

Nach dem Gemälde von Alex. v. Liezen-Mayer

Rastlos warf sich der Mann, bis der Hahn auf dem Hof den Morgen ankrähte. —

Michalina zog früh am Tag auf. Heimlich war sie vom Großvater fortgegangen, denn der würde zu sehr schelten, wenn er erfuhr, daß sie zu einem ‚Schwabbe' in Dienst wollte. Aber die Mutter war einverstanden gewesen: was will man machen, wenn man Geld verdienen muß?! So war sie doch nicht weit von dem kleinen Jasio und konnte zu Hause immer einmal nach dem Rechten sehen.

Ihre Habseligkeiten in ein Bündel geschnürt unterm Arme — die kleine buntbemalte Lade, die ihren Sonntagsputz enthielt, würde sie ein andermal holen — ging sie starken Schrittes auf das Haus der Rheinländer zu. Als sie den Gospodarz unter der Tür erblickte, beeilte sie sich noch mehr und grüßte ihn demütig.

Herablassend nickte Peter Bräuer ihr zu; das hatte er schon gelernt hier, daß eine große Kluft ist zwischen Herr und Gesinde. Aber Frau Kettchen behielt noch die Sitte von Hause bei und reichte der neuen Magd freundlich die Hand.

Da lachte die braune Michalina übers ganze Gesicht, wie eitel Sonnenschein ging sie ins Haus ein.

*

Die Bräuers hatten einen guten Griff getan, vielmehr der Valentin, dem mußten sie's danken, mit jeder Woche mehr. Frau Kettchen konnte ruhen, die Magd litt nicht, daß sie viel schaffte; sie zwang die Arbeit schon allein. Sie wusch, sie scheuerte, sie melkte, sie fütterte und ging, war das Haus beschickt, noch zu den Männern hinaus auf den Acker, wo jetzt die Kartoffeln schon aufgingen und der erste selbstgesäte Roggen der neuen Heimat in die Halme schoß.

Es kam der Michalina gar nicht darauf an, auch Männerarbeit zu beschicken. Peter Bräuer lachte sich oft eins, wenn er sah, wie die flinke Dirne den Gaul anschirrte oder die Ochsen, und wie sie dann, die Peitsche in der Hand, oben auf dem Rand des Ackerwagens balancierend, mit gewaltigem Knallen zum Hoftor hinauskutschierte.

Und gelehrig war sie zum Erstaunen, ein deutsches Mädchen hätte nicht so rasch polnisch gelernt wie sie deutsch. Den Valentin verstand sie am besten, dem sah sie's an den Augen ab. Es war ihnen allen kein Geheimnis, daß die polnische Magd den jungen Haussohn gern sah; Bräuer machte seine Späße darüber, und selbst die Kinder neckten sie.

Sie nahm's nicht übel. Kein beleidigtes Rot stieg ihr in die jetzt zur Sommerszeit tiefbraun gebrannten Wangen, sie lachte immer mit und zeigte die weißen Zähne. Froher wie sie konnte niemand sein; im Stall, in der Küche, hochaufgeschürzt, mit nackten Beinen beim Dungauswerfen oder auf den Knien beim Dielenscheuern, am Rain beim Futterschneiden oder die Schultern tief geduckt unterm schweren Grastuch, mit dem Besen, mit dem Rechen, mit der Gabel, mit der Sichel, immer sang die Michalina. Warum sollte sie traurig sein? Sang nicht die Lerche auch am Ackerrand? War nicht die Sonne hell wie ein freundliches Gesicht?

Nach Feierabend, wenn die Arbeit getan, saß sie gern noch vor der Tür. Auf der Schwelle hockend, die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen, sang sie hinein in die stille Welt, sich sacht hin und her wiegend im eintönigen Rhythmus. Dann kauerten die Kinder bei ihr und hörten ihr zu, und auch Valentin lehnte oft am Türpfosten, die Arme über der Brust verschränkt, und lauschte.

Sein Blick irrte verträumt in die dämmernde Unendlichkeit, auf die langsam die Nacht sank. Fern in den Kornfeldern rief traulich die Wachtel, das braune Mädchen sang — immer dasselbe, es klang einschläfernd —, aber seine Seele fand keine Ruhe. Er dachte an Stasia.

Seit er ihr gesagt vom Widerstand des Vaters, mied sie ihn. Viele Male war er nach der Försterei geschlichen, immer hieß es: die Stasia ist nicht zu Haus. Ei, wo war sie denn? Arglos hatte er erst auf ihre Heimkehr gewartet, aber sie kam und kam nicht; da merkte er endlich, sie war wohl da, sie wollte sich nur nicht sehen lassen. Manchen Abend, wenn alles längst schlief, lief er noch hin bis zur Moorwiese, aus deren Saftgrün jetzt weiße Dünste stiegen, sich zu Nebelgestalten mit winkenden Armen verdichtend. Drüben, ach drüben, auf Rufweite nah, wohnte das Mädchen! Aber wie er auch lockend pfiff und lauter und immer lauter den geliebten Namen rief, nur das Irrlicht tauchte aus dem Sumpf und zeigte dem Sehnsüchtigen sein unstetes Flämmchen.

Naß vom kalten Nachttau schlich der enttäuschte Bursche dann heim; leise, die Schuhe in der Hand, schlüpfte er an der Stube vorbei, drin die Seinen schliefen.

Aber eine im Hause hörte ihn doch; die hatte wachgelegen, bis er heimkam. O, daß er nicht immer zu der Sumpfwiese ginge, zu dem unheimlichen ‚Tupadly'! Sie ängstigte sich darum, wußte sie doch, daß dort, wo es heißt: ‚Hier ist untergegangen,' einst ein Haus gelegen mit Garten und Acker. Aber Gottlose wohnten darin, und zur Strafe sind sie versunken mit Hab und Gut. Da zeigt sich jetzt die verdammte Seele, die Hexe, das Irrlicht, das nachts auf einem Rade fährt und solche, die ihm folgen, zur Hölle lockt.

„Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" Dreimal schlug Michalina das Kreuz. „Heilige Mutter, laß ihn nicht folgen!"

Wie ein treuer Haushund ging die Magd dem Sohn ihres Herrn nach.

Jetzt war die Arbeit hart und der Ansiedler

oft wenig zufrieden. Bräuer hatte keine guten Ernteaussichten; für den schweren Boden war die andauernd trockene und heiße Witterung wohl ganz nützlich, aber für die vielen Sandstellen, die er im Acker hatte, taugte die Dürre nicht. Auch die Moorstrecken waren hart wie getrockneter Torf. Er war ganz außer sich: also dafür war man hierher gekommen ans Ende der Welt, um immer noch zuzusetzen anstatt zu gewinnen?! Der Valentin war auch so faul, so lässig in der Arbeit, als ginge ihn alles gar nichts an. Womöglich würde man noch einen Knecht nehmen müssen oder fremde Taglöhner, aber man kriegte ja nicht einmal solche! Was nur in dem Jungen steckte? Mark hatte der gar keins mehr in den Knochen. Die Arbeit, die ihm sonst nur so von der Hand geflogen, schlich; er, der für drei gearbeitet, mußte sich jetzt überall von der Magd helfen lassen. Ein Glück, daß die so willig war, morgens am frühesten auf, abends am spätesten zu Bett; aber dann schlief die auch, nicht zum erwecken, und das Essen schmeckte ihr, es war ein Spaß! Nur um das Pläsier zu haben, ihre weißen Zähne einhauen zu sehen, hieß der Gospodarz sie mit am Tische essen; sonst gehört sich der Dienstbote in die Küche.

Michalina empfand es, daß man sie so ehrte. Oft, wenn sie mit der Frau allein schaffte, rührte sie heimlich, wie liebkosend, an deren Kleid. Jetzt konnten sie sich beide ganz gut verständigen, und es geschah nicht selten, daß Frau Kettchen ihrer Sorge um den Sohn der Magd gegenüber Worte lieh. Dann schaute die ganz traurig, schlug das Kreuz und flüsterte: „Hat er sich die Hexe gesehen auf dem Rad! Irrlicht böses, o weh! Muß Pani dem Proboszcz sagen, daß er liest Messe!" —

Frau Kettchen war wohl früher schon in der Propstei gewesen, heute ging sie zum erstenmal wieder hin seit ihrem Kranksein. Die Magd hatte ihr versprochen, das Haus zu hüten, dann war das gut versorgt. Es war Sonntag nachmittag. Langsam wanderte sie durch die reifenden Felder, der Wind spielte mit den Bindebändern ihres Hutes und dem Zipfel ihres Umschlagetuches. Die Sommerlüftchen waren lustig, aber ihr Herz blieb schwer. Sie hatte sich schwarz angetan wie zum festlichsten Betgang.

Leise Klänge kamen mit dem Wind, sie hörte ein Rauschen in der Luft und ein Summen wie von fernen Kirchenglocken. Waren das die Glocken des großen Domes, den man weithin hört im rheinischen Land? War es das Rauschen des Stromes, an dem die glückliche Heimat liegt? Ach nein, es war nur endloses Korn, das im Wind Wellen schlug, und Bienen, die über den Thymian am Wegrain surrten. Der Dom und der Rhein waren so fern und das Glück auch!

Horch — es waren aber doch Kirchenglocken! Die einsam Wandelnde blieb stehen. Uebers Windrauschen und Insektengesumme hinweg rief deutlich die kleine Glocke der schwarzen Holzkirche von Pociecha-Dorf, und die Verzagte nahm ihr Herz in beide Hände und trug's eilig zum tröstlichen Altar. —

Frau Kettchen hatte erst andächtig der Vesper beigewohnt — daß sie nicht alles verstand, daran war sie jetzt längst gewöhnt, sprachen denn nicht auch im rheinischen Dom die Priester Latein? — Danach klingelte sie an der Propstei.

Peter Stachowiak war allein zu Haus, der Vikar war noch nicht aus der Kirche zurück, aber er würde gleich kommen. Er selber befaßte sich nicht mehr viel mit der Seelsorge, seine Nase war seit dem Winter entschieden röter geworden und seine Beine steifer. Gutmütig, aber stumm lächelte er die Besucherin an; doch auch Frau Kettchen hätte jetzt kein Wort sagen können — nein, da war der Herr Vikar doch ein ganz andrer!

Aber der kam so bald noch nicht. Am Sonntagnachmittag hatten die Weiber Zeit, da paßten sie ihm auf an der Kirchentür. Und immer war er gewillt, zu hören, ob es sich nun um ein ungeratenes Kind oder ein krankes Schwein, um einen die Frau prügelnden oder sie gar zu sehr liebenden Ehemann handelte, ob es die eheliche Treue betraf oder einen Zank mit dem Nachbar — was es auch sein mochte, für alles hatte der Herr Vikar Verständnis. Das fühlten die Leute, der wußte bei ihnen zu Haus besser Bescheid als sie selber.

Die Ciotka hatte ihn heute am längsten aufgehalten. Ganz außer sich vor Freude war sie wie im Rausch — ob etwa auch von Schnaps? Wer konnte das sagen. In der Vesper hatte sie geschlafen, nun aber hatte sie den geistlichen Herrn draußen auf dem Anger angehalten, und immer wenn er sich zum Gehen wandte, noch einmal am Rock gepackt. Inbrünstig küßte sie dessen Saum. Sie weinte und lachte: was hatte ihr der Herr Vikar doch für Gutes getan! Nun hatte der gnädige Gerichtshof gestern sein Urteil gesprochen — ja, der Löb Schestel hatte ihr's schon heut in der Frühe verkündet, als er fuhr, zum Sonntag eine Rinderlende nach Przyborowo zu bringen — sie kriegte nun eine Jahresrente vom Niemczycer, von dem guten, dem gnädigen, dem wohltätigen Herrn! Aber freilich, der Herr Vikar war doch noch besser — ohne den hätte sie nichts gekriegt! Nun konnte sie trinken, so viel Durst sie hatte, nun hatte sie den Himmel auf Erden schon!

Auf die Knie war sie gefallen, seine Stiefel wollte sie durchaus küssen; er hatte sich ihrer kaum erwehrt.

Ein wenig erschöpft kam der junge Geistliche nun in der Propstei an. Er wischte sich den Schweiß ab, eine hohe Röte brannte auf seiner Stirn.

„Zuzanna, bring ein Gläschen Ungarwein dem Herrn Vikar!" rief Peter Stachowiak.

Aber Gorka lehnte ab: nein, das würde ihn doch nicht laben! In seinen Augen, die ganz nach innen zu blicken schienen und doch so scharf auf die Außenwelt sahen, flackerte etwas wie Unruhe. Die Begegnung mit der Ciotka war ihm unangenehm gewesen — wenn die sich nun ganz dem Trunk ergab, niemals mehr nüchtern wurde? Aber hatte er nicht das Beste gewollt? Ja, ja! Und konnte er sie nicht etwa dazu bringen, das Trinken abzuschwören, bei der heiligen Muttergottes oder irgend einer andern heiligen Schutzpatronin? Ja, ja, das konnte er!

Und was hatte nun die deutsche Ansiedlersfrau auf dem Herzen? Mit besonderer Freundlichkeit begrüßte er diese.

Frau Kettchen hatte doch immer noch eine gewisse Scheu — war es das ein wenig Fremdländische seines Deutschsprechens, das sie einschüchterte? Verlegen zupfte sie an ihrem Umschlagetuch. Aber es half ja alles nichts, wer wußte sonst Rat? So hub sie denn an, ihm die Not mit ihres Mannes Sohn zu klagen. Das Weinen kam sie an, als sie erzählte, wie sehr der Junge verfalle, hohläugig sei er, ganz still und nichts schmecke ihm.

„Jesus, och Jesus!" Tief bekümmert starrte sie auf ihre im Schoß gefalteten Hände. „Er wird doch nit die Schwindsucht kriegen wie seine Mutter selig, dat Traut?!"

Fast wollte es sie bedünken, als wisse der geistliche Herr schon um ihr Leid; erstaunt war er wenigstens gar nicht, daß einer, der doch deutsch war, sich in ein polnisches Mädchen verlieben konnte.

„Warum will denn Ihr Mann durchaus nicht die jungen Leute zusammen kommen lassen?" fragte er.

„Ja, eja — no, darum nit, weil — weil —" verlegen stotterte sie; es war ihr sehr peinlich, dem geistlichen Herrn, der doch selber Pole war, ins Gesicht zu sagen: ‚No, darum nit, weil sie polnisch is!'

Aber als ob der Vikar ihre Gedanken erraten, sagte er mild: „Wir bieten gern die Hand. Es ist weder christlich noch klug, nur weil der eine Teil polnisch ist, der andre deutsch, einer Ehe zu widerstreben. Das sagen Sie nur Ihrem Manne!"

„Och, ich darf ja nit riskieren, dat zu sagen! Sie glauben nit, Hochwürden, wie der dann falsch werden kann!"

Der Priester lächelte. „Liebe Frau, Sie verstehen es eben nicht, den rechten Zeitpunkt abzuwarten. Eine brave christliche Ehefrau hat auch das Recht, ein Wort mitzusprechen, besonders in Herzensangelegenheiten und Erziehungsfragen. Hierin haben die Frauen nun einmal das bessere Urteil. Nicht wahr?" Er nickte ihr freundlich zu.

Da wurde sie rot vor Stolz über das Lob und bekam Mut. Ja, sie würde dem Peter nun aber auch gewiß sagen, daß er lieber nachgeben sollte. „Wenn dat Mädchen aber auch nur brav is," seufzte sie. „Ne, wenn ich wüßt, dat sie den Jung nit wert is, nie un nimmer tät ich mein Hand derzu bieten, ich tät mich ja der Sünd fürchten! Der Valentin is ja so ene gute Mensch. Un arm is de auch nit, er hat sein Erbteil von der Mutter selig. Et wär zu schreckelich, wenn de Malheur hätt', de is wie zum Glück geboren!"

Der Vikar machte ein verweisendes Gesicht: wie konnte sie nur so mißtrauen! Nach menschlicher Voraussicht machte ihr Sohn sein Glück mit dem jungen Mädchen, das brav, fleißig, gesund und gottesfürchtig war und aus einer wohlbeleumundeten achtbaren Familie. Und liebte die Stasia Frelikowska den jungen Mann nicht ebenso, wie der sie liebte?

Der Seelsorger erzählte der Aufhorchenden, wie tief das Mädchen unter der Zurücksetzung, die ihr zuteil werde, leide, daß es aber viel zu viel auf sich halte, um fürder mit einem Burschen zusammen zu kommen, dessen Eltern sie durchaus nicht zur Schwiegertochter haben wollten.

Das gefiel der guten Frau wohl. Sie wurde ganz gerührt. Natürlich war es schwer für ein anständiges Mädchen, sich so behandeln zu lassen! Sie hoffte es aber nun doch bei ihrem Mann durchzusetzen, daß er die Stasia wenigstens einmal kennen lernte. Dann würde sich das weitere hoffentlich auch finden.

Ja, das hoffte der Vikar auch. Und als er ihr die Hand zum Abschied reichte, sprach er ernst und doch freundlich: „Denken Sie daran, liebe Frau, daß Sie Ihren Mann immer zum Guten bestimmen! Männer sind oft ein wenig rauh, aber eine Frau, die ihren Mann lieb hat, kann vieles zum Guten wenden. Und das bedenken Sie auch: was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden! Ihr Sohn und dieses Mädchen kannten sich vor einem Jahre noch nicht, aber ihre Ehe war bereits im Himmel beschlossen. Wehe dem, durch welchen Aergernis kommt!"

Ganz erschrocken sah ihn Frau Kettchen an, seine Stimme hatte plötzlich so geklungen, als ob er drohe. ‚Wehe dem, durch welchen Aergernis kommt!' — das hörte sie in einem fort auf dem Heimweg. Ja, der geistliche Herr hatte ganz recht, man darf nicht widerstreben, wenn Gott gesprochen.

Und sie stärkte ihre bange Seele in einem stillen Gebet. Ja, ja, es würde wohl schon das Rechte sein, wenn der Valentin das polnische Mädchen freite, der Herr Vikar hatte es ja gesagt.

XV

„Meine Mutter, Matka,
Poschla*) in die Stadtka,
Kuptisch**) Messer, Nosa,
Zu schlachten alte Kosa***)"

sangen die drei kleinen Ansiedlermädchen und drehten sich, aneinander an den Händen haltend, wirbelnd im Kreise.

---

*) ging. **) zu kaufen. ***) Ziege.

Auf der Türschwelle saß die Michalina, klatschte zum Ringelreihen in die Hände und freute sich: ei, die Kinderlein hatten schon brav gelernt! Und sie rief: „Höret zu, ein neues!“ sprang mit in den Kreis und lehrte sie das Liedchen von der Mutter, dem kleinen Rebhuhn, das schlägt die Kinderlein, während der Vater — lieber Vater — trinkt stets Branntewein!

Feurig war die Sonne hinterm Acker gesunken, die goldreifen Aehren tief bestrahlend. Nun war der Himmel wie mit Rosen besteckt, mit lauter sanften rosigen Rosen. Eine heitere Stille lag über der weiten Flur, die weiche Abendmüdigkeit eines Erntetages.

Der letzte der Halme war heute gefallen auf des Ansiedlers Land; allzudicht hatten sie nicht gestanden, und allzuschwer waren sie auch nicht, aber man mußte eben zufrieden sein. Es war ja auch die erste Ernte, das nächste Jahr würde schon weit besser werden.

Die braune Michalina hatte sich tüchtig gebückt beim Raffen hinter den Männern, nun tanzte die Nimmermüde noch mit flinken Füßen. Sie war sehr vergnügt; heute hatte der Valentin, als sie den letzten Schwaden zur Seite gelegt, sich plötzlich umgedreht, sie um den Leib gefaßt und geschwenkt mit einem lauten, jubelnden Juchhe. Sie wußte nicht, warum er so froh war, aber froh war sie nun auch. Ob er jetzt nicht bald heimkommen würde und am Türpfosten lehnen? Fortgegangen war er zur Feierabendzeit, mit einem frischweißen Hemde angetan. Drinnen auf dem Tisch wartete die saure, die kühlende Milch schon lange auf ihn. Wenn er doch bald käme! Nun, er würde schon bald hier sein, ihr Herz sagte ihr's.

Lustig schwang sie sich mit den Kindern. Da sah sie ihn kommen im Abendrot.

Aber er war nicht allein. Eine ging neben ihm, der hatte er seinen Arm um die Schultern gelegt. Dicht gingen sie nebeneinander, als wären sie eins. Und das Abendrot war um sie her wie ein Rosenschleier, ganz zart und weich.

*

Valentin hatte den Eltern seine Braut zugeführt. Nun hatte der Vater es endlich eingesehen, daß gegen Gottes Fügung kein Ankämpfen ist.

Es war Peter Bräuer bitter schwer geworden, ‚ja‘ zu sagen, aber was sollte er machen? Immer sah er in die bittenden Augen seiner Frau, und abends, wenn er müde war und gern Ruhe gehabt hätte, fing sie an, ihn zu streicheln und unterm Streicheln vom Valentin zu reden.

Frau Kettchen hatte sich der Sache ihres Stiefsohns ehrlich angenommen. Dieser hatte es bald gefühlt, daß er an der Mutter einen Hinterhalt hatte, immer kam er zu ihr, und wenn er gar zu unglücklich war, fern von seinem Mädchen, sah sie ihm tröstend in die hohlen Augen und strich ihm das wirre Haar aus der umwölkten Stirn. Immer mehr wurde es ihr klar, daß es ihre Pflicht sei, die Heirat zustande zu bringen — so hatte ja wohl der Herr Vikar gesagt? Und so kam denn auch der Ansiedler nach und nach zu der Einsicht, daß es ihm nichts helfe, nein und wieder nein und dreimal nein zu schreien. Mochte denn der Valentin mal die polackische Hexe bringen! Aber sein Gewehr wollte er auch wieder haben — der Polack, der Frelikowski, sollte ihm den Buckel lang rutschen!

Stasia, die mit niedergeschlagenen Augen zum erstenmal in der guten Stube der zukünftigen Schwiegereltern saß, sagte bescheiden, daß es dem Vater aufrichtig leid tue, den Herrn Bräuer gekränkt zu haben, und daß er gern bereit sei, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Wenn der Herr Bräuer gestattete, würde der Vater am nächsten Sonntag kommen und das Gewehr bringen; der freute sich auch schon gar sehr, vom großen Krieg und so manchem andern zu reden, war er doch auch von deutschen Eltern, zwar nicht am Rhein geboren, aber in Oberschlesien.

Was, nicht möglich, der Frelikowski kein Polack? Bräuer riß Mund und Augen weit auf.

Aber die Stasia versicherte mit einem Lächeln, das sie allerliebst kleidete: der Vater sei so gut deutsch wie einer, ‚Fröhlich‘ sei eigentlich sein Name; ‚Frelikowski‘ hatten die Leute daraus gemacht, und er hatte das nur beibehalten, müde, immer zu verbessern.

No, dann sah in der Tat die Sache doch einigermaßen anders aus! Der Ansiedler atmete erleichtert auf.

Als Valentin gegangen war, seine Braut nach Hause zu begleiten — strahlend glückselig — saßen die Eltern noch lange beisammen. Des waren sie sich einig: übel war das Mädchen nicht, und deutsch konnte sie fließend; wenn der Valentin nun recht auf sie einwirkte, konnte es am Ende doch gut gehen. Aber wohin nur mit dem jungen Paar? Michaeli hätte die Hochzeit wohl schon sein können — heiraten wollten die beiden gar zu gern bald —, aber hier ins Haus?! Nein, dazu würde sich Peter Bräuer nie entschließen, und auch Frau Kettchen hatte Angst davor.

Sollte der Junge sich vielleicht selber eine Stelle kaufen? Dann fehlte dem Vater wieder die Arbeitskraft. Nein, das ging erst recht nicht an, selbst wenn die Mittel zum Ankauf ausgereicht hätten.

„Hm, hm — wat mache mir?!“ Bräuer fuhr sich unwirsch in die Haare und kratzte sich den Kopf.

Da wußte die Frau Rat. Sie würde zum Herrn Vikar gehen und den fragen; der wußte sicherlich einen Ausweg; sie hatte nach und nach ein felsenfestes Zutrauen zu ihm bekommen. Und der Mann widersprach nicht. —

Unweit vom Hause der Rheinländer ließ die Kommission diesen Sommer ein hübsches Haus aufführen mit einer kleinen Galerie, wie eine Veranda rundum, und einer geräumigen Stallung daneben; auch ein Schuppen für Wagen war vorbedacht. Das sollte ein Wirtshaus werden für Kolonie Angenweide, daß die Ansiedler, wollten sie einmal ein Glas Bier trinken, nicht nötig hatten, im Pociechaer Dorfkrug einzukehren, wo man das Bild ihres Kaisers so schmählich schimpfiert. Es konnte überdies nur zu Unzulänglichkeiten führen, wenn das polnische und das deutsche Element so unausgesetzt aufeinander stießen.

Es war Vikar Gorka, der die Ansiedlersfrau auf den neuen Bau aufmerksam machte. Wenn ihr Mann also wirklich nicht das junge Paar in sein Haus aufnehmen und doch den Sohn bei der Feldarbeit nicht entbehren mochte, konnte dieser ja die Gastwirtschaft pachten; die junge Frau würde den Ausschank besorgen, und er selber konnte nach wie vor dem Vater helfen.

Das leuchtete Frau Kettchen ein. Auch Bräuer verwarf den Vorschlag nicht. Er hatte nichts dagegen, wenn der Junge das Erbteil seiner Mutter selig da hinein stecken wollte, nur warnen wollte er ihn, daß er sich nicht so einseifen ließ, wie er sich hatte einseifen lassen. Denn das wurde ihm klarer und klarer, daß es hier schwer sei, viel schwerer noch als anderswo, es zu etwas zu bringen.

Stasia war mit Freuden dabei, als Valentin ihr von Uebernahme der Gastwirtschaft sprach. Etwas Netteres konnte es ja gar nicht geben, sie und Valentin allein in dem schönen neuen Haus, das tausendmal einladender war als dem Eiweih seine schmutzige Budika! Da würden schon welche zusprechen, und sie wollte wohl gut die Wirtin machen. Wenn's nur erst so weit wäre! Sie trieb Valentin an, daß er sich bewarb.

Es waren der Bewerber viele um den neuen Krug. Ein kleiner Handel mit Kolonialwaren sollte auch dabei sein, daß die Ansiedler nicht erst zu laufen brauchten bis Miasteczko oder, wollten sie etwas Besseres haben, gar bis in die Kreisstadt. Da war Meir Götz, eben von daher, der es emsig betrieb, die neue Wirtschaft zu bekommen; und da er viele Verbindungen hatte, immer gefällig einsprang, wo's galt, und nachher nicht drängte, schien er gute Aussichten zu haben. Sein eifrigster Konkurrent war Löb Scheftel; zwar nicht für sich wollte er's Geschäft, aber für seinen Sohn Isidor, der durchaus nicht mehr in Miasteczko bleiben wollte. Unermüdlich rannten diese beiden Bewerber den maßgebenden Persönlichkeiten das Haus ein, antichambrierten beim Landrat, paßten ihm auf der Straße auf, bombardierten ihn mit Briefen und suchten sich in gleicher Weise der Fürsprache sämtlicher Besitzer der Umgegend zu versichern.

Ohne Sorge, man würde die Pacht an keinen Juden vergeben, wurde der etwas ängstlich werdenden Frau Kettchen in der Propstei versichert; sie konnte ganz zuversichtlich sein! Aber wenn sie das dem geistlichen Herrn auch gern glauben wollte, besser wäre es doch, wenn der Valentin seinerseits sich auch ein wenig rührte. Und sie schlug dem Sohn vor, wenigstens einmal bei dem Herrn von Doleschal vorzusprechen; wenn der Vater auch nicht viel mehr von dem hielt, am meisten hier zu sagen hatte der doch!

In Gwiadliborczyce und Przyborowo etwas auszuwirken, hatte sich Stasia bereitwilligst erboten; in Przyborowo zumal hatte sie eine gute Konnexion — war nicht gerade der Herr Rittmeister zu Besuch? Auf den konnte ein hübsches Mädchen immer rechnen.

Valentin machte sich eines Nachmittags auf den Weg nach Niemczyce. Er hatte den Baron lange nicht gesehen; wohl war dessen Wagen öfters durch die Kolonie gerasselt, aber immer auf eiliger Fahrt, ohne anzuhalten.

Doleschal war in letzter Zeit viel abwesend; er, der sich sonst während der Ernte nicht fortgerührt hätte, fuhr jetzt oft nach der Kreisstadt. Mit dem Landrat hatte er eingehende Konferenzen, und auch in Posen an höchster Stelle sprach er vor. Wenn er auch nicht mehr die gleiche Zuversichtlichkeit hatte wie damals, als er unter lauter Deutschen an der Tafel des Polen saß, wenn es ihm auch bei ruhig wägender Ueberlegung klar werden mußte, wie unendlich schwer, ja beinahe unmöglich es sein würde, hier durchzukommen, die Hoffnung gab er doch nicht auf — konnte sie nicht aufgeben, durfte sie nicht aufgeben, die sehnliche Hoffnung, einst doch noch seinen Kreis zu vertreten. Und wenn es nicht dazu kommen sollte — nun, wenigstens gehört wollte er werden im Geschwirr der Parteien, im Durcheinander der Stimmen, deren jede etwas andres schrie!

Baron von Doleschal suchte Fühlung zu gewinnen mit den Vertrauensmännern der Reichspartei. Bis zum nächsten Frühsommer, in dem die Neuwahlen in Aussicht standen, war es ja noch lange hin; wie vieles konnte sich bis dahin ändern, zum Guten wenden! Und überdies, war man nicht äußerst entgegenkommend gegen ihn? Es verging fast kein Sonntag, an dem nicht der Landrat herausgekommen wäre nach Deutschau, oft mit der ganzen Familie. Und verließ sich nicht der Regierungspräsident gern auf sein Urteil? Hatte man ihn nicht geradezu aufgefordert, dies und jenes über die Zustände in der Provinz zu Papier zu bringen?! Gott sei Dank, man hörte ihn bereits!

Daran klammerte er sich in Stunden, die unabweislich waren, Stunden, denen er nicht entrann — Stunden des Verzagens. Dann trieb es ihn in die Einsamkeit, hinauf zur alleinstehenden Kiefer auf dem Lysagora.

Er hatte sich ein Bänkchen dort zimmern lassen, ganz einfach aus weißrindigen Birkenstämmen zusammengeschlagen. Man hatte es ihm zerstört. Er hatte es neu errichten lassen — vielleicht, daß der Gewittersturm einer Nacht es über den Haufen geworfen! — aber schon am folgenden Tag, als er sich darauf niederließ, brach es unter ihm zusammen. Man hatte die Bankbeine zersägt und sorglich wieder zusammengefügt — das war Heimtücke! Er mußte es aufgeben, dort oben, wenn er müde war, einen bequemen Ruheplatz zu finden.

Hart sitzend auf den holperigen Kiefernwurzeln, die der Regen vom Sand blank gespült und der Wind, der den Wipfel schüttelte, mit spitzigen Nadeln übersät hatte, saß Doleschal hier oft Stunden; die Wange in die Hand gelegt, den Arm aufs Knie gestützt, sah er hinunter auf sein Deutschau. Da schwamm der See wie eine perlmutterne Muschel im tiefen Grün, als köstliche Perle blinkte das weiße Haus, und eine sehnsüchtige Liebe zog ihn hinab. Aber kehrte er diesem engen Rahmen den Rücken, dann schaute er offenes Land, dann glänzten die Kornbreiten, unabsehbar, wellig wie ein sanftes Meer bis hin zum fernsten Horizont. Und ein Gefühl noch sehnsüchtigerer Liebe quälte sein Herz — wem würde dieses Land einst gehören?!

Keine Antwort — alles still. Doch, horch! Weit über alle Felder getragen vom Wind, kam der Klang der Pociechaer Abendglocke. —

Auch Valentin Bräuer traf den Niemczycer Herrn im Begriff, zum Lysagora hinaufzusteigen. Er hatte ihn von ferne gehen sehen, nun kam er atemlos nachgestürzt: „Herr Rittmeister, Herr Rittmeister!"

Doleschal wendete sich um, ein erhellender Strahl war über sein Gesicht geglitten, als er den Ansiedlerssohn erkannte.

„Herr Rittmeister," — Valentin stand stramm, die Hacken zusammen — „bitte gehorsamst um Entschuldigung!" Die angeborene Zutraulichkeit und der anerzogene Respekt kämpften miteinander, aber die Zutraulichkeit siegte. „Ich möcht' Sie so sehr gern mal um wat fragen!"

„So — nun, dann fragen Sie doch!" Des Gutsherrn Ton war freundlich. Sein Wohlgefallen an dem jungen Rheinländer war immer dasselbe geblieben; heut weidete er sich förmlich an dem offenen jungen Gesicht. Selbst der breite, etwas singende Dialekt gefiel ihm; es lag so viel Gutmütigkeit darin.

„E ja, wat ich dann sagen wollt'" — es wurde dem Burschen, der noch niemals in eigner Angelegenheit jemand um eine Gefälligkeit gebeten, schwer, sein Anliegen zu formulieren. Schwerfällig nur brachte er es vor. Als es kaum heraus war, reute es ihn auch schon — was setzte denn der auf einmal für eine Miene auf!

Es war Doleschal, als habe er einen Schlag erhalten. Die Augenbrauen zusammenziehend, fixierte er den jungen Mann scharf:

„Wen — wen wollen Sie heiraten?!" Er hatte wohl nicht recht verstanden?

„Die Stasia, die Stasia Frelikowski!"

„Die — Frelikowska?! Der Vater ist der Förster auf Gwiadliborczyce?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister, die is et!"

„Mensch, sind Sie toll?!" Doleschal hielt nicht mehr an sich. Er sah den andern an, als wolle er ihn durchbohren, eine jähe Röte stieg ihm dabei ins Gesicht.

Valentin erwiderte den Blick. Toll sollte er sein? Warum denn? Was war denn an der Stasia nicht recht? Trotzig stellte er sich auf.

„Die Stasia Frelikowski ist meine Braut. Heimlich waren wir schon als lang versprochen. Zu Michaeli heiraten wir!"

„Und Ihr Vater — was sagt Ihr Vater dazu?" Doleschal hatte sich besonnen: hatte er denn ein Recht, hier dreinzureden? Sein Ton klang gemäßigter, nur maßlos erstaunt.

„Och der!" Valentin lachte. „Der hat zuerst räsoniert, aber nu hat er sich als drein gefunden."

Also ‚darein gefunden' hatte sich der Ansiedler, und so schnell schon? Ein Schmerz ergriff Doleschal; seine Stimme zitterte — der andre hielt's für Unmut —, als er sprach: „Sie — Sie — gedenken Sie denn nicht mehr Ihres Fahneneides? Wissen Sie denn nicht, daß Sie diesen Ihren Eid verletzen, wenn Sie eine Polin heiraten? Sie begeben sich ja Ihres Deutschtums! Mensch, noch gehen kein halbes Dutzend Jahre ins Land, so haben Sie Ihren ehrlichen deutschen Namen Bräuer in Browar, Browarski oder in Gott weiß was umgewandelt!"

„Oho!" Nun blickte der junge Mann schnell erheitert, er sagte treuherzig: „Och, Herr Rittmeister! Wenn dat dat einzige is, wat der Herr Rittmeister fürchten! Da können der Herr Rittmeister ganz beruhigt über sein. Meinen guten Namen, den ich dreiundzwanzig Jahr getragen hab', den so viel anständige Leut' tragen bei uns zu Haus am Rhein, den halt' ich auch. Un wat mein Soldatsein anbelangt, da denk' ich immer an. Ich hab' et geschworen:

‚meinem allergnädigsten Landesherrn, Kaiser von Deutschland und König von Preußen, in allen Nöten zu Wasser und zu Lande und an welchen Orten es auch immer sei, getreulich zu dienen, allerhöchstdero Nutzen und Bestes zu befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden zu wollen und mich so zu betragen, wie es sich für einen rechtschaffenen und braven Soldaten gebührt — so wahr mir Gott helfe' u. s. w.

Sehen der Herr Rittmeister, wie gut ich den noch weiß!" Er triumphierte. Aber dann wurde sein lachendes Gesicht plötzlich ernst, fast ängstlich: „Oder wissen der Herr Rittmeister sonst wat über dat Mädchen?"

„Ich kenne das Mädchen gar nicht!"

Sichtlich erleichtert nickte der Bursche: „No, dann wär' et ja all ganz gut. Dann werden der Herr Rittmeister auch gewiß für mich sprechen, dat ich den neuen Krug in Pacht krieg'. Denn sehen der Herr Rittmeister," — zutraulich dämpfte er seine Stimme — „ich sag et ja niemand anders, der Vater is nu mal eso komisch, de meint: jeder für sich. Un ich — ja, dat muß ich ja auch gestehn, ich möcht' auch hunderttausendmal lieber mit meiner jungen Frau für mich allein sein!"

Das Herz floß ihm über, nun er seiner baldigen Heirat gedachte, er konnte gar nicht genug davon sprechen.

Mit trübem Lächeln hörte Doleschal das alles an, er hätte dem frischen Jungen gar nicht diese Empfindsamkeit zugetraut. Ueberschwenglich pries Valentin seine Stasia: wie gut war sie, wie klug, wie hübsch, welch fleißige Hausfrau würde sie abgeben! Ja, alle Welt mochte die Stasia gern, immer fröhlich war sie. Welchen Zuspruch würde die Wirtschaft haben, und wie glücklich würden sie werden! Immer Stasia, Stasia! Seine Augen glänzten, er atmete rasch. Der Erfahrenere hatte nicht mehr den Mut, dem glücklichen Bräutigam gegenzureden; er schwieg.

Sie standen zusammen auf dem Gipfel des Lysagora und schauten weit übers flache Land.

„Un nit wahr, Sie sehen zu, daß ich die Wirtschaft krieg'," bat Valentin.

Doleschal nickte.

Da strahlte der Bursche. „Och, danke, danke! Jeses, nee, ich möcht' schreien vor Pläsier, wie mer schreit, wenn mer en Schanz stürmt. Nu krieg' ich den Krug sicher, wenn Sie davor sind. Un wenn ich den hab', steht der Hochzeit nix mehr im Weg. Herr Gott, nee, bin ich eso froh! Nu geh' ich aber auch direkt beim Propst, de kann uns nu aufbieten!"

Man fühlte es, wie es den Glücklichen drängte, davon zu stürmen, mit großen Schritten den Sandhügel hinunterzueilen und die Weite zu durchmessen bis hin zum Turm von Pociecha, als wäre die weite Entfernung nur eine kurze Spanne. Aber sich des schuldigen Dankes erinnernd, reichte er treuherzig die Hand:

„Vergessen werd' ich dat dem Herrn Rittmeister nie, dat de so gut zu mir war." Sich verabschiedend nahm er die Hacken zusammen: „Gestatten der Herr Rittmeister meinen allerbesten Dank!"

Doleschal sah ihn laufen. In ein paar hastigen Sprüngen war er den Hügel hinuntergestürmt, und nun stürmte er weiter, sehr eilig. Nun würde er bald entschwunden sein. Nein, so durfte man ihn nicht gehen lassen, man mußte ihn zurückhalten, man mußte ihm die Gefahr klar machen, in die er ahnungslos hineinrannte!

„Bräuer — Valentin — Valentin Bräuer!" Der Ruf kam nicht weit genug. Der Wind trug ihn nicht, sondern blies dagegen. So sehr Doleschal auch seine Stimme anstrengte, sie reichte nicht bis zum Ohr des in seiner Fröhlichkeit laut Pfeifenden.

Am Lug, im Niemczycer Acker, nicht weit von der Przyborowoer Grenze wollte Valentin seine Stasia treffen. Am gestrigen Abend hatte sie ihm gesagt, daß sie heute nach Przyborowo gehen und sehen würde, dort jemand zu sprechen. Daß sie in Gwiadliborczyce um Fürsprache ersuchte, dagegen hatte der Bräutigam sich entschieden gewehrt. Wenn Stasia ihm zuliebe auch gern das Opfer bringen wollte, nein, dahin sollte sie um keinen Preis, wo man sich so unziemlich gegen sie betragen.

Um die Stunde des Abendläutens hatten sie sich an der Grenze verabredet. Nun hatte das Glöckchen längst ausgeläutet, aber Stasia war noch nicht da. Ach, das gute Mädchen, wie lange mußte das wohl in Przyborowo warten! Der Verliebte sah im Geist deutlich, wie ungeduldig sie hin und her trippelte, sehnsüchtig nach dem Stand der Sonne spähend, die sich schon neigte. Aber nur Geduld, Geduld, desto heißer würden nachher die Küsse sein!

In verliebtem Träumen lag der Bursche unter den Weiden am Lug und starrte ganz verloren, mit glückselig-müden Augen in das flimmernde Gespinst, das die untergehende Sonne über den Aeckern wob. —

Stasia war am zeitigen Nachmittag von Hause aufgebrochen. Das helle, rotgetupfte Sommerkleid stand ihr gut, es ließ den Hals ein wenig frei, und sie hatte, wie zum Schutz gegen die Sonne, mehr aber noch weil es ihrer zarten Haut schmeichelte, ein leichtes Mulltüchelchen darübergelegt. Einen Hut trug sie nicht, wohl aber spannte sie über das wohlfrisierte, im Sonnenlicht wie silbrige Seide glänzende Haar den Sonnenschirm, den ihr einst die Herrin geschenkt. Heiter summend, den freien Arm lustig schlenkernd, schlenderte sie an den Rainen entlang. Wenn der Herbstwind hier über die Stoppel wehte und der Altweibersommer seine weißen Fäden spann, dann würde sie ein junges Weib sein und ein glückliches dazu! Der gute Junge würde ihr ja alles an den Augen absehen! Sie hob ihre linke Hand und ließ den goldenen Ring, den er ihr schon angesteckt, in der Sonne funkeln. Ein breiter Reif und ganz von massivem Gold, der kostete gewiß seine zehn Taler!

Ja, sie hatte ein ganz gutes Los gezogen, das mußte sie sich eingestehen. Wenn sie nun auch nicht nach Paris kam, wie die Herrin ihr einst versprochen, der Krug in Pociecha-Kolonie war auch nicht zu verachten. Und langweilig würde es da auch nicht sein, es würden schon

welche einkehren, mit denen würde sie schwatzen und lachen, und — eine heiße Blutwelle färbte plötzlich ihre trotz der Sommerhitze ungebräunte weiße Wange — würde nicht auch der neue Inspektor aus Przyborowo vorsprechen? Der neue Inspektor! Da mußte sie doch in sich hineinlachen — ihr war er nicht neu, sie kannte ihn ja so gut! Und eine Sehnsucht erhob sich plötzlich in ihr, Pan Sziulc wiederzusehen. Was würde er wohl sagen, wenn er hörte, daß sie sich verlobt hätte und bald heiraten würde? Ob es ihm nicht ein ganz klein bißchen leid tat? Hoffentlich! Und hoffentlich kriegte sie ihn auch heut in Przyborowo zu sehen — o, sie wollte wohl schon ihre Augen umhergehen lassen! Auf dem Felde würde er sicherlich sein beim Schobersetzen. Daß sie ihn doch träfe!

Rascher setzte sie ihre Füße, den Schlendergang aufgebend. Wie dumm, daß sie ins Herrenhaus hinein mußte! Vielleicht gerade, wenn sie drinnen ihr Anliegen vortrug, ging er draußen vorbei. Und nachher, wenn sie ihn nun nachher nicht mehr fand?! Psiakrew, daß der Teufel die ganze Bittstellerei, den Valentin samt dem Krug hole! Nur den Pan Sziulc mußte sie sprechen, wollte sie sprechen, und wenn's auch nur ein ganz kleines Viertelstündchen wär'! Was lag ihr jetzt daran, ob der schöne Offizier ihr wieder Augen machte wie damals, als sie ihm Kaffee präsentiert und Likör in Gwiadliborczyce — nur den Sziulc, nur den!

Hastiger schritt sie, schon perlte ihr der Schweiß in Tröpfchen unter der Nase, und doch war sie noch nicht über Gwiadliborczyce hinaus. Ach, war das lästig, so weit wandern zu müssen, wenn man darauf brennt, jemand zu sehen!

Da, wo ihr Weg sich mit dem von Pociecha kommenden kreuzte, nicht weit von Dudeks Hütte, stieß Stasia auf die Michalina. Der hatte man erlaubt, jetzt, wo die Arbeit nicht mehr so drängte wie zur Zeit des Schnittes, und sie den vorigen Sonntag, an dem der Förster Frelikowski zu Besuch gekommen und ein großartiges Traktament gewesen bei den Bräuers, nicht zu ihrem Kleinen gekonnt, auch am Wochentag einmal nach Hause zu gehen.

Die beiden Mädchen begrüßten sich.

Michalina hatte etwas Gedrücktes in ihrem Blick, als sie Stasia die Hand reichte. Damals, als sie miteinander schreiben und lesen gelernt und die Religion, war Michalina mit den schwarzbraunen Zöpfen die hübschere gewesen, jetzt war sie plump, und ihre breiten Hüften erschienen doppelt breit neben der zierlichen Taille der andern.

„Hast du ein schönes Kleid an," sagte sie bewundernd und befühlte mit ihrer rauhen Arbeitshand den rotgetupften lichten Jakonett.

Stasia lächelte geschmeichelt: „O, ich werde viel schönere haben! Wenn ich mich verheirate, werde ich dir dies gerne schenken — oder ein andres!"

„Was sollte ich wohl damit?" Die braune Michalina schüttelte den Kopf. „Behalte nur alles!"

Stasia zuckte die Achseln: so ein dummes Mädel, eine recht einfältige Bauerntrulle! Schon wollte sie weitergehen — was sollte sie mit der Gans? — aber dann schoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Sinn. Das war ein Einfall! Ganz vertraulich faßte sie die andre unter den Arm.

„Höre, Michalina, weißt du auch, daß Pan Pawel, der schöne Offizier, wieder zu Besuch ist in Przyborowo?"

„Ich weiß es nicht, was geht es mich an?"

„Nun, ich meine doch!"

Stasia lachte und gab der Gefährtin einen leichten, scherzenden Rippenstoß: „Tu nicht so gleichgültig, weiß doch ein jeder, wie du einmal gestanden hast mit dem Herrchen. Sage, willst du mir einen Gefallen erweisen, oder noch besser, dem Walek etwas zuliebe tun? Ja, ja, dem Walenty, sieh mich nur nicht so ungläubig an."

„Dem — Wa lenty?!" Michalina stotterte, und dann wurde sie rot, als sie den Namen vollends ausgesprochen. „Ich, dem Walenty?!"

„Dem Walenty, ja, etwas sehr, sehr Liebes!"

Stasia kannte sich aus, sie wußte sehr genau, wie man die Michalina gewinnen konnte. „Michalina, meine Seele, er wird es dir ewig danken," sagte sie eifrig. „Höre! Komme du jetzt mit mir nach Przyborowo, und geh du nach Przyborowo hinein, meine Taube, — ich werde draußen auf dich warten — sage, du willst den Herrn Offizier sprechen, und dann bittest du den, daß der Walenty den Krug bekommt in Pociecha-Ansiedlung. Höre, du mußt es recht dringend machen! Bitte ihn, bis er dir gibt sein Wort! Dann wird er sich sicher verwenden!"

„O nein, er wird nicht!" Michalina schüttelte den Kopf. „Warum sollte er mir sein Wort halten?! Und ich mag auch nicht. Er wird böse werden. Und ich fürcht' mich auch vor der Pani!"

„Unsinn!" Stasia wurde ärgerlich. „Du bist zu dumm! Was hast du dich zu fürchten? Ein gutes Recht hast du, zu kommen. Ist der Herr Offizier nicht Vater zu deinem kleinen Jungen?"

„Das ist er! Das ist er!" Michalina nickte bestätigend, aber dann kauerte sie sich plötzlich am Grabenrand nieder, zog die Knie hoch, schlang die Arme darum und legte den Kopf auf die Knie.

„Du willst nicht, du willst wahrhaftig nicht?" Stasia war ganz empört. „Ei, warte, das werde ich dem Walenty sagen! He, du bist eine Schöne! Nicht einmal so viel kannst du ihm zu Gefallen tun! Nicht diesen einzigen kleinwinzigen Gefallen? ‚Ich habe mich sehr getäuscht,' wird er sprechen, ‚ich habe geglaubt, sie ist eine gute Freundin zu mir, eine gute — o, ich bin traurig!'"

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Michalina hob den Kopf. Ihr Gesicht war ganz von Tränen überströmt; in ihren weinenden Augen war ein verängstigter, zweifelnder, unglücklicher Ausdruck. „Was soll ich tun, heilige Mutter! Ach ja, ich möchte ja schon, — ach nein, ich kann nicht, nein! Sage, Stasia,“ — sie haschte nach der Hand der Braut —“ wird der Walenty mir wirklich böse sein, wenn ich nicht für ihn gehe zu Pan Pawel?“

„Sicherlich!“

„O heilige Mutter — er wird mir böse sein! Was tue ich?!“ Traurig ließ das Mädchen wieder den Kopf auf die Knie sinken.

„Du bist schuld, wenn der Walenty den Krug nicht bekommt,“ sprach Stasia vorwurfsvoll. „Und er möchte ihn doch so gern haben, seine Seele hängt daran!“ Sie seufzte: „Armer Walenty, wie wirst du dich grämen!“

Nein, grämen sollte er sich nicht! Entschlossen sprang Michalina auf! Mit dem Handrücken wischte sie sich die Tränen aus den Augen, und dann zupfte sie ihren Rock zurecht und die Schürze.

„Ich werde gehen. Wiederhole nur noch einmal, was ich sagen soll, daß ich es nicht vergesse.“

Stasia studierte sie ein. Es kostete einige Mühe, bis die braune Michalina begriff, wie sie zu bitten hatte, wie sie drängen sollte.

„Du darfst dich nicht abweisen lassen,“ lehrte die Klügere, „bist du erst draußen, kommst du nie wieder hinein! Und nicht gar so demütig! Auf dein Recht pochen, hörst du?!“

„Ich höre wohl, aber auf was soll ich pochen? Auf mein Recht, sagst du? Weiß ich doch nicht, ob ich recht habe! Hätte ich recht, hätte die Pani mich nicht gejagt. Werde ich lieber bitten. ‚Bitte, gnäd'ger Herr, bitte!‘“ Und sie hob die Hände und sah mit einem so herzbewegenden Ausdruck drein, daß Stasia ihr um den Hals fiel und sie küßte.

„Dafür muß Walenty dir auch einen Kuß geben — denke nicht, daß ich eifersüchtig bin — o nein —, er wird dich küssen!“

Hand in Hand, wie zwei Freundinnen, setzten sie ihren Weg nach Przyborowo fort.

Je näher sie dem Gutshof kamen, desto schärfer lugte Stasia umher. Richtig, dort auf jener Stoppel kreuzten die Erntewagen, und hoch zu Roß hielt einer dabei. Noch konnte man das Gesicht nicht sehen, aber Stasia erkannte die Gestalt von weitem.

„Geh nur, geh,“ sagte sie hastig zu Michalina und gab der noch einen Augenblick Zögernden einen ungeduldigen Puff in den Rücken. „Psiakrew, so geh doch!“

Und als die andre jetzt mit gesenktem Kopf gehorsam davontrottete, rief sie erleichtert hinter ihr her: „Laß dir Zeit! Uebereile ja nichts — ich werde hier warten!“

Ganz verloren kam sich Michalina vor, als sie den ihr bekannten Hof betrat. Ihre Füße waren schwer wie Blei. Kaum konnte sie die heben; aber ihr Herz war ein noch schwererer Bleiklumpen. Und sie hatte auch große Angst. Scheu sah sie sich um. Wie sollte sie ins Haus hineinkommen? Ach, sie getraute sich doch gar nicht! Den Weg hinauf würde sie wohl noch finden zu Herrn Pawels Zimmer, aber wenn ihr unten die Pani begegnete! Wie würde ihr's dann gehen? O weh! Sie zitterte, und ihr Herz, das schwere, schlug wie ein Hammer.

Kaum daß sie sich ein paar Schritte näher wagte, von Stallwand zu Stallwand drückte sie sich. Wenn doch ein Mensch käme, den sie nach Pan Pawel fragen könnte — vielleicht, daß er einmal herausging über den Hof. Da hieß es warten. Und sie flüchtete hinter die zurückgelehnte Tür des Schweinekobens und verharrte da regungslos im Winkel zwischen Tür und Mauer, kaum wagend, zu atmen.

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein — es erschien ihr viel länger —, niemand war ihr zu Hilfe gekommen. Ihre Angst hatte sich jetzt ein wenig gelegt, denn sie hatte in einem fort an den Sohn des Gospodarz und seinen Wunsch gedacht. Der Walenty wollte den Krug doch nun einmal für sein Leben gern haben — also darum voran, voran! Sie durfte nicht zögern.

Wie ein Stoßgebet den Namen „Walenty“ auf den Lippen, schickte sie sich an, aus ihrem Versteck herauszutreten und geradewegs aufs Haus loszugehen, da hörte sie drinnen im Schweinestall eine helle Mädchenstimme.

„He, ihr meine lieben Kinderlein, habe ich ein Schläfchen gehalten, verzeiht der kleinen Marinka! War kleine Marinka sehr müde, hat sie nicht geschlafen die ganze Nacht, hat sie eurer Mutter aufgepaßt, daß alte Sau nicht frißt ihre lieben Kinderlein. He, dalej, Rozyczka, alte Sau, laß hungrige Kinderlein trinken!“

Marinka — Marinka? Michalina lauschte erfreut: war das vielleicht die kleine Marinka, die zu ihrer Zeit noch ein Kind gewesen, das niemand angehört, ein Kind, das hier zwischen den Ställen aufgewachsen? Vor der fürchtete sie sich nicht. Und so schlüpfte sie schnell hinein in den Koben. —

Der Rittmeister, der gegen die Zeit der abendlichen Kühle mit der Gouvernante seiner Schwester im Garten promenierte, war fast verblüfft, als aus einem dichten Gebüsch im Rücken des versteckten Bänkchens, auf dem er eben mit Fräulein Wollenberg Platz genommen, ein leises „Pst — pst“ ertönte, zart wie das zirpende Rufen einer Grasmücke, und eine Weidengerte mit einem mahnenden Tupfen seine Schulter berührte. Er drehte den Kopf, da stand die kleine Marinka, die Hühner- und Schweinemagd, winkte eifrig und legte dann ihren nicht tadellos sauberen Zeigefinger zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen.

Was, was fiel dem kleinen Wechselbalg ein? Wollte die auch schon kokettieren? Da müßte man ja einen netten Geschmack haben — aber na! Gutmütig erhob sich Paul Kestner. Das Fräulein mußte einen Moment entschuldigen. Nun, wo steckte denn jetzt die kleine Marinka? Der Rittmeister bog um das Boskett: „He, kleine Marinka!“ Die war nicht mehr da, wohl aber stand auf dem Kiesweg, über den der sonnige Abendglanz tanzende Lichter warf, ein rundes braunes Mädchen und blinzelte ihn scheu an.

„Donnerwetter!“ Das entschlüpfte dem Rittmeister so; es war gerade keine angenehme Ueberraschung, er hatte die Michalina, das einstige Stubenmädchen seiner Mutter, erkannt. Er fuhr in die Tasche — er wollte ihr ja gern etwas schenken —, da brachte sie stockend und stotternd ihr Anliegen hervor.

Also heiraten wollte die Michalina?! Erleichtert atmete er auf. Na, das war ja reizend, ganz famos! Und den neuen Krug wollte ihr Bräutigam gern pachten? Bräuer, Valentin Bräuer — den Namen wollte er sich merken — ganz famos — nun natürlich, der kriegte den Krug und kein andrer. Da konnte sie sich fest darauf verlassen!

Sie küßte seine Hand. „Padam do nog!“ Mehr konnte sie nicht stammeln. Ihr Herz war so schwer, es drückte ihr fast den Atem aus. —

„Warum weinst du?“ sprach die kleine Marinka, als sie miteinander aus dem Garten schlichen. „Er ist doch ein guter, gnäd'ger Herr, war er nicht gut zu dir?“

„Doch, doch, er ist sehr gut gewesen,“ schluchzte Michalina und befühlte das große Silberstück, das er ihr in die Tasche gesteckt. Fünf Mark — was konnte sie alles dem Jasio dafür kaufen! Aber die Freude wollte nicht kommen in ihr Herz. Ja, wenn sie wirklich die Braut gewesen wäre, für die er sie gehalten! Es war süß gewesen, ihn so sprechen zu hören, sie hätte seinen Irrtum nicht verbessern mögen, um alles in der Welt nicht. Aber, o — sie legte die Hand aufs Mieder —, was hatte sie für einen bösen Schmerz da!

„Weine doch nicht!“ sprach die kleine Marinka und drückte ihr mitleidig die Hand. „Hast du Ursache zu weinen? Nein, du hast keine Ursache, du hast einen Großvater, den alten Dudek; wenn ich meine Gänse treibe auf die Stoppel, da“ — sie streckte den Arm aus und deutete nach dem Lysagora hinüber, der sich wie ein Wahrzeichen jenseits der drei Grenzen hob — „treibt er dort seine Schafe auf der Stoppel nebenan, und wir treiben nebeneinander, und ich höre ihm gerne zu. Und ich wünschte, ich hätte auch ein so liebes Großväterchen. Und du hast eine Mutter — o, wie ich wünschte, ein Mütterchen!“

„Und ein Bübchen, ein kleines,“ ergänzte Michalina schnell und trocknete mit dem Schürzenzipfel ihr beträntes Gesicht.

Die kleine Marinka seufzte: „Wünscht' ich doch, ich hätte auch so ein Bübchen, ein kleines! Mit dem läßt sich gut schwatzen, nicht wahr? Ich habe nur meine Hühnchen und Gänse, und die Ferkelchen von der alten Rozyczka. Aber alle sie werden geschlachtet werden. Das Bübchen nicht. O, du Glückliche!“

In ihrem kurzen Röckchen, mit ihren bloßen Füßen stand die kleine Marinka am Hoftor unter der Akazie und sah noch lange der Davonschreitenden nach.

Michalina eilte sehr, — was würde Stasia sagen, daß sie so lange hatte warten müssen?! Aber wie sie sich auch umschaute, nach rechts und links und vor und zurück, keine Stasia war zu erblicken. Der hatte es sicherlich zu lange gedauert, die war schon nach Hause gegangen!

Aber Stasia hatte die Zeit nicht lange gewährt; sie merkte gar nicht, wie die so dahinlief. Schon läutete das Abendglöckchen — es war die Stunde, in der sie am Lug ihren Bräutigam treffen sollte —, sie dachte gar nicht an den. Mit Pan Sziulc saß sie unten im tiefen Wassergraben, den die Sommerhitze so ausgetrocknet, daß kein Tröpfchen mehr darinnen war. Aber Gras wuchs da unten, Gras, so weich wie ein Pfühl. Sie küßten sich. Sie hatten sich unendlich viel zu erzählen und noch viel mehr zu küssen, und so viel zu lachen. Und dann verabredeten sie, daß sie sich öfter hier treffen wollten im Wassergraben, der wie ein tiefer Schnitt durch die Felder schneidet, und in dem man sitzen kann, ohne daß jemand, der über die Felder geht, eine Ahnung von einem hat.

Sie verabschiedeten sich auch hier unten. Es war ein langes, heißes Umfangen. Daß sie des Niemiec Braut war, darauf nahm Pan Sciulc keine Rücksicht — für den war sie doch eigentlich viel zu schade! Mit zerrauften Haaren, das Gesicht glühend, kletterte Stasia endlich, sich an den Grasbüscheln hinaufhelfend, zum Rand hinan. Noch einen Blick hinunter, ein Grüßen mit den Augen, ein Spitzen des Mundes, und dann lief sie fort, während der Inspektor unten noch erst eine Strecke weiter ging, um dann am ganz andern Ende des Grabens aufzutauchen. Atemlos näherte sich Stasia den Weiden am Lug. Was würde sie nur schnell vorbringen, sich zu entschuldigen, was sagen, den so lange vergeblich Harrenden zu versöhnen? Und was die Michalina ausgerichtet, das wußte sie nun auch nicht — wie dumm! Mit zitternden Fingern ihr verwirrtes Haar zu ordnen versuchend, hielt sie jetzt an — da war sie am Platz —, ganz still lag der, so still, daß das leise Rauschen der Schilfhalme im Abendwind wie mächtiges Brausen klang. Unter einer grünhaarigen, wehenden Weide lag Walenty, die Arme als Kissen hinterm Kopf, das klare Gesicht frei nach oben gekehrt.

Friedlich schlief er in glückseligem Behagen,

ohne Harm wie ein Kind. Konnte er doch auch schlafen, unbesorgt wie ein Kind, war er doch sicher bewacht. Neben ihm kauerte die Michalina. Die Knie hochgezogen, die Arme um die Knie geschlungen, wiegte sie den Oberkörper hin und her in lautlosem Rhythmus und hielt die Augen unablässig auf den Schläfer gerichtet.

XVI

Doleschal hatte sich die Sache überlegt — nein, unter keinen Umständen würde er die Hand fördernd bieten zum Wunsch des jungen Ansiedlers. Es tat ihm leid, wenn der sein Versprechen zu haben glaubte — mochte er ihm zürnen und seine Dankbarkeit sich in Unmut verkehren, es war jedes Mannes Pflicht, diesen Knaben von einem unbesonnenen Schritt zurückzuhalten. Wenn die Pacht des Kruges ihm nicht zugesprochen wurde, hatte die Heirat noch gute Wege.

Aber nichts Heimliches wollte er unternehmen, und so fuhr er, ungefähr eine Woche nach dem Besuch des jungen Rheinländers, hinüber zur Kolonie. Da hatte der Bau des neuen Wirtshauses große Fortschritte gemacht; ein frischrotes, leuchtendes Ziegeldach war aufgesetzt, und die Sonne spiegelte sich schon in den Fensterscheiben. Bei den am Neubau Beschäftigten trieb sich Valentin Bräuer herum; Doleschal vermied es, den ganz in Anspruch Genommenen zu begrüßen, er fuhr gleich beim Alten vor. Sowie der Wagen hielt, kam die Frau herausgestürzt, streckte beide Hände in den Wagen und drückte und schüttelte Doleschals Hand.

„Nee, Herr, wat Sie doch eso gut sind! Nee, Herr, wir danken Ihnen auch eso vielmals! Wat is der Valentin eso glücklich! Nu hat er die Wirtschaft — die andern mußten alle abziehen — gestern haben se mit ihm den Kontrakt gemacht!"

Was — Kontrakt? Doleschal war ganz konsterniert — wie war das nur so rasch gekommen? Vor acht Tagen schien der junge Mann doch noch gar keine bestimmte Aussicht zu haben!

„Gott, och Gott, is dat en Glückseligkeit!" Man sah Frau Kettchen die frohe Teilnahme an. „Mer wird selber noch emal jung derbei, wenn mer dat Pläsier mit ansieht! Dat vergessen wir Ihnen nie, Herr von Doleschal!"

„Ich — nein, ich bin ganz unschuldig daran, ich — ich habe keinen Schritt dafür getan," wehrte Doleschal ab.

„Sie hätten nix dafür getan?" Die Frau blieb dabei. „Wat Sie sagen! Ach nee, dat reden Sie mir nit vor, Herr Baron, dat Sie sich nit für den Jung verwendet haben!"

„Nein, mein Wort! Ich bin nicht derjenige!"

Und als Frau Kettchen ihn noch immer ansah, so ungläubig, so zweifelnd wie ein Kind, mit dem man seinen Spaß treiben will, sagte er ernst: „Ich werde mich hüten, meine Hand zu so etwas zu bieten. Ich halte es geradezu für ein Unrecht, für einen Unfug, Ihrem Sohn die Pachtung zu übertragen, wo man doch weiß, daß er sich mit einem polnischen Mädchen verehelichen will."

„Och, Herr!" Gekränkt zog die Mutter ihre Hand zurück. „Dat is doch kein Unfug, wenn der Valentin die Wirtschaft kriegt! De is ne ordentliche Jung, und seine Braut is auch en sehr ordentlich Mädchen, se wird uns alle Tage lieber. Un in drei Wochen, auf Michaelis Tag, is die Hochzeit!"

So — also die Hochzeit war schon festgesetzt, und der Pachtkontrakt war schon unterschrieben?! Was war da noch zu tun? Gar nichts! Da konnte er nur wieder fortfahren. Eine Unterredung mit dem Vater, dem alten Bräuer, hatte jetzt auch keinen Zweck mehr.

Doleschal fühlte die plötzliche Kühle deutlich, mit der sich Frau Kettchen von ihm verabschiedete. Er hatte das freundliche, saubere Weib immer gern gehabt, nun tat's ihm leid, daß er ihr hatte so schroff erscheinen müssen. Eine plötzliche Verzagtheit kam über ihn — ach, er machte es ja eben keinem Menschen recht! Da waren doch so viele, die nicht halb das Interesse hatten für die Kolonisation wie er, und doch wurden sie freundlicher gegrüßt und mehr angesehen wie er. Da flogen die Hüte — vor ihm, der jetzt den Kutscher langsamer fahren hieß durch die Ansiedlung, wurden die Hüte lässig gezogen. Oder dünkte ihm das nur so? Mit einem gewissen Mißtrauen flogen seine Blicke rechts und links, er gierte förmlich nach einem treuherzigen, fröhlichen „Grüß Gott" der Schwaben, an deren Häuschen er jetzt vorbei fuhr. Aber das „Grüß Gott" des Mannes, der vor seiner Tür Holz sägte, klang gedrückt. Warum war der nicht heiter? Nun, natürlich auch der hatte etwas gegen ihn — wie alle — alle!

Den Grübelnden überlief plötzlich ein Schauer. Sich ganz in seine Wagenecke drückend, hieß er den Kutscher Trab fahren. Er wollte nach der Kreisstadt zum Landrat — der war sein Freund! Schneller — warum denn diese Schneckenpost? Schneller! Der Kutscher hieb auf die Pferde.

Als sie durch Pociecha-Dorf rasten, war gerade die Religionsstunde der Kinder aus, die nächste Ostern zur heiligen Kommunion gehen sollten. Mit ihrem Katechismus unterm Arm standen die Knaben und Mädchen am Pfuhlrand, zwischen Schule und Propstei, und ließen den Wagen passieren.

Keines der Kinder grüßte; sie glotzten nur. Aber als der Wagen vorbeigesaust war, kam ein Stein hinter ihm her, und eine Knabenstimme kreischte gellend:

„Niemiec, Niemiec, Hundeblut!"

*

Die drei Wochen bis zum Michaelistag waren schneller dahingegangen, als selbst Valentin Bräuer,

der ungeduldige Bräutigam, es geahnt. Mit den Schwalben, die fortzogen, waren auch die Tage geflogen. Nun war die Stasia sein Weib, sie hatte ihm Treue geschworen fürs ganze Leben vor Gott, der Priester hatte ihren Bund geweiht.

Valentins Brust hatte sich gehoben unter schwellendem Atemzug des Glückes: nun war sie sein — sein, die hier so schön, so zierlich neben ihm stand! Es fiel ihm darüber gar nicht auf, daß er eigentlich kein Wort verstand von dem, was da am Altar gesprochen wurde.

Peter Stachowiak, der Propst, lag an einem neuen Gichtanfall, so hatte der junge Vikar sie getraut. Aber er hielt die Traurede polnisch. Nur als er sich direkt an den Bräutigam wandte: „Ich frage dich, Valentin Bräuer, Junggeselle, willst du diese hier anwesende Jungfrau Anastasia Marianna Frelikowska als dein christliches Eheweib hochhalten und lieben dein ganzes Leben lang, so antworte: ja" — hatte er deutsch gesprochen. Aber er hatte es rasch gelispelt, leise, und wie man eine fremde Sprache spricht, die man nicht ganz meistert.

Desto lauter war des Bräutigams „Ja!" durch die Kirche erklungen. Valentin hatte es herausgerufen aus voller Brust, so ehrlich zuverlässig, daß selbst die Neugierigen, die sich aus dem Dorf eingefunden, dieses „Ja" verstanden.

Stasia hatte „Tak" gesagt.

Unterm Brautmützchen mit Rosmarinzweigen besteckt, das sie heute, wie alle polnischen Landbräute, trug, schaute sie beharrlich zu Boden. Es war ihr nicht so gar leicht zumute. Gestern war sie noch einmal zur Beichte gegangen, und mit weinenden Augen hatte sie den Beichtstuhl verlassen. Es war doch eine nicht so leichte Aufgabe, der sie entgegenging, des war sie sich da erst so ganz bewußt geworden.

Sie machte ein ernstes Gesicht. Es hellte sich auch nicht auf, als der Kutscher des Hochzeitswagens, ein wehendes, buntseidenes Tuch ins Knopfloch geknüpft, kunstvoll mit der langen Peitsche knallte, daß es klang wie Pistolenschüsse. Sie lächelte nicht, als der Wind sie mit den vielen flatternden Bändern vom Rosmarinsträußchen ihres Hochzeiters kitzelte, als beim Hochzeitsschmause der Vater und der Schwiegervater, die beide kräftig getrunken, Brüderschaft schlossen und plötzlich draußen vorm Haus die Musikanten von Pociecha-Dorf, die man nicht bestellt, aber die sich doch eingefunden hatten, den Krakowiak zu spielen anfingen, so flott, daß der nimmermüden Michalina, die den ganzen Tag Kuchen und Braten aufgetragen und Bier und Wein eingeschenkt, die Füße juckten. Stasia schaute erst zuversichtlicher drein, als ihr die Brautjungfern um Mitternacht das Brautmützchen abgenommen und ihr als Zeichen der Würde die Frauenhaube aufgesetzt hatten. Die würde sie nicht immer tragen, bewahre! Auf das besorgte Flüstern ihres Ehemannes, ob sie denn von nun ab ihr schönes blondes Haar verstecken wolle, schüttelte sie lächelnd den Kopf: o nein, nein! Man hielt eben nur fest an den alten Hochzeitsbräuchen!

Dagegen ließ sich nichts sagen. Das hatten auch die Eltern Bräuer eingesehen, wenngleich Frau Kettchen an diesem Tage oftmals recht unsicher blickte. Es kam ihr alles so sehr fremd vor, und sie, die die Hochzeit eifrig betrieben, konnte ein paar leichte Seufzer nun doch nicht unterdrücken.

Schon daß die Braut keinen Myrtenkranz trug, wollte ihr nicht in den Sinn — war sie denn ein Mädchen, dem die Myrte nicht mehr zukam? Doch, doch, freilich, aber der Rosmarin war nun einmal hier Sitte anstatt der Myrte.

Verstohlen suchte ihr Blick überm Sofa das Glaskästchen, darinnen ihr eigner Brautkranz gerahmt — ach, den hatte sie immer so hoch gehalten! Und sehnsuchtsvoll flogen ihre Gedanken zurück in jene Zeit, da in der kleinen Dorfkirche am Rhein ihr Glück begründet worden. Und eine Sorge kam sie an: ob die hier denn auch glücklich werden konnten?!

Vater Bräuer war es auch nicht einerlei gewesen, daß der Sohn aus dem Hause ging, aber darüber nachzudenken, dazu kam er vor der Hand nicht. Es war nun vor Winter noch eine Menge Arbeit zu erledigen, und auf den neugebackenen Ehemann war in der ersten Zeit nicht viel zu rechnen. Der mußte ja erst einmal die eigne Wirtschaft begründen, — und hatte man je so etwas erlebt, wie der seiner jungen Frau am Schürzenzipfel hing?! Seine Blicke hingen nur an ihr; er war kaum einmal weg vom eignen Herd, so saß er auch schon wieder daran.

Das würde sich ja hoffentlich legen mit der Zeit! Ein Glück, daß die Schwiegertochter nichts Unbilliges verlangte, denn wahrhaftig, — Vater Bräuer schüttelte oft genug mißbilligend den Kopf — der Junge ließ ja alles mit sich machen! —

Nun war der Winter gekommen. Weiß lagen die unabsehbaren Flächen; wie Schneehaufen, kaum sich hebend vom Boden, die niedrigen Hütten der Komorniks.

Der Ackerbau ruhte, die Pflugschar rostete. Tief unterm Schnee schliefen die winzigen Hälmchen — wer konnte jetzt sagen, ob sie einst hoch und kräftig emporschießen würden, reife, wiegende Aehren, sich neigend unter der eignen Fülle, oder ob sie verkommen würden, ersticken unter der Last, die der Himmel mit jedem Tag auf sie heruntersenkte?

Von November an fiel der Schnee stetig. Kein Sonnenwetter gab's. Auch kaum einen Wind. Ruhig blieb der weiße Mantel liegen, kein Ast, kein Aestchen der Akazien von Przyborowo, der Pappeln von Gwiadliborczyce war nackt, jeden

Morgen das gleiche Weiß, dieselbe weiche, fleckenlose, jeden Schall dämpfende Hülle. Lautloser Friede überm Lysagora.

Auf dem platten Lande machte sich die Langeweile breit. Zu Sommerzeiten wurde nie so geklatscht. Löb Scheftel brauchte, wenn er jetzt mit seinem Wägelchen herumfuhr, immer länger und länger zur Tour; das war aber nicht die Schuld des Schnees allein, der sich den Rädern anklebte, auch nicht, daß er nun alles allein zu besorgen hatte, denn sein Sohn Isidor half ihm nicht mehr, der war im Herbst fortgezogen — das Schwatzen machte es, das ihn in jeder Küche festbannte, beim kleinen Mann sowohl wie in der Herrschaftsküche.

„Gott der Gerechte und Weh geschrien!" — der Händler hatte viel zu jammern. Wie sollte es werden, wenn die neuen Zölle durchgingen?! Wie teuer würde man dann 's Fleisch erst einkaufen! Gott soll hüten!

Wie man in der Zeitung las, die der Herr Kestner sich hielt — der Briefträger, den Scheftel auf seinem Wägelchen täglich ein Stück Wegs mitnahm, ließ ihn zum Dank dafür immer ins Kreuzband gucken —, war Zollerhöhung auf die Einfuhr vom Ausland das einzige Mittel, die heimische Landwirtschaft zu heben.

Klug gesprochen! Mochten sie nur immer die Einfuhrzölle erhöhen, hierzulande wuchs ja auch Getreide, und Kälber wurden auch geboren und Lämmer und Ferkel, aber nun wollten die großen Herren auch gleich denselben Preis für ihre Produkte machen, wie der für die auswärtigen war, die den hohen Zoll auf sich hatten. Ja, so verdienten die großen Herren wohl, aber andre. O weh!

Wenn die Futtergerste, der Mais, die Oelkuchen, überhaupt alle Futtermittel so teuer waren, wie sollte da der kleine Besitzer die Aufzugskosten erschwingen? Dann mußte er ein Stück Vieh fast so teuer verkaufen wie früher zwei, und hatte doch noch keinen großen Profit. Und der Händler, der 's Rind und Schweinchen und Hämmelchen so hoch bezahlen muß, kann das Fleisch nun auch nicht mehr so billig weggeben.

Schlechte Zeiten! Teure Zeiten! Löb Scheftel rechnete es denen, die ihm mit besorgten Mienen zuhorchten, an allen zehn Fingern vor, warum er auf alles Fleisch zehn Pfennig pro Pfund aufschlagen müsse. „Wenn der Isidor würde noch hier sein, würde das Fleisch gewiß um fünfzehn Pfennig aufschlagen, denn der konnte besser rechnen, und" — Scheftel zog die Achseln hoch und machte ein bedauerndes Gesicht — „wer konnte wissen, ob's nicht zu Ostern schon war um zwanzig Pfennige gestiegen das Pfund?"

Also nicht einmal zu den Festtagen sollte der kleine Mann mehr Fleisch essen! In der Woche hatte man ja so wie so nie Fleisch im Topf. Da war der Lehrer in Pociecha-Dorf, der hatte, seitdem er krank gelegen und aus der Propstei gespeist worden, keinen Braten mehr gerochen, und nötig hätte der's wahrlich, denn Doktor Wollinski hatte Schwindsucht festgestellt.

Und so waren viele wie der, die gerne Fleisch gegessen hätten und es nicht bezahlen konnten, denn zehn Pfennig mehr fürs Pfund ist zu viel.

War das jemals früher hier so gewesen? Nein, niemals! Es gab noch Leute, die sich erinnern konnten, wie man das Rindfleisch um zwei ‚Grosze' gekauft, ein ganzes Ferkel für einen halben polnischen Gulden, und kriegte noch eine gute Legehenne zu.

Ja dazumal, dazumal! Schäfer Dudek, der am liebsten von dazumal erzählte, deutete ernsthaft mit seinem Finger auf ihre Stirnen. Hatten sie denn ganz vergessen, daß dazumal nicht heut war? Dazumal, ach, da war das Land noch gut polnisch, und wenn einer Hunger hatte, da ging er zum Nachbar und sagte: „Du, gib mir zu essen!" Und wenn der Nachbar nichts hatte, so ging er mit dem zusammen zum zweiten Nachbar, und wenn der nichts hatte, so ging man zu dritt wieder zum nächsten Nachbar, und so fort, bis man endlich zu einem kam, der was hatte. Und der speiste dann alle, und sie blieben alle bei ihm, solange es reichte.

Ja, dazumal war noch Gastfreundschaft in Polen, und Liebe und Treue und Gutherzigkeit und Mildtätigkeit! Wo waren die Zeiten hin?

Traurig schüttelte der alte Schäfer den Kopf. Aber dann richtete er den verlorenen Blick seiner Augen auf den kleinen Urenkel, der am Boden spielte, und der Blick wurde hoffnungsvoll: Jasio, der Knabe, das kleine Hänschen da, der würde wieder leben in dem gelobten Land, in dem Polen, wie es einst gewesen, in dem großen Polen! Noch lag der Lysagora unterm Schnee, aber wenn der Schnee schmolz und das Wasser heruntertroff in die Ebene, dann schmolz auch die Erde, die die Schläfer deckte, und herauf stieg das Heer aus dem Berg mit klirrenden Schwertern und blinkenden Sensen. „Es lebe Polen!" Und die Niemcy flohen wie Hunde, wenn der Wolf heult.

„Ich sage euch," sprach Schäfer Dudek, „wenn die bösen Leute auch reden, daß Polen tot sei, es ist nicht wahr! Es liegt nicht im Grabe, es liegt nur und schläft wie ein Kind in der Wiege. Und es zählt im Traum die vielen langen Frühlinge, die es schon geschlafen hat, es hört die Fichten rauschen an seinen Flüssen und die Aehren in seinen Feldern, es hört seine Kinder in den Spinnstuben klagen über die blassen Eindringlinge mit den blutigen Händen und sich sehnen, und es erwacht und schüttelt sich: ‚Die Stunde ist da!'"

„Werden wir dann das Fleisch billiger haben und immer Brot genug?" fragten die Weiber,

die sich allabendlich, wenn das Licht angezündet war, beim alten Schäfer einfanden, um die Wolle der Schafe zu zupfen.

„Ihr werdet alles genug haben, ihr werdet glücklich sein," sagte der Alte. „Betet, daß das Reich komme!"

Und sie beteten alle eifrig und freuten sich schon. —

Es war im Spätherbst gewesen, schier das letzte Mal, daß der Schäfer und die kleine Marinka ihre Herden geweidet, unfern des Berges, an dem entlang Telegraphendrähte sich spannten.

Da hörten sie ein seltsames Surren, ein Klingen über sich, ein Wehen, wie von geisterhaften Tönen.

„Was ist das?" hatte die kleine Marinka gesagt und die Kinderaugen aufgerissen in abergläubischer Neugier.

Auch der Schäfer sah nach oben, aber er merkte nicht, daß es der Wind war, der in der Telegraphenleitung sauste, sein halbtaubes Ohr unterschied nicht den Klang; sein sehnendes Auge sah nur die Kiefer oben auf dem Berge wie eine Flagge winkend wehen, und er kauerte sich nieder und legte das Ohr auf den Boden und winkte dem Kinde, das gleiche zu tun.

Also lauschend verharrten sie lange.

Aber wenn sie auch damals nichts weiter gehört, das erste Zeichen war doch gegeben. In der Nacht des 24. Dezember, wenn der erste Schlag der Mitternacht anhebt und in der heiligen Stunde die Bäume grünen, die Blumen blühen, wenn alle Tiere zu reden beginnen, alle Wesen, die sonst stumm sind, dann wollte Kuba Dudek wieder zum Berge gehen, dann würden die, die da unten schliefen, das zweite Zeichen geben.

Und der taube Alte tat also und ging zum Berge und hörte, was er hören wollte, und bald ging ein Gerücht um in den Hütten und lief von Stube zu Stube, von Mund zu Mund. „Der Dudek hat in der geweihten Nacht das schlafende Heer im Berge gehört! Es hat ihm ein Zeichen gegeben, das zweite Zeichen!"

Und das war ganz sicher, wenn Ostern herankam, dann gaben die Ritter im Berge das dritte Zeichen und standen auf wie ein Mann.

Aber noch jemand außer Schäfer Dudek hatte in der geweihten Nacht die Zukunft ergründet, und das war die Michalina.

Sie war noch immer bei den Bräuers.

Die Hausfrau war zwar gesünder und konnte wieder ihre Wirtschaft beschicken, jetzt im Winter besonders, da die stille Zeit, aber sie hatten sich alle an die Michalina gewöhnt.

Und wenn die zu Hause nichts mehr zu tun fand, lief sie hinüber zum neuen Krug und half dem jungen Ehepaar. Da war immer etwas zu tun.

Die junge Frau war nicht an derbe Hausarbeit gewöhnt; ihre Hände hatten stets weich sein müssen und fein, der Herrin aufzuwarten. An Geschick fehlte es ihr freilich nicht; niemand konnte so zierlich wie sie in der Gaststube bedienen. Wenn sie das Glas am Bierkranen voll laufen ließ, daß es eine Haube trug, frischgewaschen, weiß, wie eine Frau am Festtag, und es mit einem „Na Zdrowie" vor den Gast hinstellte, dann schmeckte es dem besser als irgendwo anders, und er bemerkte nicht, daß der Holztisch nicht gescheuert war und noch die Kringel der übergelaufenen Biergläser und die verschütteten Schnapsneigen von vor acht Tagen zeigte. Wenn sie das Schnapsgläschen übervoll goß, mit einem Haufen schier, und dann mit spitzen Lippen davon nippte, mußte schon einer ein Stockfisch sein, der diese roten Lippen nicht gern hätte plappern hören. Aber das Fegen in Stube und Flur, das auf den Knien im Nassen Liegen und die Dielen weiß Scheuern mit Lauge und Sand, das stand Stasia nicht an. Lässig wischte sie einmal darüber hin, sie sah gar nicht einmal, daß der Schmutz in den Ecken wuchs.

Dagegen machte sich die Michalina ein Fest daraus, im Kruge zu scheuern; Valentins zufriedenes Kopfnicken und das behagliche Lächeln, das über sein Gesicht zog, sobald er den Geruch des frischen Scheuerns in der Wirtsstube roch, machte sie glücklich.

Stasia haßte den Scheuergeruch. In Gwiadliborczyce war niemals gescheuert worden, wenigstens niemals, daß man davon etwas bemerkte. Das taten nur die „Schwabbe", alles mit Wasser überschwemmen und dann sagen, sie machen rein. Der Scheuergeruch, der ihre Nase beleidigte, war auch der erste Anlaß zu einem Zank zwischen ihr und ihrem Walenty. Was fiel ihm denn ein, ihr den Vorwurf zu machen, daß sie's nicht sauber halte?! War sie eine Magd, die er geheiratet? Dann hätte er sich eine solche heiraten müssen, vielleicht die da!

Und sie hob die Fußspitze und deutete nach Michalina, die eben auf den Knien unterm Tisch herumrutschte und die achtlos hingeworfenen, halb zertretenen Zigarrenstummel zusammenlas, die des jungen Wirts Aerger erregt. Die hatte Pan Szulc, der Inspektor, gestern, als er hier ein Stündchen gesessen und geraucht, fallen lassen — lagen die nicht gut da? Und störten die etwa jemand?! Nein, die störten gar nicht!

Das fand auch die Michalina; aber trotzdem las sie eifrig zusammen — wenn der Walenty es nun doch so wollte! Der war's eben von seiner Mutter gewöhnt, die konnte kein lächerliches Stäubchen liegen sehen, und die hatte ihr erzählt, daß sie zu Hause, wo der Rhein so viel Wasser gibt, sogar die Straße scheuerten!

Drollig genug, aber warum sollte man den Leuten, die gut zu einem sind, nicht etwas zuliebe tun?

Michalina hatte die braunen Augen gehoben

und das Gesicht des jungen Ehemannes gesucht. Aber der sah den Blick nicht, der suchte nur den seiner Frau.

Jedoch Stasia schmollte.

Sich den Armen, die sie reuig umschlingen wollten, entziehend, schlüpfte sie zur Tür hinaus. Draußen hörte man sie gleich darauf hell lachen und dann des Försters rauhen Baß.

Frelikowski kam heut wie alle Vormittage und wie alle Abende auch, seinen Schnaps trinken; der neue Krug lag ihm viel bequemer wie der in Pociecha-Dorf. Ueberhaupt, wer würde zu einem Juden gehen?

Wenn man beim „Eiweih" ein Gläschen anschreiben ließ, machte der Gauner gleich drei daraus! Der Förster führte der Tochter eine gute Kundschaft zu: die meisten Leute der Umgegend kehrten jetzt im neuen Krug ein; wenn die Ansiedler Sonntag abends, wo man doch gern vom Einerlei des Tages seine Zerstreuung hat, einen Tisch suchten, fanden sie keinen, sie mußten schon Platz nehmen zwischen den andern. Und warum auch nicht?

„Ein Wirtshaus ist für alle da!" sagte die Stasia. Wenn's ihnen nicht paßte, Polnisch zu hören, konnten sie ja zu Hause bleiben. Daheim konnten sie deutsch reden mit ihren Hühnern und Gänsen. Hier mußten sie's schon machen wie der Vater, der konnte sprechen halb polnisch, halb deutsch — verstand den nicht so ein jeder?

Es war Valentin nicht recht, daß polnisch der Trunk begehrt wurde, polnisch kredenzt und polnisch angekreidet. Wenigstens das setzte er durch, daß nicht mehr so viel angekreidet wurde. Das auf Rechnung Schreiben hätte Frelikowski gern eingeführt, aber es gelang ihm nicht, der Schwiegersohn war pünktlich; was getrunken wurde, wurde auch bar bezahlt.

Stasia war darin gutherziger, wenn einer nicht genug Geld mit hatte und doch noch gern trinken wollte, stundete sie — eine Wirtsfrau muß gefällig sein. Das bewies sie ihrem Valentin auch klipp und klar — wo hätte er so viel Kunden her, wenn sie nicht wäre — von den paar Ansiedlern konnte der Krug doch unmöglich bestehen. So aber kam die Pacht ganz gut heraus, und darum ließ auch Valentin mit der Zeit mehr nach; mochte er doch ohnehin seiner Stasia nicht gern widersprechen.

(Fortsetzung folgt)

Franz Schubert im Kreise seiner Freunde

(Zu dem Bilde von Karl Röhling)

Ein Leben, hingebracht in drückenden Sorgen und beklemmender Armut, abgebrochen mitten in der Fülle des Schaffens und ehe noch die Welt Anerkennung und Dank für dies Schaffen gefunden — das ist das Leben Franz Schuberts. Und doch, wenn wir heute auf dieses Künstlerdasein zurückblicken, scheint es uns zu leuchten in Glanz und Sonnenhelle. Denn wie eine goldene Wolke umfließt es der Wohllaut der Weisen, die mühelos und unerschöpflich in himmlischer Klarheit dem Künstlerherzen entströmten, bis der Tod es brach. Aber nicht für den Blick der Nachgeborenen allein übergoldet der Reichtum seiner Kunst die Not seines Lebens; auch ihn selbst hob immer wieder der eigne Genius über das kleine Elend des Tages hinaus. Und dann: er war ein echtes Kind des lebensfrohen Wien, und er lebte in einer Zeit, da die Armut, man darf fast sagen, allgemein war. Man verstand damals die vornehme Kunst, gesellig zu sein ohne prunkenden Aufwand, fröhlich zu sein bei den einfachsten Festen; und wenn Schubert arm war, so trieb ihn seine Armut doch nicht in die Einsamkeit, schloß ihn nicht aus von einem Kreise guter, feiner und kluger Menschen. Der arme Musikus Schubert war der nächste Freund des armen Malers Schwind, der damals noch Lithographien ums tägliche Brot zeichnen mußte, ein Freund auch des reichen Kunstliebhabers Franz von Schober, und den Freundeskreis vervollständigten tüchtige junge Männer und wohlgesittete schöne Mädchen und Frauen. So sind jene Zusammenkünfte, deren Mittelpunkt Schubert wurde, wenn er am Klavier seine neuen Schöpfungen vortrug, als „Schubertiaden" noch lange in dem Kreis der Teilnehmer und weit darüber hinaus berühmt gewesen, und noch heute hat es eine unwiderstehliche Anziehungskraft, eine solche Stunde der Geselligkeit, „erhöht von Lieb' und Wein", verklärt vom dreifachen Zauber der Jugend, der Freundschaft und der Kunst, sich im Geiste auszumalen. Auch bildende Künstler folgen immer wieder dieser Lockung. So hat Röhling sein freundliches Bild geschaffen, das uns den Komponisten umgeben von jungen und älteren Freunden und Verehrerinnen zeigt, wie sie seinem Spiel andächtig lauschen. Wie oft mögen in ihnen noch manches Jahrzehnt später die Weisen und Harmonien, die sie damals vernommen, aufgeklungen sein! Von dem treuesten all seiner Freunde, Moritz v. Schwind, wissen wir es, wie er sich noch im Alter mit wehmütiger Freude an „die paar flüchtigen Lebensjahre" erinnerte, die er mit Schubert „in glücklicher Not und Freundschaft versungen und vermusiziert".



Franz Schubert im Kreise seiner Freunde

Nach dem Gemälde von Karl Röhling



Jung-Norwegen auf der Schlittenbahn

Sport im Winter

Von

M. Kossak

Wenn man dereinst vor vierzig oder fünfzig Jahren bei uns in Deutschland den Leuten von Wintersport gesprochen hätte, so würden sie kaum gewußt haben, was unter dem Wort zu verstehen ist. Schlittschuhlaufen war der einzige Sport, der zur Zeit, da es draußen Schnee und Eis gab, getrieben wurde, und streng genommen galt der auch nur als eine Unterhaltung für Schuljungen. Es existiert zwar ein reizendes Bild von Wilhelm von Kaulbach, das uns den jungen Goethe zeigt, wie er, die Stahlschuhe an den Füßen, vor den bewundernden Blicken der Frau Rat und mehrerer andrer Frankfurter Damen pfeilgeschwind über den blinkenden Eisspiegel gleitet, indes Lilli Schönemann, auf einem Bänkchen sitzend, sich ein Paar ziemlich ungefüger Schlittschuhe anschnallt, aber genaue Kenner der Goetheschen Zeit behaupten, daß die dargestellte Szene im Grunde ein Anachronismus sei — wenigstens, soweit die launische Lilli als Eisläuferin in Frage kommt. Denn daß Goethe in seinen jüngeren Jahren sich gelegentlich mit Schlittschuhlaufen vergnügt hat, lehrt uns eine Stelle in „Wahrheit und Dichtung", auf die sich das erwähnte Bildchen bezieht, aber anderseits zeigt gerade diese dem aufmerksamen Leser, daß die Sache dazumal keineswegs allgemein üblich war, geschweige denn, daß man von einem regelrechten Schlittschuhsport etwas wußte.

Wie anders heute! Es gibt gegenwärtig so viele Arten des Wintersports,



Aller Anfang ist schwer

daß man Bände mit ihrer Beschreibung füllen könnte. Auch bei uns in Deutschland werden sie fleißig geübt, aber will man erfahren, welche wichtige Rolle sie im öffentlichen Verkehrs- und Gesellschaftsleben spielen, so muß man doch nach den Nordländern gehen. Dort dreht sich zur Winterszeit eigentlich alles um den Eis- und mehr noch fast um den Schneesport. Wer je in den Monaten Dezember, Januar und Februar zu Schiff von Kopenhagen durch das wildbewegte Kattegat und Skagerrak in den blauschimmernden Christianiafjord eingefahren ist, dem wird der Anblick der einzeln und in Zügen über die weiten Schneeflächen zur Seite der Ufer dahinsausenden Skiläufer unvergeßlich sein. Da sind die Mitglieder der zahlreichen Klubs in streng sportsmäßiger Ausrüstung — Bergleuten, die in den Schacht einfahren, nicht unähnlich — auf zuweilen drei bis vier Meter langen „Grönländern“, die eleganten Damen und Herren, die, zwei Stangen in den Händen haltend, auf eigentümlich schaufelförmigen, sehr kurzen und breiten Kufen ihre ersten Versuche in der schwierigen Kunst machen und, last not least die endlosen Trupps von Schülern und Schülerinnen, die unter Aufsicht von Lehrern, bezw. Lehrerinnen, viele Meilen weite Ausflüge auf Schneeschuhen unternehmen. Allerliebst und possierlich sehen besonders die Backfische in den beliebten weißen Flanellanzügen, bestehend aus Pumphosen, kurzröckigem Kittel und spitzer, zuckerhutförmiger Mütze aus; wären nicht die blitzenden Augen und die von der harten, kalten Luft geröteten Wangen, so könnte man sie für lauter Schneemänner halten.

Verwegenere und gewandtere Skiläufer als in Christiania wird man kaum anderswo in der Welt sehen. Schon dem Baby, das eben erst laufen gelernt hat, werden ein Paar Schneeschuhe untergeschnallt, auf denen es sich im elterlichen Hof oder Garten übt. Allerdings macht ihre breite, nahezu runde Form, die sich an die der Giljaken anlehnt, ein Fallen fast unmöglich — auch die zärtlichste Mutter wird ihren Liebling ohne Sorge auf diesen plumpen Dingern herumwatscheln sehen —, aber sie haben ja auch nur den Zweck, den Kleinen etwas Sicherheit beim Schneelauf zu geben und sie spielend die dafür erforderliche Körperhaltung sich aneignen zu lassen. Im Alter von sechs bis sieben Jahren bekommen sie bereits richtige Skis, und es ist erstaunlich, wie rasch sie sich auf diesen fortbewegen lernen. Die norwegischen Bübchen und Mädchen sind aber freilich auch lange nicht so verzärtelt wie die unsrigen; schon infolge der stetig zunehmenden Sitte der Skandinavier, für den ganzen Sommer irgend ein weltabgelegenes Bauern- oder Fischerhäuschen hart am Meer zu mieten und mit Kind und Kegel dorthin zu ziehen, lernen die Kinder schon frühzeitig den Unbilden der Natur zu trotzen und im fortwährenden Kampf mit ihr Anwandlungen von Furcht und körperlicher Schwäche zu besiegen. Der Junge, der im Sommer sich allein über die Meeresbucht bis zum nächsten Dorf hinüberrudert, um Besorgungen für die Küche der Mutter zu machen,



Auf der Talfahrt



Junge Mädchen auf Schneeschuhen im nordischen Winterwald

schreit auch nicht, wenn er auf seinen Skis die Balance verliert und sich an den eisenbeschlagenen, übereisten Kufen die Hände wund reißt. Und schreit er doch, so wird er nur ausgelacht — nicht nur von den Gefährten, sondern auch von den Eltern. Es macht einen gar wunderlichen Eindruck, wenn solch ein sechsjähriger Knirps z. B. auf Segelschuhen dahinfliegt, über Gräben hinweg, und die furchtbare Gewalt des Windes, der sich in dem Segel fängt, das Bürschchen gleich einem aufgewehten Blatt unaufhaltsam forttreibt. Bald liegt es völlig auf der Seite, bald ist der kleine Körper so weit vornübergebeugt, daß er mit dem Erdboden einen spitzen Winkel bildet, dann wieder ist er rücklings nach hinten gerissen, aber mag dem sein, wie ihm wolle, der Junge bleibt fest auf seinen Kufen stehen — seine Muskeln sind wie Stahl.

Hand in Hand mit der Ausbildung im Skilaufen geht die in den mancherlei andern Arten des Wintersports. Unsre Abbildung (S. 145) zeigt Jung-Norwegen auf einem der langen Lattenschlitten, die neuerdings zu den beliebtesten wintersportlichen Fahrzeugen gehören, und deren Benutzung nichts weniger als gefahrlos ist. Zur Ausführung von allerhand waghalsigen Kunststücken eignet sich dies lange und schmale Gefährt, auf dem wir auch zwei junge Mädchen in der Fahrt bergab begriffen sehen, besonders gut. Mit diesen Schlitten kann ein Fahrer die kürzesten und schärfsten Drehungen machen, und sie bieten daher den Vorteil, daß man mit ihnen einem andern Schlitten auszuweichen vermag, was z. B. mit den sogenannten Hörnerschlitten kaum möglich ist. Bis vor wenigen Jahren wurden diese sämtlichen kleinen Schlitten fast ausschließlich von dem männlichen Geschlecht benutzt, neuerdings finden sich unter den Anhängern dieses höchst interessanten Fahrsports jedoch ziemlich ebenso viele Damen wie Herren. Es gibt in Christiana mehr als ein halbes Dutzend Damen- und gemischte Klubs, die ihn vorzugsweise pflegen. In den letzten Wintern wurden regelmäßig Schlittenrennen für Damen veranstaltet, bei deren einem ein noch recht jugendliches Fräulein die Weltmeisterschaft auf dem Gebiet erwarb.

Daß der Sport in Christiania zur Winterszeit den geselligen Verkehr außerordentlich fördert, wurde bereits zu Beginn dieser Zeilen angedeutet. In der Karl-Johann-Gade — zumal demjenigen Teil, der beim Storthinggebäude beginnt — entwickelt sich täglich ein außerordentlich lebhafter Schlittenkorso, an dem die ganze Hautevolee der norwegischen Hauptstadt teilnimmt. Während anderswo der sogenannte „russische Schlitten" alle andern Schlittenformen längst schon abgelöst hat, kann man hier allerhand reizvolle phantastische Formen in bunten Farben mit reicher Vergoldung sehen. Einzelne vornehme Damen haben sich sogar solche in Gestalt von Rokokomuscheln mit vorn angebrachten Tauben- und Amorettenfiguren, wie



Im Schwunge bergauf!

sie der roi soleil und sein unglücklicher gekrönter Verehrer im Bayernland benutzten, anfertigen lassen. Der prächtigste Schlitten gehört freilich König Oskar, der sich alljährlich zur Zeit der Storthingssession einige Wochen oder Tage in Christiania aufhält und ein großer Liebhaber vom Schlittenfahren ist. Wenn das glänzende vierspännige Gefährt mit den reich galonierten, hinten aufstehenden Huissiers die Anhöhe herabkommt, auf der das königliche Schloß liegt, so gemahnt die Karl-Johann-Gade mit der sie schneidenden Frederiks-Gade an ein Bild aus jenen Märchen, die von den alten, ihr Reich auf Schlitten bereisenden Seekönigen erzählen. Ein hübsches, farbenbuntes Bild gewährt in den Tagen vor Fastnacht auch die Rennbahn von Christiania, die Einrichtungen für jegliche Art von Wintersport bietet, sowie die vorzüglich gehaltene Straße nach Holmenkollen und der nach dem Frognesäter hinaufführende Kaiser Wilhelmsweg, wo überall Schlittenzüge mit maskierten Teilnehmern zu sehen sind.



Schlittenfahrten in St. Moritz: der „Bummelzug“ bei einer scharfen Biegung



Aufgesessen!

Es ließe sich noch viel über das Kapitel Wintersport in Christiania erzählen, doch mag es an dem Gesagten genug sein. Die „nordischen Spiele“, die dort jetzt alljährlich veranstaltet werden und die bezüglich ihrer Großartigkeit kaum ihresgleichen in der Welt haben, will ich nur kurz erwähnen, da sie in den letzten Jahren genugsam besprochen und geschildert sind. Bekanntlich sind sie für ähnliche Unternehmungen in Andreasberg im Harz vorbildlich geworden, und wenn die letzteren auch nicht ganz auf der Höhe der norwegischen stehen, so bieten sie doch viel des Interessanten und Rühmenswerten.

Ein sehr reges sportliches Leben hat sich neuerdings auch in den Alpen entwickelt. Während sie früher im Winter für unzugänglich galten, werden sie jetzt auch in den kalten Monaten sehr stark besucht. An den verschiedensten Orten, zuerst in Davos und Montreux, vor allem aber neuerdings in St. Moritz hat man sportliche Uebungen für kräftigere junge Patienten dem Kurplan eingereiht und damit überraschend gute Resultate erzielt. In Montreux fand sich bereits vor ungefähr einem Dezennium in den großen Logierhäusern eine Gesellschaft sportsliebender Leute, darunter namentlich viele Engländer, zusammen, die eigentlich den ganzen Tag mit Schlittschuhlaufen, Skilaufen, Rodeln und dergleichen mehr verbrachten. Zu den Hauptvergnügungen gehörten die Rutschpartien, bei denen je auf einem Schlitten ein Herr und eine Dame saßen, von denen der erstere das Gefährt führte. Auch Eiskarussells, Schlittschuhbälle u. s. w. waren beliebt. Indessen schienen diese Unterhaltungen doch ausschließlich für sehr kräftige und abgehärtete Menschen berechnet, während man sie jetzt zum Teil so eingerichtet hat, daß auch Leute mit angegriffener Gesundheit an ihnen teilnehmen können. Daß es dabei nicht an solchen fehlt, die ihrem Körper das äußerste zumuten und verblüffende sportliche Kunststücke zum besten geben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Unsre beiden Abbildungen a. S. 148 zeigen Reifenschlitten bergauf fahrend, wie in scharfer Wendung. Welche Gewandtheit die Fahrenden besitzen müssen, um dergleichen ausführen zu können, weiß nur der, der sich näher mit dem Gegenstand beschäftigt hat.

Zum Schluß möge noch der Partie gedacht werden, die in den Weihnachtsfeiertagen des Vorjahres von einer Anzahl Jünger des edlen Wintersports auf die bayrische Zugspitze — den höchsten Gipfel in Deutschland — unternommen wurde. Sie erreichten sie nach neunzehnstündigem Marsch, während dessen sie zweimal — zum letztenmal in der Knorrhütte — rasteten. Der Meteorolog, der auf der Zugspitze wohnt, kam der fröhlichen Gesellschaft ein Stück Weges entgegen und ließ es sich nicht nehmen, sie auf seinem hochgelegenen Quartier zu bewirten.



Eine englische Miß im Fluge

Japans Wehrmacht zur See

Von v. Witzleben

(Mit sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



Klar zum Gefecht!

Die Unsicherheit der gegenwärtigen Lage in Ostasien, die Gefahr, die immer noch besteht, daß es über kurz oder lang zum Kriege zwischen Rußland und Japan kommen kann, und die überaus wichtige Rolle, die in diesem Falle die japanische Flotte spielen wird, lassen es angezeigt erscheinen, einen kurzen Blick auf den Bestand und die militärische Leistungsfähigkeit dieses Teils der Wehrmacht des Inselreiches zu werfen.

Aus dem siegreichen Kampf am Yalufluß haben die Japaner mit Sorgfalt und Verständnis so viel taktische Lehren und technische Erfahrungen gesammelt, daß sie sich seitdem eine Kriegsmarine geschaffen haben, die, wenn auch noch nicht an Zahl, so doch in jeder andern Beziehung ersten Ranges ist. Die neugeschaffene japanische Flotte besteht in erster Linie aus 6 Panzerschiffen I. Klasse, die in ihren neuesten Typen eine Wasserverdrängung von über 15000 Tonnen und mehr als 18 Knoten Geschwindigkeit haben. Alle diese Schiffe sind seit dem Jahre 1896 von Stapel gelassen, haben moderne Geschütze schweren Kalibers und sind in ihren drei neuesten Typen mit Krupp-Panzerung versehen. Zur Klasse der Schlachtschiffe II. Klasse gehören das ehemalige chinesische Panzerschiff „Chin-Yen“, das nach seinem vollständigen Umbau als Schlachtschiff Verwendung finden soll, wenn es auch seiner Größe und Armierung nach hinter den Kreuzern I. Klasse rangiert, ferner der alte, 1878 gebaute „Fuso“.

Der Größe und dem Gefechtswert nach folgen den Panzerschiffen 7 Kreuzer I. Klasse, die auf englischen, französischen und deutschen Werften gebaut sind. Dann kommen 9 Kreuzer II. Klasse von 3700 bis 4900 Tonnen Wasserverdrängung und einer Schnelligkeit von 16 bis 23 Knoten. Vier von ihnen sind auf englischen Werften gebaut, während sich die andern auf japanische und amerikanische Werften verteilen. Die übrigen japanischen Kriegsschiffe stammen mit Ausnahme einiger Kreuzer III. Klasse, einiger Kanonenboote und Torpedofahrzeuge aus älterer Zeit, sind aber teilweise modernisiert und neu armiert worden.

Die beiden wertvollsten Lehren, die Japan dem Kriege mit China entnommen, waren die Erkenntnis von dem hohen Wert der Schnellfeuergeschütze und der Widerstandsfähigkeit moderner Panzer. Am Yaluflusse hatte Japan nicht ein einziges Panzerschiff; nur über Kreuzer verfügte es. Die Hauptarmierung seiner Schiffe aber bestand in Schnellfeuergeschützen, mit denen es trotz seiner ungepanzerten Schiffe der chinesischen Flotte zu Leibe ging. Die beiden Panzerschiffe der letzteren wurden dabei in ihren nicht geschützten Teilen von den japanischen Schnellfeuergeschützen in kurzer Zeit durchschlagen, so daß sie bei der Entscheidung der Schlacht nicht mehr mitsprechen konnten, obgleich ihr Panzer und die Barbettetürme unversehrt geblieben waren. Auch hatten ihre schweren 30 Zentimeter-Geschütze auf den japanischen Schiffen großen Schaden angerichtet. So wurden zum Beispiel auf dem Flaggschiff des Admirals Oto durch ein einziges Geschoß eines 30 Zentimeter-Geschützes, das das Zwischendeck durchschlug, 90 Offiziere und Matrosen getötet oder



Feiertagstoilette an Bord



Ringkampf der Matrosen

verwundet. Nachdem dann die in dem Kriege gemachten Erfahrungen gesammelt und gesichtet waren, bestellten die Japaner in England zunächst 2 Panzerschiffe I. Klasse, die „Yashima“ und „Fuji“. Nach diesen Panzern wurde bei Armstrong die „Shikishima“ gebaut, die im November 1898 zu Wasser gelassen wurde und bereits im Oktober 1899 unter eignem Dampf nach ihrer neuen Heimat fahren konnte. Sie ähnelt dem „Royal Sovereign“-Typ der englischen Flotte und ist ein Schiff von hohem Gefechtswert. Das vierte Schlachtschiff der japanischen Flotte ist technisch noch vollendeter als die „Shikishima“ und ähnelt ebenfalls dem modernsten Typ der Engländer. Mit einer Wasserverdrängung von 15443 Tonnen gehört der „Asahi“, der im Jahre 1899 auf der Werft zu Glasgow vom Stapel lief, immer noch zu den größten Kriegsschiffen der Welt. Zur selben Klasse dieser Schlachtschiffe zählen als fünftes Schiff die „Hatsuse“, die ebenfalls 1899 zu Elswick vom Stapel gelassen wurde, und als sechstes die „Mikasa“, die im Jahre 1902 an die japanischen Marinebehörden abgeliefert worden ist.

Von den 7 Kreuzern I. Klasse sind 5 auf einer englischen Werft nach gleichem Typ gebaut; von ihnen wurden „Asama“ und „Tokiwa“ im Frühjahr und Sommer 1898 vom Stapel gelassen und im Februar resp. Mai 1899 in Dienst gestellt, während „Idzumo“ im Jahre 1901, „Iwate“ und „Idzonno“ zu Anfang des Jahres 1902 abgeliefert worden sind. Von den beiden übrigen Kreuzern dieser Klasse ist die in Rochefort gebaute „Azuma“ im Herbst 1898 in Dienst gestellt worden, während der in Stettin gebaute „Yakumo“ 1902 die Ausreise nach Japan angetreten hat.

Unter den 9 Kreuzern II. Klasse sind geschichtlich die interessantesten die in Japan in den Jahren 1889, 1890 und 1891 gebauten 3 Schwesterschiffe „Itsukushima“, „Hashidate“ und „Matsushima“, die an der Schlacht am Yalufluß teilnahmen und nach dem Kriege ausgebessert und stärker armiert worden sind. Von 2 weiteren Kreuzern dieser Klasse ist die „Chitose“ 1897 in San Franzisko, die „Kasagi“ 1898 in Philadelphia gebaut worden. Beide Schiffe sind anfangs des Jahres 1900 abgeliefert worden, und die „Chitose“ hatte bei der vertragsmäßigen Probefahrt einen Rekord aufgestellt, durch den sie mit 23,76 Knoten der schnellste Kreuzer ihrer Klasse geworden war. Der bei Armstrong auf der Walcker-Werft gebaute „Takasago“ gehört derselben Klasse an und ist im Sommer 1898 in Dienst gestellt worden, nachdem er im Sommer 1897 vom Stapel gelaufen war. Die 3 letzten Kreuzer dieser Klasse, „Naniwa“, „Takatshiho“ und „Yoshino“ wurden, wie der „Takasago“, von Armstrong nach gleichem Typ gebaut, aber schon 1893 abgeliefert, daher in ihren Maßen und in der Bestückung etwas vom „Takasago“-Typ verschieden.



Ausbildung japanischer Matrosen mit dem Infanteriegewehr

Rechnet man zu den voraufgezählten Schiffen 28 ältere Torpedoboote und 23 Torpedoboote I. Klasse, 31 II. Klasse und 35 III. Klasse, die teils in Deutschland, England und Frankreich gebaut worden sind, sowie 6 brauchbare Kanonenboote, die Japan den Chinesen im Kriege abnahm, so kommt man zu dem Resultat, daß Japan heute insgesamt nahe an 200 Kriegsschiffe aller Gattungen zur Verfügung hat.

Doch nicht genug mit diesem ansehnlichen Bestande maritimer Kraft, beabsichtigt die japanische Regierung ihr Flottenmaterial wiederum zu vermehren und im Laufe der nächsten Jahre 3 Schlachtschiffe, 3 Panzer und 2 Kreuzer II. Klasse neu zu bauen. Wie aus dem japanischen Marineetat für das Jahr 1903 ersichtlich, wurden für diese Neubauten im ganzen 59860304 Yen (à 2 Mk. 9 Pfg.) gefordert, und mit dem Bau der Schiffe sollte noch in diesem Jahre begonnen werden. Die Schlachtschiffe sollen in England, die Kreuzer in Japan gebaut werden; man erfährt von den Konstruktionsbedingungen bis jetzt, daß die Schlachtschiffe ein Deplacement von 16000 Tonnen erhalten und mit 16500 Pferdekräften eine Geschwindigkeit von 18,25 Knoten erreichen sollen. Der Bau dieser Schiffe soll sich auf die Jahre 1903 bis 1913 erstrecken. Die Panzerkreuzer sollen ein Deplacement von 11000 Tonnen erhalten und mit 24000 Pferdestärken eine Geschwindigkeit von 22,5 Knoten erlangen; diese Schiffe sollen in den



Gruppe japanischer Seeoffiziere

Geschützexerzieren auf einem japanischen Panzerkreuzer

Jahren von 1905 bis 1913 fertiggestellt werden. Was endlich die Kreuzer II. Klasse anlangt, so ist für diese ein Deplacement von 5000 Tonnen vorgesehen, während ihre 17500 Pferdestärken den Schiffen eine Geschwindigkeit von 23 Knoten geben.

Bei der spanischen Flotte hatte es sich im Kriege mit den Vereinigten Staaten gezeigt, daß auch ganz gute Schiffe wertlos sind, wenn taktische und strategische Prinzipien fehlen und die Mannschaft unausgebildet ist. In diese Fehler scheint man in Japan nicht zu verfallen, sondern im Gegenteil danach zu streben, Offiziere und Mannschaften auf der Höhe maritimer Anforderungen zu halten.

Zu diesem Zweck finden alljährlich, oft unter persönlicher Leitung des Kaisers, große Flottenübungen statt, bei denen es sehr geheimnisvoll zugeht und jeder unbefugte Zuschauer ohne weiteres zurückgewiesen wird. Auch auf Schießübungen verwendet die Marine große Aufmerksamkeit, und wenn auch Einzelresultate bisher nicht bekannt geworden sind, so verlautet doch so viel, daß der Eifer und das Streben nach Vervollkommnung in bemerkenswerter Weise hervortreten. Für tüchtige Leistungen der japanischen Marine spricht auch die Tatsache, daß namentlich das Offizierkorps auf hoher Stufe der Intelligenz steht und daß Marquis Ito, der, wie es heißt, im Kriegsfall den Oberbefehl zur See übernehmen soll, auch im Auslande den Ruf eines erfahrenen Admirals genießt.

Es liegt nahe, einen Vergleich mit der russischen Flotte zu ziehen, die in allmählicher Verstärkung bereits heute 8 Linienschiffe, 4 moderne Panzerkreuzer, 9 geschützte Kreuzer und zahlreiche Kanonen- und Torpedoboote in den ostasiatischen Gewässern vereinigt hat und einem französischen Blatte zufolge neuerdings die Absicht haben soll, diesen Bestand noch um 5 Schlachtschiffe, 2 Kreuzer II. Klasse und 11 Torpedoboote zu vermehren. Auch ohne diesen Zuwachs ist die russische Flotte an Zahl der Linienschiffe dem japanischen Gegner überlegen; doch dürfte dieses Mehr ausgeglichen werden durch die modernere Konstruktion und die bessere Bestückung der Schlachtschiffe Japans. Zieht aber Rußland noch mehr Schlachtschiffe heran, dann bleibt das Uebergewicht der Quantität entschieden auf dieser Seite, und die japanischen Neubauten, die ja erst im Jahre 1913 fertig sein sollen, werden wohl schwerlich dazu kommen, in die Entscheidung bei dem scheinbar nahe bevorstehenden Kampf um die Vorherrschaft in Ostasien eingreifen zu können. Daß dieser Kampf zuvörderst zur See ausgefochten werden wird, dürfte nicht zweifelhaft sein, denn Japan muß seine Truppen nach dem Festlande hinüberschaffen, um nicht den Krieg im eignen Lande zu haben, und die Sicherheit dieser Transporte ist doch nur dann möglich, wenn die russische Flotte aus dem Felde geschlagen ist.



Bajonettübungen an Bord eines japanischen Kriegsschiffes



Hühnchen

Von

Roda Roda

Hühnchen war von fünf Geschwistern das jüngste. Und wie jung sie war! Man sollte gar nicht glauben, daß es heutzutage so junge Menschlein gäbe! Als sie noch im Steckpolster saß, machte Bruno schon sein erstes Jahr Jus, Willy Uebersetzungen der Odyssee, Adele Gedichte auf einen Forstpraktikanten und Karl allerhand Unfug, zum Beispiel aus Tante Annas Bügeleisen — Torpedos.

Als Hühnchen fünf Jahre alt war, stieg selbst Karl, der ihr am nächsten stand, in die Kaste der ernsten Leute auf und ließ sich zum erstenmal rasieren. So blieb Hühnchen ganz, ganz allein. Nicht einmal Mama konnte sich mit ihr befassen. Papa war nämlich kurz nach Hühnchens Eintritt in die Welt gestorben, und das große Holzgeschäft ruhte auf Mamas Schultern.

Recht peinlich für Hühnchen! Man hat doch sozusagen Bedürfnis nach dem Umgang mit teilnehmenden Menschen, wenn man auch noch so jung ist. Dieses Bedürfnis wurde aber nie befriedigt. Ach ja, es ist ein Kreuz, wenn man die Jüngste ist!

Hühnchen war zehn Jahre alt. Man sah jetzt, daß sie wasserblaue Augen hatte, was man früher, solange ihr die Brauen fast mit den dicken Bäckchen zusammengewachsen waren, nie recht gemerkt hatte. Ja, Hühnchen hatte sogar einen Zopf. Ein boshaftes, kleines Rattenschweifchen, das gerade knapp über den Nacken reichte. Hühnchen mochte die Arme drehen wie sie wollte — das Schweifchen ließ sich nicht fassen. Und um halb acht Uhr mußte sie doch zur Schule! Zu Mama ging sie nicht erst — die war um diese Zeit auf dem Holzlagerplatz eifrig beschäftigt. Also zu Schwester Adda. Aber Adda war ein ausgewachsenes Fräulein, das „wahrhaftig Besseres zu tun hatte". Wenn Karl just nicht mit dem linken Bein zuerst aufgestanden war und außerdem nicht zu spät, so konnte es geschehen, daß er Mitleid mit dem Hühnchen fühlte und den Zopf flocht. Er sorgte aber, daß die Gefälligkeit nicht durch Gewohnheit zur Pflicht werde, indem er den Liebesdienst öfter, als es nötig war, verweigerte. Dann blieb Hühnchen nichts übrig, als ein Versuch in der Gesindestube. Freilich, der Köchin durfte sie nicht kommen, aber das Stubenmädchen konnte nicht weinen sehen und nahm das Hühnchen endlich zwischen die Knie, wenn erst die Erwachsenen gefrühstückt hatten.

So wuchs Hühnchen auf. Sie wuchs so rasch, daß die andern gar nicht merkten, wie sie allmählich ein Backfisch wurde. Auch sie selber merkte es nicht, so jung und klein und überflüssig kam sie sich vor. Sie zählte ja gar nicht recht mit. Bruno war schon längst Advokat, verheiratet und doppelter Vater, Willy sollte demnächst den Holzhandel selbständig übernehmen und galt in den beteiligten Kreisen als überreifer Ehekandidat, Adda als hoffnungslos spätes Mädchen, ja, es gab Mütter tanzender Töchterchen, die schon mit Karl rechneten.

Und Hühnchen war noch immer — das Hühnchen.

Die andern alle setzten sich zusammen, hielten Rat, entschieden die Familienangelegenheiten, sprachen von Kunst, Politik, geschäftlichen Konjunkturen — Hühnchen lief mit Brunos viel jüngeren Töchterchen draußen auf dem Lagerplatz um die Wette und flocht ihnen gelegentlich die Zöpfchen. Sie sagten nicht mal „Tante" zu ihr, die kleinen Kröten, so oft und so entschieden sie es auch verlangte, sondern ganz einfach „Hühnchen". — —

Eines Tages fand Mamas Schwester, Frau Anna, daß es für Willy und Adda hoch an der Zeit sei, zu heiraten. Wie sie alles, was sie in die Hand nahm, mit wahrem Fanatismus durchzuführen pflegte, so verfügte sie auch jetzt sofort, daß Willy auf Brautschau zu fahren und Adda den Besuch eines Freiers zu Hause abzuwarten habe. Sogar Karl wollte sie mit etwas Weiblichem beglücken, wiewohl sie ihm das Torpedobügeleisen noch lange nicht vergessen hatte.

Wirklich — vierzehn Tage später traf zu Hühnchens unaussprechlichem Erstaunen Besuch ein: Herr Leo Radner aus Brod, Königlicher öffentlicher Notar und Witwer.

‚Warum der wohl gekommen sein mag?' dachte Hühnchen bei sich, denn seit sie sich erinnern konnte, war nie jemand zu Besuch im Hause gewesen.

Der ganze Zuschnitt des Lebens ward im Nu verändert. Man buk und briet, daß die Butter prasselte, das feinste Tischzeug wurde hervorgeholt, das Silber blitzblank geputzt. Die entfernteste Verwandtschaft ging aus und ein, kam zum Kaffee und Abendbrot und blieb bis spät in die Nacht. Hühnchen brauchte nicht lange zu sinnen. Das Stubenmädchen, mit dem sie längst zarte Freundschaftsbande angeknüpft hatte, verriet alles: Adda wird heiraten.

Adda wird heiraten! Von Stund an geriet Hühnchen in einen Zustand, den man seither noch nie an ihr bemerkt hatte: sie wurde nachdenklich. Mit großen, runden Augen ging sie umher, setzte sich auf die einsamsten Balken des Lagerplatzes und bemühte sich, die schuldlose Kinderstirn in die faltigsten Falten zu ziehen. So gelang es ihr, durch emsige, vergleichende Studien in der neueren Familiengeschichte herauszubringen, daß Addas Heirat eigentlich recht verspätet komme ... und daß sie selber, Hühnchen, durchaus kein kleines Mädchen mehr sei, sondern ein richtiges Fräulein, dem junge Herren die Hand küssen und den Hof machen sollten ... sollten! Hatte doch Erna Schreyer,

die in der Schule um einen Jahrgang vorangewesen war, schon ihren Bräutigam, und die jungen Damen ihrer Klasse durften ohne Ausnahme Bälle besuchen!

Als die kleinen Nichtchen kamen, um mit Hühnchen zu tollen, fiel es dieser nicht im Traume ein, sich mit ihnen abzugeben. Als Mama für Hühnchen ein neues Kleid — zu Addas Hochzeit — bestellte, wußte sie es durchzusetzen, daß es um eine gute Handbreit länger wurde, als ursprünglich geplant war. Schließlich erklärte sie entschieden, sie heiße Julia und verbat sich's, fortan noch Hühnchen gerufen zu werden. Die Szene erntete aber nur einen Lacherfolg.

Das Kommen und Gehen, Besuchen und Bewirten war bisher das reinste Kinderspiel gewesen gegen die große Schlacht, die sich für den Sonntag vorbereitete. Das Dienstpersonal wurde durch Anwerbung von Hilfskräften verdoppelt, tagelang roch man Schokolade und Vanille durchs ganze Haus. Adda schoß von der Küche ins Empfangszimmer und wieder zurück, verbrannte haufenweise getrocknete Blumen und Photographien — Mama war einfach überall.

Mittags schon traf eine Karawane unbekannter Angehöriger der Familie Radner aus Brod ein. Dem armen Hühnchen wirbelte der Kopf inmitten all der neuen Gestalten. Keinem Menschen fiel es ein, sie förmlich vorzustellen. Bruno oder Mama nahmen sie einfach beim Arm, zerrten sie in einen Halbkreis sitzender älterer Frauen und riefen: „Na — und das hier ist unsre Jüngste." Die Damen lächelten oberflächlich und sagten: „So — so! Die Jüngste!" Dann zog sich Hühnchen hilflos irgendwohin zurück, wo sie niemand den Rücken zu kehren brauchte, immer in der Angst, daß man sie wieder einer Tante vorschleifen würde.

In solch einer Ecke zwischen Vorhang und Pfeilerkasten entdeckte sie Fritzi Radner, Leos jüngerer Bruder.

Ihm ging's in der großen, fremden Versammlung nicht viel besser, wiewohl er als neugebackener Leutnant eigentlich einige Beachtung verdient hätte. Er näherte sich Hühnchen mit gesenkten Augen. „Fräulein halten sich immer hier am Orte auf?" fragte er, um etwas zu sagen.

„Ja," hauchte Hühnchen und wurde rot wie des Herrn Leutnants Scharlachkragen.

„Sie waren auch vorher immer hier?"

„Immer."

„Hm."

„Ja."

Da rief irgend jemand, das Essen sei angerichtet, die Gesellschaft erhob sich, und als es Doktor Elias Radner, einem bejahrten Weltmann, einfiel, der Dame des Hauses den Arm zu bieten, wollten die andern Onkels an Lebensart nicht zurückstehen und hängten sich in je eine Tante ein, der Herr Leutnant nach einigem Besinnen in das Hühnchen. Elias, der Salonlöwe, spielte sich als Zeremonienmeister auf und gab die Parole aus: „Jugend voran!" Hühnchen und der Leutnant mußten zu ihrer unaussprechlichen Verlegenheit den Zug eröffnen.

Beim Braten klopfte Bruno an sein Glas und hielt eine längere Rede. Hühnchen riß die Augen auf, als Adda mir nichts dir nichts dem Notar aus Brod um den Hals fiel. Die andern schrien „hoch" dazu, Mama zerdrückte etliche Tränen und Elias schlug Brüderschaften vor. Man küßte einander, gratulierte und lachte hüben und drüben.

„Ihr zwei müßt nun auch!" befahl Onkel Elias kategorisch. Der Leutnant trank Hühnchen zu und auf Ja und Nein fühlte Hühnchen zwei Arme im Nacken und einen sprießenden Schnurrbart unter der Nase.

Hühnchen wäre am liebsten in die Erde gesunken, so verlegen war sie. Das Unglück und Doktor Elias Radners Bosheit wollten es, daß alle auf sie hinsahen; nun hörte das gutmütige Gespött gar nicht mehr auf.

Am nächsten Morgen herrschte wieder tiefe Stille im Hause; nur die kalten Schüsseln des Mittagstisches erinnerten noch an die Festlichkeit von gestern. Hühnchen träumte im Wachen: eine brennende Liebe, der der Gegenstand fehlt.

Es vergingen Wochen unaufhörlicher Zurüstungen zur Hochzeit Addas; Schneiderinnen und Lieferanten gingen aus und ein. Hühnchen saß unberührt von dem Trubel draußen in der Sonne auf einem Balken, sehnte sich nach etwas und wußte nicht, wonach.

Eines Tages schneite wiederum der Leutnant ins Haus. Mama hieß ihn willkommen, im Grunde aber war man froh, als der störende Gast mit Hühnchen verschwand. Sie führte ihn durch die Stadt und in den Park hinaus, zeigte ihm, was es just zu sehen gab, und erzählte dazu, was sie wußte. Viel war es nicht. In einer ganz besonders einsamen Allee blickte sich der Leutnant um, ob niemand in der Nähe sei, faßte Hühnchen an der Hand, dann aber verlor er wieder den Mut, und sie gingen weiter. Hühnchen, unbefangen wie zuvor, denn sie ahnte nichts — und Fritzi im Kampfe mit böseren Absichten.

Mit dem Zuge um vier Uhr mußte er weiter nach Brod fahren; Hühnchen brachte ihn zum Bahnhofe. Als er ins Coupé steigen wollte, sahen sie sich in die Augen — zum erstenmal. Durch Hühnchens Körper fuhr ein elektrischer Schlag. Sie hätte fast geweint. Er biß sich auf die Lippen und stammelte: „Ich komme bald wieder." In Gedanken setzte er hinzu: ‚Und werde klüger und kühner sein.' Von da an ging ihm das Hühnchen nicht mehr aus dem Sinn.

•

Hühnchen schwärmte. Wenn man ihr nur ein ganz klein wenig Beachtung geschenkt hätte, würde man die große Veränderung an ihr bemerkt haben. Als die Nichten kamen und wieder einmal versuchten, sie zu einer Partie „Kochenspielen" zu veranlassen, kostete ihr die Verweigerung der Teilnahme kaum einen Kampf.

„Sie meint, sie sei schon ein Fräulein," höhnten die Nichten. Hühnchen schwieg und wußte es besser.

Addas Hochzeitstag war in absehbare Nähe gerückt. Mama, die Braut, Bruno und Willy rechneten die Kränzelpaare zusammen. So viel sie nachdachten, immer fehlte noch eins. Hühnchen paßte wie ein Schießhund auf, daß auch ihr Name fiele. Adda ließ ihn zuerst verlauten, und Hühnchen warf ihr dafür einen unendlich dankbaren Blick zu. Nun fehlte noch ein Herr. Der Leutnant war schon vergeben.



Ein guter Kamerad

Nach einer Naturaufnahme von Hans Hildenbrand in Stuttgart

Man erinnerte sich eines Broder ledigen Schwagers und zog ihn und Hühnchen tagelang als drittes Kränzelpaar in Erwägung, bis Willy ein andres Arrangement vorschlug: Hühnchen und Fritzi. Da jauchzte sie im Innern auf und konnte die Nacht darauf vor Freude nicht schlafen.

Die Freude währte nicht lange. Als Hühnchen einmal von einer träumerischen Stunde auf dem Lagerplatz ins Wohnzimmer trat, fand sie alle Beschlüsse umgestoßen. Der Leutnant sollte eine Cousine von Brunos Frau zur Kirche führen, der vielgenannte Broder Schwager aber das arme Hühnchen.

„Nein, das mag ich nicht," sagte Hühnchen mit dem unglücklichen Tonfalle ihrer Kinderjahre. Bruno erwiderte, sie werde nicht gefragt. Hühnchen drohte zu weinen, Mama legte sich ins Mittel, und die frühere Zusammenstellung blieb in Kraft.

Acht Tage vor der Hochzeit kam der Leutnant, wie er's versprochen, wieder. Nun hatte erst recht niemand Zeit für ihn, den überflüssigen Backfisch ausgenommen. Sie gingen wie damals auf den Stadtgarten zu, beide einsilbig und zögernd.

Im Stadtgarten wandte sich Hühnchen entschlossen nach links, wo es so einsam ist. Je näher sie der dunkeln Schattenhalle kamen, desto höher schwoll Fritzis freudige Erregung. Da, am Eingange, trafen ihre Augen zusammen. Hühnchen hatte sich's so lange gewünscht, mit Fritzi allein zu sein, ein Wort der Liebe zu hören — jetzt, da sie in seinem Blicke den Vorsatz der Erklärung las, wich sie bestürzt aus. „Nicht dahin!" sagte sie.

„Bitte, bitte, gehen wir doch," bat er herzbeweglich und faßte sie unter den Arm.

Hühnchen folgte furchtsam der sanften Führung. „Gott, wenn uns jemand sähe!"

Dann schritten sie schweigend weiter. Sie traten in eine Nische, blieben stehen, er bog ihr leise den Kopf zurück, und sie widerstrebte nicht.

Hoch beglückte Hühnchen ihr erstes, teures Geheimnis. Der Gedanke, daß die Geschichte ihrer Liebe doch viel schöner und reicher sei als die der Schwester Adda, machte sie stolz. Immerfort verglich sie sich mit Adda und Fritzi mit seinem älteren Bruder. Der Vergleich fiel zu ihren Gunsten aus.

Sie gingen aus dem Stadtgarten nach Hause. Fritzi wurde, so glücklich es ihn machte, ein wenig unruhig darüber, daß Hühnchen sich so gar nicht scheue, Arm in Arm mit ihm zurückzugehen. Als sie sich belebteren Straßen näherten, ließ er sie schüchtern frei. Sie sagte nichts, wunderte sich aber ein wenig.

„Und wann — wann sprichst du mit Mama?" fragte sie plötzlich.

Er war wie aus den Wolken gefallen. Ihm war es gar nicht so bitter ernst gewesen. An was andres, als sein Hühnchen sehr lieb zu haben, so lieb wie damals in der Akademie die Elly und die Theresina und — und die andern, hatte er gar nicht gedacht, nicht einmal im Traume. Jetzt griff er die Idee Hühnchens, daß sie einander wirklich und wahrhaftig heiraten sollten, mit Begeisterung auf, fand sie einfach göttlich und beschloß, sie womöglich auszuführen.

„Mit Mama werde ich noch heute sprechen," rief er großartig.

Für Hühnchen war Fritzis Entschluß das natürlichste Ding der Welt. Küssen und Verloben, das war so selbstverständlich eins, daß sie sich's anders gar nicht vorstellen konnte. Erna Schreyer, die ihr in der Schule um eine Klasse voraus gewesen, war nun schon Frau — warum also sie nicht? Resolut, eine echte Tochter ihrer Mutter, setzte sie gleich fest, wie die Werbung zu erfolgen habe: sie würde die Ihren vorbereiten, dann tritt Fritzi ein, erklärt, ohne das Hühnchen nicht leben zu können, und dann ...

„Wenn aber Mama nein sagt?" wandte Fritzi ein, dem doch Zweifel aufstiegen.

„Warum sollte sie? Sie hat bei Adda und deinem Bruder auch eingewilligt!"

Nun ward auch der Leutnant wieder zuversichtlich, und sie gingen Arm in Arm und freuten sich, wenn sie Bekannte erstaunt grüßten und sich nach ihnen umsahen.

Es traf sich herrlich. Daheim tagte wieder einmal der große Familienrat mit allen, auch den entferntesten Verwandten. Ein Möbelhändler war ebenfalls dabei. Hühnchen bemerkte ihn nicht einmal, als sie, zum Platzen voll von Wagemut, mit der Tür ins Haus fiel: „Mama, Fritzi ist draußen und wird gleich hereinkommen."

„Das Zimmer ist offen," erwiderte Mama.

„Er wird dich um meine Hand bitten."

Nach einem Augenblick allgemeinen Nichtverstehens rief der Aelteste, Bruno: „Bist du toll, Hühnchen? Fritzi wird um deine Hand bitten?"

„Ja, wozu denn?" fragte Willy lachend.

„Er will, daß ich seine Frau werde," gab Hühnchen zurück, ohne sich im mindesten aus der Fassung bringen zu lassen. Im Gegenteil! Jetzt erst recht! Sie hatte es schon lange satt, die Jüngste zu sein.

Adda, Willy, Bruno, Mama, die Tanten, die Onkels, der Möbelhändler — alle wechselten Blicke und wollten vielleicht zu reden beginnen, aber sie kamen gar nicht dazu. Leutnant Fritzi Radner klirrte herein, als gelte es einen Regimentsrapport, und brachte, indes ihn Hühnchen mit bewundernden Augen ansah, kurz und kernig seine Bitte vor.

„Was fällt dir denn ein, Fritzi?" sagte Mama. — „Aber keine Spur! Unmöglich!" rief Bruno. — „Seht mal her! So was!" lachte Willy. — „Ist denn heute alles närrisch?" schalt Adda.

Hühnchen überfiel plötzlich die Bangigkeit, sie sah ihr liebes Lustschloß wanken: „Wenn ich ihn aber gar so gern habe!" jammerte sie, und da flog des Leutnants Kappe in die Ecke, und die unglückseligen Menschenkinder umarmten sich im Angesichte der Versammelten — der entferntesten Verwandtschaft und des Möbelhändlers.

Tiefes Schweigen. Dem Manne mit den Möbeln winkten neue Bestellungen. „Warum eigentlich nicht?" fragte er lustig.

Das war das erlösende Wort. Mama hielt Bruno, der dazwischenfahren wollte, zurück und Willy wiederholte: „Warum eigentlich nicht?" Adda zuckte resigniert die Achseln: „Warum eigentlich nicht?"

Tante Anna begann zu schluchzen — ein deutliches Zeichen für eine herannahende Verlobung. Bruno grollte: „Ihr seid doch noch Kinder!"

„O, wir werden warten!" jubelten die beiden. Man konnte es ja schon mit Händen greifen, daß sie gewonnen hatten.

Drei Gedichte

von

Otto Julius Bierbaum*)

Rosen

Als ich im kurzen Röckchen ging,
Da wußt' ich gerne jedes Ding
Und ließ der Mutter keine Ruh:
Warum? Weshalb? Wieso? Wozu?
Schwer war es, Antwort sagen
Auf so viel schwere Fragen:
Du, Mama, sag, Mama,
Wozu sind denn die Rosen da?
Sprach Mama:
Eisasa!
Rosen sind zum Brechen da.

Nun trag' ich schon ein langes Kleid
Und bin selbst fürchterlich gescheit
Und darf nicht jeden stellen: Du,
Warum? Weshalb? Wieso? Wozu?
Und hab' doch viel zu fragen.
Was würde sie wohl sagen,
Früg' ich: Du, sag, Mama:
Wozu sind denn wir Mädchen da?
Spräch' Mama:
Eisasa!
Mädchen sind zum Küssen da.



Das grüne Blatt

Vor meinem Fenster weht
Ein Blatt; — der grüne Schein
Soll meine Zuversicht
Und liebe Ruhe sein.

Vor meinem Fenster weht
Ein Blatt. Wir leben so
Im leisen Auf und Ab
Und sind des Schwebens froh.

Vor meinem Fenster weht
Ein Blatt. Mir ist so gut.
Komm an mein Herz, du Grün,
Das solche Wunder tut.



Phot. Franz Hanfstaengl — Hans Thoma pinx.

Aussicht in den Garten

Liegt ein Buch am Fensterbrette,
Aber keiner liest darin,
Denn es locken Blumenbeete
Frei ins Freie Blick und Sinn.

Anfangs ging ich brav und weise
Seitenzeilen hin und her,
Daß ich nach Gebot und Fleiße
Recht ein Weisheitswandrer wär.

Aber, ach, die Blumen standen
Allzu nahe nebenbei,
Und die leichten Blicke fanden,
Daß es draußen schöner sei,

Wo die weiten Wiesen wogen,
Wo die schwanken Büsche stehn,
Wo in himmelhohen Bogen
Leichte, weiße Wolken gehn,

Wo der Bäume Wipfel leise
Sich im Winde neigen. — Nein,
Heute mag ein andrer weise
Und ein Bücherleser sein.

Wenn es regnet, wenn es schauert,
Bin, o Buch, ich wieder da,
Doch solang schön Wetter dauert,
Lockt mich keine Kabbala.

Bleibe nur am Fensterbrette!
Weisheit, lüfte dich heut aus!
Ich geh in die Blumenbeete,
Hol noch einen Blumenstrauß.



*) Die drei Gedichte und das Bild von Hans Thoma sind der im vorigen Heft dieser Zeitschrift besprochenen neuesten Liedersammlung des beliebten Lyrikers entnommen, die unter dem Titel „Das Seidene Buch" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig unlängst erschienen ist.

Wilhelm Steinhausens Wandgemälde in der Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a. M.



„Gehet ein durch die enge Pforte"

Drei Werke monumentaler Malerei hat Wilhelm Steinhausen, der edle Frankfurter Meister, im letzten Jahrzehnt des zu Ende gegangenen Jahrhunderts geschaffen: für das St. Theobaldi-Stift in Wernigerode malte er die große „Kreuzigung" und das „Gastmahlsbild" — gleichsam zwei verschiedene Betrachtungen über das Thema „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" —; für die Grabkirche des Grafen Lanckoronski in St. Veit die „sieben Werke der Barmherzigkeit" und endlich für die Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt a. M. die Wandgemälde zu Worten der Bergpredigt.

In diesem jüngsten seiner Monumentalwerke hat der Künstler sich am freiesten und reichsten ausleben können. Das preußische Kultusministerium, das ihm den Auftrag der Ausschmückung jenes Raumes gab, stellte ihm die Wahl und die Durchführung des Themas völlig frei. Ein erfreuliches Vertrauensvotum, wie es deutschen Künstlern von ihren Auftraggebern leider selten zuteil wird! Daß es aber das beste ist, in solcher Weise einem berufenen und bewährten Meister freie Hand zu lassen, dafür hat Steinhausen in seinen Aula-Bildern den klassischen Beweis erbracht.

Als frommer und gedankenvoller Mann wählte er zur Grundlage für den Schmuck eines Saales, in dem die Angehörigen einer Lehranstalt sich bei feierlichen, religiös gehobenen Gelegenheiten versammeln, die Mahnungen der Bergpredigt, in der der Lehrer der Christenheit, Christus selbst, sein neues, weltumwälzendes Sittengebot am umfassendsten und ergreifendsten niedergelegt hat.

In fünf großen Bildern, die durch vier schmale Streifen getrennt und unten von einer Predella umsäumt werden, verkörperte der Künstler den göttlichen Lehrer und sein Wort. Das Mittelbild (s. die nebenstehende Bilderbeilage) zeigt in weiter, lieblicher, echt deutscher Berg- und Hügellandschaft, über der sich ein lichter Himmel wölbt, den lehrenden Christus. Die Rechte wie segnend erhoben, spricht er die nie verhallenden Worte; die Zuhörer mit im Bilde darzustellen hat der Maler mit weisem Bedacht unterlassen. Wie dieses Bild zugleich zu den schönsten Schöpfungen des Landschafters Steinhausen gehört, so auch die lieblich-ernste Gartenszene, der das Wort „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" zugrunde liegt. — In wirkungsvollem Gegensatz dazu das Doppelbild mit dem Engel, der hinweist auf die enge Pforte, die zum Leben führt, und das (hier nicht wiedergegebene) Nachtstück der Kampf- und Wanderbereiten in dunkelm, nur von Fackelschein erhelltem Gewölbe, die an das Wort gemahnen: „Ihr Jünglinge, lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten!"

Wieder ins Freie hinaus führen uns die beiden letzten großen Bilder, aber ernst, ja düster ist hier der landschaftliche Hintergrund, besonders auf jenem, das die Irrenden, Betrogenen zeigt, die in weltlicher Weisheit und irdischen Schätzen das einzige Glück zu finden meinen, und die andre Gruppe der Betrüger und falschen Propheten, die ins Weite hinausrufen, um Anhang für ihre Irrlehre werbend (s. S. 161). Endlich noch die Doppelkomposition des fünften Bildes: der Jüngling, der zwischen dem Herrn des Himmels und dem weltlichen Mammon wählen muß, da geschrieben steht: „Niemand kann zween Herren dienen," und der müde Pflüger, den die Sorge niedergedrückt hat, während neben ihm das arme Weib mit dem kleinen Kinde hoffend zum Himmel aufblickt, vertrauend der Verheißung: „Sorget nicht für den kommenden Morgen."

Fügen wir noch hinzu, daß die Längsstreifen und Predellenbilder Jesus im Sturme auf dem See und mehrere neutestamentlichen Gleichnisse veranschaulichen, so ist damit das Inhaltliche des Zyklus aufgezählt und das Wesentlichste seiner Gedanken- und Stimmungswelt angedeutet. Die rein künstlerischen Eigenschaften dieses großen Werkes raumschmückender Kunst lassen sich, soweit sie das Figürliche und die Komposition betreffen, aus den hier gegebenen Reproduktionen wohl erkennen; der Totaleindruck, der Zusammenklang der kontrastierenden Grundtöne, auf denen die einzelnen Darstellungen sich aufbauen, kann natürlich nur in dem Festsaal selbst genossen werden, dem dieser vornehme und weihevolle Schmuck zuteil geworden ist.



Chriſtus predigt

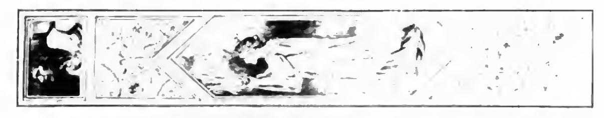
In der Predella: Die G

Aula des Kaiſer Friedrich-Gymna



...uf dem Berge
...iahren des Lebens

...siums zu Frankfurt a. M. Von



„Ihr sollt nicht Schätze sammeln"　　„Hütet euch vor den falschen Propheten"

Aus Wilhelm Steinhausens Wandgemälden in der Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a. M.





Brunnengruppe auf der Piazza Termini in Rom

Streifzüge eines Lichtbildners

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Mit 9 Originalaufnahmen des Verfassers).

Immer noch streitet man sich weidlich darüber herum, ob denn das Photographieren eigentlich zu den Künsten zu zählen sei. Man kann es wohl begreifen, daß z. B. der Maler, der tagelang bei einer Skizze im Freien zubringt und dann Wochen zu ihrer Ausarbeitung im Atelier verbraucht, zum Photographen sagt: „Ja, mein Lieber, so abknipsen wie du, das kann ein jeder, das ist keine Kunst. Ich aber arbeite doch nicht bloß mit dem Pinsel, ich lege mein ganzes Empfinden mit hinein."

Der Maler hat völlig recht. Abknipsen kann ein jeder. Aber auch mit dem Pinsel über die Leinwand streichen kann ein jeder. Auf die Empfindung, mit der man das Schöne, das Charakteristische sieht und auswählt, kommt alles an. Das Festhalten ist dann nur noch Sache der Technik, die jeder lernen kann, die Technik des Pinselführens wie die des Photographen. Freilich, der letztere hat es ganz wesentlich leichter damit. Deshalb gibt es auch so viel mehr Lichtbildner wie Maler, schlechte wie gute. Aber auf der andern Seite hat es der Lichtbildner wieder schwerer wie der Maler. Der kann sein Ideal aus vielen verschiedenen Eindrücken und Studien sich in seinem Geiste, seiner Empfindung zusammenstellen, der Photograph muß so lange in der Wirklichkeit, in der Natur suchen, bis er sein Ideal gefunden hat, und weil ein leibhaftiges Ideal in der Wirklichkeit bekanntlich nicht existiert, so bleibt die Kunst des Lichtbildners in der Tat unvollkommen. Aber eben weil es für

ihn unendlich viel schwieriger ist als für den Maler, das vollkommen Schöne festzuhalten, so steht eigentlich die Kunst des Lichtbildners höher als die irgend eines andern, denn sie ist unerfüllbarer. Die andern Künstler sagen, sie könnten aus ihrer eignen Phantasie heraus schöpferisch wirken, der Lichtbildkunst fehlte aber gänzlich dieses schöpferische Element. Wirklich schöpferisch aber ist kein Mensch, und auch nicht die Natur. Auch sie komponiert nur aus vorhandenen Elementen scheinbar Neues. Nicht nur unter der Sonne, sondern im ganzen weiten Universum gibt es nichts wirklich Neues, das aus dem Nichts in die Wesenheit gesprungen wäre. Wenn ein Künstler scheinbar Neues schafft, so muß man ihn wohl für ein großes Genie erklären, aber er darf nicht vergessen, daß die Elemente, aus denen heraus er schaffte, diejenigen sind, die auch heute der künstlerisch empfindende Lichtbildner sucht, wie er, und sie ihm schließlich mühelos zur Verfügung stellt. Beide Künste gehen nämlich Hand in Hand, und man erlaube mir nun, im folgenden eine Reihe von Bildern vorzuführen, die das Vorhergehende versinnlichen sollen. Nicht etwa, daß sie als vorbildlich zu betrachten wären. Ich möchte an ihnen nur zeigen, was anzustreben ist, und dann auch in einzelnen Fällen, was, wenigstens für mich, nicht erreichbar war.

Die erste Bedingung für ein Kunstwerk ist, daß es für sich spricht, es muß keines Kommentars bedürfen. Deshalb sollte ich auch eigentlich zu den folgenden Bildern nichts hinzuzufügen haben. Aber ich will ja auch als Photograph dabei ein wenig aus der Schule schwatzen.

Zu dem Bilde Wiesenbächlein (S. 167) ist allerdings kaum etwas zu sagen. Es ist ein denkbar einfaches Bild: eine fein gekräuselte Wasserfläche und eine Schar von Blümlein, die ihre Köpfchen daraus hervorstrecken in die Frühlingssonne; ein wenig Schilf, das den Abschluß macht. Und doch wird, wie ich denke, jeder sich an dem Anblick erfreuen. Ich bilde mir auf dieses Bild etwas ein. Es sind Hunderte von Menschen mit ihren Apparaten daran vorübergegangen, ohne seine stille Poesie zu sehen.

Wem weht nicht aus dem andern Bilde Abendluft über den Weiher herüber, hinter dem die Sonne untergehen will und mit ihren letzten Strahlen noch über die Wasserfläche hinflimmert! Die Mühlen, die uns ohne weiteres sagen, daß wir uns am Niederrhein oder in Holland befinden, erscheinen in der Dämmerung nur noch als Silhouetten. Aber die Luft ist rein und klar: das feinste Fachwerk der Flügel hebt sich vom Himmel in vollkommener Schärfe ab, wie wir es in der Dämmerung oft zu sehen pflegen, wenn das Licht des Himmels unsre Augen nicht mehr blendet. Die Aufnahme ist „gegen Sonne" gemacht worden. Die Sonne befand sich sogar noch auf der Platte mit abgebildet. Die wenigsten Photographen wagen solch ein Experiment, das, wenn technisch geglückt, immer ein besonders reizvolles Bild ergibt. Den meisten „verschleiern" aber die Aufnahmen dabei. Es gibt „flaue", kontrastlose Bilder, die nicht zu gebrauchen sind. Auch wenn wir gerade gegen die Sonne sehen, verschleiert sich in unsern Augen das Bild: wir werden eben geblendet und unterscheiden nichts mehr deutlich. Wie kann man vom Apparat verlangen, daß er besser sehe wie unser Auge! Nun, dies Verlangen ist kein gar so exorbitantes. Der photographische Apparat kann gegen manche Vorzüge



Trümmer der Kaiserpfalz Karls des Großen in Nymwegen (Holland)

des Auges, deren er nicht bedarf, seinerseits Vorzüge eintauschen. Die modernen Objekte bringen es bis zu zwölf brechenden Flächen, die mit den Lichtstrahlen auf die raffinierteste Weise förmliche Jongleurkünste ausführen. Diese Linsenflächen sind es nun freilich zunächst, die die Verschleierung hervorrufen, wenn sie direkt von der Sonne beleuchtet werden. Die Strahlen gehen zwischen den Flächen hin und her und machen sie für sich leuchtend. Sie verhalten sich also gerade so, als ob der Apparat da vorn Nebellicht hätte. Nun bringen es aber die neuen Objekte zuwege, daß dieses störende Licht zu einem Ringe gesammelt wird, der größer ist als die Platte, so daß diese also von jenem Reflexlicht der optischen Flächen nicht oder nur in geringem Maße getroffen wird. Die Objektive, mit denen ich arbeite, leisten in der erwähnten Hinsicht ganz Vortreffliches.

Wenn man nun völlig gegen die Sonne photographiert, erhält man wohl auch eine sogenannte Mondscheinstimmung. Viele machen sich bei solchen Bildern, deren Kopien man dann besonders dunkel herstellt, auch noch das Vergnügen, wirklich einen Mond hineinzumalen. Aber ich meine, die Stimmung wird so auch erzeugt. Auf der großen Lagune zwischen dem Lido und Venedig ist mir einmal ein solches Bildchen gelungen, dessen Eindruck völlig täuschend ist.

Das Wasser ist das Auge der Landschaft, in dem ihre Schönheit und ihr Leben in den verschiedensten Regungen sich spiegelt wie die Seele des Menschen in seinem Auge. Deshalb liebt der Maler, liebt der Lichtbildner so sehr das Wasser in seinen Darstellungen. Eine große Zahl der verschiedensten Wasserstimmungen habe ich im Norden und Süden festgehalten. Eine, die mir am liebsten ist, ist folgende: Ein stiller, von Wald umschlossener Teich am Rande des Südharzes. Es ist im Spätsommer. Die Blätter beginnen schon von den Bäumen zu fallen. Aber kein Lüftchen weht. Spiegelglatt ist die Fläche des Wassers. Es war deshalb möglich, eine Zeitaufnahme mit kleiner Blende zu machen, so daß vorn und hinten im Bilde alles gleich scharf wurde. Das ist bei Wasseraufnahmen und solchen, bei denen Laub im Vordergrunde für die Bildwirkung Wert hat, nur selten zu erreichen. Selbst der leiseste Windhauch bewegt ja die Blätter. Auf der vorliegenden Aufnahme aber sieht man jedes Löchelchen, das Insekten in die Blätter genagt haben, und ebenso scharf sind die weißen Birkenstämme im Hintergrunde gezeichnet (S. 166).



Ein Ausbruch des Vulkans Stromboli



Ruinen des Theaters von Taormina, im Hintergrund der Aetna

Kein Land bietet so vielseitige Stimmungsbilder, so große Gegensätze dar wie Italien. Hier haben wir eine Erinnerung an seine größte Zeit: die Trümmer des griechischen Theaters von Taormina stehen vor uns, und hinter ihnen erhebt sich die gewaltige, weitausladende Pyramide des Aetna, ein Feuerberg, zu den größten des Erdkreises gehörend, der unter seiner tiefen Schneebedeckung glühend flüssiges Gestein birgt. Dort arbeitet wie zur Zeit des hehren Griechentums die Natur mit elementarer Gewalt unaufhaltsam weiter an ihrer Vollendung, denn die zwei Jahrtausende, die seither verflossen

sind, bedeuten nur eine Minute in ihrer Weltgeschichte. Aber die stolzesten Bauten der Menschen zerfielen längst.

Obwohl der Lichtbildner der Farbe entraten muß, so wird es ihm doch bei einiger Schulung des Auges nicht schwer fallen, das Charakteristische einer Landschaft, einer Jahreszeit deutlich zu veranschaulichen. Auch ein anderes Bild (S. 163) zeigt Ruinen — so modern die Kunst des Lichtbildners auch sein mag, auch sie freut sich an romantischen Motiven —, aber wie ganz anders der Eindruck! Auch die Natur liegt hier in starren Banden, und die blätterlosen Bäume, deren Aeste sich scharf vom kalten Himmel abheben, umgeben die Trümmer vergangener Herrlichkeit. Dort der lachende Süden, dessen Pracht die Gedanken von der Vergänglichkeit nicht aufkommen lassen, hier der ernste Norden. Und doch handelt es sich hier wie dort um historische Erinnerungen von ergreifender Größe, denn diese gestürzten Säulen, diese leeren Bogenfenster, durch die jetzt der Wind pfeift, gehörten einst zu einer Kaiserpfalz Karls des Großen in dem holländischen Städtchen Nymwegen.

Doch kehren wir zu Italien zurück! Dort findet man nicht nur eine herrliche Landschaft, die redenden Zeugen einer versunkenen Kultur, dort findet der Lichtbildner auch die lebendige Staffage. Das ist überhaupt ein eignes Kapitel. Der Maler kann sie stellen, wie er will, der Lichtbildner ist vom Zufall abhängig. Wie oft habe ich schon halbe Stunden lang darauf gewartet, daß sich für ein Bild eine entsprechende Staffage finden möge, denn eine apropos gestellte hat nur in den seltensten Fällen die gewünschte Wirkung; es fehlt die Natürlichkeit. Einmal, es war an der Riviera bei Camogli in der Nähe von Nervi, bot sich eine prächtige Gelegenheit. Ein düsterer Zypressenhain umgab mich, ein Bach rauschte hindurch, und eine alte, moosbewachsene



Abendstimmung am Wasser in der Nähe von Zaandam in Holland

Brücke spannte sich über das steinige Bett. Ich schwelgte in einer Art von Böcklin-Stimmung. Da zog eine Prozession mit einer Kinderleiche über die Brücke. Und diese schöne Gelegenheit benutzte ich nicht. Ich fand mich umgeben von den Leidtragenden. Mir schien es eine Profanierung des Augenblicks, jetzt eine Aufnahme zu machen. Ich war noch etwas jung im Fach; heute bin ich wesentlich frecher geworden. Als die Prozession vorüber war, hatte es eine Schar von Jungens bemerkt, daß ich eine Aufnahme machen wollte, und die war nun nicht von der Brücke fortzukriegen. Ich mußte sie wohl oder übel mit auf die Platte nehmen, ein schlechter Tausch. Aber nachträglich hat sie die Kunst des Retoucheurs wieder weggebracht. So wird übrigens an manchem Bilde „verbessert". Oft habe ich Wolken, die gar nicht vorhanden waren, von einer andern Aufnahme in das Bild hineinkopiert. Hier macht es also der Lichtbildner dem Maler nach, der auch verschiedene seiner Skizzen zu einem Bilde von einheitlicher Wirkung verbindet, wie ich es schon oben angeführt habe. — Unser erstes Bild (S. 162) zeigt ebenfalls eine Wasserwirkung: Wasserkünste an einem Prunkbrunnen. Es ist die vielumstrittene Fontäne auf der Piazza Termini in Rom, vielumstritten, weil man die weiblichen Gestalten zu üppig fand. Wie sich die Zeiten doch ändern: Rom ist heute die prüdeste Stadt der Welt, das kann man in den Museen auf Schritt und Tritt beobachten. Die wunderbare Lebensfülle und Kraft der Gestalten ist durch das lebendige Spiel des Wassers herrlich unterstützt. Es kam darauf an, das Leben dieses sprühenden Wassers im Bilde festzuhalten. Also war wieder eine Momentaufnahme nötig. Aber eine gewisse Tiefe war auch wieder unerläßlich; ich brauchte den allerersten Vordergrund mit dem wieder aufspritzenden Tropfengewirr und wollte doch zugleich auch die andern Gegenstände im Hintergrunde einigermaßen deutlich wiedergeben. Es mußte also ein scharfer Kompromiß geschaffen werden: die kleinste Blende, die noch eine gute Durchzeichnung bei einer Momentaufnahme möglich machte, mußte gewählt werden und dazu die gerade rechte Länge der Expositionsdauer. Jedes Zuviel und jedes Zuwenig war schädlich. Der gewählte Moment war verhältnismäßig lang, vielleicht eine Zwanzigstel- oder Dreißigstelsekunde. Die fallenden Tropfen wurden deshalb nicht mehr ganz scharf als Punkte oder Scheibchen dargestellt, sondern als kurze Striche. Aber gerade dadurch drücken sie die Bewegung eigentlich noch deutlicher aus, als wenn sie durch einen kurzen Moment ganz festgehalten worden wären. Das langweilige Haus im Hintergrunde links ist störend. Der Maler hätte es weglassen können, der Lichtbildner bleibt gebunden.



Waldteich am Fuße des Südharzes

Ein bewegtes Bild in mehrfachem Sinne ist auch das letzte S. 168. Ein kleines Boot, vollbepackt mit Frauen, liegt noch an einem größeren Schiffe, von dem das Bild aufgenommen ist, aber die Trennungsminute ist gekommen. Man sieht die Frauen weinen und die Hände zum Gebet falten. Wir befinden uns bei Stromboli, der kleinen Insel, mitten im Tyrhener Meer auf dem Seewege zwischen Neapel und Palermo gelegen. Auf dem weltverlassenen Eiland, das nur aus einem einzigen, immerwährend tätigen Vulkankegel besteht, herrscht die merkwürdige Sitte, daß die jungen Männer wenige Monate nach ihrer

Schwanenfamilie auf dem Brienzersee

Verheiratung meist auf drei Jahre nach Amerika auswandern, um sich dort das nötige Geld für ein Heim auf ihrer kleinen Inselwelt zu erwerben, die sie dann in der Regel nicht wieder verlassen. Die jungen Frauen hatten ihre Männer auf das große Schiff begleitet, und es gab dort schon manche gar rührenden Szenen, wobei die Männer, die in die weite Welt hinauszogen, wesentlich gefaßter waren als die angehenden dreijährigen Strohwitwen. Zum Teil mit Gewalt mußten sie von den geliebten Männern getrennt werden, man riß sie förmlich die schwankende Treppe an der Schiffsplanke hinunter, und es ist ein Wunder, daß kein Unglück dabei geschah. Aber nun stößt das Schiff ab; es gibt keine Möglichkeit mehr. Wie wird es nach drei Jahren aussehen?

Stromboli ist der merkwürdigste Fleck Erde, den ich kennen gelernt habe. In einem Buche „Von St. Pierre bis Karlsbad. Studien über die Entwicklungsgeschichte der Vulkane“ habe ich ausführlicher von dieser Insel und den übrigen Liparen gesprochen. Hier will ich nur ein Bild seines vulkanischen Gipfels wiedergeben. Wir sind in dem blühenden Italien. Unten wird der Vulkankegel bekränzt von duftenden Oleandersträuchern, von Palmen, Feigen und Weinreben. Hier oben ist alles tot, und das ewige Feuer des Planetenherzens bricht donnernd aus dem schwarzen Abhange des Berges hervor. Schon seit den Zeiten des Griechentums zeigte der Berg diese Ausbrüche, nur wanderte inzwischen die Oeffnung, aus der die Gewalt des Erdinnern sich befreit. Heute liegt sie etwa 200 Meter unter dem Gipfel am jähen Abhange etwa auf einer Höhe von 700 Metern. Die Abbildung S. 164 zeigt einen Ausbruch, den ich am 4. Mai 1903 beobachtete. Wir befinden uns etwa



Ein Wiesenbach mit Frühlingsblumen

200 Meter von der Ausbruchstelle entfernt, aus der ein Hagel von glühenden Steinen hundert und mehr Meter in die blauen Lüfte hinausgeschleudert wird. Die ausgestoßene Lava prasselt weißleuchtend den Abhang hinab. Ein unheimlich düsteres Bild, wie von einer verzehrenden Leidenschaft redend, die aus üppigster Lebensentfaltung todbringend hervorbricht.

Zum Schluß noch einige Worte über eine andere Wasseraufnahme: Eine Schwanenfamilie am Brienzersee. Bei lebenden Objekten, denen man nicht zurufen kann, „bitte, einen Augenblick recht freundlich", ist selbstverständlich wieder nur eine Momentaufnahme möglich. Hier kommt aber die Schwierigkeit hinzu, daß man auf bestimmte Entfernung einstellen und dann nach dem Augenmaße abschätzen muß, ob das bewegte Objekt im Augenblicke des Abknipsens auch diese Entfernung inne hat. Gewöhnlich ist aber dann die Stellung des Objekts nicht mehr so interessant als vielleicht kurz vor- oder nachher. Aufnahmen wie diese gehören also zu den Glücksfällen. Da die Häuser am Seeufer notwendigerweise unscharf wurden, kommen sie für die Bildwirkung nicht in Betracht und sind deshalb bei der Reproduktion fortgefallen. Das Hauptinteresse soll ja auf Monsieur, Madame et Bébés gerichtet sein.

Hiermit möge unser Streifzug für heute beendet sein. In Wirklichkeit ist ja das Feld für die Eroberungen der Camera völlig unerschöpflich. Bloß unserm Können sind leider nur zu enge Schranken gesetzt. Wer aber wie der Schreiber dieser Zeilen mit der Camera die ganze Welt durchstreift hat, der hat einen Schatz von Aufnahmen angesammelt, der unverlierbar, unzerstörbar — sofern Films, Platten und Abzüge gut gewässert sind — ihm die Erinnerung an die Wandertage frisch und lebendig erhält für die Dauer des ganzen Lebens. Es gibt ja zwar auch Spezialisten unter den Lichtbildnern, der eine bannt Porträts auf die Platte und sucht durch Stellung und Beleuchtung der Individualität des Modells gerecht zu werden, der andre lauert mit der Camera an der Straßenecke und sucht frische und bewegte Szenen des täglichen Lebens aufzufangen, und wieder ein andrer belichtet die Platte nur, wenn er sich mindestens 3000 Meter über dem Meeresspiegel befindet und entweder am Seil schwebt oder wenigstens an so schroffer Wand klebt, daß der Reiz der Lichtbildnerei durch den Reiz des touristischen Wagnisses erhöht wird. Doch das sind Ausnahmen! Im allgemeinen kann man es als den Hauptvorzug der Lichtbildnerei betrachten, daß sie es den Meistern von der Camera gestattet, eben alles aufzunehmen, was in den Bereich ihres Objektivs kommt. In dieser Beziehung sind sie den Malern recht weit voraus, denn die Zeiten, da der Künstler mit dem Skizzenbuch in der Tasche umherzog und mit geschicktem Stift kleine Skizzen gleichsam als Tagebuchblätter zeichnete, sind längst vorbei. Der Landschafter steht der Architektur zumeist hilflos gegenüber, nur selten verirrt sich der Spezialist der holländischen Ebene in die Täler des Hochgebirges, und wenn — dann läßt er sein Malgerät lieber zu Hause. Der Lichtbildner aber beherrscht die ganze sichtbare Welt, solange die Sonne am Himmel steht. Die Lande, die er durchwandert, liebe Menschen, die ihm zur Seite gehen, der Himmel, der sich über ihm wölbt, und Berg und Tal, Dörfer und Städte mit ihren Bewohnern, alles kann er mühelos mit sich nehmen, wenn er sein Handwerk gelernt hat und — Notabene — wenn auch an seiner Wiege die Musen gestanden und sein Auge hell und sein Herz freudig machten.



Abfahrendes Boot mit Frauen von der Insel Stromboli



Holzpfeifenwerkstätte

Wie eine Kirchenorgel entsteht

Ein Besuch in der Walckerschen Orgelbauanstalt in Ludwigsburg

Von

Ludwig Holthof

(Mit neun Abbildungen nach Zeichnungen von Th. Volz)

Wenn wir es versuchen wollen, dem Leser mit Hilfe einiger charakteristischer Abbildungen das Schauspiel zu vergegenwärtigen, wie ein großes Orgelwerk sich aus seinen einzelnen Teilen zusammensetzt, so gehen wir bei dieser Darstellung aus gutem Grunde von der Erinnerung an einen Besuch der bekannten Orgelbauanstalt von E. F. Walcker & Co. in Ludwigsburg aus. Denn diese Anstalt, die im Vorjahre, was bisher noch bei keiner andern ähnlichen der Fall gewesen ist, ihr tausendstes Werk vollenden konnte, ist nicht nur eine der hervorragendsten ihrer Art, sondern sie gehört auch zu den wenigen, die alles, was zum Aufbau eines großen Orgelwerkes erfordert wird, von der Gußplatte für die Ausführung der Zinnpfeifen an bis zu der letzten kunstvollen Bildschnitzerei des Orgelgehäuses auf eignem Grund und Boden erstellen.

Bevor wir unsre Darstellung beginnen, müssen wir uns kurz darüber



Zinnpfeifenwerkstätte



Gießerei für Zinnplatten

verständigen, was eine Orgel ist und was für einen Zweck sie zu erfüllen hat; ein Blick auf ihre Entstehungsgeschichte wird uns sodann ihre einzelnen Teile und deren allmähliche Vervollkommnung bis auf den heutigen Tag kennen lehren.

Die Orgel ist ein musikalisches Instrument, auf dem in einer Reihe aufrecht stehender Röhren oder Pfeifen durch mechanischen Druck bestimmt abgestufte rhythmische Lufterschütterungen oder musikalische Töne erzeugt werden; der Vorgang ist immer der gleiche, ob es sich um eine gewöhnliche Drehorgel oder eine gewaltige, mit ihrer Klangfülle ein ganzes Orchester ersetzende Kirchen- oder Konzertorgel handelt, oder ob die Lufterschütterung im Innern der Pfeifen wie im klassischen Altertum durch Wasser- oder, wie heute und jedenfalls schon vom frühen Mittelalter an, durch Luftdruck bewirkt wird. Ihrem Charakter nach ist die Orgel ein Blasinstrument, und zwar das größte aller vorkommenden, das sich von allen andern seiner Art durch seinen komplizierten Bau sowie dadurch unterscheidet, daß seine Ansprache nicht durch menschliche Lungenkraft, sondern durch eine mechanische Vorrichtung bewirkt wird. Jede Orgelpfeife kann nur einen bestimmten Ton hervorbringen, so daß ein Orgelwerk für die jedesmalige Wiedergabe der acht Intervalle der diatonischen Tonleiter mindestens neun Pfeifen aufweisen muß. Bei allen Orgeln finden sich daher die einzelnen Pfeifen zu Gruppen, den sogenannten Stimmen oder Registern, zusammengestellt. Diese verschiedenen Stimmen oder Register haben bei der Orgel eine ähnliche Bestimmung zu erfüllen wie die verschiedenen Instrumente im Orchester, d. h. sie haben die Mannigfaltigkeit und den Wechsel der Töne nicht nur in der Abstufung nach Höhe und Tiefe, sondern auch der verschiedenen Klangfarbe nach wiederzugeben, weshalb sie meist auch nach Instrumenten, wie Flötenregister, Baßregister u. s. w. benannt sind; das den höchsten Schmelz und die größte Zartheit des Tones entfaltende Register führt sogar den Namen der vox humana, d. i. der menschlichen Stimme. Rücksicht auf die zu entfaltende Klangfarbe bestimmt zum Teil auch die Wahl des Materials für die verschiedenen Pfeifen, Holz, Zinn und Zink; wir sagen zum Teil, weil das Material an und für sich die Klangfarbe nicht bedingt, wohl aber bestimmend auf sie sowie auf das leichtere oder schwerere Ansprechen des Tones einwirken kann. Auf dem gleichen Zweckmäßigkeitsgrunde beruht auch die Herstellung der Pfeifen nach den beiden Kategorien der Labial- und der Zungenpfeifen, d. h. derjenigen, in denen der Ton durch das bloße Einströmen der Luft, und derjenigen, in denen er, wie bei der Harmonika und dem Harmonium, durch eine infolge des Luftdrucks in rhythmische Schwingung versetzte Metallzunge erzeugt wird. Die Labialpfeifen verleihen dem Orgelton das Charakteristische des streichenden Tons der Saiteninstrumente und die Zungenpfeifen das Charakteristische



Schlosserei



Spieltischwerkstätte

des klingenden Tons der Blasinstrumente. Der Zahl ihrer Register nach lassen die Orgelwerke sich in kleine mit 10 bis 20, in mittlere mit 40 bis 50 und in große mit 70 bis 90, ja 100 und mehr Stimmen einteilen, wobei dann, wenn wir an dem Orchestervergleich festhalten, die letzteren wie die von der Firma Walcker hergestellten drei größten europäischen Orgeln zu St. Stephan in Wien mit 90, im Münster zu Ulm mit 107 und im Dome zu Riga mit 124 Stimmen das große, vollbesetzte Wagnerorchester vertreten.

Die Orgel ist vielleicht das älteste aller musikalischen Instrumente; jedenfalls geht sie in ihrer Grundlage auf die sogenannten Urinstrumente der Menschheit zurück, auf die Weidenpfeife, deren Name heute noch in einem der Orgelregister, dem Salicional oder Salicetregister (von salix, die Weide) nachklingt, auf die Pansflöte und auf den Dudelsack. An der Herstellung der Weidenpfeife sind wir wohl alle einmal in unsrer Jugend beteiligt gewesen, und es leuchtet ein, daß sie in den beiden Gestalten, in denen wir sie kennen, den ersten Anstoß zum Instrumentalbau hat geben können. Die eine dieser Gestalten weist ein Rohr auf, das an einem seiner Enden einen Kern mit Kernspalte und Labium hat, während die andre aus einem einfachen, an einem seiner Enden verstopften Rohr besteht und folglich von oben angeblasen werden muß. Der Ton entsteht in diesen Pfeifen dadurch, daß die in ihrem Innern stehende Luftsäule in Schwingung gerät; da er in seiner Höhe oder Tiefe von der Länge des Rohres abhängt, kann er auf der einzelnen Pfeife nicht verändert werden. Zur Erzeugung einer Reihe von Tönen mußte man daher, als man die Herstellung von Rohrpfeifen einmal gelernt hatte, entweder mehrere Rohre nebeneinander stellen oder das eine Rohr so einrichten, daß die in ihm vibrierende Luftsäule verlängert oder verkürzt werden konnte, was durch das Anbringen von Windlöchern geschah. Dadurch entstand einerseits die Pansflöte und andrerseits die heutige Holzpfeife. Die Orgelpfeife hat sich die Gestalt der alten Weidenflöte mit Kern, Kernspalte und Labium gewahrt und kann wie diese stets nur zur Erzeugung eines einzigen Tones benutzt werden; für den Aufbau auch der primitivsten Orgel mußte daher das Vorbild der Pansflöte maßgebend werden, d. h. eine Reihe ihrer Tonhöhe nach abgestufter Flötenrohre, die, da sie nicht von oben angeblasen werden konnten, notwendig Labialpfeifen sein mußten. Es war aber noch etwas Weiteres erforderlich, eine Vorrichtung, durch die den Pfeifen komprimierte Luft zugeführt werden konnte, und wenn hierfür auch wieder eines der sogenannten Urinstrumente, der Dudelsack, das Muster lieferte, mußte dieses doch wesentlich abgeändert werden, wenn es seinen Zweck erfüllen sollte. Es war nicht nur Druckluft zu beschaffen, sondern diese mußte auch den Pfeifen so zugeführt werden, daß sie nach Belieben zum Tönen und zum

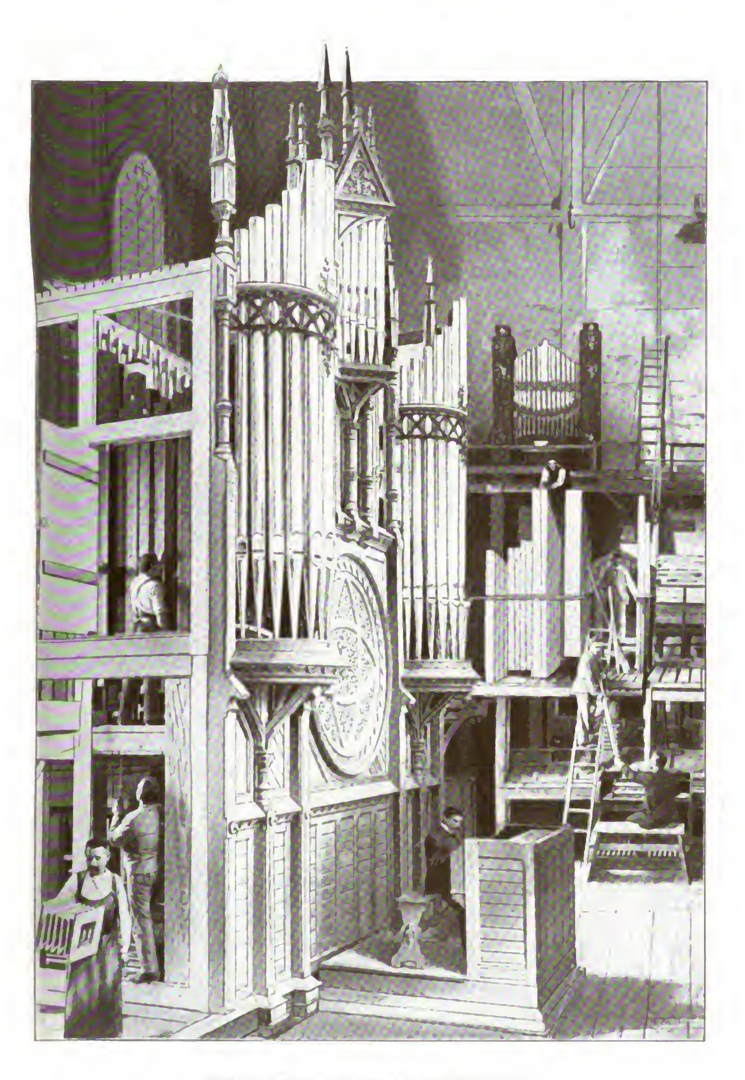


Intonierwerkstätte

Verstummen gebracht werden konnten. Hierzu war dreierlei erforderlich: eine Vorrichtung zum Erzeugen von Preßluft, ein Behälter zum Ansammeln dieser und eine Vorrichtung oder ein System von Vorrichtungen, um die Preßluft den einzelnen Pfeifen zuzuführen. Erst nachdem diese Vorrichtungen: 1. die Pfeifen, 2. der Windkasten, auf dem diese aufstehen, 3. die Schieber für die einzelnen Pfeifenöffnungen und 4. die Blasbälge ersonnen und in die richtige Verbindung miteinander gebracht waren, konnte von einer Orgel im heutigen Sinne gesprochen werden. Wann zum erstenmal ein derartiges Instrument zu stande kam, entzieht sich unsrer Kenntnis, doch dürfte es schon ziemlich früh der Fall gewesen sein, denn alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Magrepha im zweiten Tempel zu Jerusalem bereits eine richtige Orgel war. — Die Vervollkommnungen nun, die die Orgel von jenen Tagen an bis auf die heutige Zeit, namentlich aber während des verflossenen Jahrhunderts erfahren hat, waren wesentlich Verfeinerungen ihres Organismus und erstreckten sich teils auf die Stimmung ihrer Pfeifen, teils auf die Einrichtungen der Traktur, d. h. der die Tasten mit den Pfeifenventilen verbindenden Züger der Windlade, d. h. des auf dem Windkasten aufliegenden kastenartigen Apparates, der den einzelnen Pfeifen oder Pfeifenreihen den Wind durch die „Kanzellen" genannten schmalen Gänge zuführt, und des Gebläses. Bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand die Traktur meistens aus einem äußerst komplizierten Systeme von Hebelübersetzungen; der Gedanke, die regulierende Verbindung zwischen Taste und Pfeifenventil durch elektrische Kraft herzustellen, tauchte ziemlich früh auf, eigentlich etwas zu früh, denn die Elektrotechnik war, als man sie zuerst für die Orgeltraktur in Anspruch zu nehmen versuchte, noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie ein sicheres Ergebnis hätte liefern können. Bessere Erfahrungen machte man mit dem Luftdruck, zu dem in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Engländer Barker schon mit seinem pneumatischen Heber die Anregung gegeben, und so ist es gekommen, daß die pneumatische Traktur im modernen Orgelbau die herrschende Stellung gewonnen hat, doch wird heute bereits vielfach ein gemischtes Traktursystem in Anwendung gebracht, das pneumatisch-elektrische, und es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß in nicht allzu ferner Zukunft



Bildhauerei



Aus dem Montierungssaal einer Orgelbauanstalt

ein rein elektrisches System zu allgemeiner Geltung gelangen wird. Zu den wesentlichen Verbesserungen des modernen Orgelbaues gehört auch die Umgestaltung der alten Schöpfer oder Bälge zu Magazingebläsen mit aus- und einwärts gehenden Falten.

An der Vervollkommnung des Orgelbaues ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Reihe französischer, englischer und deutscher Meister beteiligt gewesen, so, um nur einige Namen zu nennen, der Franzose Cavaille-Coll, der Engländer Hill und die Deutschen Ladegast in Weißenfels und der 1794 in Cannstatt geborene Eberhard Friedrich Walcker, der Begründer der Ludwigsburger Anstalt, dem neben andern wichtigen Erfindungen namentlich die der Kegellade, d. h. einer Windlade zu verdanken ist, auf deren einzelnen Kanzellen jedesmal die zu einem Register gehörenden Pfeifen aufstehen.

Die Walckersche Anstalt blickt nunmehr auf ein mehr als achtzigjähriges Dasein zurück und hat, wie schon erwähnt, bereits ihr tausendstes Orgelwerk in die Welt entsandt. In ihr, die jetzt eine fast 4000 Quadratmeter umfassende Anlage mit einem etwa 80 Meter langen fünfstöckigen Fabrikgebäude darstellt, sind gegenwärtig etwa 130 Beamte und Arbeiter, von den erforderlichen Spezialmaschinen unterstützt, beschäftigt, alle zu einer Orgel gehörigen Teile, vom kleinsten Stiftchen bis hinauf zu der größten Baßpfeife, herzustellen, Orgelgehäuse selbst in reichster ornamentaler Ausstattung jeglichen Baustils auszuführen und so die Orgeln in dem 20 Meter langen, 10 Meter breiten und 12 Meter hohen Montierungssaal in derselben Gestalt zu einem Ganzen zusammenzufügen, in der sie sich einst am Ort ihrer Bestimmung darstellen sollen. Eine ganze Reihe von Handwerkern ist dabei in gesonderten Werkstätten vertreten. In einer eignen Gießerei werden die Zinnplatten zur Herstellung der Zinnpfeifen gegossen. In andern Räumen gewahren wir dann die Zurichtung der Metallplatten, die nur für die Zinkpfeifen fertig bezogen werden, und ihre allmähliche Ausgestaltung zur Pfeife. Wieder in andern Räumen sehen wir Schreiner und besondere Pfeifenbauer damit beschäftigt, die Holzpfeifen herzurichten, die Windkasten und die äußerst komplizierten Windladen anzufertigen, die Spieltische mit Manualen, Pedalen und Registerzügen aufzubauen und für alles das zu sorgen, was für den Aufbau der Orgelbühne und des Gehäuses erforderlich ist. Eine besondere Sattlerei verfertigt die Luftventile und die Magazingebläse und eine Schlosserei alle die großen und kleinen Metallgegenstände, die für die Herstellung der einzelnen Orgelteile und die Zusammenfügung des ganzen Werkes zu einem einheitlichen Organismus nötig sind. Für alle diese Arbeiten müssen besonders geschickte und zuverlässige Hände zur Verfügung stehen, da nur ein ganz kleiner Teil mit Hilfe von Maschinenkraft bewältigt werden kann. Neben den Handwerkern, die hier mit Recht wohl als Kunsthandwerker bezeichnet werden können, werden aber auch Künstler im engeren Sinne des Wortes zu dem Orgelbau herangezogen, so der Musiker, der in dem Intonationsraum jede fertig gestellte Pfeife prüfen und auf ihren richtigen Ton abstimmen muß, und die ganze Schar der Bildhauer und Holzschnitzer, die für den künstlerischen Schmuck des Gehäuses und der Orgelbühne zu sorgen haben.

Einen lohnenden Abschluß wird der Rundgang durch die verschiedenen Werkstätten der Anstalt stets mit einem Besuch des großen Montierungssaales finden, da hier gewöhnlich ein fertig gestelltes größeres Orgelwerk neben einem oder mehreren noch im Bau begriffenen anzutreffen ist. Alles, was wir an den verschiedenen Arbeitsstätten haben werden und entstehen sehen, fügt sich hier als zweckmäßiges Glied dem großen Ganzen ein



Windladenwerkstätte



Eine Frage

Nach dem Gemälde von Gabriel von Max



Rauhfrost auf den Höckern der Eisdecke eines Gebirgsees

Kunstwerke des Winters

Von

Theodor Haller

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der Winter ist eine Künstlernatur. Unberechenbar in seinen Launen, bald frostig und hart, bald heiter und mild, bewahrt er sich doch immer den Grundzug, sein künstlerisches Empfinden zu betätigen und sein Schönheitsgefühl zum Ausdruck zu bringen. Er formt aus winzigen Sternchen die duftigen Schneeflocken, webt aus ihnen die weichen, schwellenden Teppiche, die er über das schmucklose Erdreich breitet, häuft auf das dürre Gezweig zarte Tupfen und Ballen, zieht von Ast zu Ast schwebende Girlanden, belegt Fluß und Teich mit kristallenem Getäfel, befestigt blinkende Stalaktiten an Sims und First und zaubert üppiges Blattwerk auf unsre Scheiben. So kunstvoll er auch sonst ist, in dem feinen Nadelgeflirr des Rauhfrostes und in den Eisblumen bezeugt er seine höchste Meisterschaft. Und wie ein echter Künstler will er in seiner Arbeit nicht gestört und belauscht sein. In der heiligen Stille der Nacht vollführt er seine Schöpfungen, um uns im Morgendämmer mit ihnen zu überraschen. Unbegrenzt ist seine Phantasie. Zweig und Stamm, Turmknauf wie Ackerkrume besetzt er mit blinkenden Ornamenten von Rauhfrost; Schilfhalme, Palmwedel, Kallakelche und Lilienblüten, sie alle läßt

Eine Prachtdolde



Eine Eisblume



Kahles Gebüsch im Schmucke des Winters

er an unsern Fenstern in regem Wechsel und drängender Fülle emporstrahlen.

Die Vorbedingung des Rauhfrostes ist Nebel. Noch bei Temperaturen von 10° C. Kälte und darunter vermögen die winzigen Wassertröpfchen des Nebels, deren Durchmesser 1/50 bis 1/170 Millimeter beträgt, ihre flüssige Form zu bewahren. Sie überkalten nur stark, um sich, sobald sie geeignete Anheftungspunkte vorfinden, niederzuschlagen und sofort zu Eiskörperchen zu erstarren. So ähnlich der Rauhfrost dem Reif erscheint, so ist der Vorgang ihrer Bildung doch ein verschiedener. Reif setzt sich nur in klaren Nächten ab, ebenso wie der Tau. Für das Auftreten des Reifes ist es nötig, daß die Temperatur freiliegender Gegenstände der Erdoberfläche unter dem Einfluß der nächtlichen Wärmeausstrahlung mehr oder weniger tief unter den Gefrierpunkt sinkt. Sie sind die eigentlichen Kälteträger, die den Wasserdampf der Luft, der mit ihnen in Berührung kommt, erst so weit abkühlen, daß er sich verdichtet und in Eiströpfchen an ihnen ablagert. Bei der Rauhfrostbildung ist das Verhältnis umgekehrt. Die Kältemagazine, um es so zu nennen, sind die flüssigen Nebelkügelchen, die zu ihrer Erstarrung nur eines äußeren Anstoßes bedürfen. Die Eigentemperatur der Ansatzstellen ist nur insofern von Bedeutung, als besonders stark abgekühlte Oberflächen die Umwandlung der überkalteten Nebeltröpfchen erleichtern. Das ist der Grund, warum der Rauhfrost an Ecken und Kanten, Aesten und Zweigen sowie Unebenheiten des Bodens zur üppigsten Entfaltung gelangt, da sie naturgemäß wegen ihrer freien Lage eine tiefere Temperatur annehmen. Der Rauhfrost ist daher auch der häufige Begleiter bestimmter Witterungslagen. Wenn im Osten von Europa große Kälte und höherer Luftdruck herrscht, während im fernen Westen bereits milderes Wetter eingezogen ist, in Mitteleuropa aber bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt leichte Südostwinde wehen, die dichte Nebelschleier weben, dann ist die Hochsaison des Rauhfrostes gekommen.

Die Elemente, aus denen sich die Federn und Spieße des Rauhfrostes aufbauen, sind vorwiegend formlose Eisklümpchen. Nur wenn die Temperatur sehr niedrig ist, treten auch kristallinische Gebilde, Nädelchen mit Seitenstrahlen und sechseckige Platten auf. Immer wächst der Rauhfrost dem Wind entgegen. Befestigt man ein feines Wollhaar auf dem Objektträger eines Mikroskops, so kann man die Entstehung der Federn Schritt für Schritt verfolgen. Auf der dem Wind zugekehrten Seite des Haares legen sich die ersten fallenden Nebeltröpfchen an die winzigen Vorsprünge an und erstarren zu Eisklümpchen. Sie werden zu



Die Rauhfrostblumen einer Eisfläche bei sinkender Sonne

Grundsteinen der späteren Eissäulchen. Jedes neue heranschwebende Tröpfchen kettet sich, wie Perlchen an Perlchen, an das vorherige, und so schieben sich dünne, fadenförmige Reihen vor, deren Spitzen dem Winde entgegenstreben. Es hat fast den Anschein, als zögen die schon entstandenen Eiskügelchen geheimnisvoll die neuen, nahenden Nebeltröpfchen an, um sich mit ihnen zu verbinden und zu vereinen. In Wirklichkeit ist die Luftströmung die Lenkerin, die hurtig das Baumaterial an die nach ihr ausgestreckten Fädchen anfügt. Was sich hier im kleinsten Raum an dem einzelnen Nädelchen abspielt, wiederholt sich an den Schöpfungen des Rauhfrostes im großen. Frischer Rauhfrost bildet nie eine feste, lückenlose Masse, vielmehr ist er stets aus feinen Eisfädchen und Eissäulchen zusammengesetzt, die von ihren Nachbarsäulchen durch Zwischenräume getrennt sind. Dort, wo sie zu Büscheln zusammentreten, weist ihre flache und breite Vorderkante immer in strengster Regelmäßigkeit nach dem Winde hin, so daß man an allen Gegenständen, die mit Rauhfrost bemoost sind, mit der größten Genauigkeit die feinsten Ablenkungen des Windes erkennen kann. An einem auf einem Abhang gelegenen Hause sieht man an der dem Winde zugekehrten Fläche alle Rauhfrostfedern bis zu einer gewissen Höhe über dem Erdboden nach unten zeigen, ein Beweis für die aufsteigende Richtung des anwehenden Windes. In der Mitte der Mauer sitzen die Nädelchen senkrecht auf, da hier der Wind rechtwinkelig anprallt. Höher hinauf zieht sich ein Streifen entlang, in dem die Eisspießchen nach aufwärts ragen, weil der Wind von der Dachkante zurückgeworfen wird. An den Ecken des Hauses entstehen die wunderbarsten Figuren, Federn, die vollständig im Winkel um die Ecke herumgebogen sind und sich wagerecht erstrecken. Ein in der Nähe der Wand liegender Steinblock lenkt den Wind örtlich wieder in besondere Bahnen ab und zeichnet dies in unfehlbarer Treue an der Wandfläche ab, indem die Rauhfrostfedern die leisesten Abstufungen der Windrichtungen kopieren. Aber auch eine jede einzelne Feder stößt den Wind von sich selbst ab, so daß auch sie einen Einfluß auf die Richtung ihrer Nachbarinnen ausübt. So bildet sich dieses wundersame Gewirr von Faden und Nadeln, das dem Uneingeweihten als ein Spiel des Zufalls erscheint, in Wahrheit aber ein ausgeprägtes Abbild der vollsten, bis in das kleinste gehenden Gesetzmäßigkeit ist. Eine jede Feder ist in ihrer Form und Richtung eine untrügliche Registrierung der ihr Entstehen veranlassenden Luftströmung.


Oberfläche der Schneedecke nach einer Rauhfrostnacht


Ein trockener Ast vom Rauhfrost umhüllt

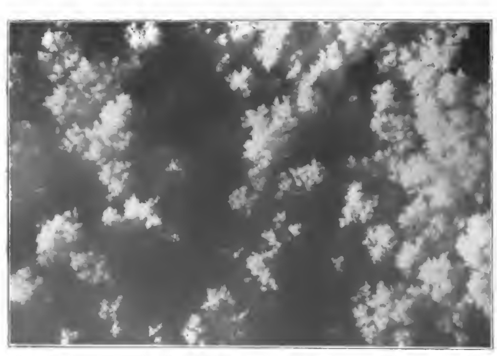
Sein höchstes künstlerisches Können bezeugt der Rauhfrost am Gezweig und Geäst von Baum und Strauch. Wie das im Sonnenschein glitzert und blinkt und flirrt und flimmert, wenn ein leiser Lufthauch die Baumwipfel wiegt, und wie sich der schneeige Duftbehang in wunderbarer Keuschheit abhebt vom blauenden Himmel! Doch oben in der Bergwelt wird der Rauhfrost ein gewalttätiger Mann. Die letzten Ausläufer der Fichten umschnürt er mit einem klirrenden Panzerhemd und modelt sie zu bizzaren Götzenbildern um. Seufzend senken sich die Zweige unter der Last der gewaltigen Eisbürde. Und mit gleich wuchtiger Faust greift er die Schöpfungen des Menschen an. Die Träger der Telegraphenleitungen formt er zu riesigen Eispilzen, deren Schafte zu einem Durchmesser von fast drei Metern anschwellen.



Drei Tage alter Rauhfrost in der Höhe von 12,5 Zentimetern

Eine weite Kluft trennt diese ragenden Rauhfrostbauten von der Eisblumendecke am Fensterglas. Wer sich gewöhnt hat, der zierlichen Pflanzenwelt der Scheiben eine sorgfältigere Beobachtung zu widmen, wird bemerkt haben, daß die Feinheit im Aufbau und in der Ausgestaltung des Blattschmuckes zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Fenstern erheblich schwankt. Während das eine Mal die Blattmuster von einer unübertrefflichen Sauberkeit der Ausführung sind, sind sie das andre Mal ziemlich plump, formlos und verschwommen. Man kann beide Arten an demselben Frosttag beobachten, wenn man das Fenstereis eines ungeheizten Raumes mit demjenigen eines geheizten Zimmers vergleicht. Dort sind die Eisgebilde wunderbar zart und streng stilisiert gemodelt, hier sprießen von einem wulstigen, glasigen Stamm nur einige wenige grobgeformte, lange Blattscheiden und kümmerliche Büschel hervor. Das Material und die äußeren Arbeitsbedingungen waren es, die die Künstlerhand lenkten und beeinflußten. Die Formmasse ist der Wasserdampf der Luft, der spärlicher oder reichlicher in ihr enthalten ist, und das Werkzeug ist die Kälte, die, je nach dem Temperaturgrad, fördernd oder hemmend eingreift.

Die Fülle der Rauhfrostgewebe und Eismosaiken ist überreich. Wer sie liebevoll betrachtet, wird immer neue Wunderschöpfungen entdecken. Den Rauhfrost hat die zarteste Filigranarbeit von Eissilber Helmholtz genannt. Die Eisblumen hat mit den Augen des Dichters Gottfried Keller in seiner Novelle „Die mißbrauchten Liebesbriefe“ geschaut. In der Einsiedelei sind die Scheiben herrlich gefroren. „Jedes der runden Gläser,“ schildert er, „zeigte ein andres Bild, eine Landschaft, eine Blume, eine schlanke Baumgruppe, einen Stein oder ein silbernes Damastgewebe; es waren wohl hundert solcher Scheiben, und keine glich der andern, gleich dem Werk eines gotischen Baumeisters, der einen Kreuzgang baut und für die hundert Spitzbogen immer neues Maßwerk erfindet.“



Rauhfrostbildungen auf einem Stein



Atelierpunsch
Nach einer Zeichnung von Richard Gutschmidt



Ein gestrandeter Ozeandampfer

Zu dem Aufsatz: Die Bergung gesunkener und gestrandeter Schiffe



Transport eines gehobenen Schiffes zwischen den Heseprähmen

Die Bergung gesunkener und gestrandeter Schiffe

Von

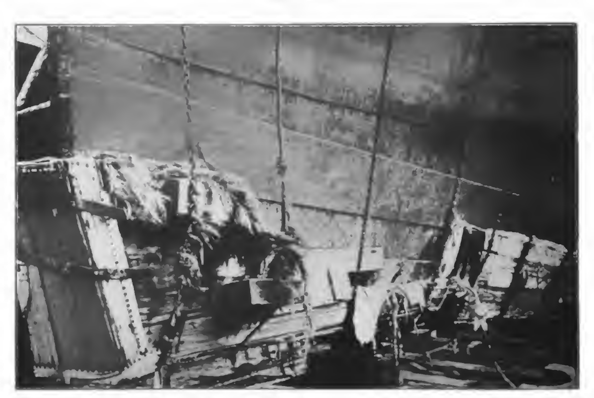
Franz Bendt

Gewaltige Kapitalien werden durch die Schiffe dargestellt, die den Ozean befahren, und durch die Waren, die sie in sich bergen. In ihnen rollt gleichsam das Geld von Kontinent zu Kontinent und vermittelt die Interessen der Menschheit. Trotz allen Fortschrittes ist es bisher nicht gelungen, diesen gewaltigen Verkehr auf eine gesicherte Basis zu stellen, und immer gilt nach wie vor der alte Satz, daß das Wasser keine Balken habe.

„Vieles ist gewaltig, aber nichts gewaltiger als der Mensch," sagt der griechische Chor. Das Wort muß verstummen, sowie der „Herr" der Erde in Berührung mit dem Ozean kommt. Auch jetzt noch, im Zeitalter der Technik und Naturwissenschaft, steht der Mensch den zürnenden Gewalten des Ozeans so schwach und klein gegenüber wie im Kindesalter des Menschengeschlechts. Gleich einem Janushaupte zeigt das Weltmeer dem Erdenbewohner sein doppeltes Antlitz. Bald erscheint es als vornehmster Erzieher der Völker, als Vermittler ferner Kulturen, bildend und segenspendend, bald reißt es mit kalter Grausamkeit, einer mechanischen Naturnotwendigkeit folgend, den Menschen und die Arbeiten seiner Hand in die Tiefe, das schwankende Fischerboot wie den modernen Verkehrsriesen. Sind sie beide in der Tat doch auch nur Atome im Vergleich zu den gewaltigen Wellen, die der erzürnte Ozean aufwirbelt.

Die Menge der Menschenleben und der Schätze, die alljährlich das Meer verschlingt, stellt das entsetzlichste Kapitel aus den Registern der Statistik dar; doppelt entsetzlich, weil uns hier ein Naturereignis entgegentritt, dem wir nur mit verschränkten Armen begegnen können. Wo der Mensch nicht imstande ist, seine Kräfte zu betätigen, pflegen um so energischer, lebhafter und kräftiger die Phantasie und die Dichtung einzutreten. So erzählt uns die Sage von kühnen Tauchern, denen es gelang, dem Ungeheuer Meer den Raub wiederum zu entreißen, und in den Märchen der Strandbewohner spielt die Hebung gesunkener Schiffe eine große Rolle.

Als ein Fortschritt der neuesten Zeit ist es zu betrachten, daß man begonnen hat (wir folgen hier zum Teil dem Jahrbuch der Schiffsbautechnischen Gesellschaft, 1903, J. Springer), die Bergung vom Sturm verschlagener, gestrandeter oder gesunkener Schiffe systematisch zu betreiben. Die Bergungs- und Hebungsarbeiten sind außerordentlich kompliziert. Sie verlangen zu ihrer Durchführung eine seegeschulte Leitung, ein wetterhartes Personal und ein auf breitester Erfahrung aufgebautes Schiffs- und Bergungsmaterial. Die Theorie hat bisher auf diesem Gebiete noch wenig Lorbeeren pflücken können. Der Grund ist sehr leicht einzusehen. Eine Bergungsarbeit, die begann, als das Meer sich in Ruhe befand, wird unausführbar, sobald



Das gehobene Schiff im Dock: Die durch Taucher ausgeführte Dichtung des Lecks

sich sein Spiegel nur mäßig zu erregen beginnt. Deswegen gelingen Bergungsarbeiten nur in der Nähe der Küsten, und der erfahrene Bergungsingenieur wagt es niemals, seine Pontons und kostbaren Bergungsdampfer den Launen der hohen See auszusetzen.

Um gesunkene Schiffe zu heben, muß ihre Lage genau sondiert werden. Das geschieht durch die Taucher. Es ist eine eigenartige Gilde, die Korporation der Taucher; sie besteht aus wetterfesten Leuten, deren Beruf sich meist vom Vater auf den Sohn vererbt. Die technischen Hilfsmittel, deren der Taucher bedarf, sind nur sehr beschränkt. Nicht mit Unrecht ist er mißtrauisch gegen alle Neuheiten, und nur das alte Erprobte flößt ihm Vertrauen ein. Die einzige Vorrichtung, die die moderne Technik den Tauchern zur Verfügung gestellt hat und die sie adoptierten, ist der bekannte Taucherhelm, in dem der Mann unter Wasser atmen kann und der ihm zugleich einen Schutz bietet gegen die Angriffe der Seeungeheuer. Der Helm steht durch einen Schlauch mit der Taucherstation in Verbindung, und ein Manometer und andre geeignete Apparate geben die Möglichkeit, die Atemtätigkeit des Tauchers genau zu kontrollieren. Die gebräuchlichen Signalvorrichtungen sind die denkbar einfachsten; sie bestehen fast ausschließlich aus einem einfachen Seil, mittels dessen — durch einen kurzen oder langen Ruck — die Verständigung erfolgt. Der Gebrauch von Telephonen, elektrischen Signalapparaten, aber auch von elektrischen Lampen u. dgl. hat sich durchaus nicht bewährt. Schon deshalb sind sie nicht zu empfehlen, weil die Menge der Drähte die Gefahr in sich birgt, den Luftschlauch zu verletzen oder einzuschnüren; das bedeutet aber den Tod für den Mann unter Wasser.

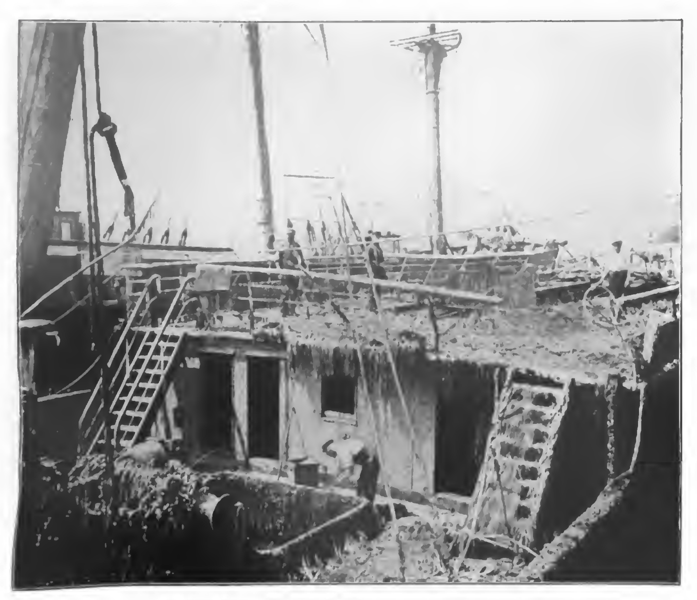
Bei durchsichtigem Meerwasser und hellem Sonnenschein oder auch bei Anwendung starker elektrischer Lichter empfängt der Taucher das nötige Licht für seine Arbeiten von oben her. Zuweilen aber ist er gezwungen, in vollkommener Dunkelheit zu arbeiten. Dann muß er sich auf die tastende Hand verlassen und auf seine Abmessungen mittels des Armes. Die Tiefe, bis zu der sich für längere Zeit der Taucher hinab begeben kann, hat ihre Grenze bei etwa 50 Metern. Ein wenig Ueberlegung zeigt sofort, wie gewaltig der Druck ist, unter dem sich dort der Mensch befindet. Der Druck der atmosphärischen Luft entspricht bekanntlich etwa dem Druck einer Wassersäule von 10 Metern. Der in der angegebenen Tiefe wirkende Druck ist also fünfmal so groß! Besonders gefährlich kann dieser Druck den Atmungsorganen werden. Um die großen Druckunterschiede ertragen zu können, muß der Taucher ganz allmählich zu solchen Tiefen hinabgelassen und mit noch größerer Vorsicht aus ihnen herausgeholt werden. Ein schnelles Aufsteigen würde den Körper des Tauchers zum Platzen bringen! Bei unvorsichtiger Hebung gerät das Blut ins Schäumen, und die unausbleibliche Folge ist Lähmung und Tod. Natürlich spielt neben der Beurteilung der Leistungsfähigkeit und der richtigen Wertschätzung der eignen Kräfte auch die Individualität des Tauchenden eine große Rolle. Charakteristisch dafür ist das folgende Beispiel. Der spanische Dampfer „Alfons II." war mit zehn Kisten spanischer Dublonen von je 10000 Pfund Sterling Wert gesunken. Um diese Kisten zu heben, wurden Taucher verwendet, denen 10 Prozent vom Werte zugesprochen waren, wenn ihnen die Bergung gelinge. Der eine der beiden Taucher ging siebzehnmal in die Tiefe, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden. Der zweite kam nach der zweiten Tauchung gelähmt nach oben und starb bald darauf. Im Durchschnitt hat sich herausgestellt, daß erfahrene Taucher noch in Tiefen von

25 Metern fünf bis sechs Stunden tätig sein können und dabei in der Lage sind, seine mechanische Arbeiten auszuführen und auch schwere Gegenstände zu bergen. Sind doch von ihnen Konzertflügel und andre voluminöse Gegenstände emporgeschafft worden.

Um ein gesunkenes Schiff zu heben, ist vor allen Dingen von Tauchern festzustellen, ob es sich noch in einem Zustande befindet, der die Kosten der Hebung lohnend macht, wie seine Lage ist, und ob und wie sich das Leck beseitigen läßt. Hat man es mit nicht zu großen, aber festgefügten Fahrzeugen zu tun und liegt das Deck nur einige Meter unter Wasser, dann pflegt man nach Dichtmachen des Decks und des übrigen Schiffsrumpfes den Schiffskörper auszupumpen. So gelingt es zumeist, das Aufsteigen des Schiffskörpers zu bewirken. Häufig baut man auch an den Seiten des Schiffes aus Holzbohlen einen sogenannten „Kofferdamm" an, der bei geringen Tiefen das Schiff gleichfalls zum Aufsteigen zwingt. Allerdings erfordert ein solcher Anbau oft einen Zeitraum von mehreren Monaten.

Eine ansehnliche Zahl von Vorschlägen wird alljährlich gemacht, um das Heben großer und kostbarer Fahrzeuge aus größeren Tiefen zu ermöglichen. Besonders gelegentlich bedeutender Katastrophen pflegen derartige Vorschläge wie Pilze aus der Erde zu schießen. Eine solche Hochflut erfinderischer Neuerungen trat auch zutage, als im Jahre 1878 das stolze deutsche Panzerschiff „Der Große Kurfürst" bei Folkestone zugrunde gegangen war. Man schlug u. a. vor, den Koloß ganz abzudichten und ihn dann mit Gasen zu füllen. Das schien um so mehr Erfolg zu versprechen, als der Rumpf des Schiffes mit dem Kiel nach oben lag. Die Ausführung war dennoch aussichtslos, weil die Strömung an der Stelle, wo der Koloß noch immer ruht, so heftig ist, daß Taucher dort nicht zu arbeiten vermögen. Wie gefährlich die Füllung von Fahrzeugen mit Gasen übrigens ist, mag ein interessantes Beispiel lehren.

In der Bucht von Gibraltar war der englische Dampfer „Mount Olivet" gesunken und lag in einer Tiefe von 20 Metern auf dem Meeresgrund. Da das Deck sich nicht luftdicht machen ließ, so füllte man den Raum unter dem Zwischendeck mit



Nach der Bergung: Der gehobene Dampfer wird im Hafen gesäubert

komprimierter Luft, sogenannter Preßluft. Zudem unterstützte man die Hebung durch Luftsäcke, die überall im Schiffsraum verteilt wurden und die, wie kleine Luftballons, einen Zug nach oben ausübten. Der Versuch schien gut gelingen zu sollen. Zwei große Luftkompressoren arbeiteten energisch an der Ausfüllung des unteren Schiffsraumes, und schnell kam das Fahrzeug, mit dem hinteren Teil zuerst, nach oben. Dann aber hörte man ein explosionsartiges Krachen, Holz- und Eisenstücke flogen in die Luft, und das Schiff sank wiederum in die Tiefe.

Außer der Preßluft ist zum Zwecke der Hebung gesunkener Schiffe auch vielfach Kohlensäure und neuerdings das Kalziumkarbid in Vorschlag gebracht worden. Bekanntlich entwickelt dieser Stoff das Azetylen, wenn man ihn mit Wasser übergießt. Mehrere Erfinder haben vorgeschlagen, ein auf dem Meeresboden mit dem Kiel nach oben liegendes Schiff mit einer genügenden Menge Kalziumkarbid zu füllen; es würde sich Azetylen entwickeln und das Wasser aus dem Fahrzeuge verdrängen. Das soll dann das Schiff nach oben tragen! Mit größerer Aussicht auf Erfolg dürfte die Hebung gesunkener Schiffe mittels Gas durch Anwendung von Ballons oder Luftsäcken gelingen, wie wir schon an einem Beispiel zeigten. Sie heben unter günstigen Umständen das Schiff in die Höhe oder unterstützen wenigstens die Bergung.

Das sind freilich alles nur Methoden, derer man sich in verzweifelten Fällen bedient. Liegt das Schiff nicht zu tief, dann zieht man unter dem Rumpf Ketten oder Seile hindurch und schafft mittels gewaltiger Dampfkrane, die sich auf den Bergungsdampfern befinden, den gesunkenen Schiffskörper an das Tageslicht. Zuweilen werden die Krane auch wohl auf Pontonschiffbrücken gestellt. Das ist aber immer mit Gefahren verbunden, weil schon der leiseste Seegang die Pontons gegeneinander und gegen die Schiffe treibt und dadurch leicht den Untergang der Hebungsexpedition herbeiführen kann.

Einfacher als die Hebung gesunkener Schiffe gestaltet sich zumeist die Bergung gestrandeter Fahrzeuge, schon aus dem Grunde, weil die immerhin kritische Arbeit der Taucher fast ganz fortfällt. Dabei ist wohl zu unterscheiden, ob das Fahrzeug im Sande steckt oder auf felsigem Boden festfuhr. Zu den letzteren Fällen gehört u. a. die Bergung des englischen Postdampfers „China", der bei Perim im Roten Meer in voller Fahrt mit zwei Dritteln seiner ganzen Länge auf felsigen Meeresboden aufgelaufen war. Tief in das Schiffsinnere waren die Felsvorsprünge eingedrungen. Es blieb nichts andres übrig, als die Felsen vorsichtig abzusprengen und die Oeffnungen im Schiffsboden durch Anbringung von Holzplanken zu verstopfen. Die Arbeit nahm zehn Monate in Anspruch. Auf die volle Bergung der „China" wurde sogar ein ganzes Jahr verwendet, und drei Bergungsdampfer waren nötig, um die Arbeit zu vollenden. Das Beispiel gibt eine Vorstellung, wie außerordentlich kostspielig die Bergung von Schiffen ist, und daß sich die Techniker in jedem speziellen Falle darüber klar werden müssen, ob sich denn die Bergung eines Schiffes auch lohnt.

In einem andern Falle wurde ein deutscher Dampfer während eines starken Nordweststurmes durch Brechen der Ruderkette in die Wesermündungen getrieben und geriet in den Sand hinein. Um das Schiff flott zu machen, wurde zuerst die Ladung gelöscht, und dann mußte versucht werden, das Fahrzeug durch den Sand hindurch in tiefes Wasser zu ziehen. Dazu war eine Zeit von sechs Wochen notwendig. Natürlich bedurfte es der größten Vorsicht, um das Schiff auf seiner sonderbaren Reise nicht zu beschädigen.

Um Bergungsarbeiten mit Erfolg ausführen zu können, bedient man sich besonders geeigneter Fahrzeuge, die mit all den Maschinen ausgerüstet sind, die eine systematische Bergung erfordert. Solche werden von den wenigen Bergungsgesellschaften, die es bis jetzt gibt, auf Grund reifer Erfahrung gebaut. Ein moderner Bergungsdampfer gleicht einer Ausstellung, die alle Apparate und Instrumente in sich faßt, die der Rettungsdienst auf der See fordert. Gewaltige Zentrifugalpumpen, Saug- und Druckwerke unter dem Antrieb mächtiger Dampfmaschinen stehen dort alle Zeit zur Verfügung. Von welchen Dimensionen diese Maschinen sein müssen, um schnell und wirksam arbeiten zu können, beweisen u. a. Saugpumpen mit Leistungen von 6000 Litern in der Minute. Es würde weit das Verständnis eines Nichtfachmannes in technischen Dingen übersteigen, wenn wir eine Schilderung eines solchen schwimmenden „Werkhauses" versuchen wollten.

Trotz der verhältnismäßig sehr hohen Forderungen, die die Bergungsgesellschaften den Reedern liquidieren, ist ihr Nutzen nur ein geringer. Das liegt daran, weil die an sich teuren Bergungsdampfer stets zur Arbeit fertig unter Dampf gehalten werden müssen, und daß zuweilen in den Gegenden, wo sie stationiert sind, Jahre verfließen, ehe sie Gelegenheit haben, sich zu betätigen.

Deutschland ist in diesem neuen Zweige des Rettungswesens mit großem Erfolg vorangegangen. Im Interesse der Seefahrt ist es zu wünschen, daß der glänzende Anfang zu glänzenderem Ziele führen möge. Ist es doch der erste Schritt, den der Herr der Erde macht, um auch Gebieter der See zu werden.





Fertig zur Reparatur: Der beschädigte Bug eines gestrandeten Dampfers

Zu dem Aufsatz: die Bergung gesunkener und gestrandeter Schiffe



Immanuel Kant

Zu seinem hundertsten Todestage

Am 12. Februar 1904 ist der Todestag Immanuel Kants zum hundertsten Male wiedergekehrt. Und der Mann, dessen Wege zu hoch und einsam waren, als daß er jemals sich einer wirklichen Popularität erfreut hätte, ist wieder in den Lichtkreis des allgemeinen Interesses einer Generation getreten, die sich jahrzehntelang von dem Königsberger Philosophen abgewandt, um dann in der letzten Zeit um so stürmischer zu ihm zurückzukehren. Dankbar gedenken wir jetzt der großen und bleibenden Verdienste, die sich Kant um die Menschheit erworben hat. Zunächst und zu allererst verdanken wir ihm die Möglichkeit, uns ein adäquates Bild zu entwerfen von der Welt, die jenseits unsers Bewußtseins liegt, also von der Welt, wie sie tatsächlich und unabhängig von unsrer Vorstellung existiert, und von ihr aufzusteigen zu den höchsten dem Geiste noch zugänglichen Regionen, zum Wesen dieser Welt, d. h. zu Gott, ohne doch je wieder in einen unkritischen Dogmatismus zu verfallen. In der Tat, A. Drews hat recht, wenn er in seinem Buche: „Die deutsche Spekulation seit Kant" unter anderm sagt: „Hinter dem Bollwerk der Kantischen Erkenntnistheorie befindet sich kein Trümmerhaufe, sondern ein hehrer, säulengetragener Tempel, dessen heilige Tore jedem offen stehen, der nur die Kraft und den guten Willen hat, in dieselben einzutreten." Wohl wahr, unmittelbar nach Kant hatte die romantische Spekulation in den Systemen eines Fichte, Schelling und Hegel ihr phantastisch verzerrtes Haupt nur um so mächtiger erhoben, und die Gerechtigkeit gebietet es, zu sagen, daß Kant dieses zum Teil selbst mit verschuldet hat. Aber das war doch hauptsächlich nur dadurch möglich gewesen, daß Kant das Wertvolle seiner Leistungen dort suchte, wo man Gefahr lief, entweder auf jene phantastischen Abwege zu geraten oder überhaupt das Spekulieren aufgeben zu müssen, während er die eigentliche Lösung des Problems, obgleich er sie selbst gefunden hatte, gar nicht beachtete und infolgedessen auch nicht weiter betonte und hervorhob.

Dem Irrtum, als könnten wir unsre eignen Anschauungen und Gedanken überspringen und die Dinge, unser Ich mit eingeschlossen, so erkennen, wie sie außer unserm Bewußtsein an und für sich existieren, diesem Irrtum hat Kant in hinlänglicher Weise vorgebeugt in seiner berühmten Kritik der reinen Vernunft, die im Jahr 1781 zum erstenmal erschienen ist. Hier hat er unwiderleglich nachgewiesen, daß unsre Anschauungen und Begriffe sich lediglich zusammensetzen aus den Empfindungen, die die äußeren Gegenstände durch die Eindrücke, die sie auf uns ausüben, in uns hervorrufen, und aus den Anschauungs- und Denkformen, die direkt unsrer Seele entspringen, d. h. Funktionen unsers Geistes sind und erst die von außen verursachten Empfindungen zu den betreffenden Gegenständen oder Objekten umgestalten und umformen, wie sie uns in unsern Anschauungen und Begriffen gegeben sind. Hierdurch ist Kant zum Begründer der modernen Erkenntnistheorie geworden und hat in gewissem Sinne den Grund zu einer jeden künftigen Metaphysik gelegt. Mit Recht durfte er daher in den Prolegomenen von seiner Kritik sagen, daß sie sich zur gewöhnlichen Schulmetaphysik verhalte wie Chemie zur Alchemie oder wie Astronomie zur wahrsagenden Astrologie. Wir müssen uns nur immer gegenwärtig halten, daß Kant niemals

die transzendental-realistische Annahme aufgegeben hat, daß unsern subjektiven Vorstellungen von Dingen auch wirkliche Dinge an sich entsprechen. Er sagt ausdrücklich in der ersten Auflage seiner Vernunftkritik: „Es folgt natürlicherweise aus dem Begriffe einer Erscheinung überhaupt, daß ihr etwas entsprechen müsse, was an sich nicht Erscheinung ist, weil Erscheinung nichts für sich selbst und außer unsrer Vorstellungsart sein kann, mithin, wo nicht ein beständiger Zirkel herauskommen soll, das Wort Erscheinung schon eine Beziehung auf etwas anzeigt, dessen unmittelbare Vorstellung zwar sinnlich ist, was aber an sich selbst auch ohne diese Beschaffenheit unsrer Sinnlichkeit etwas, das ist ein von der Sinnlichkeit unabhängiger Gegenstand sein muß." Damit überragte Kant turmhoch den dogmatischen Standpunkt eines Berkeley, der das Dasein der Außenwelt nicht nur für unerweislich, sondern sogar für unmöglich und falsch erklärt.

Kant geht aber nun noch weiter und kommt zu dem Ergebnis, daß jenes unbekante X, also der von der Sinnlichkeit, von unserm Bewußtsein unabhängige Gegenstand, jede subjektive Willkür bei der Verknüpfung unsrer Vorstellungen ausschließt und daß der unabhängige Gegenstand, das Ding an sich, dem vorstellenden Subjekte „vielleicht so ungleich nicht sein dürfte", ja daß es „doch auch zugleich das Subjekt der Gedanken sein könnte". Hiermit hat Kant nicht nur den wahren, echten Pantheismus erreicht, sondern es folgt hieraus nun auch ganz von selbst, daß bei gleichem Subjekte höchst wahrscheinlich Uebereinstimmung zwischen den objektiven Seinsformen und subjektiven Denkformen obwalten werde. Jedenfalls kann nur unter dieser Voraussetzung allein wirkliche Erkenntnis möglich sein, allerdings eine Erkenntnis von nicht apodiktischer Gewißheit, sondern nur von höchster Wahrscheinlichkeit, die nahezu an Gewißheit grenzt. Eine solche Erkenntnis aber hielt Kant für unter der Würde der Philosophie, und deshalb ging er an jener allein richtigen Schlußfolgerung achtlos vorüber, bezeichnete sie sogar, da sie nichts andres als eine „präſtabilierte Harmonie" sei, als „das Ungereimteste", was man nur wählen könne, und machte sich damit jener berüchtigten „Lücke" in seinem System schuldig, wie sie dann ein Trendelenburg von neuem aufgedeckt hat. Kant aber redete sich ein, wirkliche Erkenntnis von apodiktischer Gewißheit dadurch erlangt zu haben, daß er annahm, die Vorstellung mache allererst den Gegenstand möglich. Denn hier stimme sowohl die objektive Welt mit den Formen des vorstellenden Subjekts überein, als auch seien die Anschauungs- und Denkformen des vorstellenden Subjekts synthetisch, a priori und unabhängig von aller Erfahrung, also von apodiktischer Gewißheit. Wenn jedoch angenommen wird, daß die Vorstellung allererst den Gegenstand, d. h. die objektive Welt, möglich mache, so kann hier nur der Gegenstand im immanenten, d. h. vorgestellten Sinne gemeint sein, und dann ist es eine Tautologie, zu sagen, das objektiv Vorgestellte sei der subjektiven Vorstellung konform. Und was die Anschauungs- und Denkformen anbetrifft, so sind diese allerdings synthetisch und a priori, doch nur soweit sie nicht im Bewußtsein, sondern vor ihm sind. Denn soweit sie im Bewußtsein sind, sind sie gerade nicht a priori, sondern a posteriori erst durch Abstraktion gewonnen. Glaubt Kant sie dennoch a priori in ihrem synthetischen Zustande vor dem Bewußtsein belauschen zu können, so ist das eine offenbare Selbsttäuschung, denn er hätte dann gewissermaßen eine Spalte in seinem Bewußtsein haben müssen, durch die er auf die synthetischen Seelenfunktionen blicken konnte, da doch das Bewußtsein nicht aus seiner eignen Haut fahren kann.

Das zweite Hauptverdienst, das sich Kant um die Menschheit erworben hat, besteht darin, daß er eine negative wie positive Begründung der wahren und echten Sittlichkeit aufgestellt hat. Zunächst weist er nach, daß Sittlichkeit, die wirklich diesen Namen verdient, sich niemals mit dem Streben nach Glückseligkeit vereinbaren läßt, aus dem einfachen Grunde, weil das Streben nach Glückseligkeit bereits in der Natur des Menschen liegt, dasjenige aber, wozu der Naturinstinkt allein schon antreibt, nicht noch besonders durch ein moralisches Gesetz gefordert zu werden braucht. Ist also die Sittlichkeit etwas absolut Verschiedenes vom Streben nach Glückseligkeit, so darf auch niemals eine Vermischung beider Gebiete eintreten. Das kann aber nur dann geschehen, wenn die Glückseligkeit in keiner Weise, auch nicht als pragmatische Folge des religiös-sittlichen Lebens, erreichbar ist. Die Unerreichbarkeit positiver Glückseligkeit ist also unumgänglich notwendiges Postulat der Sittlichkeit, ganz gleichgültig, ob diese Unerreichbarkeit auf induktivem Wege festgestellt werden kann oder nicht. Da natürlich nur in ersterem Falle das Zustandekommen der wahren Sittlichkeit verbürgt ist, läßt sich Kant nicht die Mühe verdrießen, wenigstens die praktische Begründung des Pessimismus zu erbringen, und wird dadurch der Vater des modernen Pessimismus überhaupt.

Da nun freilich die negative Begründung der Moral allein noch nicht hinreicht, um positive Sittlichkeit hervorzubringen, so weist Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft vom Jahre 1788 nach, daß in jedem Menschen das moralische Gesetz schlummert, d. h. der kategorische Imperativ, der da gebietet, daß man seine Pflicht tue, gleichviel, ob einem daraus Glückseligkeit erwächst oder nicht. Erst hiermit ist dem Menschen die Möglichkeit gegeben, sein eigner Gesetzgeber zu werden und die vollständige Wucht der Verantwortung für sein Tun und Lassen auf sich zu nehmen. Freilich vergißt Kant, daß die praktische Vernunft hierzu allein auch noch nicht imstande wäre, wenn nicht ihr sowohl wie auch dem Pflichtgefühl, das dem moralischen Vernunftgesetz erst die unbedingte Verbindlichkeit zuerkennt, ein Vernunft- resp. Pflichttrieb zugrunde läge, der nun auch für die tatsächliche Verwirklichung des Sittengebotes sorgt, und daß es dann ungerechtfertigt ist, andre sittliche Triebfedern beim Zustandekommen des Sittlichen auszuschließen mit der Begründung, daß dann das Sittliche aus Neigung vollbracht werde und mit dem Streben nach Glückseligkeit zusammenfalle.

Mit Recht bezeichnet Kant diese ganze moralische Anlage, die es uns ermöglicht, zu neuem Leben aufgerüttelt zu werden und gleichsam eine geistige Wiedergeburt an uns zu erleben, mit Gnade. Ihr

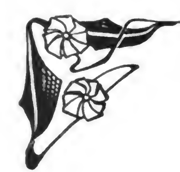
können wir nicht genug Bewunderung zollen. Denn in der Tat, „daß wir auch das Vermögen dazu haben, der Moral mit unsrer sinnlichen Natur so große Opfer zu bringen, daß wir das auch können, wovon wir ganz leicht und klar begreifen, daß wir es sollen — diese Ueberlegenheit des übersinnlichen Menschen in uns über den sinnlichen, desjenigen, gegen den der letztere, wenn es zum Widerstreit kommt, nichts ist, ob dieser zwar in seinen Augen alles ist, diese moralische, von der Menschheit unzertrennliche Anlage in uns ist ein Gegenstand der höchsten Bewunderung, die, je länger man dieses wahre (nicht erdachte) Ideal ansieht, nur immer desto höher steigt.“ Auch in folgende Anerkennung dieser Beschaffenheit unsers Selbst müssen wir mit einstimmen, wenn Kant an andrer Stelle sagt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Treffend bezeichnet nun Kant dieses letztere als den „übersinnlichen Menschen“, dessen Wurzeln im unsichtbaren Grunde der Persönlichkeit, in einer Welt zu suchen sind, „die wahre Unendlichkeit hat“. Freilich denkt Kant hier nicht an den Pantheismus, wie er ihn bereits bei seinen theoretischen Untersuchungen erreicht hatte. Ihm ist jener „übersinnliche Mensch in uns“ nicht gleichbedeutend mit den Funktionen des einen absoluten Wesens, dessen Erscheinung wir sind, er verurteilt vielmehr diejenigen, „welche, durch die Unbegreiflichkeit desselben (nämlich des Sittengesetzes) verleitet, dieses Uebersinnliche in uns für übernatürlich, d. i. für etwas, was gar nicht in unsrer Macht steht und uns als eigen zugehört, sondern vielmehr für den Einfluß von einem andern und höheren Geiste halten, weil die Wirkung dieses Vermögens alsdann nicht unsre Tat sein, mithin uns auch nicht zugerechnet werden könnte, das Vermögen dazu also nicht das unsrige sein würde.“

Dies kann natürlich alles nicht hindern, daß wir dem Geiste Kants die höchste Bewunderung zollen. Denn wir müssen uns nur immer gegenwärtig halten, wie starke Bollwerke von Vorurteilen es galt zunächst erst einmal in Trümmer zu legen, bevor man daran gehen konnte, den Grund zu legen zu einem neuen, herrlichen Gedankenbau. Was nun das erstere betrifft, so hat wohl kein zweiter den Namen des „Alleszermalmers“ mehr verdient als gerade Kant. Und wenn er im übrigen über das Grundlegen im großen und ganzen nicht viel hinauskam, so ist das für uns nur noch ein Ansporn mehr, diese staunenerregende Riesenarbeit nicht ungenutzt liegen zu lassen. Nein, wollen wir Kant aufrichtig ehren und zugleich seiner herrlichen Ideenkeime, die er in verschwenderischer Fülle ausgestreut hat, so recht froh werden, so müssen wir versuchen, diese Ideenkeime zur vollen Reife zu bringen und sie zu einem einheitlichen Systeme miteinander zu verbinden. Dr. Ph. Münch



Phot. A. Krenn, Zürich

Winter im Hochgebirge: Ein sonniger Nachmittag auf einer Hotelterrasse in Arosa (Graubünden)

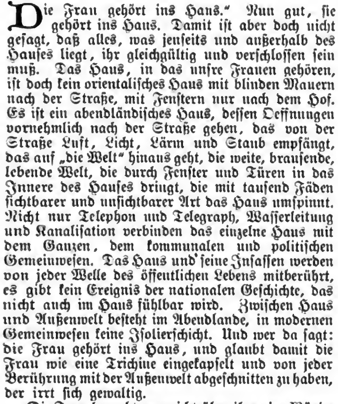


Die Hausfrau und die Sozialpolitik

Eine Plauderei aus Paris

von

Dr. Käthe Schirmacher



„Die Frau gehört ins Haus.“ Nun gut, sie gehört ins Haus. Damit ist aber doch nicht gesagt, daß alles, was jenseits und außerhalb des Hauses liegt, ihr gleichgültig und verschlossen sein muß. Das Haus, in das unsre Frauen gehören, ist doch kein orientalisches Haus mit blinden Mauern nach der Straße, mit Fenstern nur nach dem Hof. Es ist ein abendländisches Haus, dessen Oeffnungen vornehmlich nach der Straße gehen, das von der Straße Luft, Licht, Lärm und Staub empfängt, das auf „die Welt“ hinaus geht, die weite, brausende, lebende Welt, die durch Fenster und Türen in das Innere des Hauses dringt, die mit tausend Fäden sichtbarer und unsichtbarer Art das Haus umspinnt. Nicht nur Telephon und Telegraph, Wasserleitung und Kanalisation verbinden das einzelne Haus mit dem Ganzen, dem kommunalen und politischen Gemeinwesen. Das Haus und seine Insassen werden von jeder Welle des öffentlichen Lebens mitberührt, es gibt kein Ereignis der nationalen Geschichte, das nicht auch im Haus fühlbar wird. Zwischen Haus und Außenwelt besteht im Abendlande, in modernen Gemeinwesen keine Isolierschicht. Und wer da sagt: die Frau gehört ins Haus, und glaubt damit die Frau wie eine Trichine eingekapselt und von jeder Berührung mit der Außenwelt abgeschnitten zu haben, der irrt sich gewaltig.

Die Frau braucht gar nicht über ihre vier Wände hinauszugehen und nimmt dennoch an allen Ereignissen der Zeitgeschichte Anteil, sie kann, ohne den Fuß auf die Straße zu setzen, ein gewiegter Nationalökonom, ein ausgesprochener Politiker werden. Zu allen Problemen des modernen Lebens muß die Hausfrau von heute Stellung nehmen.

Das ist in gewissem Maße auch in vergangenen Zeiten der Fall gewesen. Denn niemals war es möglich, den Zusammenhang von Haus und Welt zu unterbinden. Die Hausfrauen der Vergangenheit sind sich dieses Zusammenhangs nur wenig bewußt gewesen. Auch heute machen sich sehr viele Hausfrauen noch nicht klar, welche bedeutende Rolle sie im nationalen Leben spielen.

Wenn sie aber näher zusehen wollen, werden sie es bald erkennen. Ich habe in der letzten Zeit in Paris ein typisches Beispiel vor Augen gehabt, das typische Beispiel einer Hausfrau, der nacheinander alle großen Probleme der modernen Wirtschafts-, Handels- und Sozialpolitik ihre Aufwartung machten, und die sich köstlich amüsierte, ihrem Mann, der gern erklärt: „La place de la femme est au foyer“ zu beweisen, daß eine moderne Frau, gerade um eine gute Hausfrau zu sein, auch Kenntnisse wirtschafts- und sozialpolitischer Art haben muß.

Den Anlaß zu diesem munteren ehelichen Scharmützel gab — die Errichtung eines großen Krämergeschäfts in der Straße, wo Henriette, so wollen wir sie nennen, wohnte. Bis dahin hatten die Anwohner sich bei kleinen Händlern versorgt. Nun kam Herr Renaud und machte seinen glänzenden Laden auf. Ein richtiger Pariser épicier verkauft alles, er ist ein bon marché auf dem Gebiet der Nahrungsmittel. Von feinem Wein und Konserven, von Tafelobst und Gemüse zu Fischen, Austern und Hummern, zu Petroleum, Kaffee und Seife, zu Kuchen und Bonbons war nun plötzlich bei Renaud alles zu haben. Die anliegenden Straßen waren natürlich in Aufruhr, und die anwohnenden Kleinhändler waren in großer Kümmernis. Etliche machten sogleich den Laden zu und suchten andre, noch konkurrenzfreie Gegenden auf. Die übrigen, die das bedrohte Gebiet nicht verlassen konnten oder wollten (sie hatten einen Mietskontrakt oder wußten nicht wohin), saßen mit betrübten Mienen hinter ihren Ladentischen. Renaud, der Hecht im Karpfenteich, würde ihnen sicher alles wegschnappen. So war es auch. Am Eröffnungstage — jedem Käufer war eine Prämie versprochen — wurde die Krämerei fast gestürmt. Die Polizei mußte Ordnung schaffen, und die Käufer warteten zwei Stunden lang, um ihre Prämie — ein halbes Pfund englische Biskuits à 0,60 — zu erhalten.

Henriette war außer sich: „Die Narren,“ sagte sie, „da stehen sie zwei Stunden und warten, verlieren ihre Zeit und bekommen 60 Centimes als Entschädigung, lächerlich. Wenn eine Reinmachfrau zwei Stunden arbeitet, hat sie auch so viel verdient.“

„Du vergißt, daß sie dann gearbeitet hat, und die Biskuits bekommt sie ja geschenkt, das ist doch viel schöner.“

„Aber sie hat ihre Zeit verloren.“

„Das überlegt sie nicht. Versprich der Menge ein Geschenk, und sie berechnet nie, was es ihr kostet, dies Geschenk zu erlangen.

„Der andre große Krämer,“ sagte Henriette, „der jetzt mit Renaud in Konkurrenz tritt, hat neulich jedem, der ein Pfund Kaffee kaufte, ein Pfund Schokolade à 1,20 gratis dazugegeben. Wie ist das möglich?“

„Der Mann spekuliert so: ich erhöhe meinen Kaffeeumsatz derart, daß ich an der Menge, die ich verkaufe, doch noch verdiene; oder er ist entschlossen, eine bestimmte Summe Geldes zu verlieren, nur

um die Kundschaft festzuhalten, und wird das so lange treiben, bis er Renaud oder Renaud ihn aufgefressen hat; oder er wird schlechte Ware und schlechtes Gewicht geben und derart auf seine Kosten zu kommen suchen. Vielleicht kombiniert er auch all diese schönen Mittel."

„Was steckt eigentlich hinter diesem ganzen Unwesen?" meinte Henriette, „denn diese Prämien, dies den Laden Stürmen, ist doch ein Unwesen."

„Was dahinter steckt? Der Kampf ums Dasein. Hast du „Au bonheur des dames" von Zola gelesen? Nun, dann entsinnst du dich, daß dort ein großes Warenhaus den kleinen Händlern des Stadtviertels den Garaus macht. Ganz dasselbe erlebst du hier. Vor dir steht, verkörpert durch Renaud, der Großbetrieb auf dem Gebiet des Nahrungsmittelverkaufs. Renaud ist Großkapitalist. Seine erste Einrichtung, die Warenankäufe, Miete, Gehälter, Versicherungen u. s. w. mögen ihn 100000 Franken gekostet haben. Das können ihm die kleinen Krämer, Gemüse- und Obst-, Milch- und Käsehändler nicht nachmachen. Sie sind ganz kleine Kapitalisten, und sie beschränken sich auf einen Zweig des Nahrungsmittelverkaufs. Sie kaufen, da sie weniger große Quantitäten brauchen, auch teurer ein als solch ein großes Krämerhaus, und müssen daher teurer verkaufen als Renaud."

„Ihre Situation ist also sehr ungünstig," meinte Henriette.

„Sehr. Warte nur ein wenig, und du wirst sehen, daß viele sich nicht halten, sondern ihren Laden zumachen werden."

„Die armen Leute," sagte Henriette. „Was wird aus ihnen?"

„Allerlei, die einen schlagen sich anderswo durch, bis ein neuer Renaud ihnen auf den Fersen ist, die andern sinken tiefer und tiefer und enden im Armenhaus."

„Muß das denn sein?"

„Es scheint. Alle modernen Unternehmungen gehen ins Große. Wer nicht kapitalkräftig ist, kann nicht mit im Daseinskampf. Vor dir steht das Problem des kaufmännischen Großbetriebs mit seiner Vernichtung des Kleinhandels, und zugleich wird dadurch der betriebsame Kleinbürgerstand, der kleine, selbständige Kaufmann vernichtet. Ein Teil der ruinierten Kleinhändler tritt vielleicht später bei Renaud in Stellung."

„Aber warum tun die Kleinen sich nicht zusammen? Dann könnten sie ja auch im großen in den Markthallen einkaufen und billiger verkaufen?"

„Dazu sind die Kleinen nicht klug und nicht einig genug. Gewiß, sie hätten den größten Vorteil davon, wenn sie sich z. B. Wagen und Pferd gemeinsam nähmen und durch einen von sich gemeinsam ihre Einkäufe in den Hallen machen ließen, aber . . ."

„Nun, aber?"

„Aber dazu sind sie nicht modern, nicht amerikanisch genug. Sie mißtrauen einander, sie würden sich sofort zanken, an den Waren herummäkeln und sich zuletzt ihre Eier und Kohlköpfe gegenseitig an den Kopf werfen. Die ‚Genossenschaftsbewegung', wie man die Vereinigung der Kleinen nennt, verlangt andre Eigenschaften als das, was man wohl Krämersinn genannt hat, und das argwöhnische Mißtrauen dieser kleinen Händler."

„Wenn Renaud billiger und besser verkauft," sagte Henriette nachdenklich, „hat das Publikum ja auch Interesse daran, bei Renaud zu kaufen."

„Anscheinend. Nur mußt du folgendes überlegen, Renaud, der sehr große Kosten hat, muß diese Auslagen auch wieder einbringen. Er wird daher, sobald er sich im Stadtviertel eine Kundschaft gesichert, mit seinen Preisen auch heraufgehen. Artikel, bei denen er hier keine Konkurrenz findet, Wild z. B., wird er immer teuer verkaufen. Vielleicht gibt er auch schlechtes Gewicht und entfremdet sich dadurch gewisse Kunden. Endlich ist es nicht jedermanns Sache, dort in dem Gedränge seine Zeit zu verlieren, und da den Krämern, wenn sie sich im Besitz des Marktes glauben, der Kamm schwillt, wird Renaud durch Hochnäsigkeit und Unliebenswürdigkeit die Kunden abstoßen, die vor allem auf freundliche Formen sehen."

„Die Kleinen brauchen also nicht alle auszusterben?"

„Nein, es werden diejenigen unter den Kleinen überleben, die ihre Kundschaft freundlich und gewissenhaft, selbst wenn etwas teurer bedienen als Renaud."

„Also die Auswahl der Tüchtigsten?"

„Gewiß. Die Renaudsche Konkurrenz aber wird den exorbitanten Forderungen der Kleinen einen Dämpfer aufsetzen. Außerdem werden sie immer die Kundschaft der Arbeiter behalten."

„Warum das?"

„Weil die Arbeiter auf Kredit nehmen und erst am Ende der Woche, am Fabrikzahltag, selbst zahlen."

„Renaud gibt keinen Kredit?"

„Bewahre, das hat so ein großer Herr nicht nötig. Die Kleinen sind anspruchsloser, denn sie müssen jede Aussicht auf Gewinn wahrnehmen."

„Wirst du Renaud deine Kundschaft zuwenden?" fragte ich dann Henriette.

„Nein," sagte sie. Meine Krämervorräte nehme ich seit Jahren von Potin*) und meine Gemüse und Früchte von dem braven Lunel, der mich auch seit Jahren getreulich bedient, mir alles pünktlich ins Haus schickt, meinen besonderen Wünschen Rechnung trägt — ich sage ihm am Tage vorher, was ich haben will, und er kauft mir's extra in den Markthallen. Nein, ich bleibe bei Lunel."

„Wenn ihr Hausfrauen alle so dächtet und handeltet," sagte ich, „könntet ihr Renaud unmöglich machen und den Kleinhandel halten, und das wäre immerhin eine Tat von großer, sozialer Bedeutung, mag man sich zu diesem ökonomischen Problem stellen, wie man will."

„Aber wir gehören ins Haus," lachte Henriette, „was geht uns die soziale Entwicklung an?" — —

„Sage mal, lieber Mann," so wandte meine Freundin sich am nächsten Morgen zu ihrem Hausherrn, „ich höre, der Zucker wird billiger?"

„Jawohl, die Zuckerprämien werden aufgehoben."

„Was sind Zuckerprämien?" fragte Henriette.

„Das verstehst du nicht," lautete die Antwort.

„Ach, du kannst es nur nicht erklären," lachte sie lustig.

*) Potin ist das erste Krämergeschäft von Paris.

„Das geht die Frau auch gar nichts an,“ brummte er, „sie gehört ins Haus.“

„Der Zucker aber auch,“ entgegnete Henriette, „und wenn er billiger wird, so merke ich's im Hause, daher will ich in meinem Hause wissen, warum der Zucker billiger wird.“

Und Henriette kam, sich von mir ein Buch über die Zuckerfabrikation und die Zuckerprämien zu holen. Wir verbrachten in Gesellschaft der Zuckerrüben einen sehr interessanten Nachmittag, und am Schluß sagte Henriette: „Wenn die Regierungen denen, die ihren Zucker wegen der internationalen Konkurrenz im Ausland sehr billig verkaufen mußten, nun nicht mehr einen Zuschuß, eine Prämie, geben, wenn der französische Zucker jetzt im Ausland nicht vorteilhafter verkauft werden kann als bei uns, so haben wir hier natürlich mehr Zucker als sonst, und daher wird er billiger.“

„Sehr schön überlegt, Henriette,“ rief ich.

„Dann muß aber,“ folgerte die schlaue Henriette, „auch alles billiger werden, was mit Zucker hergestellt wird.“

„Tu fais mon admiration, Henriette,“ sagte ich, „und du hast völlig recht. Sieh dich nur bei den Krämern in der Stadt um. Du wirst's schon finden.“

Bald darauf berichtete Henriette: „Potin und all die andern zeigen mir Preisherabsetzung von 10—20 Centimes pro Pfund Schokolade an . . . die Kinder sind selig, wozu doch die Abschaffung der Zuckerprämien gut ist! Und,“ fügte sie hinzu, „bei den eingemachten Früchten und Fruchtsäften ist es ebenso, denn ob das Pfund Zucker, wie bisher 0,55 oder nur 0,30 Franken kostet, wie jetzt, das macht sich sehr fühlbar.“

„Uebrigens,“ meinte sie beim Fortgehen, „es ist höchst amüsant, zu beobachten, was alles auf den Preis der Waren einwirkt. Neulich war Allerheiligen, da strömte alles nach den Kirchhöfen, und trotz der Riesenmengen von Blumen, die man auf allen Seiten anschleppte, waren Blumen sehr teuer.“

„Das machte die große Nachfrage,“ sagte ich.

„Gewiß, aber Allerheiligen ist am 1. November, d. h. am Monatsanfang, und da die Leute am Monatsanfang immer mehr Geld haben als am Monatsende, trägt auch der Umstand noch dazu bei, die Preise zu steigern.“

„Das ist wohl möglich.“

„Es greift überhaupt alles ineinander,“ fuhr Henriette fort. „Wir haben ein schlechtes Obstjahr gehabt, es gibt wenig Birnen und Aepfel . . . das wirkt nun auf alles andre Obst, die Trauben kosten jetzt schon 1,40 und 1,60 Franken das Pfund, selbst die Bananen, die sonst nur 0,15 pro Stück kosten, klettern um 0,05 pro Stück in die Höhe. Es gibt anscheinend keine isolierte Erscheinung im Wirtschaftsleben.“

„Nein, die gibt es nicht, und der Versuch, die Frau in ihrem Haus von der ganzen Welt zu isolieren, ist daher ganz vergeblich, denn die Hausfrau ist Wirtschafterin par excellence.“

„Das weiß ich lange,“ antwortete Henriette. „Aber die Sozialpolitik macht uns auch Hausvisite. Doch davon das nächste Mal. Heute will ich von der billigen Schokolade kaufen gehen. Auf Wiedersehen.“



Vorderseite



Rückseite

Plakette zur Erinnerung an Goethes Mutter. Entworfen von Rudolf Bosselt (Text a. S. 197)



Der Aufstand der Herero

Wie der Reichskanzler Graf Bülow am 18. Januar im Reichstage mitteilte, ist der bedrohliche Aufstand der Herero in Deutsch-Südwestafrika gerade in einem Zeitpunkte ausgebrochen, als sich der Gouverneur, Oberst Leutwein, mit der Hauptmacht der Schutztruppe infolge der mittlerweile gedämpften Erhebung der Bondelzwarts im Süden des Schutzgebietes befand, mehr als 20 Tagemärsche vom Schauplatz der gegenwärtigen Katastrophe entfernt. So konnte es geschehen, daß der unerwartete Aufstand der Herero sich binnen wenigen Tagen über den von der Eisenbahn Swakopmund-Windhuk durchzogenen und von Weißen am dichtesten besiedelten Teil der Kolonie ausdehnte, wodurch die Früchte des Fleißes und der Ausdauer eines Jahrzehnts in diesem Gebiete vernichtet worden sind. Der Aufstand begann in Okahandja, 78 Kilometer nördlich von Windhuk; die etwa 150 Kilometer nordwestlich von der Hauptstadt entfernte Bahnstation Otjimbingwe, eine Station der Rheinischen Missionsgesellschaft, geriet, wie Okahandja selbst, in schwere Bedrängnis. Dadurch, daß sich die Herero in die Mitte zwischen Windhuk, Omaruru und Swakopmund schoben, wurde ferner die Missionsstation Groß-Barmen ernstlich bedroht. Auch die Eisenbahn, das einzige und daher ganz besonders wichtige Verkehrsmittel Deutsch-Südwestafrikas, wurde teilweise zerstört und ein Hilfszug von Swakopmund bei Waldau an der Weiterfahrt behindert. Inzwischen ist die Expedition Zülow glücklich in Okahandja eingetroffen und dieser Platz in einen Verteidigungszustand gesetzt worden, der vorläufig als uneinnehmbar bezeichnet werden kann. Jedenfalls ist eine strenge Bestrafung der Herero zur Herstellung der deutschen Autorität gegenüber der einheimischen Bevölkerung unerläßlich. Angesichts der bedrohlichen Lage im Aufstandsgebiet, wo die von ihren Farmen nach den Stationen geflüchteten Weißen einen Verzweiflungskampf gegen eine Uebermacht von Eingeborenen zu führen haben, ist es allgemein mit Freude begrüßt worden, daß am 6. Januar bereits ein Truppentransportdampfer von Cuxhaven abgegangen ist. Am 18. Januar ist dann das Kanonenboot „Habicht“ in Swakopmund eingetroffen und hat sofort ein Landungskorps nach Karibib geschickt, das auch baldmöglichst die Wiederherstellung der Bahnlinie jenseits dieser Station in Angriff nehmen soll. Dies war die einzige schnelle Hilfe, die man unsern bedrängten Landsleuten zu bringen vermochte. Mit der Abfahrt des Marine-Expeditionskorps, die am Nachmittag des 21. Januar auf dem Lloyddampfer „Darmstadt“ von Wilhelmshaven erfolgte, ist dann der nächste Schritt, der von der Heimat aus unternommen werden konnte, geschehen. In Kiel richtete Prinz Heinrich im Auftrage des Kaisers an die Truppen eine kurze Abschiedsansprache, während in Wilhelmshaven Staatssekretär von Tirpitz und Stationschef Admiral von Bendemann bei der Einschiffung des



Soldat vom Eisenbahndetachement in der neuen Uniform für Südwestafrika



Prinz Heinrich im Kreise der Offiziere der Südwestafrika-Expedition



Einschiffung von Ersatzmannschaften in Cuxhaven

im ganzen 813 Köpfe zählenden Transports zugegen waren. Die Ausrüstung dieses Expeditionskorps ist außerordentlich schnell und glatt vor sich gegangen, und man konnte dabie deutlich wahrnehmen, daß die im Chinafeldzuge gemachten Erfahrungen nicht ohne Nutzen geblieben sind. Daß die Abreise der „Darmstadt“ aber genau zu der von Anfang an festgesetzten Zeit vor sich gehen konnte, ist ein Verdienst des Norddeutschen Lloyds gewesen, der die nötigen Proviantvorräte aus seinen eignen Beständen geliefert und den Dampfer mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit (in 72 Stunden) ausgerüstet und expeditionsfertig gemacht hat. Es ist damit ein glänzendes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der deutschen Schiffahrt erbracht worden. Die „Darmstadt“ wird voraussichtlich in zwanzig Tagen ihr Ziel Swakopmund erreichen. Es dürfte sich im Aufstandsgebiet zunächst um die Vertreibung der Rebellen aus dem Gebiete von Okahandja (303 Kilometer von Swakopmund entfernt) handeln. Okahandja ist eine der fünf wichtigsten sogenannten Kapitänschaften des Hererostammes; die andern sind Waterberg, Omaruru, Otjimbingwe und Okandjose. Eine besondere Kapitänschaft bilden die um Gobabis ansässigen Ovambandieru. Das Hererogebiet nimmt den südlichen Abschnitt der Nordhälfte des Schutzgebietes ein, liegt unmittelbar nördlich von dem Gouvernementssitze Windhuk und wird von der Eisenbahn durchquert. Die zu dem großen Stamm der Bantuvölker gehörenden Herero (Mehrzahl: Ovaherero), oder Damara genannt, sind Viehzüchter und leben als Nomaden, ihre Wohnsitze je nach der Jahreszeit wechselnd. Das politische Gefüge dieses Volkes ist äußerst lose. Der Einfluß des Oberkapitäns Samuel Maherero in Okahandja reicht nicht weit über die nächste Umgebung hinaus, und die in den oben genannten Orten sitzenden Häuptlinge oder Hauptkapitäne fügen sich ihm ebensowenig, wie ihnen selbst wiederum die zahlreichen Kapitäne. Gleich dem ihm nahe verwandten Zulu ist der Herero von hoher, schlanker Figur und sehnigem Körperbau. Das schmale Gesicht mit der gebogenen, feinrückigen Nase, den dünnen Lippen, der gewölbten Stirn und dem bald stolz, bald lauernd blickenden Auge hat wenig von dem gewöhnlichen Negertypus. Man findet häufig unter ihnen Männer, die 1,75 bis 1,80 Meter groß sind, auch die Frauen sind meist von stattlichem Wuchs. Ihre Kleidung besteht, wie es einem Volk von Viehzüchtern geziemt, fast ganz aus Leder und ähnelt nach Ratzel, mit Ausnahme des Kopfputzes der Frauen, der der Namaqua. Männer und Weiber tragen als Hauptkleidungsstücke ein oder zwei Schaf- oder Ziegenfelle um die Lenden. Die Weiber haben darunter eine Schmuckschürze aus zahllosen Lederstreifen, worauf Stückchen aus Straußeneierschalen oder bei den Wohlhabenderen auch Perlen aufgereiht sind, während die Männer endlose dünne Lederstreifen in Form eines lockeren Gurts um die Lenden schlingen, worin der Kirri und unter Umständen auch andre Geräte getragen werden. Die Länge dieses Lederstreifens deutet die Wohlhabenheit des Besitzers an. Diese Felle sind, wie der Herero selbst, meist mit dicken Massen von rotem Ocker und Fett beschmiert; eigentliche Bemalung und Tätowierung ist aber nicht gebräuchlich. Als Kopfbedeckung tragen die Männer nur bei schlechtem Wetter ein Stück Fell, dem sie die verschiedensten Gestalten geben können, außerdem Muscheln im Haar; aber die Frauen bieten in ihrer gewöhnlichen



Ein Herero-Häuptling

Kopfbedeckung eines der originellsten Stücke der südafrikanischen Trachten. Sie tragen von der Verheiratung an einen helmartigen ledernen Aufputz, mit Perl- oder Muschelschnüren geschmückt, von dessen hinterem Teil drei eselsohrartige Zipfel steif in die Höhe ragen. Schnüre von Elfenbein- oder Eisenperlen bis zu 10 Kilogramm schwer hängen hinten bis auf die Fersen herab.



Deutscher Farmer auf einem Reitochsen

Kaiserin Eugenie in Paris

Bei der Leichenfeier für die Prinzessin Mathilde Bonaparte, die am 7. Januar in der kleinen Kirche zu St. Gratien stattfand, waren u. a. die Prinzessin Clotilde, die Herzogin von Aosta, Prinz und Prinzessin Joachim und Eugen Murat, Graf Primoli, der italienische Botschafter Tornielli und der deutsche Botschafter Fürst Radolin zugegen. Vor allem aber erregte allgemeine Aufmerksamkeit die ehemalige Kaiserin Eugenie, die neben der Prinzessin Clotilde, Mutter der Prinzen Viktor und Louis Bonaparte, auch viele Stunden am Krankenbett ihrer sterbenden Verwandten zugebracht hatte. Die schmerzgeprüfte Witwe des dritten Napoleon, die am 5. Mai 1829 zu Granada geborene Tochter des Grafen von Montijo und Herzogs von Peñeranda, einst die schönste und stolzeste unter allen gekrönten Frauen ihrer Zeit, ist seit Jahren schon eine tiefgebeugte Greisin mit schneeweißem Haar und körperlich wie geistig vollständig gebrochen. Den Parisern ist sie keine Fremde, da sie fast alljährlich im Frühjahr oder im Herbst auf der Fahrt von oder nach ihrer Besitzung am Kap Martin einige Tage in der französischen Hauptstadt zu verweilen pflegt. Für gewöhnlich nimmt aber die dortige Presse, auch die monarchistische, nur wenig Notiz von ihrer Anwesenheit, den Wunsch der entthronten Herrscherin, so unbeachtet als möglich zu bleiben, erfüllend. Auf dem halbwegs zwischen Monte Carlo und Mentone in das blaue Mittelmeer hineinragenden Kap Martin hat sie sich mitten im Walde eine nach Süden zu gelegene Villa erbauen lassen, die sie mit dem griechischen Namen von Korsika, „Kyrnos“, benannte. Hier pflegt sie sonst zu weilen, solange die rauhe Jahreszeit sie aus England und der Nähe ihrer dort in Farnborough Hill ruhenden Toten verbannt.

Herero-Familie aus dem Aufstandsgebiet in Deutsch-Südwestafrika


Bürgermeister Lueger

Versammlung zur Vorbereitung der Jubiläumsfeier der Semmeringbahn

Goethes Mutter und die bildende Kunst

Vor kurzem ist der Gedanke aufgetaucht, der seltenen Frau, die uns unsern größten Dichter geschenkt hat, ein Denkmal zu setzen. Es wäre schade, wenn sich diese Idee verwirklichen sollte. Wir haben der Denkmäler mehr als genug, in Berlin wachsen fast täglich neue Marmorgestalten aus dem Boden, und die einzige Frau Aja, die so lange Jahre das Leben und Treiben ihrer Vaterstadt Frankfurt a. M. von ihrem Fenster aus beobachtete, eignet sich gar nicht dafür, in kaltem Marmor auf feierlichem Sockel an irgend einer Straßenecke oder auf einem freien Platze inmitten der üblichen Blumenbeete zu thronen. Man würde dieser herzerwärmenden Frauenerscheinung, die mit so heiterem Humor das Leben nahm, wie es war, dadurch, daß man sie zur feierlichen Denkmalsfigur erhöhte, jeglichen Reiz nehmen. Will man das Bild der Frau Aja weiteren Kreisen zugänglich machen, muß man zur sogenannten Kleinkunst greifen. Das hat auch Bosselt getan, der in seiner Plakette (Abb. a. S. 193) ein kleines anmutiges Kunstwerk geschaffen hat.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Semmeringbahn

Die von Gloggnitz bis Mürzzuschlag sich erstreckende Semmeringbahn, die die Verbindung zwischen Wien und Graz und des weiteren zwischen der Kaiserstadt und der Adria herstellt, ist die älteste in der Reihe der Alpenbahnen. Im Jahre 1848 wurde mit ihrem Bau begonnen, und am 17. Juli 1854 konnte der bis dahin kühnste und großartigste Eisenbahnbau dem Verkehr übergeben werden. Für die Wiener bildet die so leicht zu erreichende Bergwelt des Semmering ein beliebtes Ausflugsziel, aber auch für die allgemeine Entwicklung des Verkehrs ist die Semmeringbahn von hoher Bedeutung geworden. Es ist daher sehr erklärlich, daß man das fünfzigjährige Jubiläum dieses Schienenweges in festlicher Weise begehen will. Eine große Zahl von Freunden und Liebhabern des „österreichischen Rigi" fand sich am 10. Januar im Südbahnhotel des Semmering ein, wo dann in feierlicher Weise die konstituierende Versammlung des vom Landesverbande für Fremdenverkehr einberufenen großen Komitees für das Jubiläum stattfand.

Ein neuer Bundesfürst

Nach dem am 24. Januar erfolgten Tode des Herzogs Friedrich von Anhalt, des Hauptes des alten askanischen Hauses, der am 29. April 1831 geboren wurde, hat sein Sohn, der ebenfalls den Namen Friedrich führt, die Regierung des Herzogtums übernommen. Der jetzige Herzog, der am 19. August 1856 geboren wurde und als Oberst à la suite der preußischen Armee steht, ist der zweite Sohn des Verstorbenen. Erst der Tod seines älteren Bruders Leopold öffnete ihm den Weg zum Throne des schönen Anhaltiner Ländchens. Da seine Ehe mit der Prinzessin Marie von Baden aber kinderlos geblieben, so wird voraussichtlich die Regierung von ihm wiederum auf seinen Bruder Eduard übergehen, der mit der Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg vermählt ist. Aus dieser Ehe sind drei Kinder — zwei Prinzen und eine Prinzessin — entsprossen. Der jüngste Bruder des Herzogs ist der häufig genannte Prinz Aribert, dessen Ehe mit der Prinzessin Luise Auguste von Schleswig-Holstein im Jahre 1900 geschieden wurde. Die beiden Schwestern des Herzogs werden auch dereinst regierende Bundesfürstinnen werden. Die ältere, Elisabeth, ist die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz, und die jüngere, Alexandra, hat den Prinzen Sizzo von Schwarzburg, den Erben des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt, geheiratet.


Phot. Jul. Goebel, Ems

Herzog Friedrich von Anhalt

Oberst Liederwald †



Oberst Liederwald †

Vor kurzem verstarb eine der interessantesten Persönlichkeiten des deutschen Heeres, einer der wackersten Mitkämpfer der letzten Kriege, dessen Lebenslauf besonders bemerkenswert ist, da er zu den wenigen gehört, die als Unteroffiziere ins Feld zogen und vor dem Feind zu Offizieren befördert wurden. Es war vor Düppel im Jahre 1864, als Liederwald, dessen Bildnis wir heute zu bringen in der Lage sind, als Feldwebel der 1. Kompagnie des 5. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 wahre Heldentaten verrichtete. Durch eine Granate betäubt, stürzte er angesichts der stark gelichteten Kompagnie zusammen, erhob sich aber bald wieder, rangierte die Mannschaften, und weiter ging es wie auf dem Exerzierplatze. Für seine Kaltblütigkeit, die außerordentlich wesentlich zum Erfolge des Tages beitrug, erhielt er das Militärehrenzeichen I. Klasse und wurde zum Leutnant befördert. Im 53. Regiment machte er den Feldzug der Main-Armee mit und zeichnete sich bei Kissingen aus. Später wurde er Bezirksadjutant in Gräfrath und machte im Infanterieregiment Nr. 28 den Krieg von 1870/71 mit, der ihm das Eiserne Kreuz I. Klasse einbrachte. Später wurde er Hauptmann und Bataillonskommandeur im 4. Grenadierregiment, hierauf Bezirkskommandeur in Braunsberg und erhielt 1895, am Jahrestage von Bapaume, den Charakter als Oberst. Jetzt ist mit ihm der Besten einer dahingegangen.



Phot. F. P. Fischer, Paris

Kaiserin Eugenie beim Begräbnis der Prinzessin Mathilde Bonaparte

Karl Alfred von Zittel †

Einen schweren Verlust hat die deutsche Wissenschaft erlitten durch den am 5. Januar erfolgten Tod des berühmten Paläontologen der Münchener Universität und Präsidenten der dortigen Akademie der Wissenschaften, Geheimrat Professor Dr. Karl Alfred von Zittel. Er war am 25. September 1839 zu Bahlingen im südlichen Baden als Sprößling eines bekannten Theologengeschlechts geboren, studierte in Heidelberg und Paris Geologie und Paläontologie und trat dann zunächst als Volontär bei der Geologischen Reichsanstalt in Wien ein. 1863 habilitierte sich Zittel an der Wiener Universität und nahm die Stelle eines Assistenten am Hof-Mineralienkabinett (dem jetzigen Naturhistorischen Hofmuseum) an. Noch in demselben Jahr kehrte er aber, einem Rufe als Ordinarius für Mineralogie, Geognosie und Petrefaktenkunde am Polytechnikum in Karlsruhe folgend, in seine Heimat Baden zurück. Im Herbst 1866 wurde er nach München berufen auf den durch Albert Oppels Tod erledigten Lehrstuhl für Paläontologie an der dortigen Hochschule, der er seitdem ununterbrochen angehört hat. Zur vollen Würdigung gelangte Zittels Name in der wissenschaftlichen Welt, als er im Jahre 1873/74 als Teilnehmer der Rohlfsschen Expedition nach Aegypten und der libyschen Wüste deren Ergebnisse in wahrhaft vorbildlicher Weise wissenschaftlich bearbeitete. Gleichzeitig mit seiner Berufung an die Universität wurde er Konservator der paläontologischen Staatssammlung in München. Nachdem er einen sehr ehrenvollen Ruf nach Göttingen abgelehnt hatte, wurde ihm 1880 die Geologie als weiteres Lehrfach übertragen, und 1890 wurde er nach Schafhäutls Tode auch zum Konservator der geologischen Staatssammlung ernannt. Im Juni 1899 wurde Zittel als Nachfolger Pettenkofers Präsident der Akademie der Wissenschaften, der er seit 1869 als außerordentliches, seit 1875 als ordentliches Mitglied angehörte, und Generalkonservator der wissenschaftlichen Staatssammlungen. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Werken ist an erster Stelle zu nennen sein vierbändiges „Handbuch der Paläontologie“, anerkanntermaßen das hervorragendste Lehrbuch dieser Wissenschaft; dann die Abhandlungen über die fossilen Schwämme, Studien über die Grenzschichten der Jura- und der Kreideformation, über den geologischen Bau der libyschen Wüste u. s. w. Mit gewandter Feder wußte er auch auf weitere Kreise belehrend durch populäre Schriften zu wirken, unter denen sein Buch: „Aus der Urzeit, Bilder aus der Schöpfungsgeschichte“ den ersten Preis verdient. Ferner beteiligte sich Zittel an der geologischen Aufnahme Badens und gab die Fachzeitschrift „Palaeographica“ heraus. Durch seinen Einfluß ist aus der Münchener Hochschule ein Mittelpunkt der geologischen und paläontologischen Studien geworden; ebenso wie als Gelehrter erfreute sich der Verstorbene als Mensch der allgemeinsten Hochachtung und Verehrung, und sein Hinscheiden hinterläßt eine schwer auszufüllende Lücke.



Phot. Friedr. Müller, München

Prof. Dr. Karl Alfred von Zittel †



Phot. Marie Müller, Breslau

Felix Dahn

Zum siebzigsten Geburtstag von Felix Dahn

Am 9. Februar d. J. beging Felix Dahn seinen siebzigsten Geburtstag. Die Volkstümlichkeit seines Namens knüpft sich vor allem an ein Buch: an den „Kampf um Rom", der neben Scheffels „Ekkehard" und Ebers' „Königstochter" zu den populärsten unsrer historischen Romane gehört. Und doch ist dieser Roman nur eines aus einer langen Reihe von Werken, die der Dichter Dahn geschaffen und denen eine nicht minder umfangreiche und bedeutende Reihe wissenschaftlicher Arbeiten zur Seite steht. Aber der Gelehrte und der Künstler leben nicht als zwei getrennte, einander bekämpfende Seelen in der Brust dieses schaffensfrohen Mannes, herüber und hinüber, von dem einen Tätigkeitsgebiet zum andern gehen in regem Wechsel die Gedanken und Anregungen; die Forschung führt der Phantasie immer neuen Stoff zu, die dichterische Anschauung erhellt dem Forschenden manch dunkle Wegstrecke. Das Künstlerische mag dabei sogar das Primäre in Dahns Natur sein; stammt er doch (geboren 1834 in Hamburg) aus einer Schauspielerfamilie, deren Name noch heute einen vortrefflichen Klang hat. Seine äußere Laufbahn ist durchaus die des Gelehrten: nachdem er seine Studien in München und Berlin vollendet, habilitierte er sich 1857 in München, wurde 1863 in Würzburg außerordentlicher, 1865 ordentlicher Professor, ging dann 1872 als Professor für deutsches Recht, Staatsrecht und Rechtsphilosophie nach Königsberg und wurde 1888 in der gleichen Eigenschaft nach Königsberg berufen, wo er noch heute in voller Rüstigkeit als beliebter und verehrter Lehrer wirkt. Aber über dem Schaffen des Gelehrten und des Dichters, der in Roman, Drama und Lyrik Bedeutendes hervorgebracht, soll auch nicht vergessen werden, wie Felix Dahn im politischen Leben öfter als treuer Berater und Warner seine Stimme erhoben hat, wenn es galt, für bedrohte geistige Güter und für gute, lebenerweckende Tradition einzutreten.

Josef Israels

Am 27. Januar feierte der berühmteste und beliebteste unter den holländischen Malern der Gegenwart, Josef Israels, seinen achtzigsten Geburtstag. Was uns die Höhe, auf der Israels nun seit Jahrzehnten steht, noch bedeutender erscheinen läßt, ist dies, daß er sie nicht ohne schwere Kämpfe erreicht hat. Israels, zu Groningen am 27. Januar 1824 als Sohn eines armen Geldwechslers geboren, kam 1844 nach Amsterdam, wo er Schüler des damals beliebten Jan Krusemann wurde, ging dann 1845 nach Paris, wo er unter den Historienmalern Pirot und Delaroche studierte, und kehrte 1848 in die Heimat zurück. Wie man sich schon bei dem Namen Delaroche denken kann, war der Israels der vierziger und der ersten fünfziger Jahre ein rechter Historienmaler: „Aaron findet im Zelt die Leichen seiner beiden



Josef Israels

Söhne"; „Der Prinz Moritz von Nassau vor der Leiche seines Vaters"; „Wilhelm von Oranien trotzt den Dekreten Philipps II." — das sind so ein paar Titel seiner Bilder aus jener Zeit. Das letztgenannte war 1855 auf der Pariser Weltausstellung; bei den nächsten, die er (1857) in Paris zeigte, lautete die Unterschrift ganz anders: „Kinder am Meer" und „Abend am Strande". Der heute fast verschollene Historienmaler Israels hatte sich zu dem Israels durchgefunden, der heute noch lebt und in seinen Werken noch lange leben wird: zu dem Genremaler, dem Stimmungspoeten Israels. Eine schwere Krankheit hatte den Maler gezwungen, sich aus der Stadt Amsterdam ins Freie, in das kleine Fischerdorf Zantvoort, zu flüchten. Dort, als er mit den verjüngten Sinnen des Genesenden um sich sah, waren ihm der Ernst des kleinen Lebens, an dem die „Grande peinture" naserümpfend vorüberging, und die malerischen Schönheiten des Lebens der Fischer, der heimatlichen Natur aufgegangen. Aber auch auf dem Weg, den diese neue Erkenntnis ihm wies, ist er stetig fortgeschritten; in seinen früheren Genrebildern tritt oft noch das rein Stoffliche hervor, sei es durch sentimentale Pointe, sei es durch ein zu stark betontes Pathos. Aber immer energischer und klarer arbeitet sich der Künstler dahin durch, daß er das Seelische, das stets in seinen Werken beherrschend vorklingt, nur mit rein malerischen Mitteln zum Ausdruck bringe — bis er als alter Mann, unbekümmert, ob man ihn mißverstehen könne oder wolle, die radikalen Worte niedergeschrieben hat: „Maler sehen alles nur nach dem äußeren Schein, und das muß auch sein, denn das allein ist ihr Gebiet." „Nur ein lyrischer Dichter," sagt Max Liebermann in seiner trefflichen Charakteristik des holländischen Meisters, „könnte Israels ganz gerecht werden, denn Israels' Malerei ist ein Farbe gewordenes Gedicht; ein schlichtes Volkslied, kindlich, im biblischen Sinn einfältig; alles Gemüt, Empfindung und nochmals Gemüt." Wer den Menschen Israels kennen lernen und von Herzen lieben will, der lese sein köstliches Buch: „Spanien. Eine Reiseerzählung"; die jugendliche Frische und Liebenswürdigkeit, die dankbare Empfänglichkeit des prächtigen alten Herrn sprechen da aus jeder Zeile. Möge er noch lange mit gleich klarem Blick und warmem Herzen sich dieser Welt freuen, der er so viele ernste und stille Schönheiten abgelauscht! K.

Der neue Präsident der Kgl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften

An Stelle des Paläontologen K. v. Zittel († 5. Januar, Nekrolog a. S. 198) ist jetzt der Historiker Karl Theodor v. Heigel zum Präsidenten der Bayrischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Geheimer Rat v. Heigel, 1842 in München geboren, ist seit 1885 ordentlicher Professor der neueren und bayrischen Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt; der gelehrten Körperschaft, an deren Spitze er jetzt gestellt worden ist, gehört er schon seit 1876 als Mitglied an. Auf seinem Spezialgebiet, der bayrischen Geschichtsforschung, hat er sich durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen und Ausgaben besondere Verdienste erworben, in weiten Kreisen sich durch zahlreiche, in mehreren Bänden gesammelte Vorträge und Essays bekannt gemacht, die in ungemein frischer, fesselnder Darstellung die Ergebnisse gewissenhaftesten Fachstudiums dem gebildeten Publikum vermitteln. Ein groß angelegtes, glänzend geschriebenes Werk ist seine „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches", von der der erste Band vollendet vorliegt. Als akademischer Lehrer genießt K. Th. v. Heigel bei seinen Schülern eine Beliebtheit und Verehrung, die sich nicht allein auf seine wissenschaftlichen Verdienste, sondern auch auf seine vortrefflichen menschlichen Eigenschaften gründet. Mit glänzender Rednergabe ausgestattet, wird der neue Präsident auch den repräsentativen Aufgaben seiner Stellung vollauf gerecht werden.



Prof. Dr. Karl Theodor v. Heigel, der neue Präsident der bayrischen Akademie der Wissenschaften

Karl Emil Franzos †

Kein großer Poet, aber ein scharf beobachtender Schriftsteller, dessen Seele ein beinahe stürmisches Mitleid erfüllte für seine Stammesgenossen, die er als die Stiefkinder des Schicksals betrachtete, ist in Karl Emil Franzos dahingegangen. Lange bevor das Schlagwort „Heimatskunst" in Deutschland geprägt wurde, betrachtete es Franzos als seine Lebensaufgabe, sein fernes Heimatland gleichsam als Pionier der Feder literarisch und künstlerisch zu erschließen. Für Galizien und die Länder der unteren Donau, wo germanische und slawische Kultur hart aufeinandertreffen, erfand er die Bezeichnung „Halb-Asien". In seinen Schriften verbanden sich künstlerische Ideen mit sozialreformerischen Tendenzen. Er wollte das Licht der Kultur unter die in ihren uralten Traditionen erstarrten Juden seiner Heimat tragen. Der Gegensatz jüdischer und christlicher Weltanschauung ist auch das Thema der meisten seiner rein künstlerischen Werke, worunter die größere Novelle „Judith Trachtenberg" wohl das bedeutendste ist. Franzos wurde als Sohn eines jüdischen Arztes 1848 im Podolischen Walde geboren und erhielt auf dem Gymnasium von Czernowitz in der Bukowina seine Schulausbildung. So war er mit jeder Faser jenem Lande verwachsen, dessen traurige Zustände er zum erstenmal der ganzen gebildeten Welt enthüllte, und dessen melancholische Schönheit seinem ganzen Schaffen die charakteristische Note gab. Ueber Wien kam er nach Berlin, und hier hat er neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit auch als Redakteur erfolgreich gewirkt. In der von ihm gegründeten Zeitschrift „Deutsche Dichtung" hat manch junger Poet, dessen Name später einen guten Klang bekam, sich zum erstenmal gedruckt gesehen. Auch sonst war er von großer literarischer Rührigkeit. Er hat Georg Büchners sämtliche Werke und handschriftlichen Nachlaß herausgegeben, ferner ein Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich; auch verfaßte er eine überaus lesenswerte Monographie über den Einfluß der Suggestion auf die Dichtung. In dem literarischen Leben der Reichshauptstadt war Franzos auch in den letzten Jahren, wo seine Schriften durch die moderne Bewegung mehr in den Hintergrund gedrängt waren, eine sehr bekannte Persönlichkeit.



Karl Emil Franzos †

Die Brandkatastrophe von Aalesund

Die furchtbare Feuersbrunst, die in der Nacht zum 23. Januar die norwegische Stadt Aalesund beinahe völlig in Asche legte und in eine Stätte des Unglücks und der bittersten Not verwandelte, hat überall das Mitleid wachgerufen. Am schnellsten wurde dieses Gefühl in werktätige Hilfe umgesetzt in Deutschland durch die hochherzige Initiative des Kaisers, der bereits am Morgen des 24. den Kreuzer „Prinz Heinrich" nach Aalesund abschickte, dem die mit bewunderungswürdiger Raschheit organisierten Hilfsexpeditionen der Hamburg-Amerika-Linie (Dampfer „Phönizia") und des Norddeutschen Lloyd (Dampfer „Weimar") unmittelbar folgten. — Aalesund ist — oder vielmehr „war", denn von seinen fast ausschließlich aus Holz hergestellten Häusern blieben nur wenige unbeschädigt, während 700 völlig zerstört wurden — eine größere Handelsstadt in dem zum Stifte Bergen gehörigen Teile des



Gesamtansicht der Stadt Aalesund

Amtes Romsdal an der Westküste Norwegens (62° 30' nördl. Br.). Sie hieß bis zum Jahre 1823 Borgundsund und wurde 1848 zur Kaufstadt erhoben. Der vielen Deutschen von ihren Nordlandfahrten bekannte Ort liegt auf den drei Inseln Nervö, Aspö und Hesö, die durch den Nervö-, Aale- und Steevagsund voneinander getrennt sind, um den geräumigen, durch einen Damm geschützten Hafen herum. An der engsten Stelle des Aalesundes, von dem die Stadt den Namen hat, verband eine ebenfalls dem Feuer zum Opfer gefallene Brücke die beiden Hauptstadtteile. Die Einwohnerzahl belief sich vor dem Brande auf etwa 13000, von denen gegen 11000 obdachlos geworden sind. Außer dem bedeutenden Dorschfang (jährlich 5 bis 6 Millionen Stück) betreibt Aalesund einen ausgedehnten Handel mit Fischen und Bockhäuten; es ist der Mittelpunkt eines lebhaften Dampferverkehrs.

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Wien

Die Vereinigung der Sachverständigen, die über die Entwürfe zu einem Kaiserin Elisabeth-Denkmal für Wien zu beraten hatten, hat sich einstimmig für den Entwurf von Professor Hans Bitterlich ausgesprochen und ihn als Grundlage für die Ausführung des Monuments empfohlen. Das Modell, das unser Bild a. S. 202 zeigt, stellt die Kaiserin auf einer Bank sitzend dar. Der Kopf ist ein klein wenig geneigt, die Hände, die im Schoß ruhen, halten ein Buch. Der Eindruck, den die Figur auf den Beschauer macht, ist, als ob die Kaiserin soeben die Lektüre unterbrochen habe, ihren Blick in die Ferne schweifen lasse und nachdenke. Das Haupt der Kaiserin trägt die bekannte Frisur mit dem Zopf, der kronenartig um den



Eine Straße in Aalesund

Scheitel gelegt ist. Der Natur der unglücklichen Kaiserin, ihrem ganzen Fühlen und Wesen entsprechend, soll ihr Denkmal dem Verkehr des Alltags entrückt werden und der ganze Platz eine architektonische Ausgestaltung und reichen Baum- und Blumenschmuck erhalten, so daß in dem Beschauer eine ernste, feierliche Stimmung wachgerufen wird, wenn er dem Monument der unglücklichen Fürstin sich naht, die es selber liebte, sich und ihren Schmerz in der Einsamkeit einer blühenden südlichen Natur zu verbergen.

Eduard Lassen †

Im Alter von 73 Jahren ist Eduard Lassen am 15. Januar in Weimar gestorben, wo er mehr als vier Jahrzehnte als Dirigent eine rühmliche, auch kunsthistorisch bedeutsame Tätigkeit entfaltet und als Komponist sich einen weit über die Grenzen seines beruflichen Wirkens hinaus klingenden Namen geschaffen hat. Vor allem sind es seine Lieder, durch die Lassen populär geworden ist; man kann sagen, daß sein „Allerseelen" (Stell auf den Tisch die duftenden Reseden) zu den meistgesungenen Schöpfungen der ganzen neueren Musikliteratur zählt. Und doch wäre es völlig falsch, dem Komponisten allein nach diesen Liedern seine Stellung in der Musikgeschichte anweisen zu wollen: er gehört ihr in noch höherem Maße an als einer der treuesten, überzeugtesten Vorkämpfer der Wagner-Lisztschen Richtung, und er hat sicher der guten Sache dadurch noch besonders gute Dienste geleistet, daß er nie in Einseitigkeit verfallen ist, sondern neben dem Großen und Schönen, das die neue Richtung gebracht, auch das gute Alte pietät- und liebevoll gepflegt hat. Lassen, am 13. April 1830 zu Kopenhagen geboren, kam als zweijähriger Knabe mit seinem Vater nach Brüssel, trat schon mit zwölf Jahren ins dortige Konservatorium und errang hier als Klavierspieler und Komponist glänzende Erfolge. Mit einem großen Stipendium ausgezeichnet, ging er 1850 auf Reisen, die ihn vor allem durch Deutschland und nach Rom führten, in deren Verlauf er aber auch so ganz für die neue Kunst gewonnen wurde, daß die Heimat ihn fallen ließ, während Liszt seine Erstlingsoper „Landgraf Ludwigs Brautfahrt" 1857 in Weimar aufführte. Von da an, seit 1858 als Liszts Nachfolger am Dirigentenpult, hat er die Weimarer Oper mit weiser Umsicht und künstlerischer Hingebung geleitet, durch Kompositionen von Opern, Symphonien, Chorwerken und Liedern sich als selbstschaffender Künstler betätigt.



Eduard Lassen †

Der Neubau der Universität Jena

Die Universität Jena gehört nicht zu den ältesten Hochschulen Deutschlands; aber was ihren Anteil an der bedeutungsvollsten Epoche deutschen Geisteslebens, ihre Volkstümlichkeit betrifft, so können es wenige andre mit ihr aufnehmen. Weimars klassische Zeit warf ihr hellstes Licht auf Jena; Karl August und Goethe sahen eine ihrer Lebensaufgaben darin, die Hochschule durch ausgezeichnete Lehrkräfte und durch Ausgestaltung ihrer wissenschaftlichen Sammlungen zu heben, und sie haben damit eine Tradition geschaffen, die heute noch kräftig fortwirkt. Wenn jetzt die Universität den dringend notwendig gewordenen Neubau erhalten soll, so erscheint es naturgemäß, daß man dabei mit besonderer Sorgfalt und Umsicht zu Werke geht. Vier der bekanntesten und erprobtesten Architekten Deutschlands wurden zu einer Konkurrenz eingeladen, aus der Professor Theodor Fischer in Stuttgart als Sieger hervorgegangen ist. Sein Entwurf, dessen Eigenart durch die a. S. 203 gegebene Teilansicht veranschaulicht wird, zeigt, daß hier in der Tat dem rechten Mann die rechte Aufgabe übertragen ist. Der Künstler hat nicht einen nüchtern-prunkvollen Amtsbau „nach Schema F" schaffen wollen, wie er überall stehen könnte (und leider auch überall zu finden ist), sondern ein reich gegliedertes, malerisch belebtes Ganzes, das in seiner Formensprache, nicht durch sklavisches Kopieren von Einzelheiten, sondern vielmehr durch die Gesamtstimmung, an die Zeit der Entstehung der Universität erinnert, und das dabei in seiner Anlage durchaus praktisch und zweckentsprechend durchgeführt ist. Vergleicht man den Fischerschen Entwurf mit andern Universitätsneubauten, wie etwa dem Würzburger oder Straßburger, so erscheint er als ein Musterbeispiel für die organische im Gegensatz zur schematischen Bauweise. Er ist „von innen heraus" geschaffen und wird eben darum sich dem traulichen Bild der alten lieben Stadt, der eigentümlichen Schönheit der ganzen Landschaft harmonisch einfügen. Der wuchtige Turm, der der Gesamtanlage einen so wirkungsvollen Akzent gibt, ist ein Teil des „Alten Schlosses" (an dessen Stelle sich der Neubau erheben soll), den Fischer pietätvoll erhalten will.



Modell zum Denkmal der Kaiserin Elisabeth für Wien
Entworfen von Hans Bitterlich

Zum siebzigsten Geburtstag Ernst Haeckels

Zwei Eigenschaften sind auch beim Vertreter der Wissenschaft die Bedingungen wahrer Größe: die Kraft des Erkennens



Der preisgekrönte Entwurf zum Neubau der Universität Jena von Theodor Fischer (Stuttgart)

und der Mut der Ueberzeugung, das Erkannte auszusprechen. Weitere Kreise pflegen vielfach erst auf den Forscher aufmerksam zu werden, wenn das Resultat seiner Forschung den Kampf der Geister entfacht und ihn zwingt, aus der Stille und Einsamkeit herauszutreten und für sein Werk und Wort einzustehen. Beide Eigenschaften besitzt der Gelehrte, der am 16. Februar das Alter des Psalmisten erreicht, in hohem Maße, und gerade darum haben sein Auftreten, seine Lehren stets die öffentliche Aufmerksamkeit gefesselt und einen erregten Sturm der Meinungen hervorgerufen. Eine Kämpfernatur war Haeckel sein Leben lang, das spricht aus den Zügen seines Gesichtes, die auch jetzt, wo die Jahre Haar und Bart gebleicht haben, nicht den Hauch frischer Jugendlichkeit verloren haben, das spricht auch aus den hellen, blitzenden Augen, die so unerschrocken in die Welt sehen. Haeckel hat sich zu allen Zeiten seines Lebens einer großen Anzahl unbedingter Anhänger zu erfreuen gehabt, und der Reiz seiner Persönlichkeit hat sie vielleicht nicht weniger an ihn gefesselt als seine Lehre. Wie die Nachwelt einmal über Haeckels wissenschaftliche Bedeutung urteilen wird, darüber wollen wir heute nicht nachsinnen, wo es gilt, den Lebenden zu feiern. Haeckel kann auf ein reiches Leben zurückblicken. In Potsdam, der schönen Havelstadt, wurde er geboren. Nach einer kurzen Tätigkeit als Arzt in Berlin widmete er sich bald ausschließlich den Naturwissenschaften; 1861 habilitierte er sich dann an der Universität Jena, der er noch heute als ordentlicher Professor angehört. Sein Studium aber führte ihn weit umher, er gehört zu den Gelehrten, die am allerweitesten gewandert sind. Haeckel trat bereits im Jahre 1863 rückhaltslos für die Darwinistischen Lehren ein. Daß die Theorien dieses großen Bahnbrechers allmählich wissenschaftliche, systematische Formen annahmen, ist vor allen andern Haeckels Werk. In seinen Schriften drangen die Darwinistischen Lehren allmählich in die weitesten Kreise und wurden so für viele Gebildete das Material für das Fundament einer eignen Weltanschauung. Die „Anthropogenie, Entwicklungsgeschichte des Menschen“ ist wohl sein am meisten gelesenes Werk.



Phot. Friedrich Haak, Jena

Ernst Haeckel

Für müßige Stunden

Bilderrätsel



Homonym

Was tut der Fechter, wenn mit scharfem Schlag
Er das Rapier des Gegners Hand entwindet?
Was tut der Koch, wenn er mit Ei und Mehl
Die dünne Fleischbrühsuppe schlau verbindet?
Was tut der Goldschmied, wenn des Kupfers Brei
Er Silber zusetzt in des Feuers Gluten?
Was tut der Onkel, wenn im Testament
Den Neffen er bedenkt, den lieben, guten? F. M.-S.

Dreisilbige Charade

Wenn mit der Ersten du gegangen,
Daheim vielleicht dir's nicht gefiel,
Und wer zur Steuer sie empfangen,
Erreichte oft der Wünsche Ziel.

Was sich mit Recht der andern beiden
Auf unserm Sterne rühmen kann,
Gehört wohl häufiger den Leiden
Als ihren Gegensätzen an.

Erfolg wird dem Talent selbst fehlen,
Das wenig von dem Ganzen hält,
Doch sicher darf es auf ihn zählen,
Wenn seinem Schaffen es gesellt. M. Sch.

Wechselrätsel

Ob ich die Ehrfurcht des Sohnes mit p nun mag schulden Poseidon,
Oder ob Uranos sich Vaterrecht bei mir erwarb, —
Immer ich rühmen mich kann gewaltiger Kraft mit den Brüdern,
Schürend vulkanische Glut oder gar schmiedend den Blitz.
Tauscht ihr das p gegen n, werd' ich zur verheerenden Geißel,
Wie sie die mächt'ge Natur neben den Schätzen besitzt.
Grade die Tropen, von ihr mit üppigem Reichtum gesegnet,
Fühlen nicht selten dabei auch ihre strafende Hand. M. Sch.

Rätsel

Versteck im Eise noch der Zeichen vier —
Du kennst gewiß das kleine flinke Tier. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5:

Des Silben-Bilderrätsels: Man beachte die vier Kreise, die der Faden in der Runde umfaßt, und gehe beim Ausgange des Fadens links vom Rad demselben nach, wobei jede Silbe gegenüber jener Stelle, wo der Faden einen der vier Kreise umschlingt, abgelesen wird. Im ersten Rundgange geschieht dies bei allen Schlingpunkten des ersten (innersten) Kreises, dann ebenso beim zweiten, dritten und vierten Kreise. So resultieren dann die vier Zeilen:

Mei Voter hot's g'sogt
Und mei Mutter sogt's aa,
Ich söll noch naht (nicht) heiern (heiraten),
Ich wär' noch ze (zu) klaa (klein).

Der dreisilbigen Charade: Zuschauer.
Des Scherzrätsels: Kalauer.
Des Worträtsels: Odessa — Ode, Aß.
Des Rätsels: K—an—t.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe X

Von Paul Paschke in Czarnin (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XI

Von Samuel Loyd in New York
Aus der kurzlich von Max Weiß in Bamberg herausgegebenen Sammlung Loydscher Aufgaben.

Schwarz

Weiß

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem dritten Zuge mattzusetzen. (Selbstmatt.)

Aufgabe XII

Von G. Heathcote in Manchester
In einem englischen Problemturnier preisgekrönt

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VII

W. 1. Td7—e7
S. 1. Dh7×e7†
W. 2. Lg1—b6 matt.

A.

S. 1. Ke1—d1
W. 2. Lg1—h2 matt

B.

S. 1. Ke1—f1, Dh7×h1
W. 2. Te7—e1 matt.

C.

S. 1. Dh7×b1
W. 2. Lg1—e3 matt.

Auflösung der Aufgabe VIII

W. 1. Lb1—f5
S. 1. Ke5—b5, ×e4
W. 2. Dd1—a4†
S. 2. K×a4, d5, e3, —e5
W. 3. Lf5-d7, Da4-b5, d4, c6 matt.

A.

S. 1. a7—a6
W. 2. Dd1—d4†
S. 2. Ke5—b5
W. 3. Lf5—d7 matt.

B.

S. 1. Lg8—h7
W. 2. Lf5—d7 und
W. 3. Dd1—d4 matt.

C.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Dd1—a4
S. 2. Ke5×d5 oder beliebig and.
W. 3. Da4-b5, c6 matt.

Auflösung der Aufgabe IX

W. 1. Lf2—e1
S. 1. Ke6×e5
W. 2. Te7—e7†
S. 2. Ke5—d6, f6, d4, f4
W. 3. Le1—b4, h4, f2, d2 matt.

Briefmappe

W. H. jr. in Hamburg. Bei der Bildung der phantastischen Figuren des Fenstereises wirkt vor allem der Umstand mit, daß Wasser und Wasserdampf beim Gefrieren demselben Kristallisationsgesetz folgen wie die Schneeflocken, deren Formen ausschließlich dem hexagonalen oder sechsseitigen Kristallisationssystem angehören. Weshalb nun meist gerade pflanzenähnliche Formen an unsern Fensterscheiben sich bilden, das finden Sie in dem gerade in diesem Heft enthaltenen Aufsatze „Kunstwerke des Winters" gegen den Schluß hin eingehend erklärt. Uebrigens entstehen neben den Frostblumen und -landschaften auf den Scheiben auch gar nicht selten Menschen- und Tiergestalten, wie Sie bei längerer Beobachtung bald gewahren werden.

F. v. G. in Dresden. Alle Arbeiten für die bevorstehende Automobilausstellung in Frankfurt a. M. werden rüstig gefördert. Die Anmeldungen von den allerersten Firmen sind so zahlreich eingelaufen, daß die Halle abermals, zum dritten Male, um 460 Quadratmeter vergrößert werden muß. Am 19. März, 11 Uhr vormittags, wird die Ausstellung vor geladenen Gästen, in Anwesenheit des hohen Protektors, Prinzen Heinrich von Preußen, des Großherzogs von Mecklenburg, des Herzogs von Ratibor, andrer hoher Fürstlichkeiten, der städtischen Vertreter und der Ehrengäste durch eine Ansprache des Ehrenpräsidenten, Generalleutnants z. D. von Chappuis, an Prinz Heinrich eröffnet werden. Nach dem offiziellen Empfang wird die Ausstellung um 1 Uhr für das große Publikum eröffnet. Für die spätere Zeit sind auch Tage mit billigem Entree, sogenannte 50 Pfg.-Tage vorgesehen. Weitere Festlichkeiten werden von dem Vergnügungsausschuß vorgesehen.

Alfred J. in Salzburg. In Paris macht der Franzose Toni Mathieu seit einiger Zeit Propaganda für den planmäßig organisierten internationalen Austausch von Kindern beiderlei Geschlechts. Zweck soll in erster Linie größere allgemeine sprachliche Ausbildung sein. Die Anknüpfung von persönlichen Beziehungen zwischen den Familien der ausgetauschten Kinder soll indes auch in politischem Sinne aufklärend und den Frieden fördernd wirken. Jedes Geldinteresse muß bei dem Austausch ausgeschlossen sein. Bei dem ersten Versuch während der Herbstferien meldeten sich 135 Familien, 69 vom Auslande und 66 in Frankreich. Unter letzteren befanden sich 65 Knaben und nur 1 Mädchen. Verschiedene dem Gründer zugegangene Dankschreiben beweisen, daß die Eltern mit dem Versuche sehr zufrieden waren.

A. Th. in Innsbruck. Ihr Freund hat ganz recht; 1904 ist seit acht Jahren das erste Schaltjahr, da Anno 1900, wie in allen Jahren mit nicht durch vier teilbarer Jahrhundertziffer, der Schalttag — ausgeschaltet bleibt. Man hat schon darauf hingewiesen, daß der sogenannte „Jahresregent" diesmal Mars ist, der gefürchtete Kriegsgott, für abergläubische Leute ein böses Omen! Was das Firmament anbelangt, so verspricht 1904 ein recht „heiteres" zu werden: dort nämlich wird der Mond stets in ungetrübter Reinheit erstrahlen und nicht ein einzigesmal vom Erdschatten verdunkelt werden. Auch die beiden Sonnenfinsternisse, eine ringförmige am 17. März und eine totale am 8. und 9. Sept., werden in unserm Erdteil gar nicht sichtbar sein.

Frau A. R. in Münster i. W. Zur Erinnerung an die jüngste Papstwahl vom 4. August 1903 hat die Stuttgarter Metallwarenfabrik Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm eine Medaille hergestellt, die als ein Meisterwerk der Prägekunst bezeichnet werden darf. Auf der Kehrseite befindet sich das päpstliche Wappen mit entsprechender Umschrift, auf der Hauptseite das wohlgelungene Porträt Pius X., umgeben von den trefflich ausgeführten Profildarstellungen seiner sämtlichen Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhl.

Frl. A. H. in München. Es sind die Schlußverse aus Uhlands Ballade „Bertran de Born", in denen der König zu dem gefangenen Sänger spricht:

„Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Frau J. Sch. in Reichenberg. Das Gold ist auf der Erde weit mehr verbreitet, als gewöhnlich angenommen wird; nur deckt seine Gewinnung in manchen Formen, worin es auftritt, nicht die Kosten. So hat z. B. die Chemie in der Tonne Meerwasser etwa 50 Milligramm Gold ermittelt, was für die Wassermasse aller Ozeane einen Goldgehalt von annähernd 10260 Millionen Tonnen ergibt. Leider muß dieser Meeresschatz vorläufig ungehoben bleiben, da man trotz vielfacher Versuche bisher noch kein Verfahren, dieses Gold aus dem Meerwasser zu gewinnen, hat ausfindig machen können, bei dem die Kosten nicht den gewonnenen Ertrag bei weitem überragten.

H. Th. in Straßburg i. E. Allerdings gibt es auch in Amerika Nachkommen der Familie Bonaparte. Als Jerome, der spätere König von Westfalen, noch Marineleutnant war, heiratete er Elizabeth Patterson, die Tochter eines Kaufmanns aus Baltimore, die ihm einen Sohn, Jerome Bonaparte, schenkte. Als Napoleon ihn aber zum König machte, bestand er darauf, daß Jeromes Ehe für ungültig erklärt wurde, damit dieser die Prinzessin Katharina von Württemberg heiraten konnte. Der Sohn aus der amerikanischen Ehe heiratete eine reiche Frau; Napoleon III. bot dessen beiden Söhnen Titel und Reichtum an, wenn sie Franzosen werden wollten und die Ehe ihrer Großmutter als illegitim anerkennen würden. Zu ihrer Ehre sei es aber gesagt, daß beide die gestellten Bedingungen ablehnten. Der eine von ihnen, Charles Josef Bonaparte, ist ein tüchtiger Rechtsanwalt in Baltimore. Sein Vater und Napoleon III. waren Vettern, die jetzt verstorbene Prinzessin Mathilde war seine Stiefschwester.

Fr. M. in Hannover. Die Ergebnisse der neuesten Expeditionen sprechen in der Tat für das Vorhandensein eines antarktischen Kontinents, der dort liegt, wo unsre Atlanten im äußersten Süden die Worte „Südliches Eismeer" zu verzeichnen pflegen. Wir kennen seinen Küstenverlauf vorläufig allerdings erst stellenweise, allein zweifellos ist dieser siebente Erdteil sehr groß, wahrscheinlich sogar größer als Europa.

Ph. T. in Nürnberg. Die kürzlich in London um 29000 Mark versteigerte Briefmarke war eine von der Insel Mauritius aus dem Jahre 1847, zwei Pence, blau. Sie ist ungestempelt und nie im Kurs gewesen, da irrtümlich die Worte Post Office statt des richtigen Post Paid darauf zu lesen sind. Nur wenige Exemplare dieser Marke gelangten seinerzeit zur Ausgabe.

Frl. Anna Sch. in Wien. Auf eine Rücksendung von einzelnen Rätseln u. dgl., die uns unverlangt eingeschickt werden, können wir uns zu unserm Bedauern nicht einlassen. Sie verfallen, wenn nicht verwendbar, ohne weiteres dem Papierkorb.

Frau Ottilie G. in Hannover. Man betrachtet ziemlich allgemein ein Jahr als die Trauerzeit für eine Witwe. Während des ersten Halbjahres tragen die Damen Krepp, später nur schwarze Kleidung, die man gegen den Jahresschluß hin mit Grau zu vermischen pflegt.

H. W. in Dresden. Die Wehrsteuer besteht seit 1878 in der Schweiz, seit 1880 in Oesterreich-Ungarn und seit 1889 in Frankreich. In Deutschland bestand diese Steuer seit 1868 in Württemberg und seit 1869 in Bayern; sie fiel aber mit Begründung des Deutschen Reiches fort. Der 1881 unternommene Versuch, sie im Deutschen Reiche allgemein einzuführen, scheiterte an der ablehnenden Haltung des Reichstages.

Frl. Helene Sch. in Wien. Wir müssen bestens danken, da wir reichlich versehen sind.

Dr. K. G. in Magdeburg. Neuerdings hat Max Wien interessante Versuche über die Empfindlichkeit des Ohres für Töne verschiedener Höhe angestellt, bei denen er sich des Telephons bediente, um festzustellen, welche Tonstärke erforderlich ist, um eine noch eben wahrnehmbare Empfindung im Ohr zu erregen. Es ergab sich, daß die Empfindlichkeit für das Ohr des Beobachters am größten ist bei Tönen, deren Schwingungszahlen zwischen 700 und 8000 liegen. Für einen Ton von 64 Schwingungen ist die Empfindlichkeit über eine Million mal geringer als für einen solchen von 1500 Schwingungen. Für normale Ohren sind die Empfindlichkeitsverhältnisse gewöhnlich ziemlich gleich, nur bei Tönen von über 8000 Schwingungen werden sie merklich ungleich.

Baron H. v. K. in O. bei B. Die Organisation des Johanniter-Ordens in England ist eine wesentlich andre als in Deutschland. Die Krankenpflege beschränkt sich auf die Unterhaltung eines einzigen großen Krankenhauses in Jerusalem für Augenkranke. Dagegen fällt ein großer Teil der Aufgaben, die bei uns von den Vereinigungen des Roten Kreuzes übernommen sind, in England den Organisationen des Johanniter-Ordens zu. Ferner übt der Orden in England eine Tätigkeit aus, die bei uns zu den Prärogativen des Monarchen gehört, nämlich die Belohnung hervorragend mutigen und selbstverleugnenden Verhaltens bei Rettung Verunglückter, Abwendung von Gefahren u. s. w. durch Verleihung von Medaillen und Diplomen.

O. G. in Altona. „Köstlich" bezieht sich nach dem heutigen Sprachgebrauch nicht auf hohen Kosten- oder Geldpreis, sondern vielmehr auf den inneren Wert, und kann daher selbst als Gegensatz zu „kostbar" erscheinen. So schreibt z. B. Börne: „Hat sich das Schauspiel verbessert, ist es ein Fünfteil mehr wert als sonst? Nein, nein, es ist kostbarer, aber nicht köstlicher geworden."

R. F. in Stettin. Dieser Streit dürfte wohl nicht so bald entschieden werden. Tilak verlegt in einem neu erschienenen Buche die Heimat der Arier in die Gegend des Nordpols und nimmt den Beginn der arischen Zivilisation zu einer Zeit von etwa 8000 Jahren v. Chr. oder fast 3½ Jahrtausende vor dem Zeitalter der frühesten vedischen Ueberlieferungen an, vorausgesetzt, daß in der Periode zwischen den Eiszeiten das Klima am Polargebiet milde genug gewesen sei, um Menschen einen dauernden Aufenthalt zu gestatten. Den Grund für diese Theorie entnimmt Tilak aus gewissen sonst unerklärlichen Stellen in den indischen Veden, die davon sprechen, daß in der Urheimat der Arier die Sonne nur einmal im Jahr aufging.

„Raucher" in Harburg. Nach den jüngst in der Chemikerzeitung veröffentlichten Untersuchungen von J. Habermann ist der Nikotingehalt von Zigaretten, der sich bei den geprüften Sorten im Mittel zwischen 2,10 und 3,08 Prozent bewegte, durchweg beträchtlich höher, als bei den untersuchten Zigarren. Der Nikotingehalt des untersuchten Pfeifentabaks (Knaster) war nicht unwesentlich geringer als jener aller untersuchten Zigarren und Zigaretten.

G. v. M. in L. Selbstverständlich sind Fragen der Parteipolitik von der Erörterung in unsrer Zeitschrift ausgeschlossen. Mögen Sie sich mit der Darlegung Ihrer Ansichten an eine Tageszeitung wenden.

Fr. O. Kl. in Salzburg. Diese Kalamität nimmt allerwärts überhand. In Nürnberg beschloß der Magistrat neuerdings die Anstellung eines eignen städtischen Heizingenieurs, um der Belästigung durch Rauch und Ruß entgegenzuwirken.

Philipp H. in Ulm. „Morgen, morgen, nur nicht heute! Sprechen immer träge Leute," ist der Anfang eines noch zur Zeit unsrer Großeltern allbekannten Kinderliedes „Der Aufschub" von Chr. F. Weiße. — „Wie? kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?" fragt Vater Thibaut im 2. Auftritt des Prologs der „Jungfrau von Orleans".

Frl. A. H. in München. Es sind die Schlußverse aus Uhlands Ballade „Bertran de Born“, in denen der König zu dem gefangenen Sänger spricht:

„Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.“

Frau J. Sch. in Reichenberg. Das Gold ist auf der Erde weit mehr verbreitet, als gewöhnlich angenommen wird; nur deckt seine Gewinnung in manchen Formen, worin es auftritt, nicht die Kosten. So hat z. B. die Chemie in der Tonne Meerwasser etwa 50 Milligramm Gold ermittelt, was für die Wassermasse aller Ozeane einen Goldgehalt von annähernd 10250 Millionen Tonnen ergibt. Leider muß dieser Meeresschatz vorläufig ungehoben bleiben, da man trotz vielfacher Versuche bisher noch kein Verfahren, dieses Gold aus dem Meerwasser zu gewinnen, hat ausfindig machen können, bei dem die Kosten nicht den gewonnenen Ertrag bei weitem überragten.

H. Th. in Straßburg i. E. Allerdings gibt es auch in Amerika Nachkommen der Familie Bonaparte. Als Jerome, der spätere König von Westfalen, noch Marineleutnant war, heiratete er Elizabeth Patterson, die Tochter eines Kaufmanns aus Baltimore, die ihm einen Sohn, Jerome Bonaparte, schenkte. Als Napoleon ihn aber zum König machte, bestand er darauf, daß Jeromes Ehe für ungültig erklärt wurde, damit dieser die Prinzessin Katharina von Württemberg heiraten konnte. Der Sohn aus der amerikanischen Ehe heiratete eine reiche Frau; Napoleon III. bot dessen beiden Söhnen Titel und Reichtum an, wenn sie Franzosen werden wollten und die Ehe ihrer Großmutter als illegitim anerkennen würden. Zu ihrer Ehre sei es aber gesagt, daß beide die gestellten Bedingungen ablehnten. Der eine von ihnen, Charles Josef Bonaparte, ist ein tüchtiger Rechtsanwalt in Baltimore. Sein Vater und Napoleon III. waren Vettern, die jetzt verstorbene Prinzessin Mathilde war seine Stiefschwester.

Fr. M. in Hannover. Die Ergebnisse der neuesten Expeditionen sprechen in der Tat für das Vorhandensein eines antarktischen Kontinents, der dort liegt, wo unsre Atlanten im äußersten Süden die Worte „Südliches Eismeer“ zu verzeichnen pflegen. Wir kennen seinen Küstenverlauf vorläufig allerdings erst stellenweise, allein zweifellos ist dieser siebente Erdteil sehr groß, wahrscheinlich sogar größer als Europa.

Ph. T. in Nürnberg. Die kürzlich in London um 29000 Mark versteigerte Briefmarke war eine von der Insel Mauritius aus dem Jahre 1847, zwei Pence, blau. Sie ist ungestempelt und nie im Kurs gewesen, da irrtümlich die Worte Post Office statt des richtigen Post Paid darauf zu lesen sind. Nur wenige Exemplare dieser Marke gelangten seinerzeit zur Ausgabe.

Frl. Anna Sch. in Wien. Auf eine Rücksendung von einzelnen Rätseln u. dgl., die uns unverlangt eingeschickt werden, können wir uns zu unserm Bedauern nicht einlassen. Sie verfallen, wenn nicht verwendbar, ohne weiteres dem Papierkorb.

Frau Ottilie G. in Hannover. Man betrachtet ziemlich allgemein ein Jahr als die Trauerzeit für eine Witwe. Während des ersten Halbjahres tragen die Damen Krepp, später nur schwarze Kleidung, die man gegen den Jahresschluß hin mit Grau zu vermischen pflegt.

H. W. in Dresden. Die Wehrsteuer besteht seit 1878 in der Schweiz, seit 1880 in Oesterreich-Ungarn und seit 1889 in Frankreich. In Deutschland bestand diese Steuer seit 1868 in Württemberg und seit 1869 in Bayern; sie fiel aber mit Begründung des Deutschen Reiches fort. Der 1881 unternommene Versuch, sie im Deutschen Reiche allgemein einzuführen, scheiterte an der ablehnenden Haltung des Reichstages.

Frl. Helene Sch. in Wien. Wir müssen bestens danken, da wir reichlich versehen sind.

Dr. K. G. in Magdeburg. Neuerdings hat Max Wien interessante Versuche über die Empfindlichkeit des Ohres für Töne verschiedener Höhe angestellt, bei denen er sich des Telephons bediente, um festzustellen, welche Tonstärke erforderlich ist, um eine noch eben wahrnehmbare Empfindung im Ohr zu erregen. Es ergab sich, daß die Empfindlichkeit für das Ohr des Beobachters am größten ist bei Tönen, deren Schwingungszahlen zwischen 700 und 3000 liegen. Für einen Ton von 64 Schwingungen ist die Empfindlichkeit über eine Million mal geringer als für einen solchen von 1500 Schwingungen. Für normale Ohren sind die Empfindlichkeitsverhältnisse gewöhnlich ziemlich gleich, nur bei Tönen von über 8000 Schwingungen werden sie merklich ungleich.

Baron H. v. K. in O. bei B. Die Organisation des Johanniter-Ordens in England ist eine wesentlich andre als in Deutschland. Die Krankenpflege beschränkt sich auf die Unterhaltung eines einzigen großen Krankenhauses in Jerusalem für Augenkranke. Dagegen fällt ein großer Teil der Aufgaben, die bei uns von den Vereinigungen des Roten Kreuzes übernommen sind, in England den Organisationen des Johanniter-Ordens zu. Ferner übt der Orden in England eine Tätigkeit aus, die bei uns zu den Prärogativen des Monarchen gehört, nämlich die Belohnung hervorragend mutigen und selbstverleugnenden Verhaltens bei Rettung Verunglückter, Abwendung von Gefahren u. s. w. durch Verleihung von Medaillen und Diplomen.

O. G. in Altona. „Köstlich" bezieht sich nach dem heutigen Sprachgebrauch nicht auf hohen Kosten- oder Geldpreis, sondern vielmehr auf den inneren Wert, und kann daher selbst als Gegensatz zu „kostbar" erscheinen. So schreibt z. B. Börne: „Hat sich das Schauspiel verbessert, ist es ein Fünfteil mehr wert als sonst? Nein, nein, es ist kostbarer, aber nicht köstlicher geworden."

R. F. in Stettin. Dieser Streit dürfte wohl nicht so bald entschieden werden. Tilak verlegt in einem neu erschienenen Buche die Heimat der Arier in die Gegend des Nordpols und nimmt den Beginn der arischen Zivilisation zu einer Zeit von etwa 8000 Jahren v. Chr. oder fast 3½ Jahrtausende vor dem Zeitalter der frühesten vedischen Ueberlieferungen an, vorausgesetzt, daß in der Periode zwischen den Eiszeiten das Klima am Polargebiet milde genug gewesen sei, um Menschen einen dauernden Aufenthalt zu gestatten. Den Grund für diese Theorie entnimmt Tilak aus gewissen sonst unerklärlichen Stellen in den indischen Veden, die davon sprechen, daß in der Urheimat der Arier die Sonne nur einmal im Jahr aufging.

„Raucher" in Harburg. Nach den jüngst in der Chemikerzeitung veröffentlichten Untersuchungen von J. Habermann ist der Nikotingehalt von Zigaretten, der sich bei den geprüften Sorten im Mittel zwischen 2,10 und 3,08 Prozent bewegte, durchweg beträchtlich höher, als bei den untersuchten Zigarren. Der Nikotingehalt des untersuchten Pfeifentabaks (Knaster) war nicht unwesentlich geringer als jener aller untersuchten Zigarren und Zigaretten.

G. v. M. in L. Selbstverständlich sind Fragen der Parteipolitik von der Erörterung in unsrer Zeitschrift ausgeschlossen. Mögen Sie sich mit der Darlegung Ihrer Ansichten an eine Tageszeitung wenden.

Fr. O. Kl. in Salzburg. Diese Kalamität nimmt allerwärts überhand. In Nürnberg beschloß der Magistrat neuerdings die Anstellung eines eignen städtischen Heizingenieurs, um der Belästigung durch Rauch und Ruß entgegenzuwirken.

Philipp H. in Ulm. „Morgen, morgen, nur nicht heute! Sprechen immer träge Leute," ist der Anfang eines noch zur Zeit unsrer Großeltern allbekannten Kinderliedes „Der Aufschub" von Chr. F. Weiße. — „Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?" fragt Vater Thibaut im 2. Auftritt des Prologs der „Jungfrau von Orleans".

Handschriften-Beurteilung

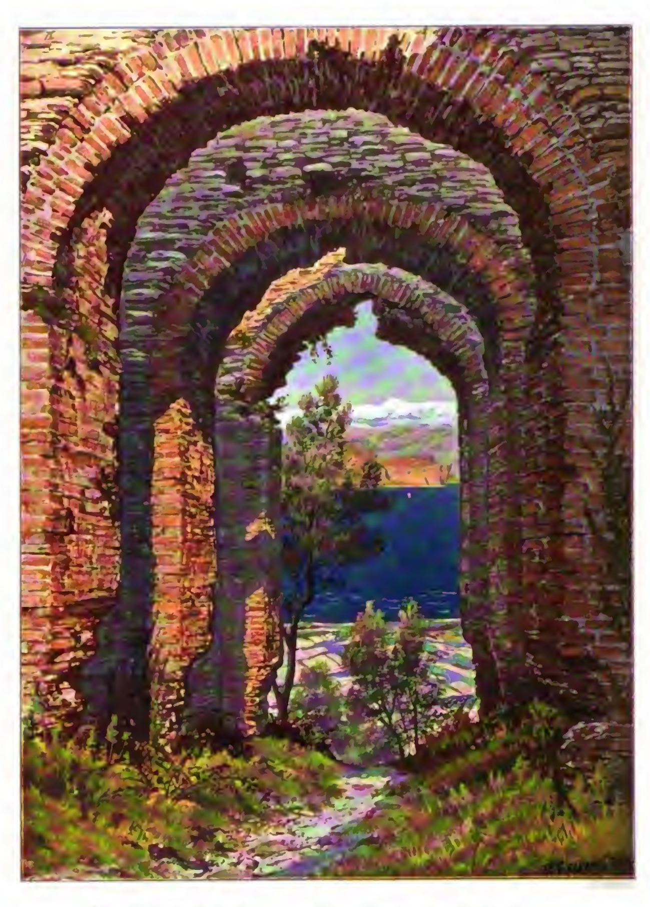
Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

K. A. H. S. 66. Die große Einfachheit und Ungeziertheit Ihrer Schrift deutet auf einfaches, anspruchsloses Wesen, während Ihnen Ungezwungenheit des Auftretens fehlt (Schrift nicht nur senkrecht, sondern oft sogar rückwärts gestellt, was auf große Reserve deutet. Majuskeln auffallend schmal: innere Geniertheit und Unfreiheit). Sie legen wenig Wert auf großartige Geselligkeit u. s. w., sind vielmehr häuslich veranlagt und gewinnen bei näherer Bekanntschaft.

Theodor Körner H. Sie sind eigenwillig (stark auffahrende Endungen, unverbundene d — siehe „der", „Erde" u. s. w. —, spitze Schrift), energisch und tätig (gut schattierte, lebhafte Schrift, häufig Keulenendungen). Nichts weniger als ein Heuchler oder Intrigant (anwachsende Endungen, gerade Linienbasis), aber im Verkehr recht schwierig, weil scharf und nicht geneigt, Konzessionen zu machen; auch rücksichtslos (Endungen wachsen an). Schnell fertig mit Ihrer Ansicht und nicht objektiv im Urteil. Schlagfertig. Nichts weniger als sentimental, aber empfindungsfähig (liegende, mehr kräftige als feine Striche). L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Die Grotte des Catull auf Sermione. Durchblick auf Cap Manerba
Nach einem Aquarell von Rudolf Reschreiter



Frühlingstage am Gardasee

Mit 16 Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Platz und Rudolf Reschreiter sowie nach photographischen Aufnahmen

Von allen Worten des großen Shakespeare, so tief und weise sie auch sein mögen, hat sich mir keines so tief eingeprägt wie „Der Winter unsers Mißvergnügens". Wenn es nur irgendwelchen Zweck hätte, könnte ich heute noch meinen indogermanischen Altvordern ernstlich böse sein, daß sie so ohne jeden stichhaltigen Grund in aschgrauer Vorzeit aus dem Sonnenlande aufbrachen, um sich im düstern Norden eine zweite Heimat zu suchen. Sie hätten doch auch dran denken können, daß nach ihnen Menschen mit etwas weniger robusten Nerven zu beiden Seiten des Rheins und zwischen Frankreich und dem Böhmerwald wohnen würden, denen die trüben kurzen Wintertage, der schwere lastende Himmel zu qualvoller Pein werden, und deren Mittel es außerdem nicht mehr gestatten, sich mit Bärenschinken wieder einigermaßen zu restaurieren. Dabei schlummert in uns allen diese Lichtsehnsucht; ein ewiges Heimatsahnen haben wir ja doch als unveräußerliches Erbteil mitbekommen, und wenn die Wolken am tiefsten hängen, wenn Morgen und Abend sich die Hand reichen und die Sonne immer mehr zum abstrakten astronomischen Begriff wird, dann lachen wir, tanzen, unsre Damen bekleiden sich mit den leichtesten und knappesten Gewändern, so daß man mehr von ihnen sieht als im



Schloß Malcesine

heißesten Sommer, die Herzen gehen auf wie die Frühlingsblumen, die Welt wird auf den Kopf gestellt und der Winter unsers Mißvergnügens wird zur Saison der Vergnügungen ...

Münchener Karneval! Was schließen diese beiden Worte alles ein, welche Fülle der Assoziationen vermögen sie bei demjenigen auszulösen, der sich einmal in diesen Strudel gestürzt hat! Nur auf der kalten, zugigen Hochebene, auf die die Alpen so düster und starr herabblicken, ist dieser tolle Hexensabbat, dieser wirre Zauberspuk denkbar. Er ist ja durchbebt von dem Lebenshunger, erfüllt von der großen Lichtsehnsucht. Am Rhein und an andern von der Natur mehr begünstigten Gegenden ist der Fasching die einfache Fortsetzung des gewöhnlichen Lebens, dieselbe Melodie in etwas schnellerem Rhythmus, aber hier ist es die Umkehrung, das tolle Gegenstück der Phantasie zur nüchternen Realität, ein wildes Trennen zwischen dem öden Gestern und dem noch öderen Morgen. Man muß sich amüsieren, man hat die heilige Verpflichtung, es ist, als gält' es ein ehernes Gelöbnis uralten heidnischen Göttern gegenüber einzulösen, und so taumelt man von Redoute zu Redoute, schlüpft von einem Maskenkleid ins andre, hat heute diese Frau im Arm, morgen jene, lebt, webt in einer Atmosphäre von Parfüm, Wein, Zigarettenrauch, beim elektrischen Licht. Aber — je lauter der Lärm, je wilder der Trubel, desto schneller nimmt die Genußfähigkeit ab, desto unwiderstehlicher wächst die Sehnsucht nach Sonne, Natur und Ruhe. Schließlich revoltieren die überreizten Nerven gänzlich, und die Flucht wird zur gebieterischen Notwendigkeit. Also hinaus, hinaus! — —



Blick auf den See; im Hintergrund Schloß Malcesine

In meinem Ohr summen noch verklingend die letzten Walzertöne, zwinkernd sieht das Auge in das fahle Licht des Vormittags, den ich wochenlang mit eiserner Konsequenz verschlafen, als ich in den riesigen Hallen des Münchener Zentralbahnhofs auf und ab wandelnd den Zug erwarte, der mir die Flucht aus der Welt in die Welt ermöglichen soll. Ein infam spöttisches Abschiedslied pfeift mir der Wind in echt bajuvarischer Grobheit, die Lokomotiven fauchen, zittern, und in ihrem Innern arbeitet es unermüdlich, während die Räder noch still stehen.


Riva, vom See aus gesehen

Der Wind aber packt den Qualm, ballt ihn zu seltsamen Gestalten, die wie kleine Faschingsteufelchen aussehen, jagt sie hierhin, dorthin, drückt sie in die Ecken, reißt ihnen schließlich Arme und Beine aus und jagt den ganzen Spuk dann Hals über Kopf zur Halle hinaus in den trüben, naßkalten Morgen.

Welch wonniges Gefühl wenn der bequeme Eckplatz (natürlich rückwärts) erobert, die Reisemütze aufgestülpt ist, langsam, allmählich sich der Zug in Bewegung setzt. Die Brücken sind abgebrochen, alle gesellschaftlichen Ketten fallen ab, rings um sich sieht man, wenn man großes Glück hat, nur unbekannte Gesichter, die einem begreiflicherweise zu Zeiten die liebsten sind. Vorwärts geht's, dem Frühling entgegen! Der macht aber im Anfang ein gar trübes Gesicht. Je mehr wir uns dem Gebirge nähern, desto tiefer hangen die Wolken, desto unwirtlicher schaut das Land aus; in den Gräben an den Rändern des Bahnkörpers liegt noch Schnee. Müde schließe ich die Augen, und während die Flocken lustig die Maschine umtanzen, die den Zug dahinschleppt vorbei an Kufstein, Innsbruck, träume ich von Zypressen, Zitronengärten und dem blauen Himmel Italiens.

Endlich ist der Brenner erreicht. Die große Wetterscheide. Werden die Hoffnungen erfüllt werden? Oder sollen wir wie so viele andre nur dazu verdammt sein, im kalten Süden uns nach dem warmen nordischen Ofen zu sehnen? Die Wolken jagen geschwinder und rings umher machen die Tannen gar ernste Gesichter. Alle die sonnenhungrigen Welschlandpilger sehen etwas enttäuscht aus. Aber jetzt geht es in schneller Fahrt bergab, die große Kehre bei Gossensaß hinunter, vorbei an den dräuenden Bastionen der Franzensfeste. Noch sind wir in Tirol, aber da öffnet sich das Tal, überall scheinen jetzt bunte Farben aufzutauchen, mit jedem Kilometer, den der Zug dahinsaust, wird die Landschaft freundlicher. Man hat das Gefühl, als huschten gute Geister vor uns her, die unsern Weg mit Frühlingsblumen bestreuten. Endlich


Blick auf Tenno



Strand von Sermione mit Blick gegen Cap Manerba

bricht die Sonne durch die Wolken, eine warme, lachende Frühlingssonne.

Das Fenster auf! Und mit den hüpfenden Strahlen, die den Staub des Coupés gar vergnügt durchdringen, weht eine milde südliche Luft zu uns hinein, die vom Duft der erwachten Erde durchtränkt ist. Das ist der Frühling! Kein Zweifel mehr, wir haben ihn auf seinem mühsamen Wege gen Norden erreicht, noch ehe er den steilen Alpenwall überklettern mußte. Rings auf den Feldern wird fleißig gearbeitet. Das Auge späht schon nach den ersten Blumen. Immer weiter öffnet sich das Tal, die düsteren Berge treten zurück. Es ist, als wollte uns der Süden mit ausgebreiteten Armen liebevoll empfangen.

Bald ist Mori erreicht. Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt. Und wo die Landschaft am schönsten wird, pflegen die Eisenbahnen am schlechtesten zu werden. Wehmütig verlasse ich das bequeme Coupé des D-Zuges. Ach, wie sehr sind wir doch schon verbildet und verzärtelt. Aus der Unnatur des gesellschaftlichen Lebens flüchte ich mich hinaus zur Mutter Natur, und da, wo ich die erste Bequemlichkeit unsrer raffinierten Kultur aufgeben soll, überschleicht mich ein leises Gefühl des Unbehagens. Im stillen halte ich mir selbst eine ermunternde Männerrede, und auf und ab wandelnd auf dem Bahnsteig vor der primitiven Bahnhofshalle, die die Pforte zum Paradies des Gardasees darstellt, sehe ich mit wehmütiger Stimmung dem Zuge nach. Diese Wagen werden in ein paar Stunden in Verona, morgen in Florenz und in Rom sein. Welch ein Schwindel hätte wohl unsre Väter aus der klassischen Zeit bei diesem Gedanken ergriffen!

Endlich, nach vorschriftsmäßiger langer Wartezeit, die jeden Menschen nervös macht, mit Ausnahme der Oesterreicher, setzt sich die kleine Zweigbahn — sie wirkt fast puppenhaft im Verhältnis zu der Südbahn — in Bewegung. Jetzt muß die Sensation kommen, hier muß die große Frühlingsouvertüre einsetzen. Zwischen verlotterten oder in schreiendem Anstrich prangenden Häusern trottelt der Zug dahin; aber das Rosa und Knallblau steht merkwürdig gut zu den blassen Frühlingsfarben umher, und der Blütenschnee der Bäume vollendet das Bild. Neben der Landstraße fährt der Zug, wo dunkeläugige Frauen mit großen goldnen Ohrringen ihre Säuglinge spazieren tragen und ein paar Bauern ganz gemächlich ihr Vieh vorbeitreiben. Das Bähnchen ist höflich: es zeigt der kleinen Welt, die es durchschneidet, sein Nahen durch Glockensignale an, die von den Bergwänden zurückgeworfen werden. Aber eine Weile hinter dem Städtchen Mori beginnt die Gegend zusehends unwirtlicher zu werden; die Bahn schleicht immer langsamer infolge der starken Steigung. Auf der einen Seite sind die Berghalden dicht mit Steintrümmern besät, es sieht aus, als hätte der alte Jupiter hier einmal einen Steinhagel, den er nach Ansicht der Römer als besondere Gabe für die armen Sterblichen bei passender Gelegenheit bereit hielt, nieder-

gehen lassen. In diese Felsenwildnis versetzt Dante den Eingang zur Unterwelt, und ein Mitreisender versichert mir, wenn der Mond sein bleiches Licht über diese Trümmerwelt ausgießt und am Horizont sich die zackigen Formen der Dolomiten phantastisch abheben, dann könne man hier glauben, alles Leben auf der Erde sei erstarrt und man wäre auf einem toten Stern. Kaum manchmal ein Weißdornstrauch dazwischen — sonst weit und breit nichts Blühendes! Drüben, hart neben den Geleisen, fällt der Abhang schroff in die Tiefe, aber von drunten schimmert etwas herauf wie ein dunkelgrünes Riesenauge: der Loppiosee. Auf der vom Lufthauch leicht gekräuselten Wasserfläche schaukelte ein einziger Nachen. Am Ufer saß als Repräsentant des Lebendigen ein Mann in zerschlissenem blauen Mantel und blies den Dudelsack inmitten der traumhaften Einsamkeit.

Langsam geht es zwischen Gerölle bergan, auf schmalem Wege, um den Loppiosee herum, der noch einmal fern und klein dem Auge erscheint. Eine letzte Haltestelle, dann ist der Höhepunkt der Strecke erreicht. Da vorne, seitlich vom Geleise, hängt auf vorspringender Felskante das alte Festungswerk von Nago. Man könnte meinen, neben der alten Mauer in bodenlose, leere Luft hinabzusehen — aber nicht doch: bei näherem Hinschauen sieht man ein fernes wallendes Blau, nur vom Dunst leicht verschleiert — der erste Blick auf den Gardasee! Eine Bewegung entsteht unter sämtlichen Reisenden; man drängt an die Fenster, auf die Plattformen der Waggons. Im Nu ist eine gewisse Gemeinsamkeit unter allen Fahrgästen hergestellt. Einer zeigt dem andern das ersehnte Reiseziel, und für Momente fühle ich es, daß es doch nicht gut ist, wenn der Mensch allein ist. Aber bald ist Fort Nago wieder verschwunden samt der Fata Morgana des Sees. Der Zug rattelt bergab, wiederum auf staubiger Landstraße. Ein paar Bübchen laufen nebenher, bettelnd und Sträußchen anbietend, bis man mittels einiger zugeworfener Kupfermünzen ihrer ledig wird. Immer südlicher gestaltet sich die Gegend: Olivenwälder bedecken die Hänge, wilde Veilchen blühen am Wege, am Fuße offener Kapellen mit bunten Heiligenbildern darin. Dann kommt man nach Arco, dem berühmten Kurort mit seinen zahlreichen eleganten Villen, die fast im Gegensatz stehen zu der ernsten Natur ringsum und dem trotzigen alten Schloß darüber. Bald hinter Arco treten die ersten Häuser von Riva in Sicht, die Befestigungsmauern des Monte Giumella, der Riva von rechts auf eine etwas bedrohliche Art überschattet. Ich bin am Ziele.

Am Bahnhof herrscht Lärm und Menschengewühl, ein Gewimmel von Gepäckträgern, Reisenden und Kutschern. Ich flüchte hinaus. Mein Quartier, eine Villa, liegt außerhalb der Stadt, inmitten eines umfangreichen, bis an den Strand sich erstreckenden Gartens. Nach der Mahlzeit wandere ich umher, wo die abendstille Flut plätschernd an die Gartenmauer schlägt und erst einzelne blasse Sterne langsam zitternd am weißlichen Himmel erscheinen. Ganze Sträuche von Frührosen duften neben schon abgeblühten Obstspalieren und blauen Glyziniendolden, die sich in künstlichen Verschlingungen um knorrige Baumstämme winden. Ueber einen



Am Strande von Salò

vom See hereingeleiteten Wasserarm führt eine Naturbrücke zu dem sogenannten Bambuswald, dessen schlanke, hohe Stauden der Abendwind erzittern läßt wie die Blätter der prachtvollen Trauerweidengruppe, die ihnen gerade gegenüber steht. Riva ist ein altes, interessantes Nest, und wie nun der Mondschein durch die engen Gassen gleitet und sich in länglichen Lichtsäulen im Wasser widerspiegelt, da wacht für die Phantasie die alte Zeit wieder auf. Im Mittelalter hat Riva eine wichtige Rolle gespielt, viel Blut hat der Boden getrunken, der jetzt diese Blütenfülle trägt. Hoch oben liegen noch die Ruinen des alten Scaliger-Kastells; in der Stadtburg, der Rocca, liegen jetzt die Tiroler Kaiserjäger, und die zuckenden Lichter der Zollkutter auf der weiten Fläche des Sees erinnern heute noch, daß wir hier auf heiß umstrittenem Grenzboden stehen..

Welch ein Tag! Der Himmel strahlt leuchtendes Blau, und der See spiegelt es vertieft zurück. Der Kahn tanzt auf den weißschäumenden Wellen, denn die „Ora“ hat sich seit einer Stunde aufgemacht und wühlt die Gewässer wie spielend empor. Es gilt dem berühmten Ponalfall einen Besuch abzustatten. Unter den steil abfallenden Felsen geht die Fahrt dahin, das Auge hat keine Minute Ruhe, überall gibt es etwas zu schauen, zu bewundern an den steilen Felswänden, wo die Vegetation sich bis hart an den Wasserspiegel vorwagt. Dann hört man ein fernes dumpfes Tosen, das allmählich immer lauter und lauter wird. Endlich tut sich eine hohe, breite Felsschlucht auf, in der der Bach herabbraust. Aber im Sprunge gleichsam hat der Mensch den wilden Naturburschen gefangen, und seine Kraft muß die Turbinenräder drehen, die Riva mit Licht versorgen. Der Dampfer trägt mich weiter! Torbole, das Vorzugsfleckchen der Maler am See, zieht am Auge vorbei mit seinen hübschen, altertümlichen Häusergruppen. Und weiterhin Limone, das seinen Namen illustriert durch die stattliche Reihe der Limonenhäuser, die sich terrassenförmig am See aufbauen. Jedesmal ein Geviert von hohen grauen Steinpfeilern, die kein Dach bedeckt und zwischen denen in Reih und Glied die mit zahllosen Goldfrüchten prangenden Limonenbäume stehen. Zweimal jährlich wird hier geerntet; dennoch ist der Limonenbau im Rückgang, die Konkurrenz des Südens ist zu groß. Langsam taucht Malcesine auf. Die machtvolle alte Burg, um derentwillen Goethe, da er sie zeichnete, fast als Spion eingesperrt worden wäre, bekrönt den ziemlich großen Ort, der etwas vorgebaut in den See hineinragt. Vor den bunten Häusern sind Fischernetze ausgespannt; kleine barfüßige Buben patschen seelenvergnügt im seichten Wasser nahe an der Landungsbrücke umher. Noch lange, nachdem das Schiff abgestoßen, grüßen die sonnbeglänzten Burgzinnen aus der Ferne herüber. Immer weiter durch das wogende Blau, an Fischerdörfern vorüber,



Partie von der Ponalstraße



Am Ufer des Sees bei Maderno

wo eine Barke dem Dampfer entgegenschwimmt, um die paar Briefe zu holen, die er vielleicht bringt! Zu beiden Seiten schroff aufsteigende Felsen, deren Rauheit dem See einen fast nordischen Charakter verleiht. Droben auf schwindelnder Wacht manchmal ein weißes Kapellchen oder auf halber Höhe ein winziges Gebirgsnest. Die Wasserfläche dehnt sich immer weiter aus, die Berge weichen etwas zurück und fehlen im Hintergrund gänzlich, so daß es aussieht, als steure man in dunstiges offenes Meer.

Gargnano! Das ansehnliche Städtchen hat einen wirklichen Hauptplatz am Hafen und ein großes deutsches Gasthaus darauf, dessen Seitenfront auf das Wasser hinausgeht. Eine ganze Schar Fremder steht am Strande und genießt das Schauspiel des Anlegens und mustert den neuen Zuzug.

Die Fahrt wird schöner und schöner. Wir nähern uns Toscolano. Auf einem Felsvorsprung zur Rechten kommt die Kirche von Gaino in Sicht, ein weißer, schlichter, von Zypressen umragter Bau, die mit San Vigilio die unverdiente Ehre teilt, für das Urbild von Böcklins Toteninsel gehalten zu werden. Ihr folgt in etwa gleicher Höhe die Kirche von Monte Maderno, zu deren Füßen Maderno, einst der Hauptort dieses Ufers, sich mit stattlichen Wohnhäusern und einem stilschönen alten Dom ausbreitet. Hier beginnt die eigentliche Riviera des Gardasees. Ueberall das Berggelände hinauf ziehen sich phantastisch verästelte Olivenstämme mit silbrigen Kronen, dazwischen wilde Aloen, unten am Strande aber üppig grünende Gärten und von Maderno bis Fasano und Gardone eine Villa an der andern.

Mein Nebenmann kennt die meisten mit Namen. „Sehen Sie: die da hat dem verstorbenen Minister Zanardelli gehört. Und jetzt, an der Scheide von Fasano und Gardone, kommt die Villa Paul Heyses. Da, die mit dem hellen Giebeldach und der Pergola an der Gartenmauer!“ Das ist einer, der hierher paßt! Falls er am Balkon steht, werde ich ihm den Gruß eines unbekannten Verehrers zuwinken.

Meine nächste Station ist Gardone. Der Palmengarten vor dem Riesenhotel Gardone Riviera hat es mir angetan. Beinahe andächtig schreite ich durch die Blütenpracht, wie betäubt vom Duft der Blumen, geblendet von der Schönheit der Mutter Erde. Und doch ist es eigentlich ein großer Friedhof, durch den ich wandle. Inmitten dieser Herrlichkeit lauert der Tod, und die schimmernden Wände der Hotelpaläste, diese sonnenglänzenden Wege, sie erzählen von letzter Hoffnung und von langsamem, qualvollem Sterben. Da gehen sie, hektische Röte auf den Wangen, im Auge die heiße Lebenssehnsucht, vorsichtig, leisen Schrittes, da ruhen sie auf weichen Stühlen, während die Palmen über ihnen im lauen Winde sich wiegen. Sie sehen vor sich ausgebreitet die schönste Landschaft der Erde, die sich im klaren Spiegel des Sees so deutlich abmalt, als hätte sie nicht genug, nur einmal da zu sein — und müssen sterben. Sterben! Was heißt das in diesem Eden! Was bedeutet der Abschied von der Erde dort, wo sie am schönsten ist! Mich überläuft es kalt und im Vollgefühl der Gesundheit klimme ich aufwärts den Bergpfad nach Gardone di sopra hinauf. Durch holprige Gäßchen, zwischen weißen Mauern hindurch gelangt man zu der hoch gelegenen Kirche, an deren Vorderseite eine offene Galerie läuft. Von hier aus schweift der Blick weit über waldige Schluchten und Hügel bis zum spitzen Gipfel des Monte Pizzoccolo und dem ehrwürdigen beschneiten Greisenhaupte des Monte Baldo



Blick auf den Monte Baldo von der Grotte des Catull aus

gegenüber. Drunten breitet der See in glatter, unermeßlicher Bläue sich aus — rechts im Hintergrunde zeichnet die Punta di Manerba, deren abgestuftes Felsprofil angeblich oben das Antlitz Kaiser Friedrichs, unten das Goethes darstellt, sich scharfkantig gegen die leuchtende Luft ab. Kein Laut ringsum vernehmbar außer der kurzen klagenden Tönefolge eines Glockenspiels aus der Ferne. Unwiderstehlich ist der Zauber dieser Stimmung, und er zitterte noch nach, als ich durch den Lorbeerweg, der die Berglehne entlang führt, heimwärts schreite. Die kleinen goldigen Blütenbüschel des Lorbeers spenden balsamischen Duft. Achtlos breche ich ein paar Zweige, und wieder fährt es mir durch den Sinn: ‚warum bist du eigentlich allein?‘ Lange hält es mich nicht in Gardone, mein nächstes Ziel ist die Halbinsel Sermione, Catulls „grünes Sirmio“. Wieder trägt mich das Schiff hinüber, an der langen Villenreihe vorüber, unter denen Hartlebens, des Halcyoniers, rote Villa hervorsticht — ich leere zum Gruße mein Glas —, dann vorbei am altertümlichen, schon ganz italienischen Salò mit den steinernen Bogengängen seines Hafenplatzes. Bald taucht das blumenreiche Felseneiland aus den Wogen, das außer seiner Vergangenheit sich auch heilsamer Schwefelquellen erfreut. Das alte Scaligerschloß wird besichtigt, dessen vielzackige Türme schon bei der Anfahrt mein Entzücken erregt haben. Eine alte Frau führt mich in dem wehrhaften, verödeten Bau herum, vor dessen Mauern Fischer ihre Boote teeren und ihre Netze flicken. Einer der äußeren Höfe, der ganz mit wilden lilablauen Blumen bewachsen war, hat ein Pförtchen nach der Wasserseite; die Alte öffnet es — mir ist, als schwelle und flute plötzlich der ganze See zu mir herein. Aus dem Banne des düsteren Mittelalters treibt es mich zur heiteren Antike. Dort oben, wo der mit Oliven bestandene Fels steil zum Wasser abfällt, breiten sich die gigantischen Trümmer aus, die man meistens als die Villa des Catull bezeichnet. War es wirklich ein Tuskulum des idyllischen Poeten? Was sind dann alle Künstlervillen der Gegenwart gegen diesen Bau? Oder war es eine große Thermenanlage, wo die Schwefelquellen, in Marmor gefaßt, sich befanden, um Leib und Nerven der Oberen Zehntausend aus der weltbeherrschenden Stadt zu stärken? Noch stehen die massigen Bogen, und wie ein Rahmen, den die Jahrhunderte gefügt, umschließen sie das märchenhafte Landschaftsbild.

Schöneres kann auch der Gardasee nicht bieten. Hier will ich rasten. — Aber wie lange? Keimt nicht schon in der Tiefe der Seele trotz dieser Blütenpracht etwas wie Heimweh nach dem zaghaften ersten Frühlingshauch des Nordens, wo die kleinen Blumen ängstlich, verschüchtert ihre Köpfchen hinausstecken, wo es aber wie ein Jubelgesang durch die Herzen der Menschen weht? Immer das alte Lied: Aus der Heimat in die Fremde, in der Ferne heimatwärts! Wir Menschen sind doch sonderbare Käuze!

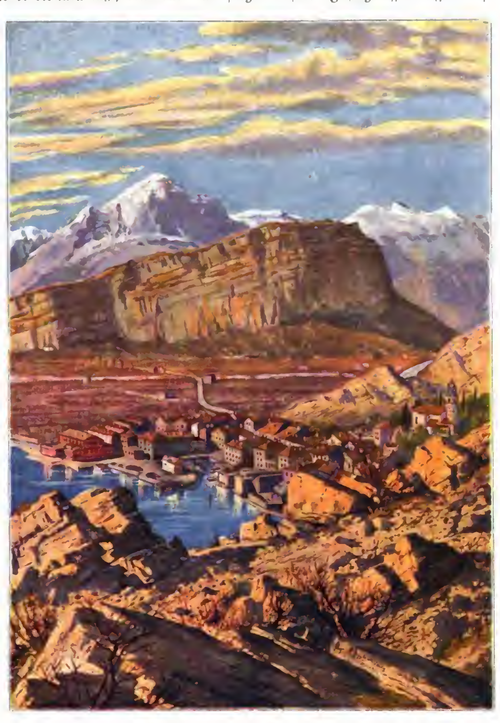
Das deutsche Lustspiel

Von

Heinrich Hart

Wie es scheint, darf Deutschland heiteren Tagen entgegensehen. Zu gleicher Zeit ist in der Reichshauptstadt ein Verein „Lustspielbühne“ begründet worden, der durch Aufführungen und Preisausschreiben eine Blütezeit der Komödie herbeiführen will, und Martin Zickel kündet an, daß das neue große Theater, das er erbauen läßt, den Namen Lustspielhaus führen soll. Bedeutet dieser Lustdrang, daß das Reich der Freude, von dem Dichter und Propheten träumen, nahe herbeigekommen ist, oder will man sich mit einem großen Faschingsrausch über alles leibliche und geistige Elend der Zeit hinwegtäuschen? Wer weiß es?

Auf den ersten Blick scheint es kaum etwas Ueberflüssigeres zu geben als den Versuch, durch besondere Maßnahmen das deutsche Lustspiel fördern und beleben zu wollen. Sind wir überhaupt schon mit Theaterei mehr als nötig gesegnet, so macht wiederum das Lustspielhafte unter den Darbietungen zweifellos achtzig Prozent aus. Schwänke, Possen, Scherzspiele aller Art bilden im Gesamtrepertoire der deutschen Bühne den großen Haufen, die breite Truppenfront; die ganze andre Dramatik liefert höchstens die Flügelmänner und Offiziere. Natürlich soll hiermit nur das Zahlen-, nicht das Wertverhältnis gekennzeichnet werden. Daß die Bühnenleiter mit der Bevorzugung des Komischen den Wünschen des Publikums entgegenkommen, steht außer Frage. Unter hundert Theaterbesuchern sind vielleicht zehn, die den wunderlichen Einfall haben, im Theater geistige und künstlerische Erbauung zu suchen, andre zehn — meistenteils Weiblein — sind auf milde Rührung erpicht, andre zwanzig kommen ohne besondere Gelüste, sie sind für alles Gebotene gleich dankbar, wenn es nur was zu sehen und zu bestaunen gibt, der große Rest aber, die Mehrzahl, will lachen. Lachen um jeden Preis. Die Bühnenleiter wissen das und sorgen dafür. Infolgedessen lassen auf



Blick auf Torbole vom Monte Baldo aus

dem Gebiete des Lustspielhaften Nachfrage wie Angebot nichts zu wünschen übrig. Mit der Massenhaftigkeit der Produktion aber steht die innere Güte in bösem Mißverhältnis. Billig und schlecht — viel und schwach. Ramschbazar-Komik, Pfennigwitz, Bleichhumor, der die Dinge verhunzt, statt vergoldet. Immer noch ist's der Hanswurst, der Clown, der die Bühne beherrscht, der Hanswurst in tausenderlei Gestalt; er wackelt mit den Ohren und das Publikum jauchzt, er schreit Mäh! und alles kreischt vor Vergnügen. An Lachstücken ist kein Mangel, aber die Literatur geht leer aus, oder was dasselbe sagen will, der Kulturmensch. Das Lachstück ist noch kein Lustspiel im ästhetischen Sinne; es geht einzig und allein auf den Effekt des Lachens aus, unbekümmert um die Mittel, mit denen es seine Wirkung erreicht. Für den ästhetischen Menschen aber kommt alles darauf an, daß die Heiterkeit durch Mittel entfesselt wird, die im Einklang sind mit künstlerischer und geistiger Kultur. Wäre das Lachen Selbstzweck, so könnte schließlich auch die Erregung durch körperlichen Kitzel als „Lustspiel“ gelten. Es läßt sich darum nur in sehr bedingter Weise der Satz billigen, den Molière in einer seiner Komödien ausspricht: „Ich möchte wohl wissen, ob nicht die Regel aller Regeln die sei, zu gefallen, und ob ein Theaterstück, das seinen Zweck erreichte, nicht einen guten Weg eingeschlagen hat. Soll denn ein ganzes Publikum sich täuschen über diese Dinge und nicht ein jeder Richter sein über das Vergnügen, das er daran findet?“ Selbstverständlich — ein Lustspiel ohne Wirkung, das ist wie eine Rakete ohne Satz. Aber darum kann die Wirkung noch nicht den einzigen Maßstab abgeben. Besonders nicht die Wirkung auf die Masse, die oft wie ein Kind ist, das schon ein Betrunkener zum Lachen bringt. Es gäbe gar keine Entwicklung wenn es nicht eine Verfeinerung der Mittel gäbe; beides ist im Grunde gleichbedeutend. Und es ist eben die Sache der Kunst, des Künstlers, das Publikum zu einer Verfeinerung des Genusses zu erziehen.



Salò



Am Hafen in Riva

Also noch einmal: Lachstücke zeugt jedes Jahr in Ueberfülle, Lustspiele sind selten wie weiße Raben. Was unsre Literatur von heiteren dramatischen Kunstwerken im Laufe von sechs Jahrhunderten, ich sage von Kunstwerken, zutage gefördert hat, das läßt sich beinahe an den Fingern abzählen. Kaum ein andres Volk ist in dieser Hinsicht so arm wie das deutsche. In den meisten andern Literaturen

ist eine innere Entwicklung der Komödie genau so wie des ernsten Dramas nachweisbar. Wir in der unsern haben wohl Lustspiele, aber kein Lustspiel, keinen Gesamtkörper, der organisches Wachstum, lebendigen Zusammenhang der einzelnen Glieder zeigt. Wir sind ein ernstes Volk, das die Dinge möglichst schwer nimmt und das, wenn es einmal Heiterkeit sucht, gewaltsamer Anreizungen bedarf; alles Lachen hat ja etwas Konvulsivisches, nur das Lächeln bedeutet wahre Befreiung. Vielleicht haben die Jahrhunderte religiöser und politischer Verbitterung unser Volk so schwersinnig gemacht. So ist es denn auch zu verstehen, daß fast alle Meister unsrer Poesie sich mit der Komödie nur ganz flüchtig und nebenbei eingelassen haben; ihre Stärke liegt im Pathetischen und Tragischen. Und doch bedeutet ihr zusammen. Meist ist sie harmlos, diese Lust an den Torheiten, Verkehrtheiten, Dummheiten der andern, aber das Neckische kann sich auch ins Ironische und Boshafte steigern, und dann äußert die Lust sich als Satire. Die dritte Ursache tritt nur in Verbindung mit höchster Kulturreife zutage: eine sonnige Weltanschauung, die alle Dinge in richtigem Verhältnis sieht, weder durch Furcht noch Hoffnung beirrt wird, über all die Gegensätze von gut und bös, groß und klein, Himmel und Hölle sich hinweggehoben hat und alles Irdische nicht schwerer nimmt, als das flüchtig Vergängliche verdient. Erst aus einer solchen Weltanschauung, aus überlegener gleichmäßiger Heiterkeit heraus kann eine Komödie höchsten Stils erwachsen. Aber selbst ein Molière und Aristophanes haben sich zu dieser



Promenade in Arco

das letztere in gewissem Sinne einen niedrigeren Standpunkt dem wahrhaft Komischen, dem Humor gegenüber. Man nimmt die Dinge dieser Welt pathetisch und tragisch, wenn man noch mitten darin steht, sie als Druck und Last empfindet, sich von ihren Wirrungen und Beklemmungen noch nicht befreit hat. Eine freudige, heitere Weltbetrachtung erhebt sich über die Dinge, und sie braucht keineswegs eine oberflächliche zu sein; sie kann durch das Leid hindurchgegangen sein und es überwunden haben.

Es sind im wesentlichen drei Ursachen, in denen der Drang nach dem Komischen, Heiteren, Humoristischen, nach Lach- und Lustspiel wurzelt. Man sucht das Heitere wie einen Rausch, der für Augenblicke über die Alltagssorgen hinweghelfen soll; diesem Rauschbedürfnis ist natürlich jedes Mittel recht, das zum Ziele führt. Eine zweite Ursache ist der Schadenfreude nah verwandt, hängt eng mit

Höhe nicht emporgerungen, und wenn ein deutscher Dichter sie erreicht hat, wie etwa Wilhelm Raabe, so lockt ihn so leicht die Bühne mit ihren Kämpfen und Erregungen nicht mehr.

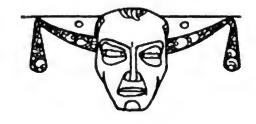
Aber wir brauchen gar nicht erst die äußersten Gipfel, die allerletzten Ziele ins Auge zu fassen, auch die näherliegenden Höhen, die andern Kulturen längst zugänglich sind, hat die deutsche Komödie noch zu gewinnen. Weder der französischen, noch englischen, noch italienischen Komödie hat sie bisher etwas Ebenbürtiges entgegenzusetzen, allenfalls in dieser und jener Einzelleistung, aber nicht in einer größeren Gesamtleistung. Unter den deutschen Poeten von jetzt und ehemals ist niemand, den wir mit Goldoni, Marivaux, Holberg, Sheridan, geschweige denn mit Menander, Aristophanes, Terenz, Molière in Vergleich stellen könnten. Immer hat es unsre Komödie nur zu Ansätzen gebracht, zu Knospen, nie zu einer Blütezeit. Ansätze in den Tagen der

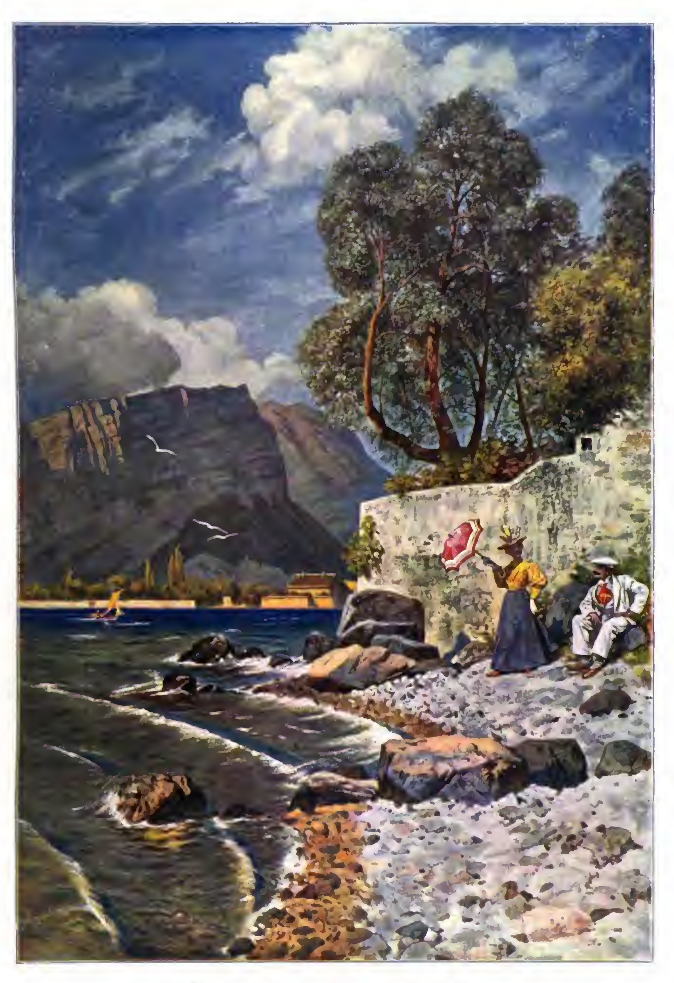
Nürnberger Hans Sachs und Ayrer; ihre Schwänke zeigen die Tendenz, ein Bild der Zeit mit all ihren Bestrebungen und Wirrungen, mit der ganzen Fülle ihrer Gestalten und Erscheinungen zu geben, aber in Form und Ausführung kommen diese Knittelreimereien über ein bloßes Stammeln nicht sonderlich hinaus. Im 17. Jahrhundert macht Gryphius einen neuen Ansatz, aber die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und eine Nationalkomödie — der Widerspruch ist zu grell, als daß die Sache mehr als ein schüchterner Versuch sein konnte. Das 18. Jahrhundert beschert uns endlich ein Lustspiel, das nicht mit dem Tage vergeht und als erstes Zeugnis dasteht, daß auch in Deutschland eine Komödie möglich ist, daß auch hier Geist, Kunst und Komik nicht ewig getrennte Wege zu gehen brauchen. Dieses Lustspiel ist Lessings „Minna von Barnhelm“. Ein Löwenjunges, aber auch nur ein einziges. Vier Jahrzehnte später bringt es unsre Literatur wieder einmal zu einer verheißungsvollen Einzeltat, zu Kleists „Zerbrochenem Krug“, und wiederum eine Verheißung ohne Erfüllung. Die Romantiker verlieren sich in literarischen Spielereien, und Kotzebue, der vielleicht ein Berufener war, ihm fehlte zum Talent das ernste, große Wollen. Mit einem Einzelwerk — „Weh dem, der lügt“ — begnügt sich auch Grillparzer; es hat fast den Anschein, als ob unsre Meister die Komödie nicht ganz für voll genommen hätten; mehr als einen Anstandsbesuch hat ihr keiner vergönnt. Etwas feuriger hat um die Schöne das Junge Deutschland geworben, doch ohne viel Erfolg; nur Gutzkow hat in „Zopf und Schwert“, sowie im „Urbild des Tartuffe“ etwas geschaffen, was sich als lebenskräftig erwies.

Ansätze zu einer wahrhaft nationalen Komödie stecken sowohl in der Wiener Posse der Nestroy und Raimund wie in der Berliner Posse, die mit dem Namen Kalisch verknüpft ist, aber es steht damit ähnlich wie mit den Schwänken unsers Hans Sachs, formell und geistig bleibt diese Posse zu tief in den literarischen Niederungen. Immerhin bedeutet sie für die Entwicklung mehr, als die zahme, saftlose Art der Bauernfeld und Benedix. Einzeltaten der sechziger und siebziger Jahre sind Freytags „Journalisten“, Wilbrandts „Maler“, Anzengrubers „Kreuzelschreiber“, immer wieder Einzelerscheinungen, die uns einer nationalen Komödie mit eigenartigem Stil und strotzendem Blütenreichtum kaum näherbringen. Die Gegenwartsbühne aber wird von den Schnurrpfeifereien der Moser, Blumenthal und Genossen beherrscht. Schnurrpfeifereien, deren einziger Zweck der Lacheffekt ist, das Lachen um jeden Preis, die mit den plumpsten Mitteln auf die gröbsten Instinkte der Masse spekulieren. Hauptrolle spielt das „Requisit“. Ehemals war es der Prügel, der vorzugsweise für den Spaß, für den Knalleffekt zu sorgen hatte; heute pflegt das Kaffeegeschirr, das die Dienstmaid jählings am Aktschluß zu Boden klirren läßt, die Gießkanne, die mitten in eine Liebesszene hineinplumpst, ein naturgetreuer Regenguß, der eine Landpartie auseinanderjagt, dieselben Dienste zu leisten. Es hat für den beiseitestehenden Beobachter etwas Unglaubliches, daß derartige Kindereien statt mit Widerwillen mit Jauchzen aufgenommen werden, aber es ist so. Ein Kochtopf, den sich der Liebhaber statt des Hutes überstülpt, kann den Erfolg eines modernen „Lustspiels“ entscheiden.

Auch die jungliterarische Bewegung hat mit der Komödie vorläufig noch wenig Fühlung gewonnen. Unsre Jüngsten hatten viel zu viel zu reformieren, zu viel ernste Probleme zu lösen, zu viel Grimm und Wut loszulassen, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, sich zu einer freien, überlegenen, lichten und heiteren Weltansicht zu erheben. Im „Kollegen Crampton“ und im „Biberpelz“ hat Hauptmann einige humoristische Charaktere geschaffen, die jeden Vergleich aushalten können, aber in diesen Zeichnungen erschöpft er sich, zu einer Vollkomödie großen Stils hat auch er es nicht gebracht.

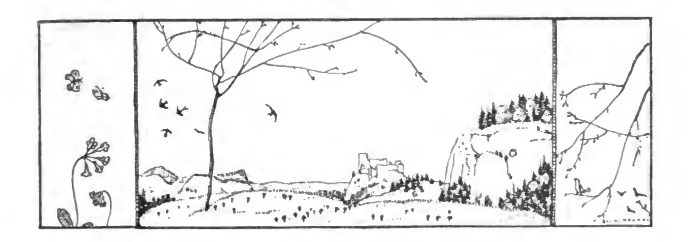
Ansätze überall, in Schwank, in Posse, im Lustspiel. Der Molière jedoch, der diese Ansätze zur Entwicklung bringt, in umfassender, allseitiger Weise zur Entwicklung, ist immer noch ein Postulat der Kritik, keine Wirklichkeit. Eine nationale Komödie, die denselben Reichtum entfaltete, wie bisher das ernste Drama, eine Komödie großen Stils, volkstümlich saftig und zugleich künstlerisch, ideell dem pathetischen Drama unsrer Klassiker ebenbürtig, sie könnte die Krönung unsers Literaturgebäudes bilden. Aber sie wird nur erwachsen, wenn unsre Zustände freier und leichter werden, unsre Kultur sonnenhafter wird. Sicherlich kann der neue „Lustspielverein“ manches Förderliche leisten, aber er wird schließlich doch zur Unfruchtbarkeit verdammt sein, wenn nicht Dichter erstehen — Dichter, keine Bühnenhandwerker —, die der Komödie ihre ganze Kraft widmen und nicht nur gelegentlich bei Frau Thalia flüchtig einkehren. Auf guten Empfang können sie rechnen.





Ein stürmischer Tag am Gardasee
Nach einem Aquarell von Ernst Platz





Das schlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig

(Fortsetzung)

Es war ganz natürlich, daß Stasia die war, an die sich alle wendeten, beherrschte sie doch Polnisch und Deutsch und verstand die Ansiedlersfrauen ebenso gut, die Salz und Zucker und Griesmehl verlangten, wie die kleinen Buben, die sich für ein paar Pfennige „Cukierek“ und „Lakrycya“ holten. Und die Ansiedler, die Bier begehrten, verstand sie ebenso gut wie diejenigen, die „Piwo“ riefen. Aber bald riefen sie alle „Piwo“, es macht Spaß, sich gelehrig in einer fremden Sprache zu zeigen. Auch der Wirt, der so oft das Wort „Piwo“ hörte, eignete es sich an — warum auch nicht?

„Es macht mir Freude,“ sagte Stasia, „ich höre es gern. Kein Mensch spricht so hübsch polnisch wie du, Walenty! Walek!“ Und sie lehnte sich an ihn und rieb ihre blonden Haare an seiner Wange: „Daj mi buzi!“

„Ein ganzer Polack bist du schon geworden,“ sagte Peter Bräuer zu seinem Sohn, aber es war ihm nicht Ernst darum, er sagte es nur aus Spaß. Zum Spaß brauchten sie ja alle polnische Brocken, vielmehr, man wußte es eigentlich gar nicht, daß man sie brauchte — war's anders möglich? Die Michalina schwatzte einem ja den ganzen Tag die Ohren voll, und die Kinder hingen ihr immer am Schürzenzipfel.

Wer mochte es der fleißigen Magd wehren, daß sie auch das Weihnachtsfest herrichtete ganz nach ihrer Weise?

Sie war voll Freude darauf und die Kinder mit ihr. Auch vorige Weihnachten hatte man keinen Lichterbaum gehabt — das war ja auch nicht überall Sitte am Rhein —, jetzt aber fastete man den ganzen 24. Dezember, und erst als der Abendstern am Himmel aufzog, trug die Michalina das Mahl auf, — neun Speisen nach der Reihe, wie es die Sitte erheischt, und die Ueberbleibsel jedes Gerichts kamen in die Eimer zum Fressen fürs Vieh. Und ein Bund Stroh hatte die Michalina unter den Tisch gelegt zum Andenken, daß das Jesuskindlein in der Krippe gelegen auf Heu und auf Stroh, das machte den Kindern viel Freude.

Gegen zwölf Uhr nachts machte sich Bräuer auf mit den wohlvermummten Seinen, nach Pociecha-Dorf; die Frau hatte ihm keine Ruhe gegeben, der Herr Vikar hatte aufgefordert, in die Pasterka zu kommen — nein, die Hirtenmesse durften sie nicht versäumen! So gingen sie durch die sternklare Winternacht dem Läuten der Glocke nach, und die Kinder guckten beständig hinauf zu den Sternen: so viele Sterne am Himmel stehen, so viel Eier werden die Hühner legen künftiges Jahr, — das hatte ihnen die Michalina gesagt.

Michalina war allein zu Hause geblieben. Aber sie schleuderte nicht den Pantoffel vom Fuß rückwärts über den Kopf, um zu sehen, ob sie bald Hochzeit mache. Wenn der auch noch so weit geflogen wäre, sie würde doch nicht Hochzeit machen!

Und am Schweinestall klopfen und horchen, ob sich zuerst ein junges oder ein altes Schwein meldet, das tat sie auch nicht, — ob's ein junger oder ein alter Mann war, was scherte sie das?

In den Garten lief sie und schlang vom Strohbund, das unter dem Tisch gelegen, kleine Bänder um die jämmerlichen Obstbäume — nun würde der Gospodarz keinen Aerger mehr haben,

wachsen und brav Früchte tragen würden die jetzt, ihm zur Freude! Und dann ging sie, immer mit feierlichem Schritt und ernstem Gesicht, zum Stall.

Jetzt war die heilige Stunde — die ungeheure Stille der Winternacht hatte ihr den ersten Klang der fernen Glocke zugetragen — sie bekreuzte sich fromm und bewegte betend die Lippen: jetzt ward Christ geboren! Jetzt tat sich auf, was bis dahin gebunden war; jetzt sprachen die Tiere!

Unterm schneebleichen Nachthimmel, der sich wie die Kuppel eines heiligen Doms, von goldenen Kerzen erhellt, über den stillen Hof wölbte, stand schauernd in Andacht und Furcht das einsame Mädchen. Es hatte die gefalteten Hände gegen das pochende Herz gedrückt. Horch, rührte sich drinnen noch nichts?

Michalina neigte das Mützchen an die Tür des Kuhstalls, sie preßte das Ohr fest an die Spalte. Alle Wunder der heiligen Nacht waren nichts mehr für sie, nur das eine wollte sie wissen, mußte sie wissen, und wenn sie auch ihr Leben drum lassen müßte, weil sie gehorcht — was brachte das künftige Jahr dem Sohn des Gospodarz, ihrem jungen Herrn? Ward es ein glückliches für den Walenty oder ein trauriges? Welche Antwort würden die Kühe geben? Ach, sein Blick war jetzt manchmal so trüb — plagte ihn die Stasia, plagten ihn Schulden, plagte ihn Krankheit? Ach, heilige Mutter, Allerbarmerin! Was plagt ihn denn?

Was niemand sah, das sah die braune Michalina. Valentins Gesicht war nicht immer froh, seine Stirn nicht immer frei. Wenn er in Stasias Armen lag, wenn die Welt draußen stumm war und dunkel und nichts da, als er und sie, dann war er glücklich, so glücklich, wie er sich's geträumt. Aber am Morgen im nüchternen Licht war's nicht mehr so. Mit dem Kehricht in den Ecken, den Stasias Röcke, die sie lang wie eine Dame trug, aufwirbelten, flog die Verstimmung auf.

Schon der Schwiegervater mit dem roten Bart, der sich pünktlich jeden Tag einfand und ungezählte Gläser leerte — was kümmerte es ihn, er war ja zu Hause! — war ihm nicht lieb. Der erzählte jetzt nicht mehr vom großen Krieg und von seiner Militärzeit, sondern er schimpfte auf Kaiser und Reich und war wilder auf Polen versessen als die Polnischen selber.

Und der Inspektor, der bald nach dem Förster eintraf, war Valentin noch weniger lieb. Der war gut Freund mit dem Förster. Sie spielten mitsammen Karten. Und wenn der Ansiedler, der Szleger, hier aus der Provinz, der die polnischen Weiber im Hause hatte, Frau und Schwiegermutter und Schwägerin — derselbe, der gleich nach den Bräuers eingetroffen —, sich noch dazu fand, dann war das ein Gerede, eine lebhafte Unterhaltung, von der der Wirt kein Wort verstand.

Valentin sah ein, es ging nicht anders, er mußte polnisch lernen. Er mußte verstehen, was in seinem Hause gesprochen wurde, er mußte verstehen, was Stasia sagte, worüber die Männer eine solche Lache aufschlugen. Wenn der Förster und der Inspektor anwesend waren, dauerte es nicht lange, daß Stasia sich auch an den Tisch zu ihnen gesellte. Mochte dann in der Küche die Suppe überbrodeln oder mochten die Gläser mit den Neigen noch unabgewaschen in der Ecke stehen, die junge Wirtin saß, die Arme über die Brust gekreuzt, nachlässig hintenüber gelehnt auf ihrem Stuhl und plauderte lächelnd.

Sie waren immer so eifrig. Wenn sie alle drei die Köpfe zusammensteckten, trat Valentin wohl auch an den Tisch; er wollte auch teilnehmen an ihrer vertraulichen Unterhaltung, aber dann traf ihn ein Blick Stasias, so fremd, so kalt, daß ihn fror. Sie war wohl seine Frau, vor Gott und den Menschen ihm angetraut — aber war sie ganz sein? Er fühlte es dumpf, ohne es sich selber recht bewußt zu werden, ihre Seele war nicht sein. Die war zu Hause hier auf dieser großen Ebene, die wie ein Teller unter der Glasglocke des Himmels liegt — die war polnisch.

Und eine jähe Trauer kam in sein Herz. Hastig riß er dann ihren Kopf an sich und küßte sie und sah ihr tief in die Augen; sie ließ sich's gefallen, aber schaute er auf, so traf er auf den spöttischen Blick des Sziulc und hörte das Lachen des Försters. Dann war ihm der Kuß verleidet, und er ging aus der Wirtsstube hinaus auf den Hof in den Schnee; kälter dünkte ihn der nicht wie die Stube. Er machte sich draußen zu schaffen mit dem Gefühl, innen ein Fremder zu sein, nur ein Geduldeter im eignen Haus.

Was die nur immer zu schwatzen hatten?

Merkwürdig, die Michalina konnte er verstehen, obgleich die das Deutsch so verschimpfierte, daß das eine Schande war. Aber die gab sich viel Mühe. Oft wenn er draußen allein stand, das Beil in der Hand, um Brennholz zu spalten, aber nicht zuhieb, sondern wie verloren auf den Hauklotz starrte, trat sie zu ihm.

Sie zupfte ihn am Aermel, zeigte ihm lachend die Zähne und ermunterte ihn.

„Dalej, dalej, daß junge Frauchen sich nicht friert in Kuchenna!"

Dann schlug er zu, daß die Scheite flogen, und sie sammelte sie in ihre Schürze und half sie ihm ins Haus tragen. Er war oft unwirsch dabei, und sagte ihr nicht „Danke", aber das merkte sie nicht — heilige Mutter, liebreiche Mutter, wenn er nur wieder froh werden wollte! Was hatte er nur, daß seine Wangen nicht mehr so rot waren wie früher und seine Augen nicht mehr so blank?

Michalina hatte ihn schon viele Male in ihr Gebet eingeschlossen, ihn hundertmal der Mutter Gottes ans Herz gelegt — was sollte sie sonst für ihn tun? Würde er glücklicher werden im nächsten Jahr? Das sollten die Kühe ihr jetzt sagen in der heiligen Nacht.

Aber wie sie auch begierig harrend auf dem einsamen Hof stand, der totenstill war, so still, daß das leiseste Wörtchen würde vernehmbar sein, wie sie auch jetzt das Ohr an die Tür des Stalles preßte, daß ihr nichts, ja nichts entgehe — kein Ton wurde drinnen laut. Nicht einmal das gewohnte Schnaufen. Wie versteinert standen die Kühe, wie erstarrt.

Da wurde die Horchende plötzlich von Grauen geschüttelt — o weh, o weh, die Kühe sprachen heute nicht in der heiligen Nacht! Denen hatte die Mutter Gottes den Mund verboten, die sollten gewiß nichts sagen, weil es gar so etwas Trauriges war?!

Und sie gab, von Angstschauern gerüttelt, Fersengeld, stürzte hinein ins Haus und auf ihren Strohsack, versteckte den Kopf in den Pfühl und weinte. Weinte angstvolle Tränen in der heiligen Nacht. —

Von nun ab wußte es die Michalina ganz genau: dem Walenty drohte etwas! Ach, das kam davon, daß er so oft nach dem Tupadly gegangen; wäre er doch fortgeblieben vom Sumpf, dann hätte das böse Irrlicht, die Mora auf dem Rade, nicht seine Seele behexen können! Das sich ängstigende Mädchen beschloß, einmal den Großvater zu fragen; der war ja so klug, beinahe allwissend.

Der alte Dudek zürnte seiner Enkelin noch immer: was hatte sie bei den „Schwabbe" zu suchen?! Er machte auch keine freundliche Miene, als sie ihm den Tabak, den sie für ihn gekauft, und den er so gern schnupfte, mitgebracht, sah auch kaum hin, als sie dem Jasio ein schönes Kleidchen anzog, das Frau Kettchen ihr gegeben von ihrem jüngsten Kind. Und wenn sie erzählte, wie gut es ihr gehe, wie freundlich die deutsche Frau sei, nicht schlage und nicht schelte, so hatte er auch dafür kein anerkennendes Wort.

Aber als sie ihm angstvoll sprach vom jungen Sohn des Gospodarz, daß er bleiche wie das junge Gras, das zu heiß in der Sonne steht, da erhellte sich seine finstere Miene. So mußten sie alle dahin gehen, die Niemcy — was hatten sie hier zu suchen?!

Als sie ihn bat, ihr ein Mittel für ihn zu geben, das ihm helfe, schüttelte er den Kopf:

„Ich könnte dir wohl ein Mittel geben, aber ich gebe ihm keines. Laß ihn krepieren!"

Michalina bat flehentlich: was hatte der arme Walenty dem Großvater denn getan? Warum war der so hartherzig?

„Ich bitte dich, Großväterchen, sage mir, ist es der Wind, der über unsre Felder streicht und den seine Brust nicht ertragen kann? Ist es der Staub unsrer Aecker, der seine Augen trübt? Ist es unser kalter, langer Winter, der ihn so traurig macht? Du weißt doch sonst alles; ich bitte dich, sage mir!"

„Nimm das alles zusammen," sagte der Schäfer gewichtig. „Ich sage dir, er ist nicht hier geboren, er ist hier eingedrungen, darum muß er sterben. Und wenn ich drei gequollene Erbsen nehmen würde, am Morgen, Mittag und Abend, und sie für ihn in den Brunnen würfe, und wenn ich das Wort ‚Kalas' auf ein Stück Papier schreiben würde und ließe ihn das verschlucken, es würde ihm doch nichts helfen. Das sind Mittel, die das Fieber heilen, ihn heilen sie nicht!"

„Aber ich glaube, er hat das Fieber," versicherte Michalina rasch. „Ich sehe zuweilen, daß in seinen Augen ein Licht brennt, es brennt, wenn seine Frau mit den Männern am Tisch sitzt und schwatzt — sie lacht so viel — und ich sehe, daß auf seinen Backen ein Rot brennt, und das Rot steigt ihm in die Stirn, und dann sehe ich, daß er die Hand krampft, als schmerze ihn das. Und gestern — ach, Großväterchen! — gestern habe ich ihn gesehen im Schnee hinter der Stallwand! Da stand er und weinte. Großväterchen, o du mein liebes Großväterchen" — sie fiel vor ihm nieder und umfaßte seine Knie — „ich bitte dich, hilf ihm!"

Aber der Alte war hart: aufstehen sollte sie, sich schämen! Was ging sie der Niemiec an?! Hat denn ein Niemiec Barmherzigkeit mit den Polen? Nein, keiner von den Deutschen hat Barmherzigkeit! Nicht der, der da hinterm Lysagora am See wohnte, der Ober-Teufel, der die Ciotka in den Rücken geschossen, den Schulkindern ihre Sprache genommen, den Lehrer krank gemacht — und auch nicht der Ansiedlerssohn, der dreiste Knabe, der ein gut polnisches Herz gestohlen hatte, daß es ihm gefolgt zum Altar!

„Tausend helle Blitze zucken, die Sensen sind schon geschliffen, sie, die da mähen das Hundeblut!"

Mit rollenden Augen stand der Alte. Der Enkelin grauste es — nein, so liebte sie den Großvater gar nicht! Wenn er betrunken gewesen wäre, wär' er noch zu begreifen, aber so! Ach, er war ja grausam! Mit einem Gefühl der Entfremdung schied sie von der Hütte; es war ihr, als wohnten gar nicht mehr die Ihren darin.

Raschen Schrittes eilte sie zur Ansiedlung zurück. Sie eilte sehr, aber ihr Herz flog ihr noch vorauf: die Frau würde schon auf sie warten, die Kinderlein ihr entgegeneilen! Würde nicht auch Walenty, der blasse Walek, harren, daß die Michalina ihm fegte in Stube und Küche? Ach, und würde nicht, wenn der Winter vergangen, wenn die Sonne den Schnee vom Lysagora leckte und die Saaten grünten, alles, alles froh und glücklich werden?

XVII

Der Winter war vergangen, schon grünten die Saaten frisch im Feld, aber froh war niemand.

Löb Scheftel hatte recht gehabt, das Fleisch war aufgeschlagen. Noch war Ostern nicht ganz herangenaht, aber schon kostete das Kälberne zwanzig Pfennige mehr das Pfund, und das Rindfleisch, wenn es nicht lauter Knochen waren, auch; von dem fetten Schweinernen gar nicht zu reden. In Miasteczko murrten die Leute — lauter kleine Leute, Ackerbürger und Handwerker, die von der Hand in den Mund lebten — wie leicht die Brote waren und wie klein die Semmeln! Die Kinder aus Pociecha-Dorf, die sonst für einen Groschen eine Reihe von fünf Wecken für den Sonntag kaufen durften, mußten jetzt ihre Augen anstrengen: fünf Wecken sollten das sein? Ei, es waren ja eigentlich nur vier! Davon konnten sie nicht satt werden.

Im Religionsunterricht hatte der Herr Vikar erzählt von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen — o weh, o weh, jetzt war die Zeit der mageren! Und der Herr Vikar hatte ihnen auch erklärt: warum.

Weinend kamen die Kleinen nach Hause; und nun wußten es die Großen auch bald: das kam daher, weil Gott der Allmächtige die Menschen strafte. Man war zu lässig im Gebet, man hielt nicht genug auf seinen Glauben. Warum riefen die Kirchenglocken immer so laut? Sie riefen, damit man nichts andres hörte, nichts, was nichts nützt fürs zeitliche und ewige Heil.

Vikar Gorka hatte in der Karwoche viel zu tun, da waren unzählige, die zur Beichte gehen wollten vorm heiligen Osterfest. Männer und Frauen, alle schlugen an ihre Brust: ja, sie hatten viel gesündigt, sie hatten ihr Vaterland vergessen und das Brot der Niemcy gegessen, sie hatten ihren Glauben verraten und deutsch gesprochen!

Wer jetzt nach der Messe deutsch mit seinen Mägden gesprochen hätte, wäre nicht verstanden worden.

Herr Kestner auf Przyborowo versuchte es auch gar nicht erst, er sprach gleich polnisch. Wenn es ihm auch nicht so fließend glückte wie seiner Frau — der Frauen Zunge ist gewandter —, er verstand sich doch mit seinen Leuten. Uebrigens half Pan Sziulc nach, wo es fehlte. Es war, als sei der polnische Inspektor immer in Przyborowo gewesen; jetzt war ein Regiment, wie man es sich nur wünschen konnte. Inspektor Sziulc besaß nicht die Sentimentalität des alten Hoppe; er verstand das Volk zu nehmen: ordentlich mit der Ledergeknoteten eins übergezogen — wo's trifft, trifft's — aber dann auch einen Schnaps, und das Volk ist ein fleißiges und ein artiges Kind.

Alle Tage freute sich Kestner des Tausches. Auch Frau Kestner nannte den neuen Inspektor einen tüchtigen und dazu artigen und wohlerzogenen Menschen. Es war ja geradezu entsetzlich gewesen, dieses stete Knausern des alten Hoppe mit den Pferden, als wenn sie ihm selber gehört hätten; und wollte man eine Kiste an die Jungen schicken, immer dieser Aerger wegen eines Boten! Jetzt waren stets Pferde zu haben und auch Boten vorhanden: was die etwa an Arbeitszeit versäumten, mußten sie nachher schon wieder einbringen.

Alle Welt in Przyborowo war zufrieden mit dem neuen Inspektor. Wahrhaftig, der war doch was andres als der ‚olle Knopp'! Die junge Tochter des Hauses hatte das gleich am ersten Sonntag, als der Inspektor mit bei Tische aß, konstatiert.

Als Cornelia nach dem Kaffee einen Spazierritt unternommen — sie hatte an ihrem fünfzehnten Geburtstag mit Unterstützung des Vaters bei der Mutter durchgesetzt, von nun ab in Reitkleid und Herrenhütchen den kleinen Schecken reiten zu dürfen — hatte ihr der neue Inspektor so elegant wie ein Kavallerieoffizier in den Sattel geholfen. Was für ein allerliebstes Schnurrbärtchen hatte er!

Als sie am andern Tag in der Studierstube des Vaters, in der Fräulein Wollenberg ihr den Unterricht erteilte, beim französischen Aufsatz an der Feder kaute, sah sie, wenn sie den langgeschossenen Hals ein wenig reckte, über die Scheibengardinchen weg, den neuen Inspektor auf den Hof reiten. Wie gewandt er absprang, dem Pferd einen Klaps auf den Bug gab, und der kleinen Marinka, die statt des Pferdeknechts dienstbeflissen herbeieilte, die Zügel an den Kopf warf!

„Psiakrew!" — es entfuhr ihr unwillkürlich laut — was hatte der für famose Beine in den enganliegenden gelben Reithosen!

Die junge Cornelia träumte in der folgenden Nacht von dem neuen Inspektor, und als sie bald danach in der deutschen Literaturstunde Goethes ‚Torquato Tasso' durchnahmen, fragte sie Fräulein Wollenberg, ob es denn unpassend wäre, einen Untergebenen zu lieben?

Fräulein Wollenberg war ziemlich verblüfft über diese Frage — natürlich war es unpassend! Aber als die Stunde zu Ende und sie dem Postboten entgegeneilte, um einen Brief in Empfang zu nehmen, dessen Adresse, wie Cornelia ganz genau wußte, von Bruder Rittmeisters Hand geschrieben, lachte die Schülerin hinter der Erzieherin drein: unpassend?! Was die sagte! Haha, dann wäre es ja auch unpassend, daß Pawel die Wollenberg poussierte!

Eine große Langeweile lag winters über dem verschneiten Gut, deren sich selbst der junge Backfisch, der doch zeitlebens nichts andres gewohnt gewesen, nicht erwehren konnte. An den Morgen ging es noch an, da hatte man die Stunden und

Klavier zu üben, aber dann — hu — die Abende, gräßlich langweilig! Schon die Nachmittage waren wie die Abende. Fräulein Wollenberg korrespondierte, Papa und Mama schliefen im Winter nach Tisch ausgiebig, Besuch hatte man nicht, denn die Wege waren im Wagen ganz unpassierbar, junge Mädchen, mit denen man hätte befreundet sein können, gab's überdies nicht in der Nachbarschaft — womit wollte man sich unterhalten? Die junge Cornelia hatte Ohren wie ein Luchs, was auch in der Gesindestube gesprochen wurde, hörte sie; das war noch das einzige Amüsement, durch den langen dunkeln Gang nach der Küche zu schleichen und die Mägde zu überraschen. Die Knechte saßen jetzt auch viel im Warmen.

Wenn Cornelia das Gesinde also belauschte, mit angehaltenem Atem, den Rock dicht an den schlanken Körper ziehend, im Winkel des Flurs hinter der Küchentür, hörte sie oben Pan Sziulc hin und her trappeln. Der wohnte gerade über der Küche. Ob er sich auch so langweilte?!

Seine meiste freie Zeit, die der Inspektor jetzt trotz der allmählich beginnenden Frühjahrsbestellung noch übrig hatte, verbrachte er im neuen Ansiedlungskrug. Es war angenehm, während der Ehemann draußen herumwirtschaftete, gemütlich drinnen bei der jungen Frau zu sitzen.

Valentin zog sich jedesmal zurück, wenn Pan Sziulc erschien. Wenn er auch schon manche Redewendung gelernt hatte — Stasia hatte sich alle Mühe mit ihm gegeben und er auch aufgepaßt, als gelte es sein Leben — das Polnisch war doch so schwer, zu schwer, er würde es nie ganz begreifen! Nicht sprechen können, weil seine Zunge zu ungelenk, nicht verstehen können, weil er nicht polnisch dachte. Und wenn gar die zwei Landsleute sich unterhielten, so rasch, so fließend, so alert, dann summten ihm Kopf und Ohren. Er verstand nichts, gar nichts, und er fühlte sich wie beleidigt.

Pan Sziulc lachte über den nichtsverstehenden Ehemann — Stasia lächelte. Ja, der war wirklich dumm, sehr langsam im Begreifen! Ungeniert rückten sie näher zueinander; vor wem sollten sie sich Zwang auferlegen?

Am Tag von Mariä Verkündigung wollte Stasia gern zum Ablaß gehen. Es stand eine kleine Kapelle, keine Meile weit von Pociecha-Dorf, mitten im Ackerfeld — die Schnitter suchten im Sommer Schutz darin vor Ungewittern —, sie stand schon da seit vielen hundert Jahren, und viele Hunderte waren dort schon hingewallfahrtet. Ein Blitz war einst niedergefahren und hatte die wundertätige Muttergottesfigur überm Altar geschwärzt, aber verbrennen hatte er sie nicht können. Und unter der Kapelle — man sagte, unter den Füßen der heiligen Mutter entspringe sie — kam eine Quelle geflossen: wer kranke Augen hatte oder blind war und wusch mit diesem Wasser die Augen, der ward sehend.

Die junge Frau versprach sich ein besonderes Fest vom Gang zum Ablaß. Pan Sziulc würde auch hingehen, und sie würden sich treffen, und danach würden sie tanzen!

Auch Frau Kettchen hegte die Absicht, zum Ablaß zu gehen. Nun waren sie schon über einundeinhalbes Jahr hier im Land, und sie hatte noch immer ihr erstes Gelöbnis, daß sie, wenn es ihr einst besser gehen würde in der neuen Heimat, wallfahren wolle, nicht erfüllt.

Aber nun war es an der Zeit. Gefiel es ihr denn nicht schon besser hier? Ja, ja — wenigstens meinte das der Herr Vikar. Hatte sie nicht alle Ursache, zufrieden zu sein? Einen guten Mann, gute Kinder — der Herr Vikar lobte das Settchen, das nun zu ihm in den Vorbereitungsunterricht ging, sehr — und war die Schwiegertochter nicht auch ganz nach Wunsch? Ja, ja, das schon, aber ... Frau Kettchen sprach vor sich selber den Satz nicht zu Ende. Sie hätte es ja auch eigentlich nicht in Worte fassen können, was ihr nicht gefiel. Es war eine Gedankensünde, die durfte sie nur in der Beichte flüsternd ahnen lassen. Aber der Priester stärkte sie durch sein mahnendes und zugleich tröstendes Wort. Und sie wurde stark genug, den Argwohn, der sie beschleichen wollte, wenn sie Valentins trüben Blick sah, von sich zu weisen — täte sie denn damit nicht der freundlichen Schwiegertochter bitteres Unrecht? Und unrecht würde es auch sein, darüber zu klagen, daß das Settchen den heiligen Religionsunterricht empfing zusammen mit den polnischen Kindern. Es war ja auch wirklich ganz gleich, ob man die Gebote Gottes aus dem Katechismus auf polnisch hörte oder auf deutsch. Gottes Gebote bleiben immer dieselben, darin mußte sie dem Herrn Vikar wieder recht geben. Und daß das Settchen jetzt ganz gut polnisch verstand, war ja auch wahr; man konnte es von dem Herrn Vikar, der ohnehin so unendlich viel zu beschicken hatte, nicht verlangen, daß er um eines einzigen Kindes willen den ganzen selben Unterricht auch noch einmal deutsch wiederholte.

Das alles sah Frau Kettchen ein; und daß sie nicht alles und jedes ihrem Mann zutragen dürfe, das war ihr auch klar. Herzenssachen und Kindererziehung, das sind Angelegenheiten, die die Frau am besten versteht — hatte so nicht der Herr Vikar zu ihr gesagt, als sie sich Rats holen gegangen in die Propstei? Es war ihre Pflicht, immer zum Guten zu wirken. So durfte sie davon beileibe nichts verlauten lassen, daß das Settchen jetzt betete: „Ojcze nasz, ktorys jest w niebiesiech!" anstatt: „Unser Vater, der du bist im Himmel!"

Aengstlich wachte sie darüber, daß ihrem Peter nichts hiervon zu Ohren kam. Aber etwas

Unruhiges kam dafür in ihre Seele, etwas Scheues in ihr Auge, das, früher so licht und offen, jetzt den Blick ihres Mannes mied.

Peter Bräuer empfand das veränderte Wesen seiner Frau wohl, aber er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken; er hatte der Sorgen jetzt so viele. Es waren ihrer noch immer nicht weniger geworden, im Gegenteil: es wurden ihrer immer mehr und mehr! Und wenn er ganz aufrichtig gegen sich sein wollte, mußte er sich's eingestehen, daß es ihn schon längst reute, die rheinische Heimat verlassen zu haben. War's nicht ein Uebermut gewesen? Mochte sein, aber gerade deshalb nun: Zähne aufeinander und sich durchgebissen! Mit wahrer Wut warf sich der Mann auf die Ackerbestellung. Er kaufte neues Saatgetreide — Herrgott, war das teuer! Das vom Niemczycer bezogene mußte nichts getaugt haben, sonst wäre die vorjährige Ernte besser gewesen. Natürlich die, die großen Herren, was liegt denen daran, ob der kleine Besitzer zuschanden geht! Wenn die nur Geld in ihren Säckel kriegen und wie die Fürsten auf ihren Gütern sitzen, alles andre ist denen ja egal!

Der Ansiedler warf einen rechtschaffenen Haß auf den Großgrundbesitz. Da sind sie erst immer so herablassend, die vornehmen Herren, tun wie auf „du und du", und wenn man's glaubt, und wenn man denkt, man kann „du" sagen, dann auf einmal sind sie zugeknöpft bis an den Hals.

Wie Kettchen nur glauben gekonnt, daß der von Doleschal dem Valentin die Wirtschaft zugeschanzt! Ja wohl, der! Bräuer lachte bitter. Selbst der eigne Inspektor mochte den ja nicht gern; das heißt, gesagt hatte der Hoppe kein Wort über seinen Prinzipal, das zu behaupten, wäre eine Lüge, aber man hatte es doch gemerkt, warm war dem noch nicht geworden auf Deutschau.

Bräuer und Hoppe hatten sich eines Tages im Ansiedlungskrug getroffen. Der Ansiedler hatte ein Schnäpschen dort hinuntergegossen, gerade als der alte Inspektor eintrat. Gesehen hatten sie sich wohl schon früher, nun aber kamen sie ins Gespräch. Sie vertieften sich, denn da war so vieles, in dem sie gleicher Ansicht waren.

Die junge Wirtin saß derweil in einem Eckchen und druselte über einer Häkelarbeit, aber unter ihren halb geschlossenen Lidern flog ab und zu ein schneller, schlau-neugieriger Blick zu den beiden deutschen Männern.

Die schalten wacker auf die hiesigen Verhältnisse: war's nicht eine Schande, daß der Polack sich so duckte? Wären die Herren nicht von altersher an die Kriecherei so gewöhnt, so hätte der freie Mann jetzt eine bessere Existenz!

„Da sollten Sie mal bei uns kommen, am Rhein, da is et doch wat anders," prahlte der Rheinländer, „en ganz ander Werk als hier in der lausigen Ostmark!"

Trübe nickte der Posener: Herren und Knechte, da hatte der Herr Ansiedler wohl ganz recht. Aber nein, auf die Provinz selber durfte er nichts sagen, das Land war gut — ach, das Land war so dankbar! Hatte man je so schöne Felder gesehen wie die von Przyborowo?

Und mit Augen, die von Liebe leuchteten, erzählte der alte Inspektor von dem Weizen, den er da geerntet, von dem Hafer, der tief die schweren Fahnen geneigt, von der Roggenstoppel, dicht wie eine Bürste, und von den Rüben — „solche Stücke!" Er zeigte mit beiden Händen einen Umfang, dick wie ein Kinderkopf.

„Ich hab' ihrer noch kein' solche gehabt!" sagte der Ansiedler trübe.

Das wollte Hoppe wohl glauben. Betriebskapital gehörte dazu, und nicht nur ein kleines, und Kenntnis der Bodenbedingungen, genaue Kenntnisse der wirtschaftlichen Verhältnisse. Er war geboren hier in der Provinz, immer hier gewesen, er wußte ganz genau, was der Boden verlangte.

„So, hm!" Der Ansiedler sah ihn zweifelnd an. „Un doch, Herr Inspektor — nix für ungut — un doch haben Sie et nich zu recht wat Extra'm gebracht, wie ich mir hab' erzählen lassen!"

Des alten Mannes Gesicht, das eben noch von einem fast zärtlichen Lächeln erhellt gewesen, wurde finster. Er fuhr sich über die Stirn, die durchfurcht war von vielen Sorgenfalten wie gepflügtes Ackerfeld.

„Das liegt nicht am Boden," sagte der Alte, „das liegt an was ganz andrem. Hören Sie mal" — er legte Bräuer die Hand auf die Schulter und sah ihn beschwörend an — „machen Sie, daß Sie hier weg kommen, auch Sie bringen es hier zu nichts! Sehen Sie zu, daß Sie Ihre Stelle wieder los werden! Sie sind ja noch jung genug, auch kräftig genug, fangen Sie lieber in Ihrer Heimat wieder von vorne an!"

„Den Kuckuck wer' ich tun! Herr, Sie sind wohl geck?" Grob schrie der Rheinländer und schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und Stasia, in ihrer Ecke auffahrend, die Ohren spitzte. „Dafor bin ich ja grad hierhin gekommen, um in kürzerer Zeit wat vor mich zu bringen. Dann wer' ich schon wieder gehen. Meinen Sie," — er lachte auf — „ich möcht' mein Leben zu End führen hier in Ihrer Provinz? No, so dumm bin ich doch nit!"

„So denken sie alle." Traurig nickte der alte Mann. „Das Land ausnutzen und dann in die Städte ziehen — so denken ja die Polen selber!"

„Och, gehen Sie mir weg mit Ihren Pollacken!" Geringschätzig zuckte Bräuer die Schultern.

„Die Polen sind gut," sagte der Inspektor rasch, „das polnische Volk meine ich damit, die Männer, die Weiber, die den Acker bestellen im Schweiß ihres Angesichts. Die kennen Sie ja

gar nicht, wie ich sie kenne. Kindgut sind sie, sag' ich, fleißig, anhänglich, dankbar, treu, wie ein Hund seinem Herrn."

„Och, hören Sie auf!" Bräuer machte eine ungläubig-abwehrende Bewegung. „Spitzbuben sind sie, stehlen wie die Raben. Un boshaft sind die Kanaillen! Denken Sie an," — der Zorn überkam ihn, er sprang auf und schüttelte drohend die Faust — „haben sie letzthin in einer Nacht all meinen Obstbäumchen die Kronen abgebrochen. Vierzig Obstbäumchen, all eingeknickt, all kaput! Un ich dacht' schon, dies Jahr wat zu ernten."

Die Erinnerung überwältigte ihn, mit einem Laut des Schmerzes und der Wut ließ er sich auf einen Stuhl fallen und stierte, die geballten Fäuste an die Stirn gedrückt, finster auf den Tisch.

„Ja, ja, so was kommt hier schon vor!" Der Inspektor nickte. „Und doch sag' ich noch einmal: der Boden ist gut, und das Volk ist auch gut. Man hat nur zu viel an ihm gesündigt. Das ewige Gebete macht's nicht, das auf den Knien Rutschen, zur Messe Laufen und in die Beichte Gehen. Und — was glauben Sie wohl, Herr Ansiedler, wenn dazu noch einer, der auf seinem Herrenhof sitzt, wenn dazu noch so einer sagt: ‚Wozu Schulen, wozu Bildung? Dumm müssen sie bleiben, je weniger sie wissen, desto bessere Arbeiter sind sie' — Herr Gott, begreifen Sie doch, wenn ein Herr so was sagt, was kann man dann vom armen Volk verlangen?"

„Hm, ja, — no ja!" Bräuer strich sich das Kinn. „Donnerwetter, Sie sind ja ein Sozialdemokrat!"

„Bin ich das?" Der alte Mann lächelte verlegen und strich sich ganz verwirrt über das stopplige Gesicht. „Das weiß ich nicht, das weiß ich wahrhaftig nicht!"

„No un ob!" Der Rheinländer lachte dröhnend. „Aber Sie brauchen sich deswegen nit zu genieren. Weiß Gott, man kann hier derzu kommen! Stasia" — er drehte sich nach seiner Schwiegertochter um — „bring mir noch ens en Flasch Bier un zwei Gläser! Darauf müssen wir emal anstoßen, Herr Inspektor!"

Stasia brachte das Gewünschte, mit einem „Na zdrowie" stellte sie es ihrem Schwiegervater hin. Lächelnd ging sie dann hinaus. Sie hatte genug gehört — psiakrew, was würde der Herr Vikar sagen, wenn sie ihm das erzählte?!

Die beiden Männer hatten dann auch bald den Krug verlassen. Sie gingen miteinander fort bis herüber zu Bräuers Haus. Dort trennten sie sich mit einem Händedruck. ‚Ein schnurriger alter Kerl', dachte der Ansiedler. ‚Dumm, daß der so wenig auf seinen eignen Profit Bedacht nahm; hätte er das getan, hätte er's auch wohl weiter gebracht im Leben, aber so, — no, ganz bieder war er jedenfalls, und man konnte von ihm sich schon mal beraten lassen!'

Hoppe hatte, als er über die jungen Saatfelder in der Richtung des Lysagora hinwanderte, ein seit langer Zeit nicht empfundenes befriedigtes Gefühl: da hatte er endlich einmal einem seines Herzens Meinung sagen können! Ach, wie tat das gut! Man war doch sonst gar zu sehr vereinsamt hier. Der Prinzipal war zwar immer höflich, auch gerecht, — aber gemütlich, nein, gemütlich war's mit dem nie! Und war Doleschal wirklich von aufrichtiger Gesinnung, oder schaffte er im geheimen nur aus Ehrgeiz, wollte eine Rolle spielen, sich hervortun? Seine Standesgenossen, zum Beispiel Herr Kestner auf Przyborowo, sagten so. Nun, ein Ehrenmann war er durchaus, das glaubte Hoppe doch behaupten zu können, im übrigen aber — warum sprach er sich denn nie aus? Damals, als das Plakat gehangen am Tore der Katrynka — man hatte es ihm angesehen, wie ihn das wurmte — aber bewahre, kein Wort hatte er gehabt auf den ehrlichen Ausdruck flammender Entrüstung, nur ein kühl ablehnendes „Ich danke". Er war eben trotz allem ein hochmütiger Aristokrat!

Und der alte Inspektor vergaß, als er, den Kopf schüttelnd, die schmalen Fußpfädchen quer durch die Saatfelder stapfte, was er diesem Hochmütigen eigentlich zu danken hatte.

*

Doleschal hatte sich zu einer Reise nach Berlin entschlossen; sein Freund, der Landrat, hatte ihm auch dazu geraten. Hatte er doch noch viele Verbindungen dort von früher her, von jener Zeit, da er als schneidiger Kürassier auf den Hofbällen getanzt und bei allen Festlichkeiten der vornehmen Welt, bei Basaren und Wohltätigkeitsfesten eine gute und beliebte Figur abgegeben. Man würde ihn noch nicht ganz vergessen haben. Er würde herumfahren und seine Karte hereinschicken, und die Gelegenheit finden, bei maßgebenden Persönlichkeiten sich und seine Kandidatur zu empfehlen.

Er war voll der besten Hoffnungen. Den ganzen Winter hatte er sich in trüben Tagen mit Sorgen gequält, nun kam ihm mit der grünenden Saat eine frohere Stimmung. Vom Lysagora herunter sah er auf lauter hoffendes Land. Und er tadelte sich: hatte er nicht unrecht gehabt, mitunter so zu verzagen? Schlimme Elemente sind überall, aber wenn man sie erkennt, ist es nicht schwer, ihnen zu begegnen. Das Deutschtum besitzt eine so große, so überzeugende Kraft, seine Segnungen liegen so auf der Hand, daß es mit der Zeit auch die verstockteste Gegnerschaft überwinden muß. Nur Zeit, Zeit, eine Masse Zeit muß man haben! Man muß die Zeit haben, zu warten, bis in allen Schulen nur deutsch gelehrt wird, bis deutsche Kinder von deutschen

Eltern, hier geboren, den Acker bestellen, bis das polnische Mädchen, das der deutsche Bursche geheiratet, sein Vaterland da findet, wo seine Liebe ist.

Doleschal, den Valentin Bräuers Hochzeit mit so viel Unwillen erfüllt, hörte Gutes von dem Paar, und er hatte die jungen Leute auch schon selber einmal mitsammen gesehen. Er war am Krug vorbei gefahren, da hatten sie auf der Haustreppe gestanden; sie fütterte die Hühner, die emsig pickten, mit eifrig lockendem „Put, put," und er hatte ihr den Futterkorb gehalten. Sie schienen so recht einträchtig; die hübsche Frau, zierlich angetan, mit ihrem glänzenden Haar, gab ein freundliches Bild. Und die Fenster des Hauses waren so blank, weiße Gardinchen schimmerten daran; selbst die Straße vorm Krug war sauber gehalten, eine derbe Magd war eben dabei, mit Schaufel und Besen den Schmutz von Rossen und Kühen beiseite zu schaffen. Also dies schien doch nicht so übel zu geraten! Es erfüllte Doleschal mit einer wahren Freude, des jungen Ansiedlers schlanke Gestalt zu sehen — die schien ihm heute wie die junge Saat — verheißungsvoll.

Helene freute sich der heitereren Stimmung ihres Mannes — Gott sei Dank, er konnte doch noch lachen. Oft hatte sie geglaubt, er hätte es ganz verlernt.

Aber ihn nach Berlin zu begleiten, hatte sie abgelehnt. Was sollte sie da? Seine Interessen konnte sie nicht unterstützen, und — sagen durfte sie's ihm ja nicht — sie wollte sie auch gar nicht unterstützen. Wenn er mit ihr über seine Pläne, die sie ja doch längst erraten, gesprochen hätte, würde sie ihm gesagt haben, wie schwer die Befürchtung einer Enttäuschung für ihn auf ihr lastete. Wie konnte er nur denken, hier durchzudringen? War denn sein Auge so ganz umschleiert, daß er nicht sah, was so deutlich zu sehen war, so zum Greifen nah, wie vom Lysagora aus der schwarze Turm von Pociecha-Dorf? Er würde hier nicht siegen — noch war die Stunde nicht da!

Er war doch enttäuscht, daß sie ihn nicht begleiten wollte, aber er sah es ja ein, wenn er ging, war es eine Beruhigung, sie blieb hier. Er würde nun seine Berliner Besuche so sehr als möglich zusammendrängen; zu den Osterfeiertagen war er jedenfalls wieder bei den Seinen. Die Knaben quälten ihn um Ostereier — ja, ja, er würde ihnen welche mitbringen, viele! Voller Freudigkeit versprach er es ihnen; er hätte noch ganz andres versprochen, er war wie neu belebt.

Helene brachte ihren Mann zur Eisenbahn. Die Kinder empfahl sie der Obhut der Gouvernante und der alten Pelasia; es würde ziemlich spät am Abend werden, bis sie zurückkam, denn ihren Mann, der mit dem Nachtzug fuhr, wollte sie bis zum Coupé begleiten.

Doleschal wußte selbst nicht, was ihn plötzlich überfiel gleich einer jähen Traurigkeit, als er, die Hand seiner Frau in der seinen haltend, der Kreisstadt zufuhr. Heute war ein ungewohntes Treiben, Kommen und Gehen auf den sonst so stillen Feldern. Der Märzwind wehte in den Röcken der Weiber, lüftete die langen Rockschöße der Männer und ließ die vielen roten, blauen, grünen, violetten Bänder der Mädchen in der Luft flattern.

Sie waren alle im Sonntagsputz, wie zum Kirchgang gerüstet, im höchsten Staat. Den Rosenkranz trugen sie um die Hände geschlungen, die Frauen hatten am Arm ein Körbchen, in scharlachenem Sacktuch trug der Mann ein Bündel. Gleich großen bunten Blumen wehten die Gestalten über die schwachbegrünte Ebene, einzeln oder auch in Trupps gesellt; aus allen Richtungen kamen sie, alte und junge Männer, alte und junge Weiber, Knaben und Mädchen. Und vom Pociechaer Dorfturm tönte die Glocke in einem fort. Wohin liefen die nur alle? Jetzt war doch nicht sonntägliche Kirchgangszeit?

„Mariä Verkündigung, gnädiger Herr, Ablaß!" sagte der Kutscher und drehte sich herum nach den Herrschaften.

„Fahren Sie heute abend auf dem Nachhauseweg so schnell als möglich," befahl ihm Doleschal, und dann wendete er sich besorgt zu seiner Frau: „Hoffentlich habt ihr keinen Krawall mit Betrunkenen! Fatal!" Seine Stirn zog sich kraus, wie mit einem Schlag war seine ganze gute Laune dahin. Er faßte die Hand seiner Frau noch fester, eine Sorge packte ihn: „Es wird dir doch nichts passieren?"

Sie sah ihn dankbar an: „Mein guter Mann, wie du immer sorgst!"

„Ich mag dich gar nicht allein lassen. Ich möchte lieber bei dir bleiben," murmelte er.

Sie nickte lächelnd, aber Tränen waren ihr plötzlich in die Augen getreten: „Es wäre mir auch lieber, du bliebest hier! Ach ja!"

Das Scheiden wurde ihr auf einmal so unsagbar schwer. Wie töricht, es handelte sich ja nur um kaum eine Woche, aber ihr war, als würde die eine Ewigkeit. Dichter zu ihm rückend, legte sie ihre zweite Hand auch noch in die seine:

„Bleibe," flüsterte sie, „bleibe bei mir!"

„Ich kann ja nicht, ich muß fort!"

„Ja, du mußt fort!" Traurig nickte sie. Und dann zog sie ihre Hände aus der seinen, faltete sie im Schoß und sah still darauf nieder. Sie wagte jetzt nicht mehr zu sprechen, denn dann hätte sie weinen müssen, und sie wollte nicht weinen — nein, nicht wehleidig sein! Und sie biß die Zähne aufeinander.

Auch er schwieg. Ohne zu sehen, glitten seine Blicke über die weiten Felder und die geputzten Menschen, die alle zum Ablaß eilten. Er wandte



Ungleiche Rivalen

Nach dem Gemälde von Francesco Vinea

den Kopf noch einmal zurück in der Richtung nach Deutschau, da schwand eben der Lysagora. Es war heut wenig Hoffnungsfreudigkeit in der grauen Luft am Tag von Mariä Verkündigung. —

Auch die Bräuers hatten sich auf den Weg zum Ablaß gemacht: der Mann, die Frau, das Settchen, der Sohn und die Schwiegertochter. So waren sie ein ganzer Trupp. Valentin hatte erst nicht mitgewollt, aber die Mutter hatte ihm zugeredet: warum wollte er sich ausschließen, weiß Gott, er kam auf viel bessere Gedanken, wenn er mitging! Und ein forschender Blick hatte dabei sein nachdenkliches Gesicht gestreift — fühlte er sich nicht wohl, warum war er jetzt oft so still? Aber er hatte sie beruhigt: nein, er war ganz gesund, sie brauchte sich nicht zu sorgen, er war eben nur nicht mehr der ledige Bursche, er war nun ein Ehemann, der was zu bedenken hatte! So machte es ihm jetzt zum Beispiel Unruhe, daß sie alle weggingen und den Krug allein ließen.

Darüber war Stasia nun ganz ruhig. Allein? Sie lachte. Der Vater führte ja die Oberaufsicht!

Valentin erwiderte nichts hierauf, aber sein Gesicht zeigte, daß ihn das durchaus nicht beruhigte.

Stasia sah es, und ihr Ton wurde gereizt: dann hätte er doch zu Hause bleiben sollen, hatte sie ihn etwa dazu gedrängt, mitzugehen, he?

Das war es ja gerade! Daß sie ihm so wenig zugeredet hatte, das hatte Valentin nun doch bestimmt, mitzugehen. Er wollte nicht immer der sein, der beiseite stand, wenn sie mit Pan Szulc schwatzte. Und daß der sich einfinden würde, des war er gewiß. Ein dumpfer Groll gegen den Mann erfüllte ihn. Der hatte ihm nie etwas zuleide getan, der war stets höflich, aber er mochte es nicht, wenn der die Wirtsstube betrat, er mochte es nicht, wenn der so vertraut mit Stasia sprach, wenn der mit Stasia lachte, und er nicht mitlachen konnte. Wie er ihn haßte, den — den — Polacken!

Wie hatte er sich vormals öfter über den Vater gewundert — war's nicht gleich, polnisch oder deutsch? Aber jetzt — ach!

Er seufzte, als er Stasia vor sich hergehen sah, mit der ganzen Zierlichkeit, die ihr eigen. Wie er dieses Weib liebte, so von ganzer Seele, so über alle Maßen, — aber liebte sie ihn?

Die heißen Blicke seiner weit gewordenen Augen hingen sich an sie. Ach, wenn sie doch von Glas wäre, wenn er doch in sie hinein gucken könnte! Mochte sie ihn wirklich leiden? Oder war er doch immer noch der Niemiec, der Fremde?

Er wollte ihr ja alles zuliebe tun. So viel Polnisch hatte er schon gelernt, aber immer noch nicht genug, immer noch nicht genug, sie war noch immer nicht sein!

Gehörte sie nicht jemand andrem viel, viel mehr? Aber wer war dieser andre? Wenn er das nur wüßte, nur fassen könnte! Alle Menschen, mit denen sie sprach, ließ er bei sich vorüber passieren: ihre Eltern, den Vikar, Pan Szulc — alle, — und er haßte sie alle!

Aber allein schuld waren die nicht!

Mit einer trostlosen Frage irrte sein Blick über das weite Land — was trennte ihn denn noch von ihr?

Ach nichts, gar nichts, es war ja nur seine eigne Dummheit, die ihn quälte — konnte man wohl eine bessere, eine schönere Frau finden?

Und war's nicht auch schön hier in Polen? Auch in Polen ließ sich's leben, so gut wie am Rhein! ‚Valentin, Valentin Bräuer,‘ sagte er zu sich selber und gab sich mit der flachen Hand einen Schlag vor die Stirn, ‚sei doch nit eso dumm!‘ Und mit einem plötzlichen Entschluß nahte er seinem jungen Weibe leise von hinten und drückte ihr einen Kuß auf die Schulter.

Sie schrie auf: psiakrew, was für ein Frecher — aber dann lachte sie unbändig: ach, der Walek war's, der küßte ja die Schulter, wie einer von hier! Da — da — auch den Kleiderärmel! Sie hielt ihm ihren Ellbogen hin. Und da — da auch! „Padam do nog.“

„Laßt doch die Dummheiten,“ sagte Vater Bräuer. Es ärgerte ihn, daß der Junge sich so zum Narren halten ließ. „Gebt dat doch auf,“ brummte er.

Aber die Schwiegertochter lachte: „Wenn er doch will!“ Und Valentin an der Hand fassend, zog sie ihn mit sich, ein wenig abseits von den andern und fiel ihm da, von einem strauchartigen Holzbirnbaum, der am Grabenrand stand, gedeckt, um den Hals: „Walek, mein Lieber, o du meine Seele, komm, küsse mich!“

So liebeheiß war sie lange nicht gewesen. Es durchrieselte den jungen Mann wie Feuer. Ach, wenn er nur erst Vater wäre, wenn sie nur erst einen kleinen Jungen kriegten oder ein kleines Mädchen, gleichviel, nur ein Kind, dann würden sie sich doch noch ganz anders verstehen! Ein Licht ging ihm auf am grauen Horizont, eine Hoffnung, leuchtend wie die Sonne — ein Kind, ein Kind mußten sie nur erst haben, wenn das in der Wiege lag, dann war alles, alles gut!

Zärtlich seine Frau an der Hand behaltend, ging er mit ihr auf die Kapelle zu.

Dort war der Ablaß in vollem Gang. Vikar Gorka, unterstützt von dem Geistlichen eines Nachbardorfes, versah den Dienst. Er sah blaß aus und erschöpft; die Anstrengung war groß.

Die Bräuers zogen auch um den kleinen Altar, von dem die schwarze Mutter Gottes heruntersah, in der Reihe mit den andern, feierlichen Schrittes; sie hatten danach auch gebetet und geopfert und dann den Ablaß bekommen. Nun wollten sie auch noch aus der als wundertätig geltenden Quelle schöpfen. Es waren ihrer viele da, die daran

glaubten. Müde und vom Staub des Ackers entzündete Augen hatten sie alle, und ein paar Greise bückten und bückten sich immer wieder und bespülten mit der hohlen Hand lange und unablässig ihre erloschenen Augensterne.

Stasia, die drinnen ein Gesicht gemacht wie das Madonnenbild selber, war hier außen übermütig. Auf den sprossenden Rasen hatte sie sich hingesetzt. O, sie wusch sich nicht die Augen, sie schöpfte nur zum Trinken und spritzte dann ihrem Mann vom Wasser ins Gesicht: „Auf daß du sehest!"

Er wischte sich lachend mit dem Rockärmel die Tropfen ab, die ihm über Stirn und Lider rannen. Als er wieder um sich schaute, sah er plötzlich Pan Sziulc stehen, — wahrhaftig, hatte der sich doch eingefunden?! Schon hatte Valentin gehofft, ihm heute wenigstens nicht zu begegnen.

Der Inspektor schloß sich den Bräuers an; auf dem Nachhauseweg ging er mit Stasia. Vergebens suchte Valentin bei ihnen zu bleiben — bald waren sie weit vor, bald allein zurück — er wußte sich's nicht zu erklären, wie es zugehen konnte, daß sie ihm immer wieder entschlüpften.

Zuletzt gab er's auf und ging allein. Er ließ den Kopf auf die Brust hängen und brütete vor sich hin.

Vor ihm her gingen Vater und Mutter und führten das Settchen in der Mitte; andächtig gingen sie alle drei und sprachen wenig. Frau Kettchen betete jetzt nicht mehr den Rosenkranz wie auf dem Hinweg, aber es war gewiß, daß sie noch im Innern betete, ihr Blick war fromm.

Warum war die Stasia nicht auch so? Der junge Bräuer hörte ihr Kichern hinter sich. Warum war die nicht auch so? Ach, daß sie doch der andern da mehr gliche! Valentin hatte seine Stiefmutter immer herzlich gern gehabt. Aber heut, jetzt auf einmal hatte er noch ein andres Gefühl für sie. Es trieb ihn, die Vorangehenden mit ein paar hastigen Tritten einzuholen und dann neben Frau Kettchen ein Weilchen herzuschreiten. Als kleiner Junge hatte er sich gern der Stiefmutter an den Rock gehangen, nun drängte es ihn wieder, ihr Kleid zu berühren. Wie in Ehrfurcht streifte seine Hand darüber hin. „Mutter," sagte er leise, „gute Mutter!"

Und dann ging er wieder allein hinten nach, bis sie nach Pociecha-Dorf kamen; da zupfte ihn Stasia am Rockschoß. Droben beim Ablaß hatte sie eine der sauren Gurken haben müssen, die das schmutzige Weib an der Kapellentür feilbot, und von dem Krüppel auf der andern Seite, der Heringe aushökerte, hatte sie auch gekauft und den Fisch verzehrt, aus der Salzlake heraus, wie alle taten, jetzt wollte sie auch tanzen in Pociecha-Dorf.

Heut, heut wollte sie tanzen?! Und nächste Woche schon Karfreitag? Was würde die Mutter dazu sagen?! Valentin faßte nach ihrem Kleid, um sie zu halten.

Sie machte sich los. Taten das denn nicht alle, und war sie's nicht gewohnt gewesen immer so, an jedem Ablaßtag? So war es Mariä Verkündigung, so Mariä Kräuterweih, so Mariä Geburt! Wer hieß denn diesmal den Ablaß so unglücklich gerade zum Schluß in die großen Fasten fallen?

Ihre Augen blitzten, sie wurde ganz rot, als ihr Mann verneinend den Kopf schüttelte. Dann konnte er ja ruhig weitergehen, sie würde noch hier bleiben! „So geh doch, geh nur," drängte sie.

Ein rascher Blick des Einverständnisses flog zwischen ihr und Pan Sziulc hin und her, unmerklich fast; sie zwinkerten nicht, sie stießen sich nicht an, sie sagten kein Wort und sie verstanden sich doch.

Valentin sah den Blick. Und plötzlich fiel ihm etwas von den Augen — hatte das gepriesene Wasser der Quelle so rasch ein Wunder gewirkt?! Er sah, sah, wie man bei einem Blitzstrahl sieht, der durch schwarze Nacht fährt, sah und fühlte mit einem Schmerz, der ihm gleich einem ohnmächtig machenden Stich durch Leib und Seele drang, die Hoffnungssonne, die er vorhin wie eine goldene Kugel hatte emporsteigen sehen am Horizont, wieder sinken. Nichts, nichts, auch ein Kind nicht, konnte ihm helfen! —

Aus dem Krug bei Eiweih summten Tanzmelodien; Bratsche und Geige, Dudelsack und Horn mußten an der Wand hängen bis nach Ostern, aber man durfte wenigstens singen.

Alle Ablaßgänger traten ein in die Schenke.

„Das Mädel ist mein.
Das Mädel ist mein —
Im Kopf schwarze Augen.
So wie ich, so wie ich!

Das Mädel ist mein.
Das Mädel ist mein —
Am Schuh goldene Schnallen.
So wie ich, so wie ich!

Das Mädel ist mein.
Das Mädel ist mein —
Im Sack keinen Groschen.
So wie ich, so wie ich!"

sang ein Bursche, der aus dem Krugfenster herauslehnte, und winkte die lachenden Mädchen herein.

Pan Sziulc summte mit, auch Stasia summte:

„So wie ich, so wie ich —"

Unruhig trippelte sie, sie konnte die Füße nicht mehr ruhig halten, ihre Hand fingerte nach des Partners Hand.

Da stieß Valentin heraus, mit einer verzweifelten Anstrengung, seiner brechenden Stimme Trotz zu verleihen:

„So bleib du, bleib du! Ich geh' nach Haus!"

*

Der Ablaßtag, der grau verhangen über die schwach begrünte Ebene gegangen, war zum schwarzen Abend geworden. Schwer lastete ballendes Nachtgewölk.

Die Fenster von Eliakim Hirsch, die erst wie helle Sterne gestrahlt, waren jäh dunkel geworden. Nicht fern war Gründonnerstag, dem der Karfreitag folgte — was würde der Herr Vikar sagen, wenn er's erfuhr, daß man der vorletzten Fastenwoche so wenig geachtet? Der würde sehr schelten: wie konnte man der Leiden Christi so wenig gedenken! Tanzen, das war heut, selbst am Ablaßfest, eine Sünde, die sich nicht gut machen ließ durch zehn Rosenkränze. Rasch wurden die Lichter gelöscht, nun saß man fast im Dunkeln, nur ein ganz erbärmliches Lämpchen überm Schenktisch warf ein wenig Schein. Aber das hinderte nicht, daß man im Krug sitzen blieb und, da man nicht tanzen durfte, desto eifriger trank. Was sollte man machen?!

Stasia war erst sehr enttäuscht, daß es zu keinem Tanze kam; wie lange, ach, wie lange — seit sie verheiratet war — hatte sie nicht mehr getanzt! Und sie beklagte sich bitterlich.

Nein, glücklich war sie nicht, der Valentin war ein ganz guter Mensch, aber ach, hatte der eine Ahnung davon, was sie brauchte?! Nein, keine Ahnung!

Und sie warf sich Pan Sziulc an die Brust, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn leidenschaftlich.

Sie waren allein in dem kleinen sogenannten Herrenstübchen, das Eliakim neben dem größeren Wirtszimmer hatte; mit einem Schmunzeln hatte er sie da hineingewiesen. Nun ging Pan Sziulc und drückte leise die Tür zu, die bis jetzt nach der Wirtsstube offen gestanden.

XVIII

Das Deutschauer Herrenhaus lag ganz still. Seine Läden waren geschlossen, man sah kein Licht mehr, nur am Hoftor flackerte trübe die Laterne; Frau Helene war noch nicht von der Fahrt nach der Eisenbahn zurück.

Der alte Hoppe hatte sich in seinem Stübchen im Seitenflügel schon zu Bett gelegt. Was sollte er noch so einsam aufsitzen? Morgen mußte er so wie so doppelt früh heraus, da der Baron in Berlin war und er allein für alles aufzukommen hatte; nun, das würde er schon, hatte der Gutsherr sich doch in letzter Zeit so wie so nicht viel gekümmert. Merkwürdig, wie der oft zerstreut war, ganz wie abwesend! Seit der Geschichte mit dem Plakat an der Katrynka war er förmlich verstört. Wenn der nun erst wüßte, wieviel solcher Plakate sein Inspektor seit der Zeit gefunden! Gewiß an die zwanzig. An dieser Scheune und an jener, am Stall, am Speicher, sogar an der Haustür, überall auf dem Gehöft. Und letzthin hatte es auch außen an der Hofmauer gestanden, mit Kreide, so recht jedermann sichtbar: „Hakatist, Schwein, Schächer, Hundeblut!“ Die gemeinsten Schmähungen. Immer war es ungefähr derselbe Wortlaut. In der Tat, wenn das einer immer und immer wieder zu hören kriegte, konnte er schon närrisch darüber werden!

Der Inspektor, bereits im Begriff, sich niederzulegen, war noch einmal an seine Kommode gegangen. Da verwahrte er in einem alten Zigarrenkästchen, im wohlverschlossenen Schub, die schmähenden Zettel. Jetzt sah er sie noch einmal durch — pfui, pfui, pfui! Aber dann kam ihm der Gedanke: wie mußte man die Seele eines Menschen erbittert haben, daß der solches schrieb?! Wer jener arme Kerl wohl sein mochte? Ein Mitleid überkam ihn mit dem, fast mehr wie mit dem Niemczycer. Doch warum nachforschen? Der Niemczycer war zu hochmütig, um sich darum zu kümmern, und ihn, den Inspektor, was ging's ihn denn eigentlich an? Er tat genug, wenn er die Insulten am frühen Morgen auf seinem ersten Rundgang, wenn noch alles schlief, absammelte und seinem Herrn so den Aerger aus den Augen räumte. Was seit Generationen am Volke gesündigt ist, läßt sich nicht aus der Welt schaffen, nun traf die Rache einen, der vielleicht besseren Willen hatte, aber gerade den traf sie doppelt hart!

Der alte Inspektor schüttelte den Kopf, als er müde vom Tage in sein Bett kroch: im Grunde waren sich die Herren doch alle egal, da war nicht viel zu erhoffen. Eine neue Generation mußte erst auferstehen, um ein Volk zu erziehen, das jetzt noch ein kleines Kind in Windeln war.

„Unser Vater im Himmel,“ sagte der alte Inspektor und faltete die arbeitsharten Hände über der Brust, „der du deine Sonne scheinen läßt oben auf den Lysagora und ebensogut unten auf den Lug im Feld, willst du uns nicht einen schicken, der da weiß, wie man säen muß, um Frieden zu ernten? Amen!“

Mit diesem schlief er ein. Er hatte schon ganz fest geschlafen, als ihn ein Schrei weckte; ein johlender Schrei war's, wie er schon einmal hier erklungen am Abend des Erntefestes — ein trunkenes Gröhlen sinnloser Freude.

Aus dem Pociechaer Krug hatte sich eine Schar aufgemacht. Es war ihnen zu langweilig geworden, das Zusammensitzen ohne Tanz und Gesang.

Mit Johlen und Pfeifen strömten sie aus der Schenke und trieben sich draußen herum. Dicht an der Propstei trabten sie vorüber. Wollten sie wieder hin zum Lehrer Ruda? O nein, der war ja jetzt brav! So machten sie wieder kehrt. Noch einmal an der Propstei vorbei mit Lachen und Geschrei und Pfiffen, die durchs Dunkel stiegen wie Alarmsignale.

Wo wollten sie denn hin? Das wußten sie selber nicht. Nach Hause natürlich nicht — kalte Stuben und kein Fleisch im Topf! Jetzt war's freilich noch Fastenzeit, aber zu Ostern würde auch kein Fleisch da sein, und das behagte ihnen schon lange nicht!

„Psiakrew!" Sie ballten die Fäuste. Wohin mit dem Aerger? Wohin denn nur?

Fern schimmerten die Lichtchen von Pociecha-Ansiedelung. Ein Stern flimmerte heller als die andern — he, da war ja auch ein Krug, den mußte man auch mal probieren! Und wenn etwa die „Schwabbe" sich breit darin gemacht haben sollten, so wurden die hinausgeschmissen, die nichts darin zu suchen hatten!

In hellen Haufen zog man zum deutschen Krug.

Dort saßen in der Tat einige Ansiedler; da die Wirtsstube heute angenehm leer, hatten sie sich an dem großen Tisch in der Mitte niedergelassen, über den die schaukelnde Hängelampe das hellste Licht warf. Aber Frelikowski, der Förster, saß bei ihnen. Da wagten die Dörfler keinen Streit anzufangen; sie forderten nur ungestüm vom schweigsamen jungen Wirt einen „Sznaps", gossen den hinunter und trabten dann wieder auf die Straße.

Heftig gestikulierend, mit Fäusteschwingen standen sie noch ein Weilchen draußen. Friedlich lagen die Häuschen unterm schwach besternten Himmel, kein Ansiedler zeigte sich, wohl aber trat der Förster, wie nach dem Himmel spähend, einen Augenblick unter die Krugtür. Da zogen sie ab, knurrend zwar, aber sie zogen doch: was sollte man denn hier krakehlen? Arme Kerle waren die Ansiedler auch, die sich quälen mußten um ihr Stückchen Brot! „Betrogen, wie wir betrogen werden. Psiakrew, laßt sie leben, die Schwabbe!"

In der ungeheuren Nachtweite, durch die sie zogen, blinkte ab und zu ein Sternchen auf, und Hundegebell hörte man von ferne, wie Wolfsgekläff in einsamer Wüste. Das waren Zeichen der Herrenhöfe, von denen selber man nichts sah, sie lagen versunken flach in der Fläche. Aber der Lysagora tauchte auf und reckte seine Stangenkiefer wie einen Galgen, dräuend, herausfordernd. Da fingen sie an, laut zu gröhlen: „Nach Niemczyce! Dem Hundeblut, dem Hundesohn, dem nichtsnutzigen Hakatisten das Dach überm Kopfe angesteckt!"

Und die Schritte, die eben noch so unsicher umhergetappt, richteten sich zielbewußter. Nun wußte man, was man wollte. Hatte nicht der Herr Vikar gerade auf den gezielt, wenn er letzt in der Sonntagspredigt von dem Wolf gesprochen, der in Schafskleidern einhergeht und sich wählen lassen möchte, beim deutschen König das Land zu vertreten. Ei, das wäre! Da wäre man nicht vertreten, verloren wäre man da!

„Schlagt ihn tot!" heulte einer, und zehn andre griffen den Ruf auf. „Schlagt ihn tot, schlagt ihn tot!"

Sie fingen an, zu laufen. Ha, dem drohenden Berg spuckten sie auf den Kopf! Nach Niemczyce hinunter ging die Jagd.

Ahnungslos träumte der See, und das Haus schlief auch.

Das Hoftor stand offen, die Laterne zeigte den Weg; schon waren sie im Hofe, schon vor dem Hause, als ihr Schrei des Triumphs sie erst ankündigte.

Nun hatten sie ihn sicher, den deutschen Spion, den Verräter, den Polenfeind!

Ein Reißen an der Klingel, und dann ein donnernt der Faustschlag vom vordersten mit aller Gewalgegen die Tür geschmettert, weckte ein dröhnendes Echo im stillen Haus.

„Pst, nicht so laut!" Der Häusler Jezierski, der Nachbar von Lehrer Ruda, er, der die neun Kinder hatte und dessen Weib das zehnte erwartete, hielt seinem Vordermann beim zweiten Ausholen die Faust: „Bruder, nicht so gewaltig, ein Weib schläft darinnen und kleine Kinder!"

„Daß dich der Donnerstein erschlage!" schrie der also Gestörte; aber der zweite Schlag war nun doch schon eher ein Klopfen zu nennen. „He, aufgemacht, wir wollen den Niemczycer sprechen! He, he! He, Antwort, ist der Herr zu Haus?!"

Oben das Fenster im ersten Stockwerk, das gerade über der Tür gelegene, klirrte leise.

„Der Herr ist nicht zu Haus!" antwortete eine helle Stimme von oben herab.

„Wo ist er denn?! Psiakrew!"

„Nach Berlin gefahren!" sagte dieselbe helle Stimme.

„Wir glauben es nicht! He, aufwachen soll er! Aufmachen soll er! Auf den Hof kommen soll er! Der Feigling, der Schächer, das Schwein! He, he, he, aufgemacht! Möge dich der Blitz zerschmettern! Daß dich der Donner erschlage! Mögen dich hundert helle Blitze treffen! Möge dich der schweflige Blitz anstecken, Niemczycer, komm heraus!"

Die Tür ächzte unter den Fausthieben, unter den Fußtritten zitterte sie.

„He, Niemiec, Niemiec, du Hundeblut!"

Der aus tiefem Schlummer geschreckte Inspektor hatte nicht rasch genug ans Fenster kommen können; schlaftrunken taumelnd riß er es auf — was ging da vor am Hauptbau? Träumte er noch, tobte da nicht eine Bande? Betrunkene? Was wollten die?!

Er schrie ihnen zu, sie hörten ihn nicht.

„Niemczycer, Spion, Verräter, verfluchter Niemiec!"

Ein Steinwurf mußte eine Scheibe getroffen haben, Scherben klirrten. Das waren die dicken Milchglasscheiben der Haustür!

„Leute, seid ihr des Teufels?!" Der Inspektor war in die Kleider gekommen, er wußte nicht wie; die steile Stiege des Seitenflügels war er im Dunkeln heruntergestolpert, seine alten Füße wollten ihn kaum so rasch tragen. Jetzt war er am Platz: „Leute, Leute!" Er drängte sich zwischen den Haufen, es gelang ihm, die Freitreppe zu gewinnen. Die Arme hob er beschwörend: „Leute, was fällt euch ein? Ruhe! Was wollt ihr denn vom Herrn?! Der Herr ist nicht zu Haus!"

„Glauben wir nicht! Der Niemczycer soll kommen, hierher, zur Stelle! Niederschlagen werden wir den Herrn wie einen Hund! Wie einen Hund, den Herrn! Hierher, hierher!"

Die Angreifer stampften mit den Füßen. Durchs Dunkel, nur vom schwachen Laternenschein notdürftig durchzittert, blitzten ihre Augen, wie Augen von Raubtieren, die lang hinter Eisenstäben gesessen. Ihr Atem dünstete Alkoholgeruch aus. Aber sie waren noch nicht völlig trunken, in der Trunkenheit, in der der Geist schon schläft und der Körper sich nur noch willenlos schieben läßt.

Hoppe sah's mit Schrecken: die hier waren gefährlich! Was tun? Wo steckten denn die Knechte? Ließen sich die denn nicht sehen zum Beistand? Drüben schliefen doch die Fornals in den Pferdeställen.

„Fornal, Fornal!" Kein einziger kam.

Und wohnte dort bei der Schmiede nicht der deutsche Stellmacher Krauz?!

„Krauz, Krauz!" Ließ sich denn niemand sehen?!

„Halte dein Maul, du Kaldaunenfresser!" Ein harter Schlag traf seinen Mund.

Um Gottes willen, wenn die hier das Haus demolierten! Wenn sie nur die Fenster einschlugen und die Kinder entsetzten — die Knaben waren allein zu Hause, die Herrschaft abwesend! Mit ausgebreiteten Armen sprang der alte Mann vor die bedrohte Tür:

„Leute, Leute, macht euch nicht unglücklich!"

Er rief es flehentlich.

Sie lachten schallend.

Erregt streckte er ihnen abwehrend die Arme entgegen: „Schert euch vom Hof, dalli!"

Ein derber Hieb auf seine ausgebreiteten Arme belehrte ihn, daß der Kommandoton heute gar nicht am Platz.

„Psiakrew, scher du dich! Geh zum Teufel!"

Wie eine Welle drängte es gegen ihn an, für einen Augenblick sah sich Hoppe ganz umgeben von drohenden Fäusten; er fühlte sich von der Freitreppe heruntergezerrt, er verlor den Boden unter den Füßen — ein Lupfen, ein Schwung — weit lag er zur Seite geschleudert, unten auf dem Pflaster.

Da stieß er einen langgezogenen Schrei aus, der das rauhe Geschwirr der tobenden, jauchzenden, schimpfenden, lachenden, fluchenden Stimmen, das laute Getrampel der vielen stampfenden, wie besessen springenden, hüpfenden Beine übertönte: „Zu Hilfe!"

Er versuchte, sich aufzuraffen. Um Gottes willen, die Kinder, die Kinder! Alle Glieder schmerzten ihn, sie waren ihm wie zerbrochen; es gelang ihm, einen Ellbogen aufzustemmen, aber seine Beine versagten, er kam noch nicht auf die Füße. Einen angstvoll spähenden Blick sandte er umher — nichts, nur die Nacht! Niemand! Als seien die Knechte gestorben!

Verzweifelt rang er, aber halb aufgerichtet mußte er am Boden bleiben. Ueber ihn weg sprangen die Rasenden, er fühlte ihre Tritte auf seinen Händen. Alle stürmten sie jetzt die Freitreppe hinan; die Tür krachte.

Die Kinder, um Gottes willen, die Kinder! „Zu Hilfe, zu Hilfe!"

Da öffnete sich die Haustür.

Ein breiter Lichtschein fiel heraus auf den Hof.

Sie johlten alle jubelnd auf. Das schrumplige, angstverzerrte Gesicht der alten Pelasia zeigte sich; sie hielt eine Lampe, aber sie zitterte so, daß diese fast ihrer Hand entfiel.

Was?! Herr des Himmels steh uns bei, war dieses Weib denn ganz verrückt?! Aechzend rutschte der Inspektor auf allen vieren ein Stückchen näher heran. Statt die Kinder zu verstecken, sie zu verschließen oder mit ihnen herauszuklettern über die Veranda und hinten herum in den Park zu rennen, statt dessen kam diese blödsinnige Alte — da — da —

Die Augen drangen ihm fast aus dem Kopf. Da stand der Junge, Doleschals Aeltester, der Hanns-Martin, auf der Schwelle und sah ganz unerschrocken die Bande an.

Es war plötzlich still geworden.

„Papa ist nicht zu Haus," sagte der Knabe mit seiner hellen Stimme; man hörte sie deutlich bis in den fernsten Winkel. Und man sah auch die kleine Gestalt ganz deutlich von überall. Vornehin, auf die oberste Treppenstufe war sie jetzt getreten, nur mit Nachthemd und Höschen bekleidet; der Zugwind fuhr in die blonden Haare und wehte sie empor über der freien Knabenstirn. Im zitternden Schein von Pelasias Lampe sah man klar das frische Gesicht.

Sollte man's glauben, solch ein kleiner Kerl noch und schon so viel Courage?!

„Schlagt die Brut tot, schlagt sie tot!" heulte einer auf. Aber der Ruf wurde nicht wiederholt.

„Warum wollt ihr uns was tun?" sagte der Junge. „Wir haben euch ja auch nichts getan!"

„Doch, jawohl, schlagt ihn tot, den Hundesohn!"

„Nein, Psiakrew, laßt den Bengel in Ruhe!"

„Laßt uns das Hündchen hängen ans Scheunentor! Nagelt es an durch Hände und Füße!"

„Reißt ihm die Kaldaunen aus dem Bauche, dem Herrensohn!“

„Was fällt euch ein? Sünde wäre das! Wollt ihr ins Fegefeuer kommen?“

„Sünde?! Fegefeuer?! He, ihr seid wohl toll! Gott der Herr wird sich freuen, wenn er vom Himmel schaut und sieht das!“

„Wir leiden es nicht!“

„Aber doch!“

„Nein, niemals!“

Zankend schrien die Stimmen untereinander.

„Fürchte dich nicht, kleines Herrchen,“ sagte jetzt Häusler Jezierski und mühte sich, deutsch zu sprechen. „Hab' ich Kinderlein in Domu, zu Hause, dürfen sie dir nicks tun, sag' ich!“

Für Momente war um den Kindermund ein Zucken gekommen wie von nahendem Weinen, die Wimpern hatten geblinzelt, die Augen wollten sich zupressen angesichts der drohenden Gefahr. Nicht alles hatte Hanns-Martin verstanden, aber doch genug; er sah die wild erhitzten Gesichter und die Arme, die sich nach ihm ausstreckten. Aber nun, da er eine gutmütige Stimme hörte, lächelte er.

Vertrauend die Hand des fremden Mannes fassend, sagte er: „Sie werden nicht leiden, daß man uns etwas tut, meinen Brüdern und mir, nicht wahr? Mein Vater wird Ihnen Geld dafür geben, aber ich werde Ihnen die schönen bunten Ostereier geben, die er mir mitbringt, und meine Brüder sollen Ihnen auch von ihren Ostereiern geben für Ihre Kinder. Bitte, sagen Sie den Leuten doch, daß sie nach Hause gehen!“

Drinnen im Flur ertönte jetzt ein jämmerliches Gekreisch. Die kleineren Doleschals wollten ihrem ältesten Bruder nach, vergebens versuchten Pelasia und die jetzt auch zum Vorschein gekommene, vor Furcht zitternde Gouvernante sie zu halten.

„Höre!“ sagte Hanns-Martin. „Wie sie weinen! Die haben Angst. Ich habe keine Angst!“

Er reckte sich auf den Zehen und warf den Kopf in den Nacken.

„Brauchst auch keine Angst zu haben, Herrensohn!“

Irgend jemand sagte es, und ehe der Knabe es sich versah, hatte ihn sein Freund, der ein breitschultriger und stattlicher Mann war, emporgehoben. Hanns-Martin strampelte mit den Beinen — nein, auf den Arm wie ein kleines Kind mochte er nicht! Aber es half ihm nichts, auf die Schulter mußte er.

„Paniczek, sage du ihnen, und sie werden gehen, sage du ihnen, daß du geben wirst deine bunten Ostereier, und sie werden dir danken!“

Der Knabe besann sich nicht lange, er fühlte sich nun doch viel sicherer hoch oben auf der breiten Schulter. Vergnügt lachte er, ein wenig ängstlich und doch stolz zugleich, wie einer, der zum erstenmal ein feuriges Roß unter sich fühlt.

„Geht nach Hause!“ rief er keck. „Meine kleinen Brüder sind müde, wir möchten gern ruhig schlafen. Ich gebe euch auch die bunten Ostereier, die ich kriege, ja, ja.“ Er nickte eifrig, als er in die Gesichter sah, die ihn ungläubig anstarrten, und legte dann ganz ernsthaft die Kinderhand aufs Herz. Mit einem Ausdruck über seine Jahre sagte er:

„Was ich versprochen habe, halt' ich auch. Ihr kriegt sie, auf Ehre!“

Es war so still gewesen bei den Worten des Knaben, daß der Inspektor einen neuen, noch heftigeren Ausbruch von Wut fürchtete; unheimlich dünkte ihn diese Stille, die Stille vor dem Sturm. Mit einer gewaltigen Anstrengung gelang es ihm jetzt, auf die Knie zu kommen; jetzt setzte er den ersten Tritt auf die Erde — hin, hin um jeden Preis, sich hingestellt vor den tapferen Jungen! Wenn sie dem was tun würden, dann —

Er erschrak fast. Ein Gelächter war plötzlich losgebrochen; so aus allen Kehlen kam es, so überraschend, daß es ihn packte.

Er taumelte und sank wieder auf die Knie.

„Was, was sagt das Herrchen?!“

„Bunte Ostereier will er uns schenken, sagt er!“

„Guter Paniczek!“

„Ein Liebling ist er, ein Herz von Gold!“

„Ostereier will er uns schenken, das Bürschchen? Seine Ostereier, die er geschenkt kriegt? Daß die heilige Mutter ihn segne!“

Wie vorhin, so drängte auch jetzt die Rotte die Freitreppe hinan. Wie vorhin, so blitzten auch jetzt die Augen, wie vorhin, so streckten sich auch jetzt die Hände aus. Aber Inspektor Hoppe konnte ruhig auf den Knien bleiben und starren und starren mit weitgeöffneten, erstaunten Augen. Diese Hände da, diese heftig gestikulierenden, sich reckenden Arme, wollten den Herrensohn nicht herunterreißen, sein Blut nicht vergießen am Scheunentor.

„Kleiner Paniczek! Lieber Paniczek! Goldener Paniczek!“ Ein Durcheinander von Zärtlichkeiten schwirrte empor.

„Die heilige Dreieinigkeit soll ihn hüten!“

„Daß er gesegnet sei mit goldenen Aehren und langen Jahren!“

„Daß er groß wachse wie ein Baum und Schatten gebe!“

„Daß er lebe hoch!“

Jezierski hatte das Hoch geschrien und sich aufgereckt unter der leichten Last, die seine starken Schultern nicht spürten; den Hut vom Kopf reißend, schwenkte er ihn mit gellendem Jauchzen. Und gellendes Jauchzen gesellte sich dem seinen.

Weithin tönte das durch die Nacht. Das mußte Tote erwecken. Ueber den Hof, übers Herrenhaus weg, über den See hörte das der Lysagora.

„Der junge gnädige Herr soll leben, er lebe hoch, hoch, hoch!"

Jetzt knarrten die Stalltüren, jetzt ließen die Fornals sich sehen; auch des Stellmachers Stimme wurde laut aus der Schmiede:

„Holla, was ist denn da los?!"

Nun bedurfte man dieser Hilfe nicht mehr. Des Inspektors Augen wurden starrer und starrer, er wußte nicht, wie ihm geschah. Sah er denn recht, das deutsche Kind hoch auf polnischen Schultern?! Und schwielige Männerhände, hart wie Eisen vom Lenken des Pfluges, vom Führen der Sense, reckten sich liebkosend nach der weichen Kinderhand.

Ein Schauer überlief den alten Mann. Eine Erregung schüttelte ihn, so mächtig, daß er aufschluchzte. Nebel legten sich vor seinen Blick, die Tränen liefen ihm übers Gesicht. —

Als Inspektor Hoppe wieder seiner selbst mächtig war, zog die Rotte eben zum Tor hinaus.

Horch, wie Donner rollte es vom Lysagora her; aber nein, das Gewitter war abgezogen, das waren nur die Räder der Kutsche, die den Fahrweg längs des Sees holperten. Frau von Doleschal kam zurück.

Besorgt eilte Hoppe auf die Straße hinaus: die Trunkenen würden doch der Heimkehrenden keinen Krawall machen?

Dreist genug hatten die in den Wagen gestiert, aber als sie die Darinsitzende erkannt, waren sie zur Seite getreten und hatten die Hüte gezogen: „Padam do nog!"

Es war ja die Mutter des gnädigen jungen Herrn, die grüßten sie ehrerbietig. —

Still lag bald wieder das Herrenhaus von Deutschau unterm matt gestirnten Himmel. Wie ein Schatten schwand auch der Lysagora, wie ein Traum. In einem großen Frieden schliefen die nächtigen Aecker; die Lichtchen der Ansiedlung, die weithin geblinzelt, blinzelten nicht mehr; selbst die Tierstimmen von den Herrenhöfen, die versunken lagen, flach in der Fläche, schwiegen.

Aber die Rotte rastete noch nicht, die zog weiter. Sie hatten etwas in ihren Adern, das floß wie Feuer, das ließ ihnen keine Ruhe.

Erst toblustig, dann voller Zärtlichkeit, jetzt wieder zerstörungswütig. Die Milchglasscheiben in der Herrenhaustür hatten so lustig geklirrt, als sie aufs Pflaster prasselten — hei! Mehr, mehr davon! Das war eine Musik, anfeuernd wie der Krakowiak — immer toller, toller, toller, immer wilder, wilder, wilder! Der kleine Paniczek im weißen Hemdchen und den Höschen, die nackten Beinchen in den kleinen Schuhen, schlief jetzt wohl wieder in seinem Bettchen, und fest schlief er, man würde ihn nicht stören, denn nun war man auch schon weit von ihm!

„Psiakrew, was werde ich nach Hause gehen, wo die Kinder schreien und mein Weib schilt," sagte Häusler Jezierski und zog sich den Gurt fester um die heruntergerutschte Hose.

Sie drückten sich alle die runden Hüte fester auf die straffhaarigen Köpfe. Der Wind ging lau, die Nacht war lind, recht dazu angetan, draußen verbracht zu werden. Was hat denn der Bauer anders als die Freiheit der Nacht? Ist er nicht immer leibeigen dem Acker? Am Tage ja, da muß er dem dienen, dienen, dienen, aber jetzt läuft er über ihn hinweg und zertrampelt die junge Saat — wer will's ihm wehren? Jetzt rennt er dem Herrn übers bestellte Feld und spuckt rechts und spuckt links und tritt hin, wo er will, und schert sich nicht an Grenzgräben, recht wie ein Herr selber. Der Flurwächter schläft, und der deutsche Gendarm, den Gott verdammen möge, ist heut wohl noch nicht daheim in Miasteczko, dem Städtchen; der ist noch beim Ablaß, hat wohl noch, wie der Teckel vorm Dachsbau, bei der kleinen Kapelle Posto gefaßt und kläfft wachsam. Ei, daß er wache bis morgen früh!

„Huch, hoho, huch, hoho!" Hin wie die wilde Jagd über die Aecker, quer weg, wohin es auch sei. Einer, der keinen Braten im Bauch hat, der kann schon rennen. Ja, die Kaldaunenschlucker, die Fleischfresser, die sich mästen von andrer Leute Fett, die können nicht nachsetzen. Das wäre ein Spaß, denen die Fenster einzuschmeißen! Warum hatten die satt?!

Weit dort drüben, hinter Pociecha-Dorf noch weit, lag die Ablaßkapelle; wenn der Teckel lange genug gelauert, keine Laus mehr zum Ablaß kam, dann würde der in den Krug zum Eiweih stolpern und hinterm Schnauzbart brummen: „Getanzt wird nicht zur Fastenzeit! Wo sind die Spektakler?!" Such sie, such sie doch! Sie sind nicht im Krug, sie sind nicht im Dorf, sie sind, wo du nicht bist! Sie sind lustig! „Es lebe Polen!"

Mit lautem Zuruf feuerten sie sich an. Um sich in der tiefen Dunkelheit nicht zu verlieren, hatten sie sich an den Händen gefaßt; Mann bei Mann, so bildeten sie eine feste Kette. Mitunter strauchelte einer, fiel hin, tat sich weh, hatte nun des Rennens genug und wäre ganz gern nach Hause umgekehrt, aber die andern rissen ihn mit.

Es war wie ein Spiel, wie ein Ringelreigen; aber Ernst war im Spiel. Furmaniak, der Maurer, fluchte plötzlich laut auf und unterdrückte dabei einen Schmerzensruf. In ein Tellereisen war er geraten, der Schnepper quetschte ihm fast den Fuß ab. Psiakrew, war man etwa schon gar in den Gärten der Miasteczkoer?! Also so verwahrten die sich? Welch eine Gemeinheit! Ein Bubenstück war's, jetzt, wo in den Gärten noch keine Pflaume, keine Gurke, gar nichts zu holen, Tellereisen zu legen, in denen man Marder fängt!



Fähre an der Lys

Nach dem Gemälde von Emil E. van Cauwelaert


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Mit Mühe befreiten die andern den Genossen. Nun kam der Mond hervorspaziert hinter Gewölk, aber nur wie ein Schläfriger schob er mit zwei Fingern ein wenig den Vorhang der Wolken beiseite und lugte mal dahinter hervor. Jetzt ward's schon wieder dunkel. Aber sie hatten genug gesehen, nun wußten sie genau, wo sie zu gehen hatten. Da, weiter vor, lag der See von Miasteczko; wenn man den Finger naß machte und emporhielt, fühlte man, woher der Seewind kam, und neigte man das Ohr dorthin, so hörte man in der Stille des schlafenden Städtchens die Wellen leise glucksen am sandigen Uferzipfel.

Hier führte der Weg! Einer ging hinter dem andern drein, leise traten sie auf wie Diebe. Unter den Füßen fühlten sie jetzt Pflaster, ein Brunnen rauschte; das war der Brunnen des heiligen Nepomuk mitten auf dem viereckigen Markt, den die Häuser von Miasteczko umstehen. Nur wie dunkle Klumpen zeigten die sich. He, die Faulenzer drin schliefen wohl schon?! Was sollten die auch wachen, die wähnten sich ja so sicher, hatten sie doch Tellereisen gelegt. Aber warte, das sollte ihnen heimgezahlt werden!

Dem Furmaniak tat der Fuß erbärmlich weh, leise fluchend hinkte er. Schon bückte er sich, einen losgebröckelten Pflasterstein, über den er stolperte, aufzuheben, da flüsterte sein Nebenmann ihm eifrig zu: „Schmeiß du, schmeiß du zuerst, dann werde auch ich schmeißen!"

Da stutzten sie. Ein Lichtlein war aufgeglommen, dort im Hause neben der Bäckerei und Gastwirtschaft von Isak Prochownik, die heute ausnahmsweise keinen späten Gast mehr sitzen hatte hinter ihren geschlossenen Läden.

„He, Brüder, seht da!" Sie machten sich gegenseitig aufmerksam.

Brannte das Licht nicht im Hause des Löb Scheftel?! Ei, der Halunke, der Jude, der saß natürlich noch auf, während alle Christenmenschen schliefen, und zählte sein Geld. Daß er in die unterste Hölle fahre! Alle Christenmenschen, die Uebles getan, schickt Gott ins Fegefeuer zur Strafe, aber der Jude ist auch dafür zu schlecht, den muß man schon hier strafen.

„Gebt ihm Prügel zu kosten, daß er nicht sitzen kann auf seinem Wägelchen drei Tage, daß er nicht ziehen kann auf den Schacher und uns betrügen!"

„Er hat meiner Annusia zwei Groschen zuviel abgefordert für das Pfund Speck zum Backen in Brotteig," raunte einer.

Und Furmaniak mit dem gequetschten Fuß hetzte: „So wird dein Weib nicht backen können, natürlich nicht! Und meines auch nicht, denn ich werde zum Doktor müssen, daß er mir heilt den Fuß. So werde ich gar kein Geld übrig haben, Fleisch zu kaufen!"

Der Haufen murrte: kein Fleisch zu Ostern, nachdem man so lange gefastet?! Das wäre! Nein, Fleisch mußte man haben!

„Es ist so teuer," seufzte Jezerski, „meine Kinder werden bald nicht mehr wissen, wie Fleisch schmeckt. Wie können neun Kinder Fleisch essen, wenn der Jude so teuer?!"

„Schlagt ihn tot," brüllte Furmaniak, den der Schmerz peinigte.

Sie hielten ihm den Mund zu: „Pst, nicht so laut!" Aber recht hatte er, ja, ja! „Laßt uns dem Juden tun, wie er Jesu Christo getan hat! Es ist schon lange her, aber die Gotteswunden bluten frisch, wenn die heilige Karwoche naht!"

„So ist es!" Sie bekreuzten sich alle: „Jesus Christus, Sohn der Maria, um deiner heiligen Wunden willen!"

Mit funkelnden Augen drängten sie dem bescheidenen, wie ängstlich zitternden Lichtlein näher.

Die reine Nachtluft hatte sie nicht ernüchtert, im Gegenteil, die Freiheit der Felder sie noch mehr berauscht, der Lauf übers Unbegrenzte das Blut noch rascher durch ihre Adern getrieben. Der Jude, der gottverfluchte Jude! War's nicht eine Schweinerei, daß ein Jude Fleisch verkaufen durfte?! Wer konnte sagen, ob es auch wirklich Fleisch vom geschlachteten Tier war, was er verkaufte? Pfui, wie das auf einmal hier stank!

Sie hoben witternd die stumpfen Nasen. Ein Dunst war plötzlich gekommen. Brenzlich und ekelhaft zog ein Geruch von der Abdeckerei her, die nicht fern hinter Löb Scheftels Haus, draußen vorm Eingang des Städtchens lag. Da hatte der Schinder gestern einen alten Gaul abgeledert und das Fell auf Stangen zum Trocknen ausgespannt; nun stöberte der Nachtwind darin und trieb jetzt, als er sich jäh drehte, den Gestank bis auf den Marktplatz hinein.

„Wie das stinkt, wie das stinkt," flüsterte Jezerski schaudernd. „Gott soll mich strafen, wenn das nicht Kinderfleisch ist, was da geräuchert wird!"

Ein Grausen rüttelte die Gemüter. Erregt stieß einer den andern an: „Bruder, he, hast du nicht schon gehört, daß Juden Kinder schlachten?!" Gewiß, man hatte es gehört. Und wenn der Löb Scheftel nun vielleicht auch nicht gerade ein Kind geschlachtet, viel zu teuer war er doch mit dem Fleisch!

„Schlagt ihn tot, schlagt die Juden tot! Jesus Christus haben sie geschlachtet! Kinder haben sie geschlachtet! Kälber und Lämmer haben sie geschlachtet, aber wir bekommen nichts davon!" Ein Dutzend Stimmen heulten plötzlich laut auf.

Die Bürger, vom Geschrei aus dem Schlaf geschreckt, zogen die Bettdecken höher über die Ohren: Betrunkene, nichts Neues! Ablaßtag war's — laßt sie heulen!

Der Nachtwächter mit Signalpfeife und Spieß drückte sich fester in die Nische der Kirche, wo er

zu schlafen pflegte: Betrunkene, denen ging er gern aus dem Weg!

„Gott soll hüten, haben die geschickert,“ sagte auch Löb Scheftel, der nun, da sein Sohn Isidor ihn nicht mehr unterstützte, oft spät bis in die Nacht hinein zu schaffen hatte. Er war noch im Keller bei seinem Fleisch gewesen, das er schon für die Feiertage eingetan; jetzt war er eben mit dem Lämpchen nach oben gekommen ins Lädchen und hatte sich noch hingesetzt, Kasse zu machen, während sein Weib und Röschen, seine Tochter, hinten heraus in der dunkeln Kammer bereits schnarchten. Bekümmert sein spitzbärtiges Kinn in die Linke stützend, während die Rechte die Feder hielt, rechnete er. Es war nicht allzuviel an Gewinn einzutragen ins Hauptbuch.

„Gott der Gerechte, teure Zeiten, schlechte Zeiten!“

Er seufzte und kratzte sich mit der Feder auf dem Kopf. Wenn die Herren Besitzer weiter solche Preise fürs Rindvieh machten, wie sollte man dann bestehen?! Von den Schweinen gar nicht zu reden. Und nun war die Grenze gegen Rußland gesperrt, kein Schweinchen kriegte man mehr 'rüber, und keine Speckseite von Amerika, keine Tonne Schmalz war mehr erlaubt! Nun fehlte bloß noch, daß der Sommer den Rotlauf brachte oder Sperre fürs Rindvieh wegen Maul- und Klauenseuche, dann war's aus, dann konnte man hier gehen ‚Mechulle‘, wie der Isidor es prophezeit!

„Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs!“ Der alternde Händler legte die Feder hin und schraubte das Lämpchen ein wenig höher, aber wie er auch schraubte und rückte, es wurde nicht lichter um ihn. „Gott meiner Väter, haste denn ganz vergessen dein auserwähltes Volk? Wirste uns nich schicken 'nen Messias, wie du uns hast doch versprochen? 's wär' an der Zeit. Teurer wird's von Tag zu Tag, aber, bei Gott dem Allmächtigen, ich will nich leben und gesund sein, wenn ich mache en Geschäft hier —“ er stockte plötzlich.

Mitten im betrübten Kopfschütteln war er erstarrt; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, blieb er steif sitzen. Denn draußen vor seinem Ladenfenster, so dicht, als tutete es ihm in die Ohren, erklang ein: „Hep, hep!“

Das galt ihm! ‚Hep, hep‘, wer hätte das hier nicht schon gehört?! Die Erstarrung wich von Löb Scheftel, sein Kassabuch hinter den Ladentisch schleudernd und sich selbst hinter den großen Hauklotz flüchtend, auf dem das schwere Fleischbeil blitzte, stand er mit vorgequollenen Augen, das verfettete Lederbeutelchen, mit dem er stets auf den Handel zog, fest an die Brust gedrückt.

Draußen tappten viele Schritte. Eine Faust pochte derb an den vorgelegten Fensterladen; eine Hand legte sich auf die Klinke der Haustür und rüttelte daran.

Einen wilden, verängstigten Blick warf der Jude um sich: weh geschrien, die Läden waren nur von Holz und nicht von Eisen! Die hielten nicht lange dem Rütteln stand, und die Tür auch nicht. Wo blieb der Gendarm, wo der Nachtwächter mit seinem Spieß?

„Jude, Spitzbube, Gauner, wir wollen dich lehren, das Fleisch so teuer machen!“ Unter der Wucht eines sich dagegen werfenden Körpers erzitterte die Tür, das ganze winzige Häuschen. Von Steinen — oder waren es Fäuste? — wie mit Hämmern bearbeitet, ächzte der Fensterladen. Krach, schon barst ein Spalt, und die eiserne Stange, die von innen vorgelegt, fiel aus ihrer Klammer.

Zu Hilfe, zu Hilfe! Wo blieben die, die den Bürger schützen sollten? Die entsetzten Augen des Juden rollten: weh, die kamen nicht!

„Jude, Spitzbube, Gauner! Du Gottesmörder —“

Da hörte Löb Scheftel nichts weiter mehr. Die schlotternden Gliedmaßen in verzweifelter Anstrengung zwingend, sprang er in die Kammer, schob den Nachtriegel vor, schrie den erschrocken auffahrenden Weibern zu: „Lauft, lauft, die Gojim kommen,“ setzte zum Hinterfensterchen heraus, daß die Blumentöpfe, die das Röschen dort pflegte, in Scherben klirrten, und rannte davon, wie das Wild auf der Jagd, sinnlos, blindlings, ein gehetztes Tier.

„Hep, hep —“

Er warf die Hacken fast bis an die Ohren auf eiliger Flucht, die Pantoffeln flogen ihm ab, er ließ sie fliegen, auf Socken rannte er in die Nacht hinaus.

Nun war er schon weit; er hörte nicht mehr das schreckliche Pochen an seiner Tür, auch nicht das Pochen an der Gastwirtschaft des Prochownik nebenan, auch das nicht am Warenhaus bei seinem Schwiegersohn Leiser Hirsch, das nicht bei Gedulat Veigel, bei Joel Pascheles, bei Abraham Schaul, und wie sie alle hießen. Er hörte aber doch immer noch das ‚Hep, hep‘ — das würde er hören bis an das Ende seiner Tage.

Von Schweiß erschöpft, von Furcht ermattet, sank Löb Scheftel nieder. Hier war die Abdeckerei. Einsam lag das dunkle Häuschen, ein wenig von den andern abgerückt.

Aber er traute sich doch nicht zu klopfen — weh geschrien, jetzt nicht unter eines Christen Dach! Da kroch er lieber unter die Pferdehaut, die seitwärts am Giebel auf Stangen trocknete. Er kroch auf allen vieren darunter und machte sich ganz klein. Hier würden sie ihn nicht finden, die Gojim, und wenn sie ihn suchten die ganze Nacht und die ganze Woche durch! Hier würde er liegen bleiben bis die Karwoche vorüber und das Fleisch billiger wurde nach dem Fest.

XIX

Ostern war vorüber, Doleschal war aber nicht zum Fest zu den Seinen zurückgekehrt, wie er so fest beabsichtigt. Er hatte Helene geschrieben, es sei ihm nicht möglich, sich schon so bald loszumachen; man war in Berlin ungeheuer entgegenkommend gegen ihn. Er bat sie, es ihm nicht zu verübeln, daß er das Fest nicht mit ihr und den Kindern verlebe; sein Herz hinge daran, das könne sie ihm nur glauben, aber dürfe er seinem Gefühl, einem Wunsch, der rein privater Natur, so viel nachgeben? Nein, das durfte er nicht. Er mußte fern bleiben in Tagen, an denen er seinen Knaben sonst immer selber die Ostereier versteckt im ersten frischtreibenden Buchsbaum der Gartenrabatten. Er mußte ein Diner besuchen, das einer der Hauptführer der hakatistischen Bewegung, Großgrundbesitzer und Parlamentarier, am ersten Osterfeiertag gab.

„Das ist zu wichtig für mich," schrieb er. „Geliebte Frau, verstecke Du unsern Kindern die Ostereier, morgen wird ein Kistchen ankommen, ich schicke die schönsten, die ich in Berlin bekommen konnte, und denke Du dabei an mich.

„Sage auch den Knaben, daß sie an mich denken. Euer Vater mußte noch in Berlin bleiben, sage ihnen, aber er ist doch bei euch, im Geiste um euch, für euch bedacht. Daß einmal ein Ostern komme, wie der Lysagora noch keines geschaut, daran arbeitet er. Das werden sie natürlich nicht verstehen, können es ja auch noch nicht verstehen, wenn ich zwar doch glaube, daß unsern Hanns-Martin eine Ahnung davon überkommen wird, was es heißt: vom Lysagora auf deutsches Land blicken, auf lauter ganz deutsches Land, wenn Du, gute Mutter, ihm das in Deiner Weise erklärst.

„Geliebte Frau, ich schreibe in einer gehobenen Stimmung; die Worte fließen mir nur so zu. Gestern abend traf ich mit mehreren famosen Leuten beim Landwirtschaftsminister zusammen; natürlich war es keine Gesellschaft, nur eine zwanglose Teestunde. Es tut doch wohl, unter Gesinnungsgenossen zu sein, es erquickt an Leib und Seele. Heute morgen beim Rasieren sah ich mich in dem Spiegel, ich war erstaunt. Du kannst es glauben, mir ist, als wäre ich um zehn Jahre jünger geworden —"

Helene lächelte, als sie diesen Brief las. Sie freute sich für ihren Mann, — wie voll von Hoffnungsfreudigkeit war der! Aber doch war Wehmut in ihrem Lächeln, und die Wehmut wurde Herr über das Lächeln. Die Hände, die den Brief hielten, in den Schoß sinken lassend, neigte sie das Haupt: wie würde Hanns-Martin die Enttäuschung ertragen? Denn die würde kommen. Die schien ihr so unausbleiblich, wie heute auf den grellen Sonnenschein, der jetzt, Ende März, fast sommerlich sengend niederstach, ein Regenschauer. Gewitterig dünkte sie der Himmel, sie sah eine gefährliche Wolke dort überm Lysagora geballt. Ach, wenn doch Hanns-Martin sich nicht zu sicher in Hoffnungen wiegen wollte!

Hätte Helene es begründen sollen, woher ihr jetzt oft die trüben Gedanken kamen, so hätte sie es nicht gekonnt; ihr liebendes Herz ängstigte sich eben um ihn. Es würde ihn treffen bis in die tiefste Seele, wenn man den Polen ihm vorzog. Wenn er es ihr auch selber gesagt hatte, daß seine Kandidatur durch Garczynski stark gefährdet sei, überzeugt von seiner Niederlage war er doch keineswegs. Und auch wenn er nun wirklich gewählt werden sollte, war er denn der Berufene, das Ziel zu erreichen?

„Deutsches Land, ganz deutsches Land, ach, lieber Gott!"

Die blonde Frau faltete die Hände über dem Brief und schaute träumerisch durchs Fenster über die Fläche des Sees hinüber zum ragenden Lysagora. Der schaute noch in polnisches Land, in ganz polnisches Land. Und konnte denn auch ein einzelner Mann, einer allein, so viel ausrichten, so Großes erreichen?

Wie in banger Frage hingen ihre Augen am Berge; lange sann sie, dann schüttelte sie den Kopf: ach nein, ein einzelner konnte das nie, niemals! Da mußte schon ein Heer auferstehen, wie das polnische Volk sich eines erhoffte dort aus dem Schoße des Lysagora. Pelasia, die alte Amme, hatte die polnische Sage den Knaben erzählt.

Aber sie — entschlossen stand Helene rasch auf — sie, als Mutter, würde jetzt zu den Knaben gehen und ihnen auch etwas erzählen: vom Vater, vom deutschen Land, und von — sie zögerte noch einen Augenblick und überlegte: wie sollte sie es ihnen denn verständlich machen, den jetzt noch unmündigen Kindern? — nun, von der Verpflichtung würde sie ihnen sagen und immer wieder sagen, von der Verpflichtung, die jedem von ihnen einst oblag, und die er kennen lernen mußte schon von klein an.

Helene lächelte. Ihr eben noch so trübes Gesicht war übersonnt von diesem Lächeln, wie von Frühlingsschein die Flur:

... Uns ist ein Sohn gegeben, ein Kind ist uns geboren, welches Herrschaft trägt auf seiner Schulter, und er heißet: Rat, Kraft, Wunderbar, Held, Ewig-Vater, Friedefürst ...

Es war etwas Strahlendes um die Mutter, die zu ihren fünf Söhnen ging.

*

„Bleibe," hatte Helene von Doleschal ihrem Mann auf seinen Brief geantwortet. „Bleibe ruhig noch in Berlin, wenn Du meinst, daß es von Nutzen ist. Die Kinder gehorchen mir, und wir denken Deiner allezeit."

So war er sogar noch ein paar Tage über das Fest fortgeblieben. Das hatte er wirklich

nicht erwarten können, daß man ihm so viel Freundlichkeit in Berlin entgegenbringen, überhaupt dort so viel Interesse zeigen würde für die Verhältnisse in der Provinz.

Er, der so lange einsam auf seiner Insel gesessen, hatte doch davon keine Ahnung gehabt, wie die Wellen, die am Lysagora brandeten, auch in der Reichshauptstadt anspülten. Man drückte ihm warm die Hand und glaubte versichern zu dürfen, daß man alles daran setzen werde, seiner Wahl nachzuhelfen. Er hetzte sich unendlich ab in diesen Berliner Tagen. Dahin — dorthin — immer gab es noch einen Weg, einen Besuch, eine Konferenz, aber er fühlte nichts von jener Müdigkeit, die ihm auf seinen Feldern so oft die Füße gelähmt und den Mut auch. Elastisch überwand er die Anstrengung, und als er endlich im Coupé saß, um wieder nach Hause zu fahren, hatte er schon das beseligende Gefühl eines halben Sieges.

Er hatte Helene nicht bestimmte Nachricht über seine Ankunft zukommen lassen, in der Absicht, noch zu telegraphieren. Aber dann hatte er auch dieses nicht getan — wozu, er würde in der Kreisstadt einen Wagen beordern, und während der angespannt wurde, die Gelegenheit wahrnehmen, zu seinem Freund, dem Landrat, heranzugehen. Es drängte ihn, diesem sofort von der erfolgten Reise zu berichten.

Es war in Berlin schon recht frühlingsmäßig gewesen, der Winterpaletot war lästig geworden; auf allen Schmuckplätzen und in der Siegesallee hatten die Ziersträucher gegrünt, aus den Körben der Händlerinnen waren Wolken von Veilchenduft gestiegen.

Doleschal war schon am frühen Morgen, am geöffneten Fenster sitzend, abgefahren, aber noch war er nicht drei Stunden unterwegs, als er das Fenster schloß. Je weiter nach Osten, desto niedriger die Temperatur. Ein scharfer Wind wehte erkältend. Noch hatte man Posen nicht erreicht, als Doleschal den als lästig oben ins Netz geschleuderten Winterpaletot wieder anzog; ihn fröstelte, und ein Unbehagen kroch ihm über den Rücken. War denn die Temperatur wirklich so erheblich kühler hier, oder ließ nur plötzlich die Angeregtheit, in der er sich befunden, nach? Der Blick, der bald durchs Fenster links, bald durchs Fenster rechts schweifte, sah nichts als Felder, Felder, Felder. Wenig Bäume, wenig Häuser, wenig Menschen. Die große Monotonie des Ostens war da. Und wo der Zug hielt, fremdartige Stationsnamen — das Reich des Ostens war da.

Die Stirn runzelnd, saß der deutsche Mann, und die lähmende Traurigkeit, die er so ganz abgeschüttelt gewähnt, war auch plötzlich wieder da. O, wie grau war der Himmel! Und jetzt, war's möglich? Wahrhaftig, hier schneite es noch! Regen mit Schnee untermischt ging in dichten Schauern nieder, und der Wind, der ungehindert über die weite Fläche schlug, peitschte ihn gegen das Fenster. Ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung überkam den ganz allein im Coupé erster Klasse Sitzenden. Wie dumm war es von ihm gewesen, nicht Paul Kestner nach Rathenow wissen zu lassen, daß er in Berlin sei; vielleicht wäre der auf ein paar Tage mit nach Hause gekommen! Und wie töricht, Helene nicht zu benachrichtigen! Nun würde kein Wagen an der Bahn sein, und sonst wäre Helene sicher dagewesen, ihn abzuholen; er hätte ihre Hand ein paar Stunden früher in der seinen halten können!

Die Sehnsucht, die bis jetzt zurückgedrängt gewesen, scheinbar geschlafen hatte, regte sich. Hätte er ihr doch telegraphiert! Aber nun war's zu spät, auch wenn er es von Posen aus noch tat, konnte sie doch auf den schlechten Wegen nicht mehr zur rechten Zeit mit dem Wagen an der Bahn sein. Allein mußte er ankommen, wieder allein sein, wie immer. In einem Gefühl der Verbitterung, so weggesetzt zu leben, so fern ab der Kultur, schloß er die Augen und drückte die von einem dumpfen Schmerz befallene Stirn gegen das Polster. So fuhr er in der Kreisstadt ein; den Paletot zugeknöpft, den Kragen hochgeschlagen, schritt er vom Bahnsteig.

Bekannte Laute grüßten ihn wieder; alles polnisch: „Was befiehlt der gnädige Herr? Dem gnädigen Herrn zu dienen! Falle zu Füßen, gnädiger Herr!“ Ueber den bespuckten Flur schritt er durchs Bahngebäude hindurch auf die Straße.

Dort saß eine Hökerin mit einem Fäßchen vor dem Eingang, ein triefäugiges, schmutziges Weib, und eine Frau in polnischer Haube stand bei ihr und feilschte um einen Hering. Das alte Weib fuhr mit den schwarzen Fingern in die Tonne, die Salzlake troff, und die andre nahm den Hering auch in die Hand und fraß ihn auf, stehenden Fußes, mit Kopf und Schwanz, mit Schuppen und Salzlake, nur die Gräte des Rückgrates spie sie vor sich hin.

Ihn ekelte. Tief verstimmt schritt er in die Stadt hinein.

Kein einziges deutsches Firmenschild, alles polnische Namen und jüdische. Polnisch-jüdisch! Er dachte an Löb Scheftel und was ihm Helene davon geschrieben hatte, daß Betrunkene einen Krawall gemacht haben sollten in der Nacht nach dem Ablaß vor den jüdischen Häusern in Miasteczko. Nun, Löb Scheftel würde schön gezetert haben, als sie ‚hep, hep‘ schrien und seine Fenster einwarfen. Jetzt aber machte er wohl, als sei gar nichts geschehen, längst wieder sein Handelchen. Keiner konnte den Juden austreiben! Es war Doleschal auf einmal, als seien auch seine Bestrebungen, lang Bestehendes auszumerzen, fruchtloses, kindisches Bemühen. Polnisch und jüdisch und die Provinz und Polen — wer trennte die?

Er sah nicht mehr rechts und links, ihn ärgerten die Schilder der Läden, ihn ärgerte der Dom, der, uralt, mit seinen wie von Zyklopen gebauten Mauern, auf den Platz heruntersah. Hier an den eisernen Buckeln der Domtür zeigte man die Spuren der Axthiebe, mit denen einst heidnische Feinde die Kirche des weißen Adlers zu erstürmen gedacht; die Beile waren zersplittert, die Tür hatte jedem Anprall getrotzt.

Den Besuch beim Landrat gab Doleschal auf, ihm war die Lust vergangen.

Was er dem eigentlich so Freudiges mitzuteilen gehabt, wußte er nicht mehr. Leere Versprechungen deuchten ihn plötzlich die Berliner Versicherungen, die ihn gestern noch mit solcher Ermutigung erfüllt, nichtige Redensarten schienen sie hier auf dem Platz, an dem rechts der Dom, links das Palais des Kirchenfürsten und dicht dabei das Priesterseminar gelegen.

Ganz ohnmächtig kam er sich plötzlich vor.

Hier, hier an der Ecke der Gasse, die ihn nun der Wagen, in den er am Domplatz gestiegen, hinabführte, war in großer Schrift, recht deutlich, der Straßenname auf Polnisch zu lesen, und ganz klein stand darunter, wie scheu, die deutsche Bezeichnung. Herrgott, Herrgott! Er fuhr sich über die Augen, als müsse er's fortwischen, das Trugbild, das die gesehen: hier war noch ganz, ganz polnisches Land!

In einer Betrübnis, die auch die Aussicht, bald sein Deutschau wiederzusehen, bald Helene, bald die Knaben ans Herz zu drücken, nicht lindern konnte, fuhr er dahin. Regen und Schnee, die an die Eisenbahnfenster geweht, hatten nachgelassen; aber er saß noch in eine Ecke des Wagens gedrückt, den Kragen hochgeschlagen, die Reisedecke, die auszuschnallen zu müssen er gar nicht mehr gedacht, bis zur Brust hinaufgezogen. Er fühlte nicht, daß ihn jetzt eine lindere Luft umwehte; Aprilschauer waren vorübergerauscht, nun lachte Aprilsonne. Im blanken Sonnenschein wogten grüne Saaten. Er sah das alles nicht. Das Kinn auf die Brust gedrückt, die Augen niedergeschlagen, verharrte er unbeweglich. Er grüßte nicht, als in der Nähe des ersten Dorfes, das man passierte, ein Sämann am Ackerrand den Hut bis zur Erde zog: „Dobry wieczor!“ Er erwiderte auch den Gruß des Mädchens nicht, das, hübsch und leichtfüßig, trotz einer schweren Last, die seinen Rücken beugte, eine Weile neben dem Wagen herschritt. Er sah alles nicht, nicht das Wachsen der Saaten, nicht den Fleiß der Leute, auch nicht die helle Sonne; er fühlte nicht den erdigen Duft, der von der Scholle aufstieg und mit belebendem Hauch um seine Stirn strich. Um ihn her war es finster.

Er hörte auch nicht das leise Trillern einer Lerche am benäßten Grabenrain. Aber er hörte jetzt das Läuten der Glocke von Pociecha-Dorf. Das Sechsuhrläuten. Weithin über die Felder wehte der Klang. Die Leute, die vereinzelt da und dort arbeiteten, verneigten sich, er sah, wie sie sich bekreuzten und dann schleunigst, ihr Arbeitsgerät zusammenraffend, sich anschickten zum Heimweg. Die hatten genug geschafft, die Feierabendglocke rief. Ach, wann, wann würde sie ihn rufen?! Würde auch er bald Feierabend machen können nach vollendetem Tagewerk? Nein, aber Feierabend machen *müssen* nach nicht vollendetem, nach fruchtlosem Ringen! Schwermütig nickte er vor sich hin. Feierabend nach fruchtlosem Ringen! Und dann durchfuhr es ihn jäh mit einem Schrecken: das war ja schon fast Melancholie!

Sich einen Ruck gebend, richtete er sich aus seiner Ecke auf; die Hände zusammenballend, biß er die Zähne aufeinander: nein, sich nicht unterkriegen lassen, den schwarzen Vogel scheuchen, der die Flügel senken will! Da fühlte er plötzlich den Hauch der Scholle. Gott sei Dank! Er riß den Paletot voneinander und atmete tief. Gott sei gedankt für diesen Duft der Felder! Der tat gut! Den Hut von der Stirn zurückschiebend, sah er freier um sich. In seinem zerquälten Herzen wachte die Liebe auf; so groß auch die Qual, die Liebe war doch größer. Nein, diese Felder hier waren schön, schöner als alle andern in weiter Welt! Wie hatten sie ihm nur monoton dünken können? Und ihre Dankbarkeit mußte versöhnen für vieles, was sonst verstimmte.

Doleschals Stirn glättete sich: waren hier nicht Tau und Sonnenschein, nicht Wachsen und Gedeihen? Ja, ja und dreimal ja.

Sein Landmannsherz tat sich auf, als er jetzt die Saaten betrachtete: so frisch, so dicht, so regennaß, so sonnenbeschienen standen sie im Feld! So weit das Auge reichte, bis dorthin zum Lysagora, nichts als grüne, grüne Breiten, ein ganzes Heer von junger Saat, eine Welt von Hoffnung. Und da wollte er verzagen? Er atmete wie befreit auf.

Seine müden Züge belebten sich, sein blasses Gesicht rötete sich, und jetzt, siehe da — ein freudiges Aufleuchten kam in seine Augen, — das schönste Wunder der Ebene! Ueber die große Fläche spannte sich der Regenbogen. Hier stand er auf hinter der schwarzen Holzkirche von Pociecha-Dorf, wölbte sich über Ansiedlung Augenweide und über Gwiadliborczyce, über den Lysagora und Deutschau, und stellte dort jenseits sein andres Ende auf Przyborowoer Grund. Unter dem Bogen des Friedens lagen sie alle miteinander. Und dort, ganz im Geflimmer der sich neigenden Sonne, hinterm Lysagora sich zeigend wie ein Traum, strahlte ein Abglanz der siebenfarbenen Herrlichkeit wieder. Die Weite war still, wie erschauernd in Bewunderung; nur die Glocke schwieg nicht, sie läutete dazu: Friede, Friede!

*

„Dobry wieczor! Doleschal, verehrtester, guten Abend!" Doleschal fuhr zusammen, eine Stimme, die ihm weh tat, hatte ihn geweckt. Mit einem Ruck stand der Mietswagen, ein bequemer Landauer hielt neben ihm. Wie schon einmal hier unweit der Kolonie, war der Deutschauer mit den Gwiadliborczycern zusammengestoßen. Wie der Wind waren sie dahergekommen und leise auf dem noch regenfeuchten, heute weichen Grund. Blaß wurde Doleschal bis in die Lippen, so erschreckte ihn diese Begegnung in seiner Versunkenheit.

„Herr Nachbar, außerordentlich erfreut! Ich bin entzückt, Ihnen noch Adieu sagen zu können," rief Garczynski. „Ich bedauerte unendlich, Sie gestern nicht angetroffen zu haben. Wir verreisen!"

„So?" Doleschal wußte nichts zu tun, als sich zu verneigen. „Empfehle mich der gnädigen Frau!"

„Leben Sie wohl!" Lässig nickte die Garczynska, und dann sandte sie ihm einen raschen Blick zu, so voll von Zorn, Anklage, Haß, Vorwurf, Wut und Verachtung, daß er ihn sich nicht zu erklären wußte. Was hatte er dieser Frau getan, daß sie ihn so anblitzte? Ewig lange hatte er sie ja gar nicht gesehen!

„Werden gnädigste Frau länger fortbleiben? Zum Vergnügen?" Sie hatte ihn nicht gehört — oder war er etwa nicht da für sie? Fast schien es ihm so. Sie hatte den Kopf nach der andern Seite gewendet und starrte gleichgültig in die Luft.

Garczynski beantwortete die Frage durch ein Achselzucken: „Vergnügen? Mein Lieber, Verpflichtungen, Verpflichtungen! Und Einladungen, unendliche! Ich denke, vier Wochen werden daraus werden!"

„So." Es war Doleschal ganz gleichgültig, was die Gwiadliborczycer machten, mochten sie hier sein, reisen oder fernbleiben; nur aus höflicher Gewöhnung fragte er: „Und wohin reisen die Herrschaften?"

Garczinski lächelte malitiös und winkte zugleich verbindlich mehrmals hintereinander zum Abschied mit der Hand:

„Wir fahren, woher der Herr Nachbar eben kommen. Wir reisen nach Berlin. Kutscher, dalej, es ist Zeit!"

Nach Berlin? Die Stirn runzelnd, sah Doleschal dem rasch davonrollenden Landauer nach; jetzt sah er: ein Riesenkoffer vorne beim Kutscher, ein Riesenkoffer noch hintenauf. Die fuhren nach Berlin. Verpflichtungen, Einladungen, Toiletten für die schöne Frau in Riesenkoffern — warum verstimmte ihn das nur so? Warum sollte Garczynski denn nicht nach Berlin reisen? Er war ja selber auch nach Berlin gereist!

Horch, Peitschengeknall, der Kutscher feuerte die Pferde an. Da jagten sie hin, der liebenswürdige Pole und seine schöne Frau!

Als Doleschal den Kopf wendete, sah er sie schon weit; nun ja, sie mußten eilen, wenn sie den Nachtzug treffen wollten, mit dem auch er nach Berlin gefahren. Aber er glaubte ein Lachen zu vernehmen, das ihn höhnte. Ein spöttisches Lachen, das ihm im Ohr blieb, wenn auch die wachsende Entfernung zwischen ihm und jenem Wagen längst jeden Laut verschlungen. Er hörte nichts mehr von ihnen und sah auch nichts mehr von ihnen, aber der Bogen des Friedens war auch verschwunden.

Mit einer jener Vorahnungen, die unabweislich Unangenehmes künden und wie Frostschauer die Seele überhauchen, drückte sich Doleschal wieder fest in seine Wagenecke. Schatten krochen über die Ebene, das Grün der Saaten wurde grau, der farbige Zauberschein hinterm Lysagora hatte sich zu Wolken verdichtet, die, zerfetzt vom Abendwind, dräuend gleich Ungetümen mit Schwertern und Spießen, das verlöschende Sonnenrot des Himmels umstanden.

Horch! Wer konnte hier noch so lachen? Wer hatte hier den Mut dazu?!

Ein fröhliches Mädchenlachen war's, das Doleschal aufmerken ließ. Langsam war sein Wagen weitergekrochen; nun war man unweit des Luges, wo die Grenze sich zieht zwischen Przyborowo und Niemczyce. Wer hätte in der rumpligen Mietskutsche den Niemczycer vermutet? Aus der Richtung von Przyborowo galoppierten zwei Pferde heran, ein kleiner Schecke voran, ein großer Brauner hinterdrein. Das war wie eine Jagd. Lang streckten sich die Pferdeleiber, die Hufe flogen. Und nun erscholl wieder das Mädchenlachen, übermütig, hell. Vor dem Mietswagen her, so dicht, daß dessen Gäule zurückprallten, setzten die beiden sich jagenden Pferde über die Straße. Ein Reitkleid flatterte um eine ganz jugendlich schlanke Gestalt, blonde Zöpfe flogen wild, und da — da — war das nicht der Inspektor Schulz, der hinter dem Fräulein drein hetzte, vornüber auf den Hals seines Pferdes gelegt, die Hand ausgestreckt, das flatternde Reitkleid zu fassen?! Auf die Weiden am Lug, die wie eine Wand am Acker standen, ging's zu.

„Psiakrew," sagte der Kutscher, hielt an und deutete schmunzelnd mit dem Peitschenstiel.

Das helle Lachen ging in einen hellen Aufschrei über; war der ängstlich oder —? Der große Braune hatte den kleinen Schecken eingeholt. Was sollte das heißen? Warum dieser Aufschrei? Und jetzt — die Mauer der Weiden hielt die Gestalten verdeckt, das Pferdegetrappel war verstummt, die Mädchenstimme ließ sich nicht wieder hören — es war ganz still geworden.

„Voran!" herrschte Doleschal seinen Kutscher an, das Schmunzeln des Mannes schien ihm auf einmal ganz infam. Er wurde rot darüber. Was dachte sich dieser Kerl? Wagte er sich vielleicht gar etwas zu denken zwischen diesem — diesem Inspektor und dem gnädigen Fräulein?

Unverschämt! Das durfte nicht sein! Ein Zorn überkam jäh den Herrn von Deutschau, und zugleich eine Scham. Waren ihm nicht selber Gedanken aufgestiegen, die —

„Pfui!“ Er sagte es laut, ein Unwille gegen sich selber überkam ihn. War er auch wie der gemeine Mann, der sofort Niedriges voraussetzt? Nein, hier war nur ein ganz ausgelassenes junges Mädel, das, froh, der Gouvernante entronnen zu sein, sich einmal austobte. Das Lachen war so unbefangen gewesen, so kindlich hell. Aber der Aufschrei – dieser Aufschrei?! Grübelnd schloß Doleschal die Augen. Ach was, der war ja auch völlig unbefangen gewesen!

Aber in dieser Einsamkeit, bei diesem Aufwachsen unter der Kreatur, diesem täglichen Sehen von Knechten und Mägden, die sich wahrhaftig nicht genierten — ach, Torheit, Kinderaugen sehen eben nichts! Aber dann dieser Inspektor! Lag nicht etwas Brutales in dessen hübschem Gesicht? Ein Mißtrauen hielt Doleschal gepackt und ließ ihn nicht los. Wie konnte man sein Kind diesem Menschen anvertrauen? Alle Antipathie abgerechnet, und wenn da auch nichts, gar nichts irgendwie Bedenkliches vorlag, so schickte es sich doch nicht. Man darf seine Tochter nicht einem Blick aussetzen, wie der ihr heute geworden von dem Kerl da auf dem Bock, und auch nicht solchem Schmunzeln!

Das mußte er Kestner sagen. Freilich, eine angenehme Mission war es nicht. Aber trotzdem, das junge Mädchen, noch ein halbes Kind, war seines Freundes Paul Schwester und die Tochter seines Nachbars, die Tochter eines Standesgenossen, die Tochter eines Deutschen! Er mußte dem Vater sagen von diesem Auftritt mit dem Inspektor. Kestner konnte ihm ja nur dankbar sein! Vielleicht daß er gar keine Ahnung davon hatte? Nun, dann um so nötiger! —

Doleschal kam nicht heiter zu Hause an. Ein weich behauchter Vorfrühlingsabend lag zwar über Hof und Park, aber er hatte doch die Empfindung, als ob es noch Winter sei. Helene, durch sein Kommen aufs freudigste überrascht, hatte ihn innig in die Arme geschlossen, aber die Küsse, die sie ihm warm auf Wangen und Mund, auf Stirn und Augen drückte, entzündeten ihn nicht; auch sie dünkte ihn kalt. Hatte sie ihn vermißt, wirklich sehr vermißt?

„Ja, ja,“ nickte sie eifrig. Und die Knaben, die mit glühenden Wangen um ihn herumstanden, nickten ebenso eifrig mit. Ein Licht glomm ihm entgegen aus den Augen seiner Lieben, aber ein Dämon beherrschte ihn, der befahl: lösche es aus, lösche es aus!

„Ich wünschte, ich wäre noch fortgeblieben,“ sagte er selbstquälerisch, „ihr kommt ja ganz gut zurecht ohne mich, und ich habe hier nichts als Widrigkeiten!“

„Um Gottes willen,“ sagte Helene langsam. Ihr Blick wurde traurig; hinter ihn tretend und beide Arme um seinen Hals legend und ihre Wange auf seinen Scheitel, wie sie so gern zu tun pflegte, weinte sie, und er fühlte ihre Tränen warm auf seinen Kopf tropfen. Das also war die Heimkehr?! Erst ihre Tränen brachten ihn zu sich.

Ja, sie hatte ganz recht zu weinen, sie hatte Ursache, es war undankbar von ihm, nach all den guten Tagen in Berlin, nach den Ermunterungen, die ihm dort zuteil geworden, nicht besserer Stimmung zu sein! Sie mußte ihn entschuldigen, es lag in einer Ueberreizung, er war abscheulich nervös.

Und er zwang sich zu einer gewissen Fröhlichkeit. Erst zwang er sich dazu wie zu etwas Fremdem, aber nach und nach wurde sie ihm eigen. Für diesen Abend wenigstens wollte er vergessen, was ihn drückte; heut gehörte er ganz seiner Frau.

Helene hatte ihm vorerst verschwiegen, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen, sie war mit Hoppe übereingekommen, ihm nicht gleich davon zu erzählen, wie die Rotte hier vors Haus gezogen und gefährlich gelärmt, er würde sich ja noch nachträglich aufregen, aber nun sagte sie's ihm doch. Ein Stolz auf ihren Knaben trieb sie dazu und zugleich der Wunsch, den Vater zu erfreuen: siehe, das ist dein Sohn!

Mit einer Rührung, die sie fast beängstigte, nahm er es auf. Er ließ sich's wieder und wieder erzählen, wie sein Sohn vor die Leute getreten.

„Also so sagte er? Also wirklich, erzähle, Helene, sagte er wirklich so? Und nicht geweint, sagst du? Ach, mein Junge!“ Er konnte nicht genug davon hören; und morgen würde er sich's noch einmal von Hoppe erzählen lassen.

Hand in Hand mit Helene ging er zu den Betten der Kinder und stand dann lange an dem Bett, in dem sein Aeltester lag. Warmrote Backen hatte sich der Knabe geschlafen, und ruhig ging der gleichmäßige Atem der kräftigen Kinderbrust.

Der Vater konnte den Blick nicht von seinem Jungen trennen, als sähe er ihn heute zum erstenmal. Das war sein lieber Sohn, sein tapferer Sohn, das junge Reis am Stamm der Doleschals! Liebkosend strich er immer wieder und wieder über den blonden Kopf.

Helene bat: „Komm, laß uns jetzt schlafen gehen!“

Da brach es aus ihm heraus mit einem Atemzug der Erlösung, so wohlgemut, wie er lange nicht gesprochen; einen frohen Blick sandte er dabei über die Schläfer hin: „Ja, laß uns schlafen gehen, geliebte Frau. Und wenn wir einstmals für immer schlafen gehen, diese werden wachen!“

(Fortsetzung folgt)

Unsre Hunde

Von

Emil Ilgner



Deutsche Zwergpinscher

Als treuester Hausgenosse des Menschen hat sich stets der Hund erwiesen; die Dienste, die er dem Menschengeschlecht von den allerfrühesten Zeiten an erwiesen hat, haben ihn zum Freunde des Menschen gemacht. „Wächter des Reichen, Freund des Armen, einzige, bis zum Tode getreue Kreatur," das ist das Motto, das man jeder Plauderei oder Beschreibung unsrer vierfüßigen Lieblinge hinzufügen kann.

Mannigfach sind die Arten der Dienstleistung, die der Hund uns erweist; wir erinnern nur an die Kriegshunde, die in alten wie in neueren Zeiten unsern Armeen zugesellt wurden und werden. Welche segenbringende Tätigkeit entfaltet der Sanitätshund nach beendeter Schlacht, wenn es gilt, Schwerverwundete aufzusuchen. Bekannt ist der herrliche St. Bernhardshund als Retter im Schnee des Gebirges verirrter Wanderer; nicht minder der kluge Neufundländer, dem die Rettung des Menschen aus dem Wasser obliegt. Die Jagdhunde helfen dem Jäger das Wild erbeuten, und die intelligenten Schäferhunde sind geradezu unbezahlbar als Hüter der Herden. So lassen sich noch sehr viele Beispiele der nützlichen Verwendung unsrer Hunde anführen, von denen man eine große Zahl verschiedener Rassen unterscheidet.

Einige davon seien hier in Wort und Bild vorgeführt.

Der Zwergpinscher



Weißer Bulldoggrüde „Forceps"

Als eine sehr niedliche Schoßhundrasse präsentieren sich diese Hündchen, für die im allgemeinen die Rassebestimmungen des großen, kurzhaarigen Pinschers gelten. Als Maximalgewicht sind 3½ Kilo anzusehen. Außerordentlich feine, glänzende Behaarung, dünne Haut und sehr zierlichen Knochenbau haben die Zwergpinscher. Die Farbe ist schwarz mit rotbraunen Abzeichen, wie sie unsre Teckel haben; weniger geschätzt ist die schokoladenbraune Farbe mit gelben Abzeichen. Ein recht apartes Aussehen haben die gefleckten Zwergpinscher: auf silbergrauem Grunde dunkelbraune bis schwarze, unregelmäßige Flecke oder Platten und außerdem die rotbraunen Abzeichen der schwarzen.



Russischer Windhund

Der russische wellhaarige Windhund

Ob die erste Heimat dieses Hundes der hohe Norden gewesen ist, läßt sich nicht genau feststellen; man sollte es jedoch beinahe vermuten, da die Länge und Dichtigkeit seiner Haare ihn instand setzen, den stärksten Frost zu ertragen.

Bei uns nennt man die Rasse auch „Barsoi", was nicht ganz richtig ist, da dieses Wort eine Abkürzung von „Barsaja" bedeutet, womit im allgemeinen jeder russische Windhund bezeichnet wird. In der russischen Sprache heißt der Hund

„Sobota“ und der Windhund „Barsaja Sobota“. Unter Barsaja bezw. Barsoi sind also alle russischen Windhundarten zu verstehen, nicht allein wellhaarige, sondern auch kurz- und langhaarige. Der wellhaarige heißt „Barsaja Psowaja“ oder abgekürzt „Psowoy“. Das ist der richtige Name für die hier beschriebene Rasse.

Bei den Rassemerkmalen spielt der Kopf eine große Rolle, der so trocken wie möglich sein muß, so daß er nur wie aus Haut und Knochen zu bestehen scheint. Von bedeutender Länge und sehr spitz ist die Schnauze. Ein überaus kräftiges und starkes Gebiß ziert den Kopf. Die Augen sind dunkel, die Nase ist schwarz.



Zwergbulldogge „Rolly Polly“

Die Bulldogge

Eine der ältesten englischen Rassen, die vielfach in alten Chroniken beschrieben wird. Auch in späteren Werken wird der Rasse häufig Erwähnung getan und ihr Mut und ihre Kühnheit beim Angriff stets gelobt. Ueber die Größe der Bulldogge ist mehr gestritten worden als über alle andern Punkte. Einige behaupten, daß sie plump und beinahe so groß wie ein Stier gewesen sei, eine lange Schnauze gehabt und keine Ansprüche auf Symmetrie gemacht habe. Andre wieder sagen, sie wäre von mittlerer Größe gewesen, mit kurzer Maske und habe einen großen Schädel gehabt. Jeder, der eine unbefangene Meinung hat, muß zugeben, daß letzterer der richtige Typus ist.

Die moderne Bulldogge wiegt in der Regel 9 bis 27 Kilo. Der Schädel ist groß und hoch. Die Backenknochen müssen hervorstehend sein und sich bis hinter das Auge erstrecken. Die Stirn ist runzelig. Die Farben sind wie folgt zu bewerten: geströmt, rotweiß und die Spielarten hiervon als rotgelb, fahlgelb u. s. w., demnächst buntscheckig und gemischt farbig.

„Forceps“, der Gegenstand unsres Bildes auf S. 248, ist ein erfolgreicher Preisgewinner auf Ausstellungen.

Die Zwergbulldogge

Eine Miniaturausgabe der großen Bulldogge, mit der sie in allen Punkten übereinstimmt, ausgenommen Größe und Form der Ohren. Diese sind zum Teil Rosenohren oder Tulpenform und verleihen der Rasse das originelle Aussehen. Das Gewicht beträgt ungefähr 17 Pfund. Die besten Exemplare kommen aus Frankreich, speziell aus Paris, und stehen außerordentlich hoch im Preise. „Rolly-Polly“ ist ein hübsches Exemplar seiner Gattung.

Die schwedische Bracke

Während die Vorstehhunde (Pointer 2c.) das Wild aufsuchen und festmachen, liegt die Hauptaufgabe der Bracken, von denen die schwedische eine Unterabteilung bildet, darin, das Wild, nachdem es gefunden, andauernd mit lautem Hals zu verfolgen und dem Schützen zuzutreiben. Die Bracke ist der Lieblingshund der schwedischen Jägerei; die sehr großen und zum Teil unwegsamen Jagdgebiete mit wenig zahlreichem Wildstand lassen die Jagd mit laut jagenden Hunden als eine Notwendigkeit erscheinen. Eine ausgezeichnete Kollektion dieser schwedischen Hunde bot die Gotenburger Hundeausstellung im Jahre 1901, auf der Verfasser die Ehre hatte, als Preisrichter zu fungieren. Zu den besten zählte die hier abgebildete „Flinta“. Der Ursprung der schwedischen Hunde basiert auf zwei holsteinischen Bracken, die anfangs des vorigen Jahrhunderts nach Schweden eingeführt wurden.



Schwedische Bracke



Griffon bruxellois

Der Griffon bruxellois

In Brüssel, von welcher Stadt diese Rasse auch ihren Namen hat, sind diese niedlichen Tiere am



Dobermannpinscher

häufigsten zu treffen und stehen in hoher Gunst bei der belgischen Damenwelt. Die Hunde sind wohl



Pudel „Alma“

als eine Abart unsers Affenpinschers zu bezeichnen und haben Blut der kleineren Bulldogge. Ihre Färbung ist rotgelb und ihr Knochenbau stärker als der der Affenpinscher. Die allgemeine Erscheinung zeigt einen kleinen Damenhund, intelligent, lebhaft, kräftig, von gedrungenem Bau.

Der Dobermannpinscher

Diese Rasse, hauptsächlich im Thüringer Lande heimatberechtigt, ist ein Produkt der Neuzeit und scheint aus Kreuzungen des deutschen Schäferhundes mit dem kurzhaarigen deutschen Pinscher hervorgegangen zu sein.

Die ungefähre Größe der Hunde schwankt zwischen 55 und 60 Centimetern. Der Kopf soll Aehnlichkeit mit dem des deutschen Schäferhundes haben, breit zwischen den Ohren sein und so dem Gebiß den gehörigen Platz gewähren. Gesamtlänge des Kopfes ungefähr 20 Centimeter. Fehlerhaft sind Backenaufsatz, namentlich Hängebacken. Das Gebiß muß gut schließen und ist stärker als dasjenige des deutschen Schäferhundes. Die Augen sind ziemlich groß, dunkel und von lebhaftem Ausdruck. Auf sehnigen Läufen mit gut geschlossenen Pfoten ruht der muskulöse, Kraft und Ausdauer verratende Körper. Um dem Hunde ein besseres Aussehen zu geben, werden die Ohren coupiert. Die Farbe des Haares ist ein glänzendes Schwarz, mit rotbraunen Abzeichen nach Art der Dachshunde. Auch Schokoladenbraun und Bibergrau mit gelben Abzeichen wird gestattet. Etwas Weiß an der Brust ist erlaubt.

Der Pudel

Wer kennt ihn nicht, den Allerweltskünstler unter den Hunden, dessen Klugheit und Gelehrigkeit geradezu sprichwörtlich ist! „Alma“ und „Flora“ sind zwei ganz brillante Typen der Rasse; während erstere in weißer Farbe den Wollpudel darstellt, ist die schwarze Flora mit ihren langen Schnüren als richtiger Schnürenpudel anzusprechen. Der Wollpudel mit seinem weichen, wolligen, kurz gerollten Haar bildet das erste Stadium der Behaarung; bei zunehmendem Wachstum der letzteren entwickeln sich dann die spiralförmigen Schnüren (Schnürenpudel). Als schönste Farben sind Schwarz und Reinweiß anzusehen, während die braune Farbe, da sie meistenteils in fahler Schattierung auftritt, weniger beliebt ist. Der Kopf muß mittelgroß, jagdhundähnlich sein, mit langen, breiten, gut anliegenden Behängen. Augen rund, mittelgroß, dunkel, mit sehr intelligentem, aufmerksamem Ausdruck. Hals mittellang und kräftig. Rute hoch angesetzt, von Natur nicht lang, daher besser ungestutzt, leicht und möglichst gerade und schlank verlaufend. Im geschorenen Zustande zeigt der Pudel viel Aehnlichkeit mit einem Jagdhunde, weshalb für den Körperbau die gleichen Anforderungen zu stellen sind. Vermutlich stammt der Pudel aus Spanien.

Der Dachshund

Bei den Dachshunden, die, nebenbei bemerkt, eine der ältesten Hunderassen repräsentieren, unterscheidet man drei Unterabteilungen, nämlich kurz-, lang- und rauhhaarige. Eine Farbenvarietät der ersteren sind

die gefleckten Teckel, von denen sich die hochprämiierte „Loni“ von Radeberg als Musterexemplar darstellt. Die Liebhaberei für diese bunt gezeichneten Dachshunde ist eigentlich erst neueren Datums; man hatte sie wohl auch früher, jedoch nicht in so guten rassigen Exemplaren, wie sie gegenwärtig existieren. Die Farbe ist ein rötlich brauner oder heller silbergrauer bis sogar weißer Untergrund mit dunkeln, unregelmäßigen Flecken von dunkelgrauer, brauner, rotgelber oder schwarzer Farbe. Erwünscht ist es, daß weder die helle noch die dunkle Farbe vorherrscht. Maßgebend ist der Gesamteindruck, so daß der Hund aus einiger Entfernung eine unruhige, bunte Färbung zeigt, die ihn als Stöberhund besonders wertvoll macht. Der rotbraune Brand ist bei dunkeln Tigern tiefer, bei hellen mehr gelb; er kann als Andeutung auch bei weißem Grund vorhanden sein. Glasaugen sind gern gesehen; bei weißem Grund ist fleischfarbige oder gefleckte Nase kein Fehler. Weiße Abzeichen sind nicht erwünscht, doch auch nicht gerade als disqualifizierende Fehler anzusehen. Paarungen von gefleckten Teckeln miteinander sind mit Vorsicht vorzunehmen, da dadurch das Weiß leicht überhand nimmt.

Deutscher, kurzhaariger Vorstehhund

Diese Vorstehhunderasse repräsentiert in würdiger Weise der bekannte Preisgewinner Nimrods Harras Marich des Herrn Albert Duchstein in Eilsleben. Besuchte man zu Anfang der achtziger Jahre deutsche Hundeausstellungen, so traf man vielleicht ein Dutzend deutsche Kurzhaarige, dagegen englische Hunde annähernd in der Zahl von hundert. Heute steht die Sache umgekehrt, und die Zucht unsrer Hunde ist auf eine achtunggebietende Höhe gelangt. Allerdings muß zugegeben werden, daß die ersten deutschen Hunde nichts weniger als schön aussahen; merkwürdigerweise hatte eine Zuchtrichtung die Oberhand gewonnen, die alles ausmerzen wollte, was an den englischen Hund erinnerte. Senkrückige, schlecht gebaute Figuren waren damals an der Tagesordnung. Erst mit der Zuführung von Pointerblut lenkte die Zucht der Kurzhaarigen in richtige Bahnen ein. Als zu den besten Stämmen gehörig sind die Lemgoer Hunde, aus dem kleinen lippischen Städtchen gleichen Namens stammend, und der Hoppenrader Stamm des verstorbenen Herrn J. Mehlich zu nennen. Was jedoch dem deutschen Hunde vor dem englischen den Vorzug gibt, ist die vielseitige jagdliche Verwendbarkeit; nicht allein im Felde, sondern auch zur Stöberjagd im Holz, zur Schweißarbeit, zur Wasserjagd und zur Verwendung auf Raubzeug stellt unser Hund seinen Mann. Seine Bezeichnung als „Mädchen für alles“ besteht daher nicht zu Unrecht.

Im Exterieur unterscheidet er sich von seinem englischen Vetter durch eine kräftigere, gedrungenere Bauart und ganz besonders durch Kopf und Rute. Der Kopf ist mittelgroß, trocken, nicht faltig; der Schädel zeigt bei genügender Breite eine gleichmäßig gerundete Wölbung. Die Tiefe des Kopfes, sowohl am eigentlichen Schädelteil wie am Schnauzenteil, muß in gutem Verhältnis stehen, besonders soll der ganze Kopf nicht den Eindruck des Zugespitzten machen. Die Rute ist bedeutend kräftiger und um



Gefleckter Dachshund

ein Drittel bis zur Hälfte coupiert. Drei Farben sind vorhanden: 1. Brauntiger, d. h. ein inniges Gemisch von braunen und grauen Haaren, 2. Ein-



Deutscher kurzhaariger Vorstehhund

farbig Braun oder mit geringen weißen Abzeichen und 3. Weiß mit Braun.

Der Seidenspitz

Unstreitig die schönste in Deutschland existierende Schoßhundrasse, die leider fast ausgestorben und



Pudel „Flora“


Seidenspitz mit Jungen

nur noch in sehr wenigen guten Exemplaren anzutreffen ist. Zur Elite zählt unstreitig die abgebildete „Pußl-Erdmannsheim“, die auf den großen internationalen Hundeausstellungen zu Frankfurt a. M. (1901) und Brüssel (1902) sich erste Preise holte. Der Seidenspitz stimmt in allen Rassemerkmalen mit dem Zwergspitz überein, unterscheidet sich von ihm nur durch die sehr lange, seidenweiche Behaarung, die nicht wellenförmig, sondern ganz schlicht sein muß. Die Farbe ist weiß, mit schwarzer Nase und schwarzen Augen.

Der Dalmatiner

Die schwarz und weiß gefleckte Zeichnung stempelt ihn zu einem sehr originell aussehenden Hunde, der als Begleiter, wenn man sich zu Wagen oder zu Pferd befindet, sehr zu empfehlen ist. Die Ansicht dürfte wohl die richtigste sein, daß der Dalmatiner dem Pointer am meisten ähnelt. Weit verbreitet ist die falsche Meinung, daß der Dalmatiner wenig Intelligenz habe, und daß er keinen andern Dienst leisten könne, als den Pferden oder Wagen seines Herrn zu folgen. In Dalmatien, seiner Heimat, ist er gewiß zur Jagd verwendet worden, und es ist auch kein Grund einzusehen, weshalb er, gehörig dressiert, kein tüchtiger Jagdhund werden sollte, zumal er in seinem Körperbau sehr einem Pointer schweren Schlages ähnelt und daher wohl den Strapazen einer ermüdenden Jagd gewachsen ist.

Als Hauptmerkmal der Rassenechtheit gilt die Zeichnung. Die Grundfarbe des Hundes ist weiß, und der Kopf, die Ohren, der Körper, die Rute und die Läufe haben kleine schwarze oder leberfarbige Flecke, die ungefähr 2 bis 3 Zentimeter im Durchmesser haben. Häufig vorkommende Fehler sind eine schwarze Maske und schwarze Ohren. Beim Kauf eines Dalmatiners muß man die Läufe und Pfoten ganz besonders berücksichtigen, denn ein hierin fehlerhafter Hund ist nicht imstande, einem Wagen mehrere Stunden täglich zu folgen.


Seidenspitz

Der drahthaarige Vorstehhund

ist von den glatthaarigen Vorstehhunden durch die rauhere Behaarung unterschieden, die recht harsch sein, sich wie feiner Draht anfühlen muß, niemals kraus oder wollig. Als Farbe ist am beliebtesten Stahlgrau mit braunen Platten und einfarbig Braun, öfters mit grauen Haaren gestichelt; zulässig jedoch auch Weiß mit Braun. Der Kopf ist mittelgroß, nicht zu schwer, Fang nicht zu kurz, mehr quadratisch, nicht spitz, die auf S. 253 abgebildete Hündin „Ironie“, bekannt durch ihre Erfolge auf Ausstellungen und Prüfungssuchen, verkörpert gut die Rassenmerkmale.


Dalmatiner

Ueber die richtige Bezeichnung dieser Hundeart herrschen Meinungsverschiedenheiten; ein kleiner Teil Kynologen unterscheidet zwischen sogenannten Deutsch-Stichelhaarigen und Griffons, während das Gros der praktischen Züchter nur von einer rauhhaarigen Art spricht und diese kurzweg Griffon nennt. Daß letztere Anschauung wohl die richtige sein dürfte, ergibt sich daraus, daß bei keiner andern rauhhaarigen Hunderasse Unterschiede wegen der Behaarung gemacht werden.

Was den Ursprung der Rasse anlangt, so bezeichnet Bechstein den Hund als „Wasserhund“, „polnischen Hühnerhund“, „Niederländer“; er gibt nachstehende Beschreibung von ihm: „Stammt aus Polen, ist kürzer und gedrungener gebaut als der langhaarige Hühnerhund, hat einen stärkeren Kopf, eine kürzere Schnauze, breitere Nase, kürzere Ohren, besonders starke Brust und Beine und langes, krauses Haar, das an den Ohren Zotten bildet, gewöhnlich braun und weiß gefleckt oder getigert ist. Er geht von Natur gern ins Wasser.“

Im allgemeinen trifft diese Beschreibung auf die veredelte Rasse nicht mehr zu.



Drahthaariger Vorstehhund

Der Pointer

Dieser rechnet zu den Vorstehhunden, d. h. solchen Hunden, die das Wild aufsuchen, vor ihm stehen und so dem folgenden Jäger die günstige Gelegenheit bieten, das gefundene Wild zu erlegen. Die Rasse sieht das meerumschlungene Inselreich als ihre Heimat an und ist unter allen existierenden Vorstehhundearten der verschiedenen Länder wohl als edelste Erscheinung anzusprechen. Symmetrische Körperformen, verbunden mit einer äußerst kräftigen Muskulatur, bilden ein harmonisches Ganzes. Eine ausgezeichnete Nase zeichnet die englischen Pointer aus und macht ganz besonders die Hühnerjagd mit ihnen zu einem Hochgenuß. In fabelhafter Schnelligkeit reviert der Hund durch die Felder; plötzlich hebt er die feine Nase und bleibt wie aus Erz gegossen stehen. Der Hund hat die Hühner fest! Einen herrlichen Anblick gewährt diese Attitüde.

Der Urahn des Pointers ist der alte spanische Pointer, der sich durch vorzügliche Nase und Intelligenz auszeichnete, aber sonst ein schwerfällig gebautes, sehr langsam suchendes Tier war. Um ihm mehr Beweglichkeit anzuzüchten, wurde er mit dem Foxhund, dem Muster der Schnelligkeit, gekreuzt. So entstand allmählich im Laufe der Zeiten infolge passender Zuchtwahl der moderne Pointer.

Auch Paarungen des alten spanischen Hundes mit dem Windhund und sogar der Bulldogge fanden statt, erzielten jedoch keine guten Ergebnisse.

Wie ein gut gebauter Pointer aussehen soll, das zeigt am besten der hierunter abgebildete Stop-Brahetrolleborg, dem dänischen Hofjägermeister Lehngrafen Reventlow gehörig. Der Kopf des Pointers ist schöner als der des Fuchshundes, doch hat er einige Aehnlichkeit mit diesem. Der Kopf ist relativ lang, besonders der Schnauzenteil vom inneren Augenwinkel zur Nase. An den Kopf schließt sich der lange Hals an, der ohne jede Andeutung von Wamme sein muß. Die Brust ist nicht gar breit, aber tief wie die des Windhundes, die Nierengegend breit und mäßig gewölbt. Ein Hauptkennzeichen reiner Rasse ist die Rute, und zwar verrät zunächst diese das unreine Blut. Bei Exemplaren reiner Rasse ist die Rute an der Wurzel stark und verjüngt sich allmählich zu einer Spitze.

In der Färbung herrscht große Toleranz; beinahe jede Farbe ist erlaubt. Der Engländer sagt sehr richtig, daß ein guter Pointer keine schlechte Farbe haben kann. Als beliebteste Farben gelten Weiß mit Braun oder Weiß mit Orange.



Pointer

Das Tagewerk einer Pariser Journalistin

(Hierzu 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



Bei der Lektüre der Morgenzeitungen

Daß Damen sich nicht nur der Literatur, sondern speziell auch dem Dienste der Tagespresse widmen, ist eine Erscheinung, die fast überall wahrzunehmen ist. Hervorragende Erzählerinnen und Feuilletonistinnen hat fast jedes Land aufzuweisen, doch kommt es verhältnismäßig nur selten vor, daß weibliche Kräfte sich an der journalistischen Arbeit im engeren Sinne beteiligen. Eine Ausnahme macht vielleicht nur Amerika, wo Damen in größerer Anzahl nicht nur regelmäßig an der Herstellung von Tagesblättern mitarbeiten, sondern auch das beschwerliche und anstrengende Amt des „Reporters" auf sich nehmen. Man darf mit diesem Worte nur nicht den Begriff verbinden, der uns in Deutschland dafür geläufig ist. Der amerikanische Reporter nimmt nicht die untergeordnete Stellung des bloßen Sammlers der lokalen Tagesereignisse ein, sondern er ist ein Bruchteil des Geistes, der das Preßgetriebe in Spannung und Atem erhält. Ihm liegt es ob, das ganze große Gebiet des Tageslebens mit scharfem Blick zu durchdringen, wie im Fluge alle seine hervorragenden Erscheinungen zu fixieren und womöglich Rechenschaft von den ihnen zugrunde liegenden Ursachen zu geben. Neuerdings tauchen auch in der Pariser Tagespresse derartige weibliche Reporter im höheren und besseren Sinne auf, und es ist namentlich eine junge Dame, Mademoiselle Marie Laparcerie, die augenblicklich in dieser Hinsicht viel von sich reden macht. Sie ist eine geschätzte Mitarbeiterin vor allem der „Presse", dann aber auch des „Gil Blas", der illustrierten Frauenzeitschrift „Femina" und der „Nouvelle Revue". Sie hat kürzlich in einem lebendig und geistvoll geschriebenen Artikel geschildert, wie das Tagewerk eines weiblichen Journalisten verläuft, und es sei ihrer Darstellung das Folgende entnommen:

„Halb acht! Ich springe mit gleichen Füßen aus dem Bett; es ist noch stockfinster und eiskalt ... brrr ... Da soll man früh aufstehen, wenn man bis ein Uhr nachts einer Generalprobe im Theater hat anwohnen müssen ... Pah! Jeder Stand hat seine Plagen; ich werde morgen etwas länger schlafen, das heißt, wenn ich Zeit dazu habe, denn unser Leben ist nichts als fieberhafte Hast und Aufregung. Heute bin ich ganz besonders stark in Anspruch genommen, und ich habe keine Zeit zu verlieren ... Rasch einen Blick in die Zeitungen ... Zeitungen zu lesen, ist das erste, was ein Journalist nach seinem Erwachen zu tun hat. Sehen wir zu, „Theater und Konzerte" ... Schön! Morgen noch einmal eine Generalprobe ... Sensationsnachricht der ersten Seite: „Entführung einer Prinzessin" ... Schade, daß man nicht da hingehen kann, um zu interviewen ... Sieh da, „Eine pikante Enthüllung" ... wetten wir, daß ich keine Zeit finden werde, sie zu lesen ... Da kommt aber etwas, das mich interessiert: „Agentur Maschens ... Drei Stunden genügen, um singen zu lernen; für Engagement wird garantiert."

Schneiden wir uns diese Annonce aus ... Wie mag es wohl auf dieser Agentur zugehen? Bevor



Die Journalistin singt Probe

es Abend ist, wird diese Sorge mich nicht mehr plagen . . .

Mein Gott, schon halb neun, und um neun Uhr soll ich im Hospital Pascal sein, um eine kleine Akrobatin zu interviewen, die dort in Pflege liegt. Rasch, Hut und Mantel . . . aha, einen Bleistift, bald hätte ich meinen Bleistift vergessen. Was sollte wohl ein Reporter bedeuten ohne Bleistift! Nun fort! „Fahren Sie zu, Kutscher!" Während der Fiaker dahinrollt, setze ich die Lektüre der Zeitungen fort. Ein plötzlicher Ruck, und die Pferde stehen; ich befinde mich vor dem Hospital. Ich springe aus dem Wagen und trete durch den großen Torweg ein.

„Wohin wollen Sie, Fräulein? Heute ist kein Besuchstag."

Man hatte mir gesagt, ich solle nur keck sein; ich antworte daher ohne langes Besinnen: „Ich bin Studentin." — „Dann gehen Sie nur durch."



Das Interview

Mit derselben Keckheit dringe ich in den Saal des Klinikers Alphonse Guérin vor, der ganz mit kleinen weißen Betten besetzt ist; ich durchschreite ihn der ganzen Länge nach, von den neugierigen Blicken der Kranken verfolgt. Das heißt, ich bilde mir das letztere nur ein, da meine Augen ganz davon in Anspruch genommen sind, die Nummern von den einzelnen Betten abzulesen: 3, 4, 6, 7, 8 . . . halt, ich bin zur Stelle; ich neige mich zu der Kranken, und nachdem wir unsern Gruß ausgetauscht, beginnen wir zu plaudern. Ich frage sie über ihren Beruf aus, über ihre Lage. Aber, wird man sagen, ich habe mir Zeit und Ort zu meinem Geschäft sehr schlecht ausgewählt. Durchaus nicht. Ein Hospitalbett, das ist sehr malerisch und wird meiner Untersuchung über die „Pariserin" einen ganz eigenartigen Reiz verleihen.

Nachdem ich die Kranke verlassen, irre ich absichtlich wie ziel- und planlos in den Gängen des Hospitals umher; überall befinden sich Aufschriften in großen Lettern an den Wänden; sie lauten alle: „Zu Pozzi." Plötzlich lese ich über einer kleinen Tür das Wort „Operationssaal". Ganz erregt bleibe ich stehen, von dem Gedanken erfüllt, daß sich hinter dieser Tür vielleicht ein Drama abspielt. Die Tür öffnet sich; eine Studentin in weißer Bluse erscheint; wie wäre es, wenn ich mich an sie wendete, ich könnte vielleicht aus ihr etwas über das Leben der Pariser Studentin herausbringen.

Wie es kam, daß sie mir nach einem kurzen Gespräch den Vorschlag machte, ich solle mich mit ihr in den Operationssaal begeben, weiß ich nicht mehr . . . Von Neugierde getrieben, sage ich zu: „Ja, bringen Sie mich hin!" Aber eine furchtbare



Die Journalistin macht Studien unter den Modistinnen der Rue de la Paix



Die Journalistin, als Studentin verkleidet, in einem Krankenhaus

Angst befällt mich ... werde ich die Kraft haben, einer Operation beizuwohnen? ... „Sie müssen zunächst den dazu erforderlichen Anzug anlegen!“ Damit nötigt sie mich in eine Bluse hinein, wie sie selbst eine trägt. Mein Herz schlägt mir bis zum Zerspringen ... wir machen uns auf den Weg ... meine Knie zittern ... Wir stehen vor der Tür; unwillkürlich halte ich den Atem an, und langsam, auf den Zehenspitzen, als ob ich Angst hätte, ich könnte eine Schlafende aufwecken, schreite ich in den Operationssaal hinein.

Ein fader Geruch in laulicher Atmosphäre wirft sich mir auf die Brust und greift mir die Nerven an. Auf einem schräg geneigten Tisch liegt eine Frau. Es legt sich mir schon wie ein trüber Schleier vor die Augen, und doch gewahre ich unklar, daß überall mit Pinzetten hantiert wird. Die Hände in Kautschukhandschuhen, reicht ein Assistent dem berühmten Operateur die Instrumente dar, Scharpie und Wattetampons ... Alles beginnt sich um mich her zu drehen ... Ich lehne mich gegen die Wand, um nicht umzufallen ... die Studentin schiebt ihren Arm unter den meinigen und führt mich hinaus, wo die frische Luft mich bald wieder zu mir selbst bringt.

Zehn Uhr. Ich stehe vor dem Bureau meines Verlegers Bailly ... eines meiner Verleger, wie ich eigentlich sagen müßte, denn „Gil Blas“, „Femina“ und die „Nouvelle Revue“ zählen mich gleichfalls zu ihren ständigen Mitarbeiterinnen; da aber die „Presse“ sich meiner angenommen hat, als ich noch ganz in den Anfängen des Journalismus steckte, ist der liebenswürdige Herausgeber der „Presse“ für mich stets — und viel ausschließlicher als die andern — „mein Verleger“. Mit zwei Worten kläre ich ihn über das Ergebnis meines Streifzugs auf, und indem ich ihn verlasse, lege ich mir in meinem Kopfe schon den Bericht, den ich darüber verfassen werde, zurecht.

Elf Uhr. Ich befinde mich in dem Atelier der Modistin Felix in der Rue de la Paix ... Durch eine List ist es mir gelungen, mich dort als Arbeiterin einführen zu lassen. Man hat keine Ahnung davon, wer ich bin; man plaudert, ich beteilige mich an dem allgemeinen Gespräch und stelle hier und da eine Frage. Ich hätte gern von den kleinen Arbeiterinnen etwas über ihr Lebenselend, über die Anforderungen ihrer Dienstherrinnen, über die Strenge der Disziplin herausgebracht ... Aber ich sollte damit kein Glück haben. Das Haus ist gut, man verdient dort ausreichend, was man zum Leben braucht, und es wird mit Lust gearbeitet.

Nachdem ich rasch etwas gefrühstückt, eile ich zu dem Fürsten Kastrioti, dieser so interessanten und in Paris bekannten Persönlichkeit, die ich gelegentlich der in Mazedonien vorgekommenen Greueltaten über die Lage der Frauen in Albanien interviewen soll und die mich in der liebenswürdigsten Weise empfängt. Und dann im Fluge zu der Agentur Maschens, zu der hinzugehen ich diesen Morgen beschlossen hatte.

Ich steige fünf Treppen empor und wende mich nach rechts, ich trete ohne Anklopfen ein und befinde mich in einem Raume, in dem, um ein Piano geschart, junge Mädchen ein Liedchen singen, zu dem ein Klavierspieler die Begleitung spielt. Diese Damen singen alle zugleich, mehr oder minder richtig, mehr oder minder scharf, so gut es geht, dem Takte folgend, den Herr Maschens, der Inhaber des Etablissements, ihnen vorschlägt, indem er ihnen zugleich die anzubringenden Nuancen angibt. Die Lektion ist in vollem Gange; ich mache mir das zunutze, um mich an eine der Schülerinnen heranzumachen und die eine oder andre von ihnen zum Reden zu bringen ... und ich erfahre, daß die Agentur, indem sie diesen Unglücklichen durch das Versprechen eines Engagements in der Provinz die Augen verblendet, sie schamlos ausbeutet und sie schließlich dem Hunger und dem Elend entgegentreibt ... Aber plötzlich fährt Herr Maschens mich an: „Was wollen Sie denn hier?“ — „Ich will singen lernen.“ — „Dann lassen Sie mich ihre Stimme einmal probieren.“

Ganz erregt lege ich los: „Zwanzig Lenze zählt' ich kaum“, „Im wunderschönen Monat Mai“, „Das ist des Lebens Plag' und Müh'“.

„Das geht ja sehr gut ... kommen Sie nur alle Tage in die Stunde von drei bis fünf Uhr.“

Begierig, der Sache ein Ende zu machen, suche ich nach einem Vorwande, mich so bald wie möglich zu entfernen.

„Ich wünsche sofort ein Engagement.“ — „Unmöglich.“ — „Dann bedaure ich sehr, aber ich werde Sie nicht mehr bemühen.“

Und drei bis fünf Treppenstufen auf einmal nehmend, stürze ich die fünf Etagen des Hauses hinab.

Neun Uhr ... Ich befinde mich im Chatelet, wo ich diesen Abend bei einer Probe statieren will, um mich ein wenig mit den Sitten der Figurantinnen vertraut zu machen.

Ich höre eine Stimme, die ruft: „Die Tänzerinnen, die Tempelwächterinnen und die indischen Weiber auf die Bühne!“

Ich frage: „Und ich, was soll ich denn tun?“

„Sie sollen eine Statue machen!“

Eine Statue! Und ich hatte davon geträumt, mit Blumen und Schleiern in den Händen zu tanzen.

Eins, zwei, drei, vier ... Das Klavier spielt ... Tänzerinnen und Figurantinnen setzen sich in Bewegung. Sie schreiten anmutsvoll dahin, graziös lächelnd, reizvoll in jeder Bewegung ... Da fühlte ich mich mächtig von Mitleid ergriffen, und wie ich sie jetzt in so hübschem Wirbel sich drehen sehe, finde ich sie fast alle schön! Aber mir ist nicht gut zumute, und es kommt etwas wie Angst über mich ... ich benutze einen Augenblick, wo niemand mich sieht, und verlasse das Chatelet; ich drücke mich eiligst an der Conciergeloge vorbei, verwirrt und erregt, als ob ich etwas Unrechtes begangen hätte, und ich atme endlich erst wieder auf, als ich mich in meiner Wohnung finde, inmitten von Wesen und Gegenständen, die mir vertraut sind. — — —

Es ist ein stürmisch bewegtes Bild, das Marie Laparcerie von ihrem Tagewerk entwirft. Nicht alle Tage mögen so turbulent sein, und daß gerade die Pariser Journalistinnen neben ihrem Beruf noch Zeit fanden, die Geselligkeit zu pflegen, davon konnte man sich leicht überzeugen, als die leider jetzt entschlafene Frauenzeitung „La Fronde“ noch ihren kleinen, geschmackvollen Salon zu einem gemütlichen Teestündchen öffnete. In andern Städten sind die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Tagespresse wesentlich verschieden. Nicht überall herrscht der Journalist so unumschränkt wie an der Seine, wo die Mehrzahl der Minister als Zeitungsschreiber ihre politische Laufbahn begann. Jedenfalls hat die moderne Frau in ihrem zielbewußten Kampf um die Erlangung der Gleichberechtigung im Erwerb neben dem Manne schon heute in Frankreich, England und Amerika einen Teil der Tagespresse erobert. In Deutschland merkt man von der Mitarbeiterschaft der Frauen nicht so viel, weil die allgemeine Anonymität die Autoren der einzelnen Aufsätze nicht erkennen läßt. Wir stehen hier aber ebenfalls im Anfang einer Bewegung von weittragender Bedeutung.



Beim Chefredakteur

Rumpelstilzchen

Ich saß als Mädel, vierzehn kaum,
Tagsüber im Holunderbaum
Und blickte aus meinem grünen Haus
In eine wonnige Wildnis hinaus.
Durch die zitternden Zweige huschte das Licht,
Ich wußte, die andern, die finden mich nicht!
Die Vögel sangen, und durch den Sinn
Zog mir's wie leises Jauchzen hin:
„'s ist doch gut, daß keiner weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß'!“

Die Jahre gingen. Nun bin ich groß,
Ich trage mein Haar nicht kurz mehr und los,
Verlassen und still liegt mein lustiges Haus,
Meine Träume, die flogen mit mir hinaus.
Wie dehnt sich die Welt mir, wie lockt sie mich weit!
Ich lausche hinaus in die grauende Zeit,
Die Vögel singen, und durch den Sinn
Zieht mir's wie leises Jauchzen hin:
„'s ist doch gut, daß *einer* weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß'!“

Else Nonne



Das Ewig-Menschliche

Novelle

von

Leonore Frei

Es war an einem dunkeln lauen Sonntagabend. Der Sommer hatte vergessen, daß es Rosen gab. Er war müde von all dem Blühen und Leuchten. Er sehnte sich nach Stille und Sterben. Die Erde duftete nach Vergänglichkeit und klammerte sich doch mit allen Fasern an den Rest des Lebens, der ihr geblieben war.

In der lampenhellen Laube des Pfarrgartens saßen drei Personen um den runden Tisch, auf dem noch Ueberbleibsel des Abendbrots standen.

Pastor Johannes Keller hatte seinen schönen hageren Römerkopf hintenüber an den Stamm des alten Fliederbaumes gelehnt. Mit den weit offenen dunkeln Augen blickte er drohend und hart zu den Sternen hinauf, die durch das Laubgewirr niederblitzten. Frau Renate saß ihm gegenüber. Die schweren dunkelblonden Haarwellen deckten fast die Hand, mit der sie die Schläfe stützte. Ein bitteres Lächeln verzog die vollen, heißroten Lippen. Unter den blonden Wimpern schlich es immer wieder wie Haß und Schmerz zu ihrem Manne hinüber. Zwischen den Eheleuten saß der kleine Kreisphysikus Griebenow mit seinem guten, alten, klugen Gesicht und lächelte sein verstehendes, verzeihendes Lächeln.

Für die Dauer von mehreren Minuten herrschte volle Stille. Da klang nahe vom dunkeln Hause her das abgebrochene Schluchzen eines Kindes. Die Frau fuhr auf, aber der Pastor hielt sie, ohne die Stellung zu verändern, mit schweigend erhobener Hand gebieterisch zurück. Der alte Arzt schüttelte den Kopf.

Und wieder war es still. Das Weinen verstummte allmählich. Fern, ganz fern im Westen zuckte ein weißer Schein durch den dunkeln Himmel.

„Ja," sagte der Pastor aus seinen Gedanken heraus zu den Sternen hinauf: „*Das* war es, was er nicht begreifen konnte! Dieses Unglaublichste von allem: daß alle wissen, wie sie fortwährend lügen und Lügen hören, daß auf Lügen unsre ganze Existenz gebaut ist, und daß trotzdem alles bleibt, wie es war! Herausreißen wollte er sie aus all der engen Talschwüle, aus all dem gemütlichen Behagen des Dahinlebens, aus all der Konzessionsmacherei! Da warf er den Geistesblitz seiner Lehre in ihr Strohleben — zu einer einzigen gewaltigen Flamme vereint sollten Leben und Lehre aufleuchten! Das war vor zweitausend Jahren! Und heut? Wie weit sind wir heut?!"

Der Arzt trommelte nervös auf dem Tisch und warf einen forschenden Blick auf das düstere Antlitz der Frau: „Lieber Freund, das ist, wie gesagt, alles wunderschöne Theorie! Aber Theorie ist immer das, was es eigentlich nicht gibt. Theorie, sehen Sie, das ist — geradeaus gehen! Leben ist ausweichen! In der Theorie hat man nach allen Seiten Platz genug. Aber im Leben — ja, du lieber Gott, wenn man sich und andern nicht fortwährend die Stirn blutig rennen will! Ohne Konzession kommen wir nun mal nicht durch die Welt. Na, und schließlich: das Ewig-Menschliche siegt eben doch!"

„Nur daß *dieses* Ewig-Menschliche uns nicht hinan-, sondern hinabzieht! Nein, Herr Doktor! Das ist die billige Resignation der Bequemen, der Inkonsequenten, nicht die Ihre!"

„Lieber Herr Pastor, sagen Sie, wer ist denn konsequent? Bis zu einem gewissen Grenzpunkt sind wir's natürlich alle. Nämlich bis zu dem, an dem unser Gefühl Sieger über unsern Verstand wird. Hier beginnt die Konzession. Bei dem einen früher, bei dem andern später, aber schließlich — seinen Preis hat wohl jeder!"

„Das ist ein Irrtum, Herr Doktor! Ich nicht! Das weiß ich! Ich nicht, wenn ich dadurch mir selber untreu werden müßte! Selbst mit der kleinsten Lüge würde ich mir auch die größten Lebenswerte nicht erkaufen können! Nie!"

„Man soll nie ‚nie' sagen, Herr Pastor! Uebrigens, glauben Sie mir, wenn z. B. *ich* verheiratet wäre und Kinder hätte, ich würde ihnen ja nicht geradezu befehlen: ‚Du sollst lügen!' aber ich würde sie lehren, abzuwägen, wo ‚es zweck-

mäßiger, d. h. für die Allgemeinheit wohltätiger ist, die Wahrheit zu umgehen, als sie unverfälscht zu predigen. Und am wenigsten würde ich von einer Mutter, die für ihr Kind spricht, verlangen —"

„Lassen Sie, Doktor!" Frau Renate machte eine abwehrende Bewegung mit dem Kopf. Ihre Stimme klang rauh: „Das hat keinen Zweck. Johannes und ich wissen, daß man nur dann streiten und rechten kann, wenn es noch eine Möglichkeit der Verständigung gibt. Nicht wahr?"

Der Pastor hatte sich erschreckt aufgerichtet; halb scheu, halb flehend starrte er seine Frau an. Es war das erste Mal, daß sie einen andern den tiefen Riß sehen ließ, der seit Jahren durch ihre Ehe ging.

„Was willst du?" Sie drängte offenbar mit starker Anstrengung die aufwallende Leidenschaft zurück, um kalt und ironisch zu sprechen: „Ich weiß nicht, was du willst! Ich weiß aber, was ich will! Ich will, genau wie du, von jetzt an Wahrheit, nur Wahrheit! Mag dann darüber auch alles andre zugrunde gehen."

Auge in Auge saßen sie. Seit drei Jahren hatten die Lippen der beiden nur das Notwendigste geredet, die Augen waren einander ausgewichen. Nun senkte sich Blick in Blick und sprach deutlicher, als Worte es konnten, von dem Passionsweg der Seele. Und etwas mußte in den Augen des Mannes zu lesen sein, was die Frau verwirrte. Sie stockte, obgleich er stumm und regungslos saß, und wandte den Blick.

Der Arzt stand auf: „Ich habe einen Krankenbesuch zu machen, Kinder! Entschuldigt, wenn ich schon aufbreche."

„Nein, Doktor!" Renate krampfte ihre Hand in Griebenows Aermel. „Sie denken vielleicht, hier soll große Abrechnung gehalten und danach große Versöhnung gefeiert werden. Nein, Doktor, bleiben Sie ruhig! Ich habe nur noch eins zu sagen, dann bin ich fertig!"

Ihr Busen wogte. Triumphierend blickte sie auf ihren schweigenden Mann: „Ich möchte diesen großen Prediger der Wahrheit nur fragen, ob er selbst immer die ganze Wahrheit spricht, die er glaubt. Ob er sich selbst denn wirklich nie ungetreu ist! Der Geistliche, der auf das offenbarte Apostolikum, die Dreieinigkeit, die Göttlichkeit Jesu eingeschworen ist und auf der Kanzel von Jesus als von einem Menschen, einem Manne spricht, der, wie Bismarck und Andreas Hofer, sein Vaterland und sein Volk geliebt hat —"

„Um Gottes willen, liebste Frau Pastor!" Der kleine Herr sah ängstlich zu Johannes hin. „Ich bitte Sie, liebste Frau, rühren Sie doch nicht daran! Das ist wirklich nicht recht — gerade heut!"

„Lassen Sie nur, Herr Doktor, meine Frau weiß noch nichts davon." Pastor Keller lächelte mit blassen Lippen. „Ich wollte es dir schon vorhin sagen. Da kam die Sache mit Hänschen dazwischen."

„Was, was weiß ich noch nicht?"

„Daß ich heute die Bewilligung meines Abschiedsgesuches erhalten habe. Es hat Unannehmlichkeiten in der Synode gegeben, und ich — kann nicht nachgeben."

Für einen Augenblick war sie sprachlos.

„Und — bist — nicht mehr — Pastor?" Ihr war, als schwinde ihr der Boden unter den Füßen, als werde ihr eine letzte, lang aufgesparte Waffe entrissen. „Hast dich auch davon ganz frei gemacht?"

Mißverstehend klopfte der alte Herr sie tröstend auf die Schulter.

„Zum Glück seid ihr nicht auf das Amt angewiesen! Und selbst mit seiner Feder allein könnte Johannes Keller eine Familie ernähren. Sonst wär' er vielleicht am Ende doch ein bißchen vorsichtiger gewesen, schon aus Rücksicht —"

„Nein," unterbrach sie und sah Johannes groß an. „Auch sonst nicht! Nicht wahr, Johannes?"

„Nein," sagte der Pastor leise.

Renate atmete tief und stand mit einem höhnenden Lächeln auf: „Sie sehen, Doktor! Auch sonst nicht! Was ist Existenz und Weib und Kind für einen Fanatiker der Wahrheit!" — —

Der Arzt war gegangen, Renate hatte sich sogleich ins Haus zurückgezogen.

Langsam wandelte der Pastor noch in den mondbeglänzten Gartenwegen auf und nieder. Ein Fenster des dunkeln Hauses war hell. Dort schlief Renate mit dem Jungen. Jetzt lag sie wohl am Bett des schlafenden Kindes in tränenlosem Jammer. Nicht um ihn, der hier draußen stand, nur um das Kind, — um sich — um ihr verlorenes Leben.

Hastig ging Johannes Keller tiefer in den Garten hinein, um das helle Fenster nicht mehr zu sehen. Aber der Lichtschein verfolgte ihn. Da setzte er sich im Schatten auf eine Bank, stützte beide Arme auf die Knie und vergrub das Gesicht in die Hände. Sein tiefes, ringendes Atmen klang wie das Stöhnen eines tödlich Verwundeten. Er liebte sein Weib mit aller Glut seiner darbenden Seele. Er liebte sie mit all der heimlich sorgenden Zärtlichkeit, mit all der quälenden Sehnsucht nach Liebe, die dem eigen ist, der das furchtbare Leid des Wahrseinwollens und damit die Einsamkeit des Herzens auf sich genommen hat . . .

Das Licht im Hause erlosch bald. Wieder wandelte der Pastor rastlos durch die Wege. Das Leben der letzten acht Jahre ließ er durch die Erinnerung gleiten.

Damals, vor acht Jahren, hatten sie sich gefunden. In der Hauptstadt, wo Johannes studierte, war ihr Vater, ein entfernter Verwandter der Kellers, zu jener Zeit ein vermögender Kaufmann gewesen. Daß Renate in diesem vergnügungslustigen leichten Kreise die einzige war, die mit fragenden Augen ins Leben blickte, das hatte ihn zuerst zu ihr hingezogen. Eine großzügige Natur war sie. Zu stolz zu lachen, wo es nichts zu lachen gab, und zu weinen, wo es etwas zu weinen gab.

Lange hatten sie nur von „Freundschaft" gesprochen. Sie war stolz darauf gewesen, daß er ihr seine Arbeiten vorlas, mit ihr von seinen Plänen sprach; und ihn machte es glücklich, zu sehen, wie der tiefe Blick ihrer grauen Augen mit wachsendem Verstehen an den seinen hing. Nur in einem nicht: ihr, der Frau, die von Jugend auf gewöhnt worden war, in der Scham ihre Ehre und damit im Verheimlichen ein hohes weibliches Verdienst zu sehen, ihr war trotz aller Ehrlichkeit doch der absolute Wert der inneren Wahrheit, des Bekennens um jeden Preis, fremd und unwichtig.

Allmählich aber war in ihren Verkehr, in ihre sachlichen Gespräche doch etwas wie eine persönliche Unterströmung gekommen. Und einmal, an einem goldblauen Sommersonntag geschah es, daß die Familie in heiterer Gesellschaft einen Ausflug nach einem der Vororte machte.

Während die andern noch in dem Wirtshause frühstückten, ging Renate ins Feld hinaus. Johannes folgte ihr. Schweigend wandelten sie durch das schimmernde Kornfeld. Mit heißen Liebesarmen umfing der Sonnengott die sehnende Erde. Unruhiges Rauschen ging durch die Luft, knisternd drängte es zum Licht in den glutumflossenen Aehren. Der ewige Werdenswunsch der Welt wühlte in dem Herzen der Natur.

Da tauchte Johannes seinen Blick in all das glühende Leben und warf den Kopf in seiner eigentümlichen Art zurück: „Was war im Anfang alles Werdens, Renate?“

Ihr Blick hing an seinen leuchtenden Augen: „Der Geist,“ sagte sie. „Nein, die Tat — die Kraft!“

Da breitete er die Arme aus, als wollte er diese glühende Welt an sein Herz ziehen und rief: „Im Anfang war die Leidenschaft! Und aus der Leidenschaft wuchs die Kraft! Und aus der Kraft die Tat: wer Neues schaffen will, den muß es packen mit unabweisbarer Notwendigkeit, mit schmerzlicher Glut, daß er nicht anders kann, daß ihn der innere Trieb nicht ruhen läßt, bis aus Schmerz und Leidenschaft sich das emporringt zum Licht, was seine Seele in dunkelm Ahnen gebildet hat!“

„So glauben Sie, daß ein leidenschaftlicher Gott diese Welt gebildet hat?“ fragte sie in scheuer Bewunderung

„Ja!“ rief Johannes. „Verstehen Sie mich recht, Renate! Gott i s t die Leidenschaft, die große Unruhe des Emporstrebens, die diese Welt bewegt. Wollen Sie für den gewaltigen Geist, den Sie ‚Gott‘ nennen, einen Begriff, so denken Sie sich ihn als das ewige Gesetz der Leidenschaft, die all ihr Wollen und Begehren einem einzigen Ziel unterordnet: der Vervollkommnung des Menschengeschlechts!“

Sehr leise hatte sie nach langer Pause gesprochen: „Müssen wir denn, wir einzelnen, diesem großen Gesetz zuliebe alle eigne Leidenschaft in uns ertöten?“

Ihre Blicke trafen sich, und eine schnelle Röte flog über beider Stirn.

Johannes vergaß zu antworten. Wieder gingen sie eine Weile schweigend, bis das Schweigen peinlich wurde und Renate nach irgend einem Gesprächsstoff griff. So kamen sie auf Goethe. Endlich zu dessen Briefwechsel mit Frau von Stein.

Da sagte Johannes gedämpft: „Das Band, das zwischen Mann und Weib sich webt, kann nur dann Freundschaft sein, wenn beide Teile innerlich nach andrer Richtung gefesselt sind. Sind sie das nicht, ist ihr Wunsch frei, dann heißt dieses Band — Liebe, und Liebe ist Sehnsucht.“

Und dann hatte er den Arm um ihren Hals geschlungen und ihre Lippen geküßt. — —

Die Brautzeit war wie ein Traum unter blühenden Linden. Ein einziges Mal nur geschah es, daß beide, halb erwachend, in den Spalt eines Abgrunds starrten, der sich urplötzlich zwischen ihnen auftun wollte. Renates alte, sterbende Kinderfrau hatte ihr Botschaft gesendet. Johannes begleitete die Braut an das Sterbebett. In ihren Schmerzen lag die alte Schmidt und graute sich vor dem Tode. Als sie den „Herrn Pastor“ sah, beachtete sie Renate kaum noch. Nur den Geistlichen sah sie an, als hielte er ihr Seelenheil in seinen Händen. Ob es wahr sei, was der alte Pastor ihr gesagt habe vom Paradies. Ob sie dort die Ihren wiederfinde und bei Gott weiterlebe als ein reiner Engel ohne Schmerz und Not.

Und Johannes hatte die Hand der Alten genommen und eindringlich von ihrer erfüllten Pflicht gesprochen, von der herrlichen Ruhe des Todes nach all der Lebensunruhe.

Die Alte aber hörte gar nicht darauf. Immer entsetzter, verzweifelter blickten die erlöschenden Augen. Die schweißkalten Hände klammerten sich flehend an Johannes', an Renates Hand. Immer röchelnder ging der Atem, immer zwingender wurden die Blicke.

In namenloser Angst starrte Renate in das unbewegte Antlitz ihres Verlobten. „Sprich doch,“ stieß sie abgebrochen hervor, „sag ihr alles, was sie will, daß sie sterben kann in Ruhe!“

Da war ein großer, staunender Blick auf sie gefallen, und Johannes hatte sich tief zu der Sterbenden gebeugt: „Jesus hat gesprochen: Gott ist Geist der Lebendigen, nicht der Toten! Die Kraft deiner Seele aber, meine Schwester, wird ewig lebendig bleiben im Weltall, und deshalb wird sie bei Gott sein im Leben wie im Tode.“

Mit unsagbarem Grauen stierte die Alte in das dunkle Gesicht, das sich über sie neigte. Noch einmal raffte sie ihre letzte Kraft zusammen: „O Gott, o Gott! Hilf mir, mein Jesus! Hilf mir! Wiedersehn, ja Wiedersehn! — Wiedersehen! — O Gott, Herr Jesus — seh' ich da drüben meinen armen Mann wieder?“

Sie war in ihrer Atemnot förmlich an ihm emporgekrochen und starrte ihn unverwandt an: „Seh' — ich — ihn — wieder — Herr Pastor?“

Johannes schwieg.

Aufschreien wollte die Sterbende, aber kein Ton kam mehr aus der Kehle. Wie angeschmiedet lag sie, regungslos, und nur in den Augen war noch Leben: Entsetzen, Verzweiflung, Anklage, Drohung!

Die beiden an ihrem Bett wagten nicht, sich zu rühren. Todblaß blickten sie in diese unbeweglichen Augen. So saßen sie, ohne zu wissen, wie lange. Da kam die Tochter der Schmidt herein und schrie laut auf: die alte Frau war tot.

Schweigend geleitete Johannes Renate zu ihrem Hause. Kein Wort sprachen sie auf dem ganzen langen Wege. Und erst beim Abschied in ihrem kleinen Zimmer, als sie sich wieder in die Augen sahen, griff Renate hastig nach des Mannes Hand und murmelte mit einem tränenlosen Schluchzen in der Stimme: „Laß uns nie, nie über diese Stunde sprechen. Nie! Ich bitte dich!“

Er hatte sie angesehen, wie sie vor ihm stand in ihrer Schönheit, mit dem weißen Gesicht und den tiefgrauen Augen, aus denen heiße Liebe und Schmerz zu ihm aufleuchteten, und in der Todesangst, sie zu verlieren, hatte er die Lippen geschlossen

und schweigend genickt. Und dann hatten sie sich geküßt, glühender, verlangender, seliger als je. Es war, als sähen sie sich nach langer, langer Trennung zum ersten Male wieder.

Von da ab war etwas wie Vorsicht in ihr Verhältnis gekommen. — —

Nur der Blinde sieht unverwandt in die Sonne. Sie schlossen die Augen und tauchten Leib und Seele in die flammenden Gluten der Leidenschaftssonne, die über den ersten Jahren ihrer jungen Ehe leuchtete.

Blind aber waren sie trotz allem beide nicht. An manchem Tage geschah es, daß ein allzugreller Strahl in ihre dämmersüchtigen Augen drang. Dann sah sie ihn: hart, unbeugsam gegen alle, auch gegen sie, am meisten gegen sich selbst; von der Gemeinde mehr gefürchtet als geliebt, in Zwiespalt mit sich und seinem Amt.

Und er sah dann sie, wie sie ihn einspann in ihre Schönheit, in ihre Liebesglut, so daß er sich zwang, ihre „Halbheiten“ nicht zu merken, sah, wie sie, der Konvention nachgebend, ausweichend, impulsiv und prinzipienlos lebte und scheu fortblickte, sobald er „Ernst machte“.

Immer enger drängten sich solche Tage des Klarsehens. Schweigend litt jeder für sich. Beiden versiegelte die Furcht den Mund: die Furcht vor der Helle.

Noch gab es keine Ereignisse, keine Abschnitte in ihrem Leben. Hänschens frühe Kinderjahre gehörten noch ganz der Mutter.

Das erste war dann der Bruch mit seinem Bruder Otto, den er zärtlich liebte.

Um ein Nichts!

Auf der Durchreise hatte der kleine Leutnant sie hier besucht. Durch Zufall kam es heraus, daß er ein paar Zigarren sehr geschickt über die Grenze geschmuggelt hatte.

Renate lachte amüsiert über den kindischen Triumph. Johannes schwieg, aber in so ausdrucksvoller Weise, daß Otto lachend sagte: „Du, hör mal, Großer, ich weiß ganz gut, was recht ist, ich tu's nur nicht!“

Allmählich begann er aber doch, sich gereizter zu verteidigen. Da sprach Johannes offen, wie er dachte, und schloß: „So eine kleine Lüge oder Heuchelei ist an sich natürlich Lappalie! Aber sie wirkt zurück. Sie zieht die Vornehmheit der Menschenseele herunter. Alle Sünde kann vergeben werden, nur nicht die Sünde an dem heiligen Geist unsrer Wahrhaftigkeit!“

Renate hatte einlenken wollen, aber es war einer von den schlimmen Tagen. Ihr Wort schürte das Feuer. Otto verließ das Haus und die Stadt eine Stunde später in Zorn und Groll gegen den Bruder, in Mitleid für die stumm gewordene Frau.

So kam allmählich der furchtbare Tag heran.

Vor drei Jahren war es. Eine unklare Depesche aus der Hauptstadt rief Renate zu der Mutter. Am nächsten Tage schon holte Johannes seine Frau wieder von der Bahn ab. Im Wagen auf dem Wege zum Pfarrhaus erfuhr er, daß sein Schwiegervater ruiniert sei und seinen Verpflichtungen nicht nachkommen könne.

Johannes hielt Renate im Arm, küßte die blasse Wange und sagte nur: „Dein Vater ist der meine! Das weißt du. Selbstverständlich helfen wir ihm, soweit wir können. Morgen ist Sonntag. Uebermorgen reisen wir zusammen zu den Eltern.“

In der Hauptstadt erfuhr er Schlimmes. Der Schwiegervater war körperlich und geistig gebrochen. Die Mutter lebte nur für seine Pflege. Ein intimer Freund des Hauses hatte die Ordnung der Angelegenheit übernehmen müssen und zog nun Johannes ganz ins Vertrauen. Da zeigte sich falsche Buchführung und Unterschlagung von deponierten Geldern. Der Freund des Alten nahm an, daß vor dem hilfreichen Schwiegersohn kein Geheimnis walten dürfe. „Daß die Sache unter uns bleibt, ist selbstverständlich,“ versicherte er treuherzig.

Johannes schüttelte den Kopf. Sein Gesicht war aschfahl, und seine Lippen zuckten, aber er sagte fest: „Es geht nicht anders. Anzeige muß erstattet werden. Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie mir diese schwere Pflicht abnähmen.“

„Anzeige?! Ich? Ja, Sie sind wohl . . . Ich, der Denunziant meines alten Freundes! Sie scheinen nicht zu wissen, was Sie da sagen!“

„Dann bleibt mir nichts übrig, als selbst zu tun, was Sie verweigern!“

Der andre starrte ihn an wie einen Tollhäusler. Dann redete er ihm zu wie einem Kinde. Endlich tobte und fluchte er grimmig und ging, um nicht in diesen Wahnsinn eines rohen, undankbaren Menschen hineingezogen zu werden.

Als Johannes Renate gesagt hatte, was er tun müsse, saßen sie sich in ihrem kleinen Mädchenzimmer lange Auge in Auge gegenüber, schweigend. Sie schrie nicht auf. Sie bat nicht. Sie warf sich nicht vor ihm nieder. Sie kannte ihn jetzt. Und er kannte sie. Er wußte, was er tat, und was sie tun würde.

An jenem Tage schied sie sich von ihm. Nie mehr seitdem hatte er sie berührt. Sie hatte sich im Innersten von ihm losgelöst. Seine Natur war zu vornehm, um Aeußerliches zu erbetteln. Nur noch das Notwendige des täglichen Lebens sprachen sie miteinander.

Mit den Jahren des Kindes mehrte sich dieses Notwendige. Hänschen hatte Renates Augen und Mund, aber die Stirn, die ganze Kopfbildung und die langgestreckten Glieder des Vaters. Johannes liebte in dem Kinde auch sein Weib. So liebte er es mit doppelter Innigkeit.

Zwischen den beiden einsamen Menschen wuchs das Kind in sonniger, ausgelassener Heiterkeit heran, mit starken, wilden Trieben und wundersamem Feingefühl zugleich begabt.

Die Mutter, die nur für den Knaben zu leben schien, war seine Sklavin geworden. Zu dem großen, schweigsamen Vater, der sparsam in seinen Liebkosungen, unbeugsam in Tadel und Strafen, aber stets gerecht war, blickte er auf wie zu einem höchsten Wesen.

Es ist schwer für ein Kind, sich von kleinen Lügen, Heucheleien, Beschönigungen frei zu halten. Es gibt zu viele Gelegenheiten zur Furcht vor der Strafe der Erwachsenen und vor der Mißachtung der Genossen. Und der schlimmste Tyrann ist die Schule. Der Komment der Schule zwingt das Kind zu Lug und Trug oder zur Unkameradschaftlichkeit. Es hat meist nur die Wahl, entweder den

Genossen ein schlechter Kamerad oder den Lehrern gegenüber Lügner, mindestens Hehler zu werden. Es gibt nur ein Drittes. Das ist der Märtyrer. Und der liegt nicht in der Natur gesunder Kinder.

Mit schwerem Herzen strafte Johannes das geliebte Kind; leicht zuerst — nachdrücklich und hart in späteren Fällen. Nie züchtigte er körperlich. Aber stundenlang sprach er mit dem Knaben kein Wort, sah über ihn fort oder isolierte ihn völlig. Und diese Strafe wirkte auf das feinfühlende Kind stärker und lastender, als Schläge es konnten.

So kam es allmählich, daß die „Furcht vor der Lüge" dem kleinen Hans die Unbefangenheit raubte und ihn ängstlich und mißtrauisch gegen sich selbst machte, ihn jedes Wort vorsichtig abwägen ließ.

Renate litt tief, wenn sie sah, wie die heitere Sonne im Antlitz ihres Jungen einem verwirrt-nachdenklichen Schatten wich und er sich gequält und schüchtern im Hause herumdrückte. Und auch Johannes litt. Er sah und fühlte das alles, aber er konnte nicht anders. Es war Naturgebot! Wie er atmete, aß und trank, wie er sein Weib und Kind liebte, mußte er auch kämpfen gegen Lüge und Heuchelei — für das Wahrsein des Menschen. Am heißesten für seines Kindes Wahrheitskraft!

Und seltsam war es zu sehen, wie Hänschen trotz aller Strenge des Vaters die Liebe durchfühlte und in guten Tagen so vergötternd und beglückt auf seiner Spur ging, daß Renate in heftiger Eifersucht lebte, er stehle ihr die Liebe des Kindes.

Und nun war dieses letzte gekommen.

Alles, was der Pastor erfuhr, war, daß in der Schule ein Streich verübt worden sei, daß sein Sohn bei dieser Gelegenheit gelogen habe, um Strafe von sich abzuwenden, dann das Ordnungsbuch mit dem Tadel für die Lüge vernichtet und, um dies zu verdecken, ein ganzes Gewebe neuer Lügen vorgebracht habe.

Das war alles, was der Pastor wußte, was er je über diese Begebenheit erfuhr, obgleich ihm später eine Ahnung davon kam, daß alle Tatsachen wahr sein können, und die wahre Wahrheit dennoch diesen Tatsachen entgegengesetzt sein kann.

Denn das, was der Pastor nicht wußte, war folgendes. Der Schulstreich war verübt worden. Alle kannten den Täter, alle leugneten, ihn zu kennen. Doktor Dielitz, der Lehrer, fragte den Pastorssohn. Der sagte etwas ängstlich, aber wie ihn der Vater gelehrt hatte: „Ich weiß, wer's war, aber ich sag's nicht."

Doktor Dielitz forschte zornig weiter. Zuerst schwieg das Kind. Allmählich verwirrten ihn die heftigen Fragen des Lehrers. Die Jungen winkten ihm drohend. Er stotterte endlich ratlos, um den Kameraden nicht zu verraten: „Ich weiß nicht, wer's war."

Der Widerspruch war erwiesen. Doktor Dielitz nagelte ihn darauf fest. Hänschen verwickelte sich mehr und mehr. Schließlich erklärte der Lehrer ihn selbst für den Missetäter, der die Papierschnitzel geworfen hatte. Er leugnete heftig. Aber der „Tadel für Lügen" wurde in das Ordnungsbuch eingetragen.

Und nun war die Schule geschlossen. Zögernd, schleppend ging der Junge nach Haus. Fieberhaft flogen ihm die Gedanken. Und alle liefen darauf hinaus: „Nie darf der Vater das Ordnungsheft sehen! Nie!"

Keine Ahnung kam ihm, daß man eine Unterschrift fälschen könnte, so etwas Hinterhaltiges, Ueberlegtes gab es gar nicht in seiner reinen Kinderseele. Nur eins: fortwerfen! Er atmete förmlich auf bei dieser rettenden Idee. Ohne Besinnen riß er das Heft in kleine Stücke und warf die Fetzen auf die Straße. Dann rannte er wie gehetzt nach Haus. Ganz glückselig und vergnügt war er. Alle Angst und „Sünde" war vergessen. Am nächsten Tage in der Schule schwieg er zunächst auf alle Fragen. Und als der Lehrer ihn zum Sprechen zwang, erzählte er eine lange Phantasiegeschichte, die er im Erzählen selbst zu glauben begann.

Das war es, was der Pastor nicht wußte, als heut am Sonntagmorgen Doktor Dielitz zu ihm kam, „um die Sache klarzustellen".

Dielitz war eine Strebernatur, dabei ein seelenmörderischer Pädagoge. Er stand in ewigem Kampf mit dem freigeistigen Pastor. Nicht undeutlich ließ er heut merken, daß bei dem Kind eines Geistlichen, der gezwungen sei, den Abschied aus solchen Gründen zu nehmen, wie Pastor Keller, eine andre, sittlichere Erziehungsfrucht kaum zu erwarten stehe.

Der Pastor hatte die Stichelei nicht beachtet. Wer an einer tiefen Wunde krankt, merkt den Nadelstich nicht. Nur auf das Kind hatte er geblickt, das mit aufregungsheißen Backen und krampfhaft verschlungenen Händen in der Mitte des Zimmers stand und mit Renates tränenlosen, großen, verzweifelten Augen zu ihm hinstarrte.

Dann war er entlassend aufgestanden. Vor diesem Menschen wollte er sein Kind nicht strafen. Er begleitete Dielitz mit kurzem Abschied hinaus. Als er in seine Stube zurückkehrte, traf er im Hausgang auf Renate, die von dem Nebenzimmer aus das peinliche Verhör des Kindes miterlebt hatte.

„Was willst du tun?" fragte sie unruhig. „Willst du ihn — schlagen?"

Ihm selbst war die Kehle zugeschnürt. Aber er kämpfte alles eigne Fühlen nieder: „Geh in den Garten hinaus, Renate. Und — komm nicht zu ihm, bis ich es dir sage."

Da — zum ersten Male seit drei Jahren — griff sie nach seiner Hand, die sich zu der Klinke hob, und hielt sie flehend fest. In ihren Augen war ein unbestimmbarer Ausdruck.

„Tu's nicht!" sagte sie leise. „Tu's nicht, Johannes! Um — deinetwillen!"

Einen Augenblick stand er regungslos, wie gefangen von der Berührung der geliebten Hand, und in seinem Herzen wollte es aufjubeln. Und dann hatte er sie doch von sich geschoben: „Ich kann nicht anders. Es muß sein! Geh!"

Da war sie zur Seite gewichen und gegangen.

In seinem Zimmer, immer auf der gleichen Stelle, immer mit den gleichen Augen, hatte er das Kind gefunden.

Schweigend griff er nach seinem Lineal und befahl dem Knaben, die Hände auszustrecken. Mit einem großen staunenden Blick ließ Hänschen den ersten Schlag über sich ergehen. Er zuckte nicht einmal. Es schien, als sei sein Körper gefühllos geworden, als hätte sein Seelenleid alle Kraft zum



Frühling. Nach dem Gemälde von Max Nonnenbruch

Schmerz gefesselt. Den Körper des Vaters durchlief ein Schauer.

Als der zweite Schlag gefallen war und das Kind noch immer regungslos verharrte, da warf Johannes das Lineal auf den Schreibtisch zurück, von Ekel gegen sich selbst gepackt, und rang nach Worten. „Geh in dein Zimmer!“ stieß er endlich heraus. „Dort bleibst du allein bis morgen.“

Hänschen stand noch immer mit vorgestreckten Händen. Langsam ließ er sie sinken. Jetzt erst, bei dem bekannten Gebot, zuckte es in dem heißen Gesichtchen. Draußen lachte der Spätsommersonntag. Tausend zerstörte Pläne, Versprechungen der Mutter, Verabredungen mit den Schulfreunden flogen im Nu durch den Kindergeist.

Einen ganzen Sonntag lang allein! Für das Kind, das weder Vergangenheit noch Zukunft versteht und nur in der Gegenwart lebt, ist eine Stunde, ein Tag eine unendliche Zeit.

Johannes las die trostlose Verzweiflung in dem flehenden Blick seines Jungen, aber er merkte auch, daß diese Verzweiflung nur der Strafe galt, nicht der Lüge.

„Geh!“ sprach er hart, „und denke daran, daß die Lüge dich immer ausschließen wird von allen, die du lieb hast.“ —

Schwer und trübe war der Tag verflossen. Renate hatte er nur bei der Mittagsmahlzeit gesehen. Erst am Abend, als der alte Doktor erschien, war auch sie wieder zum Vorschein gekommen. Und dann war zwischen ihm und dem alten Herrn die Diskussion über „Theorie und Leben“ aufgekommen, und Renate hatte geschwiegen, bis sie den Alten unterbrochen hatte.

Der Schmerz von heute siegt immer über den von gestern. Die Qual, die das Strafen des Kindes ihm bereitet hatte, verblaßte. Immer sah er Renates schönes, wild leuchtendes Antlitz vor sich, wie sie zum erstenmal vor dem Fremden das Tuch von der Wunde ihrer Ehe gerissen hatte. Immer hörte er ihre Worte: „Was ist Existenz und Weib und Kind für den Fanatiker der Wahrheit!“

Ihm fiel ein, wie er zu dem Kinde gesprochen hatte: „Die Lüge wird dich stets ausschließen von allen, die du liebst!“

Die Lüge? Nein! Die nicht! Die Wahrheit schloß aus! Die war es, die ausschloß, die verbannte, die in die Einsamkeit trieb! Es flieht keiner in die Wüste, der nicht dorthin gehetzt wird ...

Johannes lehnte sich wieder an die große alte Linde auf dem Platz vor dem Hause. Er blickte zu den Scheiben hin, hinter denen Renate bei dem Kinde schlief.

Er dachte an die Jahre, an die Stunden, in denen er das geliebte Weib an seinem Herzen gehalten hatte, er dachte an ein Glück, das er nie vergessen hatte, und das nun quälend und mahnend seinen matten Körper, seinen erregten Geist beherrschte. Das ihn ansah mit Renates Augen, ihn küßte mit Renates Lippen und zu ihm sprach: „Kein andrer quält sich wie du! Es streben doch alle nach Glück! Weshalb nur du allein nicht?“

Und dann griff er zu dem großen Mittel der Großen: stolz zu sein auf den Schmerz!

*

Am nächsten Morgen erfuhr Hänschen zu seiner staunenden Freude, daß er hier in der Stadt nicht mehr in die Schule gehen werde, sondern bis zu der Zeit des Umzugs nach der Hauptstadt bei Papa unterrichtet werden solle. Jubelnd stürmte er nach dem Frühstück in die Studierstube, wo der Pastor am Schreibtisch saß.

Alles Geschehen des vergangenen Tages war bis dahin völlig verlöscht gewesen. Nur noch das Glück und den Stolz gab es, bei dem Vater Stunde zu haben. Als er ihn nun hier sitzen sah wie gestern, da erwachte plötzlich die Erinnerung. Beklommen hielt er an der Schwelle an und kam nur langsam näher.

Johannes' müde, überwachte Augen sahen den Wechsel in seines Kindes Zügen. In unwillkürlichem Triebe öffnete er die Arme: „Komm!“ rief er mit aufwallender Bewegung.

Noch einen Augenblick zögerte der Junge, dann stürzte er glückselig an des Vaters Brust, umschlang seinen Hals zärtlich und schmiegte seine warme Kinderwange an die hagere des Mannes.

„Papa!“ sagte er in seinem überquellenden Glücksgefühl, „bitte, Papa, wünsch dir doch mal was von mir! Ich möchte dir doch so gern was schenken!“

Liebevoll fuhr der Pastor dem Jungen durch die Locken: „Dann wünsch' ich mir ein paar recht schöne Blumen von dir! Keine Gartenblumen, sondern solche, die du mir selbst suchen und pflücken sollst.“

„Heckenrosen sind nicht mehr! Alle Rosen sind verblüht,“ überlegte Hänschen sehr ernstlich.

„Ja,“ sagte der Vater vor sich hin, „die Rosen sind verblüht.“

„Aber Wasserlilien und Vergißmeinnicht gibt's noch,“ tröstete Hänschen.

„Schön, mein Junge! Und nun wollen wir anfangen.“

Er setzte sich an den Mitteltisch, Hänschen legte seine Bücher zurecht, faltete die Hände und begann, wie in der Schule, zu leiern:

„Unsern Eingang segne Gott, unsern Ausgang —“

„Nein, Hänschen!“ unterbrach ihn der Pastor. „Ganz so, wie dir's ums Herz ist.“

Hänschen überlegte ein paar Minuten lang mit ernstem Gesicht. Dann verklärte sich seine Miene. Er faltete abermals die Hände und betete andächtig und inbrünstig: „Lieber Gott, ich danke dir, daß ich nicht mehr in die Schule zu Herrn Dielitz zu gehen brauche!“

*

Zur Mittagszeit war ein schweres Gewitter niedergegangen.

Noch am Spätnachmittag schlug der Regen an die Scheiben des Studierzimmers, wo der Pastor an seiner Arbeit saß. Er schrieb: „Wie alle Großdenkenden sah Jesus die Welt aus der Gipfelperspektive, einheitlich, als ein Ganzes. Deshalb verlangte er, daß jeder einzelne Teil sich in dieses Ganze einpasse, ebenso wie sich die Figuren eines vielgestaltigen Bildes in den begrenzenden Rahmen fügen. Warum verstanden sie ihn nicht? Warum verstand er sie nicht?

Auch die Elendesten wollten nicht aufgehen im Ganzen, sie wollten bleiben, was sie waren. Das trieb sie immer wieder zurück in die Lüge, in die

Arme einer Macht, die Rute und Zuckerbrot in Händen hielt. Er aber wollte die Macht und die Kraft und die Verantwortung in sie selbst hineinlegen. Doch es kamen die Darbenden, die Glücklosen und sahen ihn an mit bittenden Augen: ‚Wozu lebten wir?‘ Und höhnisch lachte der Tod... Sollte er zweierlei Wahrheit lehren? Die eine für die Starken, die andre für die Schwachen? Nein, er wollte keinen Kompromißgott, er wollte keinen Kompromißmenschen! Alle sollten sich beugen unter das Gebot des heiligen Geistes der Wahrheit —"

Bis hierhin war er gekommen. Da trat Renate mit Hut und Schirm hastig ins Zimmer. Hinter ihr sah die alte Mine gespannt hinein.

„Nein," sagten beide zugleich.

Johannes hob erstaunt den Kopf von der Arbeit. „Was ist denn, Renate?"

„Der Junge —! Wir wissen nicht — seit zwei Stunden — Mein Gott, wo kann er nur sein —?"

„Nur ruhig! Er wird zu seinem Freund Fritz Müller herumgelaufen sein. Mine, gehen Sie doch —"

„Da is er auch nich, Herr Pastor. Ich hab' ja schon überall 'rumgefragt. Gott, Frau Pastorn, ich weiß ja nich — aber der olle Drähnbartel von Gendarme, der Friese, der meinte ja, er hätt' ihn gegen Fünfen mitten im Regen nach'm Prerower Wald laufen sehn. Ich wollt' ja noch nich von reden, aber nu —"

Der Pastor stand schnell auf: „Die Blumen!" rief er erschrocken.

„Was für Blumen?"

„Ich weiß nicht — er wollte mir welche pflücken — Vergißmeinnicht oder — Wasserlilien — Renate! Nur ruhig! Ruhig!"

Sie hatte sich an den Türpfosten gelehnt. Als er herankam, richtete sie sich auf und griff hastig nach seiner Hand: „Komm! Nach dem Waldsee!" —

Durch den menschenleeren Wald zog das gleichmäßige, schwüle Rauschen des Gewitterregens. Kurze Windstöße warfen die schwerhängenden Wolken zuweilen auseinander. Dann flogen fahle Lichter über das dunkle Antlitz der Erde wie ein blasses, schmerzliches Lächeln. Herbstfäden hingen grau und wasserschwer an den Büschen. Ein Flüstern und Raunen ging durch die Luft: ‚Balder stirbt!‘

Und dann wurden die Stimmen der Natur übertönt durch Menschenruf. Nach allen Seiten hin gellten die Rufe der Suchenden durch den Wald.

Der Pastor und Renate eilten dem Waldsee zu. Durch Baumstämme und Schilfkranz blitzte es grünlich funkelnd. Die Blicke suchten fieberhaft und wagten doch kaum zu sehen. Plötzlich stockte Renates Fuß. Stumm deutete sie auf eine Stelle im Farnbusch. Dort lag eine kleine Botanisiertrommel — Hänschens Botanisiertrommel.

„Ruhig, nur ruhig," sagte Johannes. „Er kann hier vorübergekommen sein. Noch wissen wir nichts —"

Seine Stimme klang so verändert, daß Renate die Augen zu ihm hob. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Da vergaß sie fast den eignen Kummer; nur unsägliches Mitleid, tiefes, angstvolles Fühlen für ihn war in ihren Augen.

„Ich bin schuld," murmelte sie und hielt seine Hand fest in der ihren. „Nur ich —"

Sie wollte reden, wollte ihm sagen, daß sie das Kind allein gelassen, weil es sie gekränkt habe, daß es bei dem Vater so glücklich gewesen war. Aber dann wieder gewann sie es nicht über sich, so offen zu sprechen, als sei schon alles verloren. „Und wir wissen ja noch gar nichts, Johannes, nicht wahr —? Wir müssen erst —"

Von allen Seiten klangen die Rufe durch den düsteren, dämmernden Wald: „Hänschen! — Hänschen Keller! — Hänschen!"

Stumm, mit abwehrendem Forschen gingen die Eltern rings um den See herum.

Nichts. Kein Zeichen. In dem Gewirr von Sumpfgras und Blumen haftete keine Spur. Tückisch grün funkelte der See, gurgelte, wallte auf unter dem peitschenden Regen, als wolle etwas herauf aus den Tiefen. Als versuche irgend ein Verzweifeltes da unten, sich loszureißen von Tang und Algen, hinaufzukommen ans Licht —

Renate sieht etwas Weißes — Auftauchendes — mitten auf dem See — Krampfhaft packt sie Johannes' Arm.

Der fühlt einen kalten Schauer über den Rücken gleiten. Für Augenblicke ist er wie blind.

„Nein! Nichts!" sagt er endlich aufatmend. „Ein Stück Papier! — Komm — wir wollen — Still!"

Regungslos stehen sie — halten den Atem an.

„Frau Pastorn! — Herr Pastor! — Frau Pastorn —"

Mines schrille Stimme. Von weit her. Andre mischen sich ein. Wie an einer Kette läuft der Ruf:

„Frau Pastorn! Herr Pastor! Frau Pastorn!"

„Hier! Hier sind wir!"

Durch das triefende Farngebüsch stürmt es heran. Ein ganzer Haufen. Ein Junge — Fritz Müller, der Rotkopf, voran.

„Er is ja da! Frau Pastorn! Herr Pastor! Er is ja da!"

Und nun noch einen Augenblick der Todesangst.

„Wie? Wo?"

„Zu Hause sitzt er ja und heult! Weil er die Blumen verloren hat! Und wie er aussieht! Au je! Alles quietschnaß!"

Und dann kommt Mine ihnen entgegengekeucht und läuft lachend und weinend und berichtend neben ihnen her.

Jeder sagte nun irgend etwas. Gerade so, wie vorhin jeder das Schlimmste erwartete, so stellte es sich nun heraus, daß jeder sich gleich gedacht hatte, „es würde so kommen".

Johannes und Renate fanden das Gleichgewicht der Seele wieder, bis dann zu Haus die paar hervorgeschluchzten Worte des Kindes alle mühsam niedergezwungene Bewegung von neuem weckten.

Der Anblick der so lange und schmerzlich gesuchten grünen Botanisiertrommel brachte die Wahrheit auf Hänschens Lippen. Er hatte sich geschämt, ohne die Blumen nach Hause zu kommen. Erst am Vormittag hätte der Vater gesagt, man solle nichts halb tun. Vielleicht hätten die Eltern nicht einmal geglaubt, daß er dazu in den Wald gelaufen sei! Da wollte er lieber gar nichts von den Blumen gestehen und sich ruhig dafür strafen lassen,

daß er in den Regen hinausgelaufen sei! Dann fiel ihm plötzlich mit Schrecken ein: das ist ja auch Lüge! „Gedankenlüge“ hatte der Vater gesagt. Verzweifelte Pläne wirbelten in dem ratlosen Kinderhirn. Er wußte nicht mehr aus noch ein.

In diesem Zwiespalt, in dieser tödlichen Furcht vor der Lüge hatte er sich in der Nachbarscheune versteckt, um die Kleider trocknen zu lassen und so vielleicht unbefragt zu bleiben. So war er eingeschlafen, und so hatte ihn Fritz Müller entdeckt.

Schweigend hörten die Eltern zu. Kein Blick wurde zwischen ihnen gewechselt. Beide vermieden unwillkürlich alle Schlußfolgerung. Beide beschränkten sich auf die Sorge für den Augenblick.

Da die Röte auf Hänschens Backen sich als Fieber erwies, steckte Renate ihn eiligst ins Bett.

Am nächsten Tage stand der alte Griebenow an Hänschens Krankenbett. Das Fieberthermometer zeigte auf 39,9. Der alte Arzt murmelte etwas von Nervenfieber und gab Chinin. Als er am Abend das Thermometer aus der Achselhöhle des Kindes nahm, machte er ein finsteres Gesicht: „Vor allen Dingen Ruhe, absolute Ruhe! Schlafmittel möchte ich nicht geben. Wenn irgend eine Veränderung eintritt, lassen Sie mich's wissen.“

Einsam blieb der Pastor auf seiner Studierstube. Einsam saß Renate am Bett des unruhigen Kindes. Der Hausgang trennte die Stuben.

Johannes las und schrieb nicht. All die angeschlagenen Töne des gestrigen und heutigen beängstigenden Tages schwangen nach.

„Wenn man zusammen hofft und fürchtet, so ist man eins und untrennbar,“ klang es wunderlich lockend und besänftigend in ihm.

Rastlos schritt er auf und nieder. Immer wieder trieb es ihn über den Gang, um zu lauschen, zu fragen. Schweigend winkte Renate ihn zurück. Endlich versuchte er doch zu arbeiten. Die Müdigkeit überwältigte ihn. Immer wieder raffte er sich auf.

In der Mitte der Nacht wurde er aus schweren Träumen geweckt; Renate stand neben ihm.

„Komm! Er ruft immerfort nach dir! Ich will Mine doch lieber zu Griebenow schicken. Ich weiß nicht —“

Während sie über den Gang eilten, sagte sie tonlos, wie gehetzt sprechend: „Wenn er sich nur nicht so furchtbar quälte! Wenn er nur schlafen könnte! Er spricht — spricht immerfort. Ich habe schon alles versucht — es nutzt nichts — er hört mich nicht —“ Wieder starb das Wort im Schauer der Mutterangst.

Vorsichtig öffnete Johannes die Tür zum Krankenzimmer. Auf der Waschtoilette in der einen Ecke brannte trübe ein flackerndes Nachtlämpchen und warf einen ungewissen Schein über den Raum. Mine, die sonst auf schweren, gleichgültigen Holzschuhen durchs Leben schritt, kam ihnen auf Socken entgegen.

„Nu will ich nur schnell bei Herrn Doktor, Frau Pastorn,“ flüsterte sie und sah dabei ängstlich zu dem Bett hinüber, wo das Kind sich in den Kissen warf.

Renate winkte ihr eilig, zu gehen.

Seit sie in das Zimmer getreten war, hatte sie ein ruhiges, gleichmütiges Gesicht. Jetzt rief sie lächelnd zu dem Kinde hinüber: „Siehst du, Hänschen, da kommt der Papa! Da bring' ich ihn!“

Unwillkürlich flog es Johannes durch den Sinn: „Wie sie sich in der Gewalt hat! Wahrheit ist das nicht! Liebe ist es! Und ist das — mehr?!“

Er beugte sich über das Kind. Der Atem flog über die dunkelroten Lippen, abgebrochene Fieberworte mischten sich hinein. Johannes legte seine Hand auf die glühende Stirn.

Hänschen lag einen Augenblick ganz still. Dann schlug er plötzlich die Augen weit auf: „Bleib hier!“ flüsterte er hastig. „Bleib du hier, Papa! Der liebe Gott soll fort! — Ich will nicht zum lieben Gott! Ich will hier bleiben! Mutter! Muttchen! Laß mich hier! Ich will ganz artig sein. Der liebe Gott denkt, ich bin unartig, weil ich gelogen habe! Herr Dielitz hat gesagt, wenn ich unartig bin, straft mich der liebe Gott — Laßt mich doch hierbleiben — bitte, bitte —“

Das Kind richtete sich auf und faltete flehend die Hände.

Renate war an dem Bett in die Knie gesunken und hatte die Arme um den kleinen zuckenden Körper geworfen.

Da schrie das Kind in heiserem Flüstern auf: „Papa! Papa! Sag du's ihm! Sag du's ihm, er soll fort! Er hört nicht auf Mama! Sie sagt's ihm —, und sagt's ihm — und er geht nicht! Sag du's ihm, Papa, bitte, bitte! — Da — da. In der Ecke — am Ofen — da steht der liebe Gott! Ich hab' Angst! Ich hab' Angst, Papa! Ich will ja nie wieder lügen! Sag du ihm — ich will nie — wieder — lügen —“

Renate stieß einen Laut aus wie ein gequältes Tier.

Da nahm Johannes den Kopf des Knaben in seine beiden Hände und sagte laut und bestimmt in die Ecke hinüber: „Hänschen ist ein gutes Kind — Hänschen bleibt bei uns! Gehe fort aus dieser Stube — du — Gott!“

Eine bange Pause. Das Kind starrte mit dem umflorten Blick der übergroßen Augen zu dem Ofen hinüber.

„So,“ sagte Johannes entschieden, „nun ist er fort!“

Tief auf atmete Hänschen: „Ja, nun ist er fort.“

Er wollte wieder anfangen, aufgeregt zu flüstern; aber Johannes gebot streng in ernstem Tone: „Schweige, Hans. Du bist jetzt hier in der Stunde bei Papa und darfst nur sprechen, wenn du gefragt wirst. Verstehst du?“

„Ja,“ sagte das Kind gehorsam und blickte ruhiger in die Augen, die sich zu ihm hinabneigten. Die Macht der Gewohnheit, die Macht der Persönlichkeit siegte. Fest hielten die heißen Händchen noch die Finger des Mannes umklammert, aber das Kind ließ sich doch geduldig in die Kissen zurückbetten.

Eine Weile blieb es still im Zimmer. Nur der Atem des Kindes und das Knistern des Lichtes war zu hören.

Renate hob den Kopf, der auf die Bettkante gesunken war. „Schläft er?“ fragte sie leise.

Nein, er schlief nicht. Wieder öffneten sich die Augen weit, als sähen sie etwas Furchtbares. Un-

willkürlich trafen sich die Blicke der Eltern in ratloser Liebesangst.

„Wenn er das Schreckliche nur vergäße! Wenn er nur schlafen könnte!“ flüsterte Renate verzweifelt.

Da kam Johannes ein rettender Gedanke. Auf dem Tisch lag noch die Botanisiertrommel! Die Blumen!

Ehe Hänschen von neuem aufschreien konnte, nahm der Vater die beiden an der Decke zupfenden heißen Hände fest in die seinen:

„Nun höre, Hänschen, möchtest du wohl deine Blumen haben? Weißt du, die du für mich gepflückt hast?“

Das Kind hielt inne, lauschte auf.

Johannes schlang den Arm um Hänschens Leib und holte eine Handvoll trockenen Heus aus der Kapsel, die Renate in Eile geholt hatte.

„So! Siehst du! Nun sind wir beide auf der großen Wiese. Siehst du, hier wachsen herrliche Blumen. Nun kannst du pflücken, soviel du willst.“

„Pflücke du, bitte, Papa! Ich bin so müde!“ Das Köpfchen lehnte sich an die Schulter des Mannes.

„Hier ist Vergißmeinnicht! Siehst du, ich leg's hier in deine Hand. Und hier sind Veilchen —“

„Nein, nein!“ Das Kind stieß die Hand zurück. „Keine Veilchen! Rosen will ich! Pflücke mir Rosen!“

Unwillkürlich flog es ihm vom Munde: „Rosen? Die Rosen sind verblüht!“

Aber das Kind schrie auf: „Ich will Rosen haben! Nur Rosen! Die andern Blumen will ich nicht! Papa, gib mir Rosen — bitte, bitte!“

Da nahm Johannes Keller irgend eine trockene Blume und legte sie in die Hand seines Jungen.

„Ist das eine Rose, Papa?“

„Ja, Hänschen!“

„Schöne Rose,“ lispelte das müde Kind, ein wenig lächelnd.

Und wieder lag der heiße Kopf an der Schulter des Vaters. Stiller wurden die Augen, ruhiger und gleichmäßiger der Atem. Unverwandt sahen die Eltern auf das leicht schlummernde Kind.

So verging mehr als eine halbe Stunde. Dann wurden draußen Schritte hörbar. Der alte Griebenow trat eilig ein. Hinter ihm Mine.

Die drei im Zimmer rührten sich nicht. Mine stellte sich an den Ofen und blickte von dort aus mit gefalteten Händen zu dem Bett hin. Griebenow beugte sich prüfend über das Kind. Ein leichter Schweiß deckte das kleine müde Gesicht.

Mürrisch zuckte der Alte die Achseln: „Ja, wozu, um alles in der Welt, bin ich denn eigentlich hierher gesprengt worden?! Na — um so besser! — Tut nichts! — Ist alles in Ordnung! Laßt den Jungen ruhig schlafen. Medizin nur, wenn er von selbst aufwacht —“

Ueber Hänschens Gesicht gleitet bei dem bekannten polternden und wenig gedämpften Ton ein schwaches Lächeln. Halb heben sich die Lider: „Onkel — Doktor —“

„Ja, mein Junge, Onkel Doktor will dir gute Nacht sagen. Und jetzt wird artig geschlafen!“

„Papa — gehen wir morgen — wieder auf die Wiese?“

„Ja, Hänschen!“

„Und pflücken Rosen?“

„Viele rote Rosen!“

Schläfrig, wohlig kommt es von den Kinderlippen:

> „Buko von Halberstadt,
> Bring mir morgen vom Markte was,
> Bringe mir ein halbes Lot
> Mandel, Rosin und Zuckerbrot.“

„Und — Zuckerbrot,“ sagte Johannes Keller tonlos.

Der alte Griebenow warf ihm von der Seite einen erstaunten, prüfenden Blick zu: „Herrgott, wie sehen Sie aus!“ murmelte er erschreckt und winkte Renate, das Kind niederzubetten.

Auf den Zehenspitzen gingen die beiden Männer in das Studierzimmer zurück. Griebenow ließ sich gähnend an dem Mitteltisch nieder und fragte nach den Vorgängen im Krankenzimmer.

Der Pastor ging ruhelos vor ihm auf und nieder und berichtete in möglichst trockenem Ton. Ein paarmal nickte der Alte still vor sich hin und sah dem andern mitleidig zufrieden nach.

Es war ein unglücklicher Zufall, daß Johannes bei seiner Wanderung sich einmal zu früh umdrehte und dieses mitleidige Lächeln noch bemerkte. Er stutzte und sah den alten Herrn groß an. Eine tiefe Röte flog über seine Stirn, er blieb vor Griebenow stehen und sagte finster und heftig: „Recht haben Sie doch nicht, Herr Doktor! Glauben Sie nicht, daß ich bereit bin, Ihnen jetzt deshalb recht zu geben, weil ich selbst heute nacht —“

Er brach ab und wehrte dem energisch Einredenden und Beteuernden im Tone tiefster Entmutigung: „Nein, lassen Sie nur, Herr Doktor! Ich habe Sie schon verstanden — ja! Ich verstehe schon! Ich verstehe!“

Der gutmütige Arzt hatte vergebens versucht, zu unterbrechen: „Aber, lieber Freund! Lieber Freund! Wie können Sie denn das alles nur so tragisch nehmen!“

Er war aufgesprungen und zu dem Pastor gelaufen, der sich an das Fenster gestellt hatte und geistesabwesend hinausstarrte, ohne zu merken, wie der kleine Herr reuevoll und bedauernd seine Schulter, seinen Arm streichelte.

„Aber, was sind Sie nur für ein komischer Mensch, lieber Pastor! Immer — schuldbewußt, wenn Sie einmal das Einfach-Menschliche getan haben, anstatt mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Immer unzufrieden, wenn alle andern mit Ihnen zufrieden sind. Ist das wohl recht?“

Er bekam keine Antwort und fuhr deshalb eifrig fort: „Wir wollen uns freuen, daß wir Ihren Jungen so weit haben. Vielleicht wirklich vor allem dadurch, daß Sie es fertig gebracht haben, ihn zu beruhigen. Als ob es solchem Resultat gegenüber auf das Mittel ankäme!“

Er schüttelte betrübt den Kopf, klopfte dem Pastor noch einmal auf die Schulter und ging langsam zur Tür.

„Und im übrigen, lieber Freund, siegt eben doch immer das Ewig-Menschliche! Und darum ist es gut, wenn man sich von vornherein nicht zu sehr für eine Ausnahme von der Regel betrachtet und möglichst nie ‚nie' sagt. Verzeihen Sie den Scherz! Und nun: Gute Nacht, Herr Pastor, oder vielmehr: Guten Morgen. Grüßen Sie Frau Renate.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“

An der Tür zu Hänschens Zimmer lauschte Johannes einen Moment. Es war alles so still, daß er nicht zu stören wagte. Vielleicht hatte sich Renate dort auf ihr Bett gestreckt.

Langsam ging er in sein Zimmer zurück. Am Fenster stand er und blickte in den aufdämmernden Morgen hinaus: Das Ewig-Menschliche! Sich selbst untreu werden, das nennen sie das „Ewig-Menschliche"!

Er preßte die Stirn so gewaltsam gegen das Fensterschloß, daß sich ein tiefes Mal in die Haut eingrub. Der körperliche Schmerz tat ihm wohl.

Fern am Horizont, über dem dunkeln Waldrand lag ein goldgelber Streifen. Dort wollte sich die Sonne heben. Aber sie drang nicht durch die regungslosen, schwerhängenden Wolkenballen. Dann verlöschte auch der helle Streifen im Nebel. Alles wurde grau — düster — kalt.

Tiefe Sehnsucht nach Helle und Wärme packte den Einsamen. Fröstelnd setzte er sich in seinen Schreibtischstuhl, schlang die Arme ineinander und zog den Rock enger um sich. Sein Kopf senkte sich gegen die Lehne. Er schloß die Augen. „Ein Blinder, der das Licht träumte!" wühlte es schmerzlich in ihm — „Das ist alles!"

„Johannes!" sagte da Renates Stimme neben ihm.

Er wollte aufspringen, aber sie hielt ihn zurück: „Hänschen schläft ganz ruhig. Mine klingelt, wenn er sich rührt —"

„Und willst du dich nicht auch —"

„Ich — kann nicht — ich — Johannes!"

Sie liegt auf den Knien neben seinem Stuhl und reißt seine Hand an die Lippen. Sie möchte reden — erklären — klagen — jubeln — und kann nur in abgebrochenen Worten stammeln.

Johannes will ihr wehren, will sie aufrichten. Flehend schmiegt sie sich in seine Arme, zieht seinen Kopf zu sich nieder, küßt seinen Mund so heiß, so sehnsüchtig, daß alle Worte versiegen und alles Denken verlöscht.

Und dann hat er sie zu sich heraufgezogen. Beide sitzen in dem großen Lehnstuhl. Er hält sie eng in den Armen.

Und sie flüstern! Lange!

„Ich hab's ja nicht mehr gewußt! Ich hab' ja gedacht, du bist so hart und unmenschlich, wie du dich stellst, und liebst uns nicht, und nun weiß ich's! Das Kind ist dir doch mehr als deine furchtbare, eiskalte Wahrheit!"

Schweigend küßt er sie. Da schlingt sie die Arme um seinen Hals und murmelt leise und stockend: „Ich will's dir nur lieber sagen — ich hätte es nicht mehr ertragen — ich wäre in den Wald gegangen — in den Waldsee —, wenn du auch jetzt noch — an Hänschens Bett —"

„Schweig!" sagt er heftig und drückt ihren Kopf mit zitternder Hand an seine Brust. — —

Draußen hebt sich der Tag mehr und mehr. In alle Winkel kriecht das Licht. Die Vögel beginnen sich zu regen; Stadtlärm erwacht.

Drinnen im Zimmer die beiden sind still geworden. Renate schläft; an Johannes' Schulter liegt ihre Wange. Auf ihrem Antlitz ruht sein Blick. Und in all dem Glück, mit dem der Mann das wiedergefundene Weib umschlungen hält, fühlt er die tödliche Scham des geisteseinsamen Menschen, der sich selbst verloren hat, weil er *die* nicht verlieren wollte, die er liebt.

Mit weit offenen Augen blickt Johannes in das Licht des neuen Tages. Ein ahnendes, tiefschmerzliches Schauen dämmert in ihm auf. Er sieht sie heraufsteigen, die neuen Tage — *seine* neuen Tage!

Das schwermütige Zarathustrawort klingt in ihm:

„Ich liebe die, die nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, denn es sind die Hinübergehenden.

„Ich liebe die, deren Seele tief ist auch in der Verwundung, und die an einem kleinen Erlebnisse zugrunde gehen können: so gehen sie gern über die Brücke —"

Und er weiß: er wird gern über die Brücke gehen!



Vom Teltow-Kanal: Die Kanalschleuse bei Klein-Machnow im Bau



Mündung des Kanals in die Havel bei Klein-Glienicke

Der Teltow-Kanal

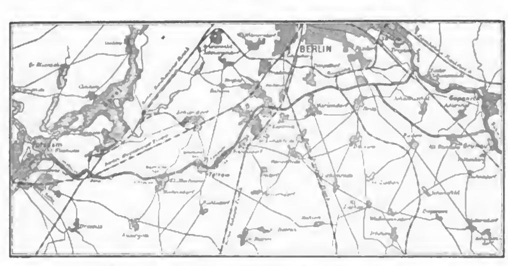
Von

Otto Jentsch

(Hierzu acht Abbildungen und eine Planskizze)

Am 22. Dezember 1900 wurde im Schloßpark von Babelsberg bei Potsdam unter Teilnahme des Kronprinzen der erste Spatenstich am Teltow-Kanal, der künstlichen märkischen Wasserstraße getan, die den jetzigen durch Berlin führenden Schiffahrtsweg von der Elbe zur oberen Oder um 16 Kilometer und von der Elbe zur oberen Spree um rund 13,5 Kilometer abkürzen wird. Das Riesenwerk hat trotz der vielfachen unvorhergesehenen Schwierigkeiten einen solchen Fortgang genommen, daß dessen Vollendung zum Spätsommer 1905 in Aussicht steht. Die von dem Kreise Teltow zu tragenden Kosten des Kanals sind auf 25½ Millionen Mark veranschlagt, so daß sich ängstliche Gemüter fragten: durfte ein solches Wagnis ohne Staatszuschuß lediglich auf Kosten des Kreises unternommen werden? Heute sind solche Fragen bereits verstummt. Die Ueberzeugungstreue, mit der dieses zur Nachahmung nicht genug zu empfehlende Werk der Selbsthilfe auf Grund des von den königlichen Bauräten Havestadt und Contag in Wilmersdorf bei Berlin bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Entwurfs begonnen und bisher fortgeführt worden ist, nötigt selbst den Kanalgegnern Achtung ab. Immer mehr bricht sich die Ansicht Bahn, daß der Kanal wohl in der ersten Zeit nach Inbetriebnahme noch eine Zubuße seitens des Kreises erfordern wird, daß aber nach kurzer Zeit die Einnahmen und der Verkehr so steigen werden, daß sie eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals gewährleisten können.

Der Kanal beginnt bei Klein-Glienicke an der unteren Havel, durchschneidet die kleine Höhe zwischen Babelsberg und Glienicke, benutzt den Griebnitzsee und tritt nach Kreuzung der Berlin-Nordhausener und Berlin-Magdeburger Eisenbahn in das Tal der Bäke oder Bake und verfolgt dieses bis nach Steglitz. Unterhalb Klein-Machnow befindet sich die einzige Schleuse des Kanals, der von



Uebersichtsplan des neuen Teltow-Kanals und seiner Umgebung



Ein Naßbagger in Tätigkeit im früheren Schönow-See

hinein versumpften Bäketals bilden.

In geologischer Beziehung zerfällt das vom Teltow-Kanal durchschnittene Gebiet in vier Abschnitte; danach gestaltet sich auch die Bauausführung recht verschiedenartig.

Die erste Strecke führt von der Mündung in die Havel durch sandiges mit reichem Waldstande bedecktes Gebiet bis in die Gegend von Klein-Machnow. Die zweite Strecke von Klein-Machnow bis zum Ausgang des Bäketals bei Steglitz enthält zum größten Teil Lehmboden. In beiden Abschnitten wird für das Kanalbett die vorhandene natürliche Rinne benutzt, die früher ein einziger langgestreckter See gewesen sein muß und heute nur noch den Klein-Machnow-, Schönow- und Teltowsee enthält. Diese Rinne ist durch Kalkschlamm und Torfbildung verlandet und mit Vegetation bedeckt. Trotzdem die Kalkschlamm- und Torfablagerungen sich bis zu 17 Meter Tiefe erstrecken, haben sie sich so wenig tragfähig erwiesen, daß die Einschneidung des Kanalbettes großen Schwierigkeiten begegnete. Es mußte hier durch breite bis auf den festen Untergrund geschüttete Sanddämme gesichert werden: eine schwierige, kostspielige und gefährliche Arbeit, da der zur Durchschüttung dieser Leinpfaddämme erforderliche Sand herbeigeschafft und der ausgetriebene Schlamm- und Moorboden weggeschafft werden mußte.

hier aus in den Machnower See eintritt und die obere Stromstufe des Bäketals erreicht. Weiterhin im Bäketal benutzt der Kanal noch den Schönow- und den Teltowsee. Bei Lankwitz durchbricht er den Tempelhof-Mariendorfer Höhenzug bis östlich von Britz und tritt hierauf in die Oberspreeniederung, um dicht unter Grünau in die Wendische Dahme zu münden. Ein bei Britz abzweigender Verbindungskanal führt zur sogenannten Kanne bei Niederschöneweide an der Oberspree. Er soll dem Verkehre der zahlreichen industriellen Anlieger zwischen Berlin und Cöpenick dienen, während der Hauptkanal die Durchgangsschiffahrt nach und von der Oder aufzunehmen hat. Der Teltow-Kanal soll aber nicht allein als Schiffahrtsstraße ersten Ranges gebaut werden, sondern er soll gleichzeitig eine mustergültige Entwässerungsanlage des Spreetalgeländes, insbesondere des bis in große Tiefen

Der Machnowsee erfährt durch den Kanal eine Absenkung seines Spiegels um 55 Zentimeter, der Teltowsee, der nunmehr lediglich ein verbreitertes Kanalbecken bildet, eine solche um 3 Meter. Die Bäke geht von Groß-Lichterfelde bis zur Mündung ganz in dem künstlichen Wasserwege auf.

Der dritte Kanalabschnitt von Steglitz bis Britz erfordert die bedeutendsten Erdarbeiten, da hier einerseits die Hochfläche des hügeligen Teltower Plateaus für das Kanalbett durchbrochen werden muß, anderseits aber auch kesselartige Einsenkungen in Gestalt verschlammter und vertiefter Pfuhle teilweise aufgefüllt werden mußten.

Die vierte Kanalstrecke von Britz bis zur



Ausschachtung des Kanalbettes bei Steglitz



Erdtransport durch Lokomotiven im Kanalbett

Mündung liegt im Spreetal, das in voller Breite mit mächtigen Sandmassen angefüllt ist. Die oberen Schichten, die man als „Talsand" bezeichnet, sind bis auf etwa 5 Meter feinkörnig, dann folgen grobkörnige bis grobkiesige Schichten. Da das Kanalbett durchweg im Talsande eingeschnitten ist, so konnten zu seiner Herstellung die unten dargestellten Trockenbagger Verwendung finden.

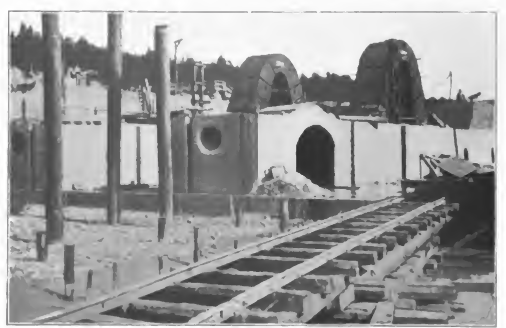
Um den Anforderungen der Großschiffahrt zu entsprechen, erhält der Kanal eine Sohlenbreite von 20 Metern und eine Schiffahrtstiefe von $2^1/_2$ Metern in der Mitte und 2 Metern an den Seiten. Es können somit Schiffe von 1,75 Meter Tiefgang und bis zu 600 Tonnen Tragfähigkeit den Kanal befahren. Zu beiden Seiten der Fahrrinne verlaufen 2 Meter breite Leinpfade.

Nicht weniger als 8 Eisenbahnen, 14 Chausseen sowie 26 andre Wege und Straßen kreuzen den Kanal. Die Ueberführung erfolgt mittels 42 eiserner und 6 massiver Brücken, deren Bauart dem Gelände und den Verkehrsverhältnissen angepaßt wird. Die lichte Weite der Brücken beträgt größtenteils 36 Meter und die lichte Höhe über dem Höchstwasserstande 4 Meter. Der Schiffverkehr wird somit durch die Brücken in keiner Weise beeinträchtigt. Bei Kohlhasenbrück, am Ausgange des Griebnitzsees, werden auf einer Kanallänge von nur 400 Metern 5 Brücken, darunter 3 Eisenbahnbrücken, hergestellt.

Zur Ausgleichung des Höhenunterschiedes von etwa $2^3/_4$ Metern zwischen der oberen Spree und der unteren Havel wird bei Klein-Machnow eine große Schleusenanlage eingebaut; sie vermittelt den Auf- und Abstieg der Schiffe. Diese Schleuse ist das einzige Schiffahrtshindernis des Teltow-Kanals; bei der Durchfahrt durch Berlin haben dagegen jetzt die Schiffe die Eisenbahnbrücken in Spandau und die Schleusen in Charlottenburg und Berlin zu passieren. Die Schleusenanlage, das wichtigste Bauwerk des Kanals, besteht aus zwei nebeneinander liegenden, durch eine 12 Meter breite Zwischenmauer — Mittelmauer — getrennten Kammern, die miteinander derart in Verbindung stehen, daß eine jede der andern als Sparbecken dient. Eine solche Anordnung bedingt, daß stets zu gleicher Zeit ein Schiff in der einen Kammer bergauf und eines in der andern bergab die Schleusenanlage passiert. Die Abmessungen der Schleusenkammern sind derartige, daß sie zwei nebeneinander gekuppelte große Finowkähne, die eine Gesamtbreite von 9,2 Metern aufweisen, bequem aufnehmen können. Die Verbindung jeder Kammer mit dem Ober- und Unterwasser geschieht durch sogenannte Umläufe, die in den beiden Längsmauern untergebracht sind. Von diesen Umläufen zweigen auf jeder Kammerseite neun Stück ab, so daß sich das einströmende Wasser auf deren ganze Länge verteilt und die Schiffe in ruhiger Bewegung hebt. Die Verbindung beider Kammern unter sich erfolgt durch einen im oberen Teile der Schleusenmauer liegenden Querkanal, der sich an die seitlichen Umläufe



Trockenbagger in Tätigkeit bei Britz



Mittelmauer der Kanalschleuse mit den Wasserumläufen

schließt. Gegen das Ober- und Unterwasser werden die Schleusenkammern durch Hubtore abgeschlossen. Damit der Kanal auch zur Abführung des Hochwassers der Spree nutzbar gemacht werden kann, erhielt die Schleusenanlage zwischen beiden Kammern ein Freigerinne mit einer lichten Weite von 3,8 Metern, das den Durchlauf von 25 Kubikmetern Wasser in der Sekunde gestattet.

Die zahlreich vorgesehenen Hafenanlagen und Ablagen dienen vorwiegend den örtlichen Verkehrsbedürfnissen; sie werden zumeist durch Verbreiterung des Kanalbettes gebildet. Größere geschlossene Hafenanlagen in Gestalt von neben dem Kanal liegenden Hafenbecken erhalten die Hauptumschlagsplätze Großlichterfelde, Steglitz, Tempelhof und Britz. Sie werden mit Dampf- und Handkranen sowie mit allen sonstigen modernen Einrichtungen zur Erleichterung der Schiffahrt und des Ladegeschäftes ausgerüstet. Im Hafen von Großlichterfelde können z. B. zehn große Kähne von 65 Metern Länge und 8 Metern Breite gleichzeitig löschen und laden, und außerdem noch vier Kähne in einer einschiffigen Kanalverbreiterung liegen.

Die Hafeneinfahrt ist bei den vier genannten Häfen so gestaltet, daß die Kähne von beiden Richtungen nach dem Liegeplatz ein- und ebenso in beliebiger Richtung wieder ausfahren können; zur Durchführung des Leinpfades sind leichte Bogenbrücken vorgesehen. Eisenbahnanschlüsse werden in Teltow an die Anhalter- und die Magdeburger, in Tempelhof an die Mittenwalder und in Grünau an die Görlitzer Bahn hergestellt.

Der Kreis Teltow hat die Pflicht übernommen, den Kanalbetrieb einheitlich zu regeln. Dies ist nur durch eine mechanische Treidelei mit festen Fahrzeiten möglich. Voraussichtlich wird der Treidelbetrieb auf elektrischem Wege erfolgen und zu diesem Zwecke auf beiden Leinpfaden des Kanals eine Bahn für die elektrischen Schlepplokomotiven angelegt werden.

Zur Ueberwindung der Schwierigkeiten hat die elektrische Schlepplokomotive eine eigenartige Bauart erhalten. Sie läuft mit sechs durch zwei Elektromotoren angetriebenen Rädern auf Schienen längs des Treidelpfades und ist derartig unsymmetrisch konstruiert, daß ihr Hauptgewicht weit vom Angriffspunkte des Zugseils entfernt liegt. Bei dieser Anordnung ist trotz des geringen Gesamtgewichts der Lokomotive von sechs Tonnen ein Umkippen selbst dann nicht zu befürchten, wenn das Zugseil so hoch an der Lokomotive angreift, daß es über dicht am Ufer liegende Kähne hinweggeführt werden kann, ohne diese zu berühren. Bei der normalen Fahrt ist der Treidelmast der Lokomotive niedergelegt; es liegt dann der Angriffspunkt des Zugseiles nur etwa ein Meter über der Schienenoberkante. Stellt sich ein Hindernis in den Weg, so richtet der Lokomotivführer den Treidelmast auf, wodurch das Seil bis zu dreieinhalb Metern über die Schienenoberkante gehoben wird. Nach Passieren des Hindernisses wird der Treidelmast wieder niedergelegt.



Elektrische Treidelei auf der fertigen Kanalstrecke



In der Rosenzeit

Nach dem Gemälde von Hans Buchner


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Das Deutschtum in New York

Von

Emil Klaeßig

(Mit neun Bildern nach Aufnahmen von Enrique Muller in Brooklyn)

Vielfach verlästert und getadelt und nur bei ganz besonderen Gelegenheiten einmal mit einem Worte der Anerkennung bedacht, befindet sich das Deutschtum in den Vereinigten Staaten und speziell in New York meist in der wenig beneidenswerten Lage, es keinem recht machen zu können, außer vielleicht sich selbst. So heterogene Elemente wie die Alldeutschen und die amerikanischen Nativisten und „Nichtswisser" schlagen um die Wette auf die Amerikaner deutscher Herkunft los, und jeder, dem die Gabe der Rede verliehen oder eine Feder anvertraut ist, glaubt sich hinreichend legitimiert, das Deutschamerikanertum höchst abfällig zu kritisieren. Professor Münsterberg erhob die Anklage der geistigen Indolenz, des schlaffen Zufriedenseins mit den oberflächlichen Künsten der Sängerei und Turnerei. Nativisten zeterten, deutsche Eindringlinge suchten das Amerikanertum durch fremdländische Sitten und Gebräuche zu verseuchen. Und in Deutschland ließen sich schrille Stimmen vernehmen, die mit einem verschwenderischen Aufwande sittlicher Entrüstung beteuerten, das Verhalten seiner transatlantischen Landsleute treibe dem Deutschen die Schamröte ins Antlitz. Mit beklagenswerter Leichtigkeit streiften die nach den Vereinigten Staaten ausgewanderten Söhne und Töchter der Mutter Germania ihre Nationalität ab; sie verabsäumten es, der heranwachsenden Generation die deutsche Sprache zu erhalten, und sie machten sich verächtlich durch den Mangel an Interesse für die hohen Bestrebungen des Vaterlandes.

Die widerspruchsvollen Vorwürfe sind hart, aber nicht gerecht; sie imponieren auch den Deutsch-



Die Arion-Halle in Brooklyn



Das Haus des New Yorker Turnvereins

amerikanern, die sich ihres wirklichen Wertes und ihrer wahren Aufgabe wohl bewußt sind, nicht im geringsten.

Als Kulturdünger hat man das Deutschamerikanertum verächtlich bezeichnet. Gerade als ob es sich vom Yankeetum völlig aufsaugen ließe und lediglich dazu diente, den Boden vorzubereiten, aus dem eine fremde Kultur emporsprießt. Aber die amerikanische Kultur ist für den Deutschen gar keine fremde, denn sie ist zu einem großen Teile sein ureigenstes Werk, trägt sein Gepräge für jeden deutlich erkennbar, der nicht absichtlich die Verdienste und Errungenschaften des Deutschamerikanertums übersehen will, das bei dem Verschmelzen zusammengewürfelter Teile vieler Völker zu einer Nation dieser seinen Stempel so kräftig aufdrückt, daß sein ansehnlicher Anteil an dem Aufbau des mächtigen Staatenbundes so leicht von keinem übersehen werden kann. Wer künftig die Urheber der amerikanischen Kultur nennt, wird auch die Deutschen nennen müssen. Angloamerikanische Schriftsteller, die jeden Helden und selbst den lieben Gott als Engländer ansehen möchten, zeigten früher allerdings unverkennbare Neigung, die Verdienste und Heldentaten der Deutschamerikaner unerwähnt zu lassen oder wenigstens deren Herkunft unrichtig anzugeben oder zu verschweigen. Amerikanische Geschichtswerke strotzen von Beweisen hierfür. Neuerdings aber beginnt sich in dieser Beziehung eine erfreuliche Wandlung zu vollziehen. Das ist wohl in erster Linie dem Deutschamerikanischen Nationalbunde zu verdanken. Ihm gebührt das Verdienst, unter Heischung gebührender Anerkennung auf die hervorragenden Leistungen der Deutschen in Amerika im öffentlichen und Privatleben, in Krieg und

in Amerika das erste Schulbuch und die erste Bibel druckten, den ersten Hochofen, die erste Glashütte, Textilfabrik, chemische Fabrik und Papiermühle, sowie manchen andern Erstling ins Leben riefen, ihr Erziehungswesen vom Kindergarten bis zur Universität einbürgerten; daß Deutsche (1688 in Germantown) den ersten Protest gegen die Negersklaverei erhoben; daß die von Deutschen besiedelte Grafschaft Mecklenburg im Staate Nordkarolina sich zuerst (schon am 7. Mai 1775) unabhängig von England erklärte; daß Deutsche die pennsylvanischen Kohlenlager sowie das Gold Kaliforniens entdeckten und den ersten Kanal anlegten; daß sie den Vereinigten Staaten die zweite Landessprache gaben und das Turnen, die deutsche Musik, einschließlich des deutschen Liedes,



Das deutsche Hospital in New York

Frieden, auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie bei jeder Gelegenheit hinzuweisen, besonders aber bei der jährlichen Feier des „Deutschen Tages", die begangen wird zur Erinnerung an die Landung der ersten dreizehn deutschen Einwandererfamilien, die mit dem Schiffe „Concord" am 6. Oktober 1683 unter der Führung des wackeren Franz Daniel Pastorius eintrafen und Germantown gründeten, das heute einen Teil Philadelphias bildet. Die Wortführer des Bundes, der sich bereits über einige zwanzig Staaten der Union ausdehnt, erinnern mit berechtigtem Nachdrucke immer wieder daran, daß die Deutschen wesentlichen Anteil am Aufbau der glänzenden Republik hatten; daß sie schöpferisch anregend auf allen Lebensgebieten wirkten; daß sie



Hermann Ridder,
Geschäftsführer der „New Yorker Staats-Zeitung"



Otto Wißner

und den Christbaum, das Skatspiel, das Sauerkraut und die Frankfurter Würstchen, Bier und vieles andre über das ganze Land verbreiteten.

Besonders das Deutschamerikanertum New Yorks nimmt auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit eine ganz hervorragende Stellung ein. Nur in der Politik übt es noch nicht den ihm schon seiner numerischen Stärke wegen gebührenden Einfluß aus. Das kommt wohl zumeist daher, daß die Deutschen auch in der amerikanischen Politik, die von den übrigen wesentlichen Bestandteilen der kosmopolitischen Bevölkerung der Viermillionenstadt rein geschäftsmäßig betrieben wird, ihre ideale Veranlagung nicht verleugnen können und dabei noch immer darüber einig sind, daß sie sich nicht zu einigen vermögen, obwohl sie alle genau wissen, daß Einigkeit stark macht. Politische Lässigkeit und weitverbreitete Gleichgültigkeit, ganz unangebrachte übergroße Bescheidenheit, starke Abneigung gegen jedes Vordrängen und die mangelnde Lust zur Aemterjägerei tragen das ihrige dazu bei, etwa 23 Prozent der 700000 Stimmgeber New

Yorks der günstigsten Gelegenheit zu berauben, bei allen Wahlen den entscheidenden Machtfaktor darzustellen. Wäre das Deutschtum New Yorks politisch geeint, dann hätte es die nativistisch angehauchte Schulbehörde nicht wagen können, die stürmischen Proteste gegen die Beschränkung des deutschen Sprachunterrichts in den Volksschulen unbeachtet zu lassen.

New York genießt, wenigstens im Winter, den Vorzug, den größten aller Deutschamerikaner innerhalb seiner Mauern zu beherbergen: Karl Schurz, der als Greis von 74 Jahren all den jüngeren politischen Führern des Deutschtums noch immer in jeder Beziehung überlegen ist. Hervorragend als Journalist, Schriftsteller, Staatsmann und Militär, bildet Schurz als Redner geradezu ein Phänomen, denn er, Deutscher von Geburt, der die Stürme von 1848/49 als Jüngling mit durchlebte, Gottfried Kinkel aus der Gefangenschaft in Spandau befreite und erst im Alter von 23 Jahren (1852) nach Amerika kam, brachte es dahin, daß man ihn als einen der ersten, wenn nicht als den ersten englischen Redner des Riesenlandes anerkannte. Schurz diente seinem Adoptivvaterland 1861 als Gesandter in Spanien, brachte es im Bürgerkriege zum Generalmajor, vertrat den Staat Missouri im Bundessenat und bekleidete unter dem Präsidenten Hayes den Posten des Sekretärs des Innern, der einzige in Deutschland Geborene, der je ein amerikanisches Ministerportefeuille inne hatte. — Politischer Erbe Oswald Ottendorfers, des langjährigen genialen Leiters der „New Yorker Staats-Zeitung", ist Hermann Ridder, ein absolut unabhängiger Demokrat, der als Präsident des Deutschamerikanischen Reformbundes so viel Einfluß ausübt, wie das unter der Herrschaft der deutschen Uneinigkeit überhaupt möglich erscheint. Herr Ridder, 1851 in New York als Sohn deutscher Eltern geboren, legte den weiten Weg von der



Karl Schurz in seinem Arbeitszimmer

Mietskaserne, in der er das Licht der Welt erblickte, zum Marmorpalast der „Staats-Zeitung“ in 39 Jahren zurück. Seine Karriere gestaltete sich zu einer echt amerikanischen im besten Sinne des Wortes. Als Knabe von elf Jahren wurde er Ausläufer in einem Hutladen, später Bote bei einem Börsenmakler. Im Alter von 13 Jahren erhielt er Beschäftigung bei einer Versicherungsgesellschaft und als Zwanzigjähriger war er Versicherungsagent. Sieben Jahre später entschloß er sich, ins Zeitungsgeschäft überzugehen. 1878 gründete er das „Katholische Volksblatt“, 1886 die „Catholic News“ und 1890 wurde er Aktionär, Schatzmeister und Geschäftsführer der „Staats-Zeitung“. Sein schönster Lebenstag war wohl der, an dem er im Waldorf-Astoria-Hotel den Prinzen Heinrich von Preußen und die Vertreter der gesamten amerikanischen Presse als Gäste der „Staats-Zeitung“ begrüßen konnte.

Hunderte von deutschen Namen haben im öffentlichen Leben und in der Geschäftswelt New Yorks einen ganz vorzüglichen Klang. Keine andre Nationalität hat tüchtigere Männer aufzuweisen als das Deutschtum, das mit berechtigtem Stolze Persönlichkeiten an seiner Spitze marschieren sieht wie z. B. Arthur von Briesen, Präsident des Rechtsschutzvereins und Vorsitzender der von Präsident Roosevelt mit der Untersuchung der Verwaltung der Einwandererstation im Hafen von New York betrauten Kommission; den Großindustriellen und früheren Brooklyner Bürgermeister Charles A. Schieren; den Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie Emil Boas; den Repräsentanten des Norddeutschen Lloyd Gustav H. Schwab, den Enkel des Dichters; den Vizepräsidenten der Germania-Lebensversicherungsgesellschaft und früheren Liederkranzpräsidenten Hubert Cillis; den Bankier Jakob H. Schiff von der Firma Kuhn, Loeb & Co.; Ralph Trautmann, Louis Windmüller und Otto Wißner, einen der drei von den Vereinigten Sängern Brooklyns abgeordneten Delegierten, die dem deutschen Kaiser auf dem Tempelhofer Felde den Dank für das Stiften eines Sängerpreises aussprechen durften. Herr Wißner, ein Selfmademan, geboren 1853 in Gießen, steht heute in der allerersten Reihe der Pianofabrikanten Amerikas. Die Stellung, die William Steinway bis zu seinem Tode als Förderer der Kunst und Freund der Künstler inne hatte, nimmt jetzt Otto Wißner ein, dem als Geschäftsführer Edward H. Colell, ein Sohn Hermann Colells, der mit Karl Schurz übers Meer kam, treu zur Seite steht.

New York verdankt Deutschen mehr, als selbst viele New Yorker ahnen. Es war ein Deutscher, Peter Minnewit aus Wesel, der die Manhattan-Insel, den Hauptteil des heutigen Groß-New York, von den Indianern für 60 holländische Gulden käuflich erwarb und dadurch erst die rechte Basis für die Ansiedlung der europäischen Eindringlinge schuf. Minnewit, wohl der erste Deutsche in Nordamerika, landete am 4. Mai 1626 an der Hudsonmündung, von der Holländisch-Westindischen Compagnie als Gouverneur der holländischen Niederlassung gesandt. Bei seinem Eintreffen wies Neu-Amsterdam, das spätere New York, erst 30 Häuschen auf. Was die Deutschen für das heutige Groß-New York getan seit den Tagen Minnewits und den Tagen des Vizegouverneurs Jakob Leisler, jenes unglücklichen Landsmannes, der nach den späteren Feststellungen des englischen Parlamentes am 16. April 1691 mit seinem Schwiegersohne unschuldig den Rebellentod am Galgen erlitt, das würde Bände füllen.

An der Industrie und dem Handel New Yorks sind Deutsche stark beteiligt. Einige Gewerbe, wie die Bierbrauerei, Schankwirtschaft, Bäckerei, Schlächterei und der Beruf der Musiker und Kellner liegen vorwiegend in deutschen Händen. Deutsche Aerzte sind besonders gesucht. Als qualifizierte Arbeiter stehen die Deutschen obenan. Auch in der Presse spielt das Deutschtum eine beachtenswerte Rolle, obwohl die deutschen Blätter seit dem bedeutenden Rückgange der Einwanderung aus der alten Heimat ihren Leserkreis schwerlich noch zu erweitern vermögen, der überhaupt nie recht im Einklang stand mit der Stärke der deutschen Bevölkerung New Yorks, die über 600000 Seelen beträgt. So mancher Deutsche hört leider auf, in seiner Muttersprache erscheinende Blätter zu lesen, sobald er den Inhalt einer englischen Zeitung einigermaßen zu erfassen vermag. Neben der von Herrn Georg von Skal redigierten „Staats-Zeitung“ und deren Abend-, Wochen- und Sonntagsblatt erscheinen in New York der „Herold“, die „Groß-New Yorker Zeitung“, das „Morgen-Journal“, die (sozialdemokratische) „Volks-Zeitung“ und die „Brooklyner Freie Presse“, sämtlich täglich, und eine Reihe von Wochenblättern. Immerhin eine ganz stattliche Liste, der gegenüber sich die Tatsache eigentümlich ausnimmt, daß gegenwärtig nur ein einziges deutsches Theater besteht, das Irving Place-Theater des Herrn Direktor Heinrich Conried, der gleichzeitig an der Spitze der Metropolitan Oper steht. Das einzige Theater kann jedoch den Bedürfnissen des Deutschtums leicht so ziemlich entsprechen, denn viele Deutsche besuchen lieber englische Theater oder begnügen sich mit den Darbietungen der zahlreichen deutschen Dilettantenbühnen.

Glänzend bewährt sich der Wohltätigkeitssinn des Deutschtums, das Hospitäler in Manhattan und Brooklyn, Kliniken, Altenheime sowie zahlreiche andre Anstalten unterhält. Dafür, daß es dem Neuankömmling nicht an guten Ratschlägen für seine ersten Schritte auf dem Boden der Neuen Welt fehle, sorgt die schon 1784 gegründete Deutsche Gesellschaft, als deren Präsident augenblicklich Herr Gustav H. Schwab fungiert. Aber die Deutsche Gesellschaft erteilt nicht nur guten Rat, sie wendet auch jährlich Tausende von Dollars auf, um in dringenden Fällen kleine Barunterstützungen zu gewähren, Notleidende mit Kohlen, ärztlicher Hilfe, Mahlzeiten und vor allen Dingen Beschäftigung zu versehen. Durch die von Angestellten der Deutschen Gesellschaft geleitete deutsche Abteilung des mit der Einwandererstation in Verbindung stehenden Arbeitsvermittlungsbureaus wurden im Jahre 1902 nicht weniger als 9107 Männer und 1646 Frauen untergebracht, Frauen deshalb verhältnismäßig wenige, weil diese leichter Stellung finden und daher die Dienste des Vermittlungsbureaus weit seltener in Anspruch nehmen. Für die Zwecke der Deutschen Gesellschaft steuert der Deutsche Kaiser



Konzert des Brooklyner Sängerbundes bei Eröffnung des Sunset-Parkes



Die Mitglieder des Deutſchen Kriegerbundes in New York, aufgeſtellt im Fort Greene Park bei Brooklyn
Vorſtandsmitglieder und Inhaber des Eiſernen Kreuzes in der vorderſten Reihe

jährlich 250 Dollars bei, und die württembergiſche ſowie andre deutſche Regierungen ſpenden ebenfalls Beiträge.

Eine hohe, manchen unheimlich erſcheinende Entwicklung erreichte das von der Preſſe mit allen Mitteln geförderte deutſche Vereinsweſen. Nörgler reden von einer alles überwuchernden, die Kräfte zerſplitternden „Vereinsmeierei“. Hinſichtlich der Zahl der deutſchen Vereine ſtellt New York ſelbſt Berlin weit in den Schatten. Geſangs-, Turn-, Landsmannſchafts-, Volksfeſt-, Veteranen- und Krieger-, Schützen-, Kegel-, Skat-, „Pinochle“-, Liebhabertheater-, Krankenunterſtützungsvereine, Sterbekaſſen, Klubs, Logen der verſchiedenſten Orden, Berufsgenoſſenſchaften, Arbeiterfachvereine und Gewerkſchaften gehen in die Tauſende. Perſönlichkeiten, die gleichzeitig einem Dutzend oder mehr Vereinen angehören, trifft man häufig genug. Zu den Geſellſchaften, die unter der Unmenge von Organiſationen eine Sonderſtellung einnehmen, gehören der Geſellig-Wiſſenſchaftliche Verein, der Kapazitäten wie Brehm, Holub, Büchner, Heſſe-Wartegg, von Holſt u. a. als Vortragende vor ſich ſah, und der Deutſche Liederkranz, der vornehmſte Geſangverein in den Vereinigten Staaten, deſſen Aktive noch unter der Präſidentſchaft des Herrn F. A. Ringler in der „Singſtunde“ für unſre Zeitſchrift photographiſch aufgenommen worden ſind. Dirigent des Liederkranzes iſt Arthur Claaſſen, auch einer der Kaiſerdelegierten der Vereinigten Sänger Brooklyns, der auf dem Brooklyner Sängerfeſt den Brooklyner Arion beim Ringen um den vom Deutſchen Kaiſer geſtifteten

Preis zum Siege führte. Auch der Deutsche Kriegerbund, dessen Delegierte, mit dem Bundespräsidenten Herrn Richard Müller an der Spitze, vor einigen Jahren in Potsdam vom Deutschen Kaiser empfangen und zur Tafel zugezogen wurden, erfreut sich einer Sonderstellung und ungewöhnlichen Ansehens.

Viele der deutschen Vereine besitzen eigne Hallen, so z.B. der Deutsche Liederkranz in der Ost 58. Straße, der N. Y. Arion an der Park Avenue und 59. Straße, der Deutsche Presseklub, der rund 100 ordentliche und ebenso viele außerordentliche Mitglieder zählt, am City Hall Place, der N. Y. Turnverein, der im Bürgerkriege schwere Opfer brachte und kürzlich zwei seiner Mitglieder preisgekrönt vom Nürnberger Turnfeste zurückkehren sah, an der 85. Straße und Lexington Avenue, der Brooklyner Sängerbund an der Smith- und Schermerhorn-Straße, und der Brooklyner Arion, der eingeladen ist, das deutsche Lied auf der Weltausstellung in St. Louis erschallen zu lassen, am Arion Place.

Die Deutschen in Amerika, und namentlich die als Vereinsmeier verschrienen, bemühen sich redlich und nach Kräften, ihre Pflichten gegen alte und neue Heimat zu erfüllen. Sie weihen ihr Herz der Mutter Germania, Kopf und Hand aber dem Onkel Sam. Politisch und wirtschaftlich unzertrennlich mit den Vereinigten Staaten verbunden, suchen sie sprachlich und kulturell Fühlung zu behalten mit der alten Heimat. Glückt ihnen das nicht immer, dann verurteile man sie nicht zu hart, denn Verhältnisse sind oft mächtiger als Menschen.



Der New Yorker „Liederkranz" bei einer „Singstunde" (Probe) in seinem Vereinslokal

Ruine Hohenklingen



Stein am Rhein mit dem Schloß Hohenklingen, rechts das St. Georgenkloster

Stein am Rhein

Von

Ludwig Holthof

(Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Krenn in Zürich)

Wenn man von den landschaftlichen Schönheiten des Rheinlandes spricht, hat man dabei in der Regel einen verhältnismäßig nur kleinen Teil der von dem herrlichsten Flusse Deutschlands durchströmten Gegend im Sinne, die etwa von Mainz bis Bonn reichende Strecke des Flußlaufes, die an malerischem Reize ihrer Uferlandschaft allerdings nicht so leicht übertroffen werden dürfte. Auf dieser Strecke konzentriert sich denn auch alles, was seit alter Zeit zum Lobe und Preise des Rheins gesagt und gesungen worden ist, und nur sie bildet das Ziel für die vielen Tausende von Ausflüglern, die alljährlich aus aller Welt herbeiströmen, um den großen Wasserlauf zu bewundern, den das stolze Dichterwort als „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" gekennzeichnet hat. Und doch entbehrt weder die niederrheinische noch die oberrheinische Landschaft der fesselnden Eigenart; wenn jene mehr und mehr den spezifisch niederländischen Charakter annimmt, so zeigt diese uns das anheimelnde Bild des mitteldeutschen Stufenlandes in seinem Uebergange zum Vorlande der großen, gewaltigen Alpenwelt. Vielleicht ist es aber gerade der Charakter des Vermittelnden, Ueberleitenden, was die Wirkung dieser Landschaften beeinträchtigt; das, was sie nur andeuten, haben die anstoßenden Gebiete in voller Entfaltung und ausgesprochener Eigenart darzubieten. Daher mag es kommen, daß die niederrheinischen wie die oberrheinischen Gegenden, wenn sie nicht ganz vernachlässigt werden, nur selten als das Ziel selbständiger Wanderungen dienen. Man nimmt sie gelegentlich mit, wenn man gerade in ihre Nachbarschaft geführt wird, und widmet diesem oder jenem Punkte, der als besonders „sehenswert" gilt, einen Abstecher, ohne sich weiter in seinem vorgefaßten Reiseplan stören zu lassen.

Das Schicksal, nur gelegentlich und nur auf einem Abstecher besucht zu werden, teilt namentlich die Strecke des jungen Rheinlaufs von seinem Austritt aus dem Bodensee bis zu dem berühmten Wasserfalle von Schaffhausen. Das imposante Schauspiel des über die haushohe Felsenbarre abstürzenden Stromes wird so leicht keiner sich entgehen lassen, aber dazu genügt der flüchtige Besuch Schaffhausens auf der Abzweigung von irgend einer

Schweizertour. Daher kommt es, daß von vielen Tausenden von Reisenden nur ganz wenige Gelegenheit erhalten, ein Stückchen rheinisches Land kennen zu lernen, das, so klein es ist, doch in jeder Hinsicht sowohl wegen seiner landschaftlichen Reize wie wegen der Fülle seiner Erinnerungsstücke an vergangene, zum Teil weit über die Schwelle der Geschichte zurückreichende Zeiten zu den interessantesten seiner Art gehört.

Wer die schöne Bodenseegegend besucht und auch nur für kurze Frist Rast in der alten Bischofsstadt Konstanz macht, der sollte unter keinen Umständen versäumen, von dort die Fahrt über den Rhein nach Schaffhausen zu machen, zunächst um auf diese Weise zu der berühmten Stromschnelle zu gelangen, dann aber auch, um unterwegs für einige Stunden wenigstens dem am rechten Flußufer ungefähr in der Mitte der Fahrstrecke gelegenen Städtchen Stein einen Besuch abzustatten. Er wird dabei nicht nur ein ganz reizendes Fleckchen Erde kennen lernen, sondern auch Gelegenheit erhalten, in der denkbar angenehmsten Weise ohne jede Erinnerung an den trockenen Ton des Lehrsaales einen praktischen Kursus in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit von den Tagen der primitiven Pfahlbauansiedlungen an bis zu den machtvollen Regungen der beginnenden Renaissance durchzumachen und darüber hinaus noch einen Blick in eine jener denkwürdigen Fundstätten naturwissenschaftlicher Altertümer zu werfen, von deren Erforschung die wissenschaftliche Erdgeschichte ihren Ausgangspunkt genommen hat.

Etwas Anziehenderes läßt sich nicht leicht denken, als die Abfahrt von Konstanz an einem schönen Sommer- oder Herbstnachmittage. Vom Schiffe aus schweift zunächst der Blick noch einmal über die in zarten grünlichen und bläulichen Tönen spielende Fläche des „schwäbischen Meeres“ hinüber zu den über den grünen Matten der Vorberge in nebelhafter Ferne verdämmernden Vorarlberger und Schweizer Höhenzügen, aus denen der Brandner Ferner auf der rätischen Scesaplana mit seinem in steter Weiße verharrenden Gletscherhaupte hervorragt. Dann wenden wir uns in weitem Bogen und biegen in den Untersee ein, das heißt in den Rhein, der, nachdem er in enger Straße das mächtige Bett des oberen Sees verlassen hat, sich abermals zum breiten Wasserbecken erweitert. Aus den Fluten dieses Wasserbeckens taucht vor uns das „läutende Eiland“, die kirchengesegnete Reichenau auf, die gleich den in der Ferne erscheinenden Höhen des Hohentwiel und des Hohenkrähen lange unsern Blick fesselt, bis der Rhein allmählich seinen seeartigen Charakter verliert und, ganz in das Schweizergebiet eintretend, als prächtiger, tiefgrüner Strom zwischen lachenden Ufern dahinfließt. An den Charakter des Sees gemahnen nur noch drei kleinere felsige Eilande, die sich mit ihrer Pflanzendecke friedlich in dem breiten Bett zu wiegen scheinen. Bei dem größeren von ihnen ist unser



Alte Häuser auf dem Marktplatz von Stein am Rhein



Der Giebel des Klosters an der Rheinseite

Fahrziel erreicht, denn ihm gegenüber erhebt sich am rechten Ufer in anmutigem Landschaftsbilde das Städtchen Stein. Mit ihm betreten wir eine Stätte alter Kultur, kriegerischer und friedlicher, geistlicher und weltlicher Ansiedlungen, deren Spuren in einer Anzahl der interessantesten Ueberbleibsel erhalten sind. Bevor wir indes ihnen unsre Aufmerksamkeit zuwenden, empfiehlt es sich, der einige Kilometer stromaufwärts unweit des Ufers gelegenen Ortschaft Oeningen einen Besuch abzustatten. In ihrer unmittelbaren Nähe befinden sich zwei Steinbrüche, durch deren Abbau die im Schirnenberge, d. h. der Landzunge zwischen Stein und Radolfszell am Untersee, eingebettete Fundstelle geologischer Altertümer, wohl die großartigste aller vorhandenen, erschlossen worden ist. Von hier aus sind, wie wir getrost annehmen dürfen, alle naturwissenschaftlichen Sammlungen Europas auf das reichlichste bedacht worden, und es gibt wohl keinen Punkt der Erde, dessen einstige Tier- und Pflanzenwelt wir so genau kennten, wie die der Umgebung dieses kleinen und unscheinbaren Ortes. Schon im 17. Jahrhundert waren den Mönchen von Oeningen die Versteinerungen eines dieser Steinbrüche bekannt, berühmt aber wurden sie als „Sündflutreste" erst im 18. Jahrhundert durch die Werke des bekannten Züricher Arztes und Mathematikers Joh. Jak. Scheuchzer, der in einem drei Fuß langen Salamanderskelett das Beingerüste eines in jener großen Flut umgekommenen Menschen, „ein recht seltsames Denkmal jenes verfluchten Menschengeschlechts der ersten Welt", erkannt haben wollte. Die wissenschaftliche Bewertung der Ausbeute dieser in ihrer Art einzig dastehenden Fundstelle erfolgte erst im abgelaufenen Jahrhundert durch eine Reihe hervorragender Fachgelehrten wie Lavater, Oken, H. von Meyer, O. Heer, Agassiz und andre. Im ganzen sind bis jetzt aus den Oeninger Schichten 475 Pflanzen- und 925 Tierarten festgestellt worden, und es dürfte wohl der Schluß gerechtfertigt sein, daß die Gesamtflora der Gegend einst mindestens 2000 Arten umfaßt habe. Daß aber gerade die Gegend von Oeningen zu einem so gewaltigen Grabe pflanzlicher und tierischer Organismen werden konnte, erklärt sich aus ihren geographischen Verhältnissen während der Erdepoche, die wir die Tertiärzeit nennen. In dieser Zeit, in der auch die jetzigen großen Kettengebirge der Erde sich bildeten, fand hier eine stetige Hebung des Landes statt, wo ein und derselbe Platz bald von Wasser überschwemmt, bald wieder Land war, bald stagnierender Sumpf, bald klarer, ruhiger Landsee, bald Flußbett, bald kahle Sandfläche, bald wieder üppiger Urwald.

Daß wir auf unsrer Fahrt von Konstanz aus uns beständig auf „historischem" Boden im engeren



Das Refektorium des Abtes Johannes I. aus dem Jahre 1444

Sinne bewegt haben, daran haben uns schon die Insel Reichenau, die Basaltkuppen des Hohentwiel und des Hohenkrähen und das von Konstanz aus noch deutlich zu gewahrende Säntis-Massiv erinnert. Wir haben auf unsrer Bootfahrt einen großen Teil des Schauplatzes durchquert, dessen geschichtliche Verhältnisse zur Zeit der verheerenden Ungarneinfälle uns Scheffel in seinem „Ekkehard" so meisterlich veranschaulicht hat. Die aus seiner Dichtung bekannten Gestalten haben direkt und indirekt nicht unwesentlich in die Geschicke des Städtchens Stein eingegriffen. Herzog Burkhard II. umgab den Ort mit Mauern und verlieh ihm Stadtrechte, und seine Witwe Hadwig gründete auf dem Hohentwiel mit dem heiligen Waltfrid, einem Grafen von Nagold und Calw, als erstem Abte das Benediktinerkloster, dessen 1005 erfolgte Verlegung nach Stein nicht unwesentlich auf das Aufblühen des Ortes einwirkte. Aber vor Begründung des Herzogtums Schwaben und den Ungarneinbrüchen hatten sich denkwürdige Ereignisse in Stein und seiner nächsten Umgebung abgespielt. Daß sich hier eine Pfahlbauansiedlung befand, zeigen heute noch deutlich wahrnehmbare Spuren. Die Anwesenheit der Kelten ist durch vier hinterlassene Gräber verbürgt, ebenso eine römische Lageranlage durch Mauerreste auf der benachbarten Anhöhe vor Burg. Auch die Zeit des Ringens zwischen Alemannen und Franken ging nicht spurlos an dem Orte vorüber, der inzwischen vom linken auf das rechte Rheinufer verlegt worden war; fränkische Kammerboten haben hier die Steuern für die Schatzkammern ihrer Herren eingezogen. Während des Mittelalters vollzog sich in Stein, was auch in einer Reihe andrer deutscher Städte geschah: die Bürgerschaft erwehrte sich der Herrschaft, die die Schirmvögte des 1005 nach der Stadt verlegten Benediktinerklosters, die auf der benachbarten Burg Hohenklingen angesessenen Herren von Klingen und später von Klingenberg über sie ausübten, und erwarb sich Freiheit und Reichsstandschaft. Im Jahre 1484 trat die freie Reichsstadt in ein näheres Verhältnis zu Zürich und zugleich in die Eidgenossenschaft ein. Die wichtigste Folge dieser Verbindung war im Jahre 1524 die Einführung der Reformation. Ihre Glanzzeit erlebte die Stadt, die damals großen Wohlstand besaß und weithin bedeutenden Einfluß ausübte, im 16. Jahrhundert. Im Jahre 1803 kam sie bei Gelegenheit der Mediationsverfassung an den Kanton Schaffhausen.



Speisezimmer des Abtes David von Winkelsheim

Die von Herzogin Hadwig gegründete Benediktinerkongregation war schon auf dem Hohentwiel dem heiligen Georg geweiht. Auch als das Kloster von dem unwirtlichen Berge nach der milderen

Gegend an dem Ausflusse des schwäbischen Meeres verlegt wurde, behielt es diesen Schutzheiligen bei und wurde nach ihm das St. Georgenkloster zu Stein am Rhein genannt. Seine Geschichte unterscheidet sich nicht wesentlich von der andrer Klöster des gleichen Ordens; Könige und Kaiser nahmen das Gotteshaus in ihren Schutz und bestätigten ihm seine wirklichen und vermeintlichen oder vorgeblichen Rechte; vornehme Herren der Umgegend gehörten dem Konvente als Brüder an; als Kastenvögte standen ihm die Mächtigen der Gegend zur Seite, anfangs, wie es scheint, die Vorfahren der Herzöge von Zähringen, die damaligen Landgrafen im Thurgau, und später, wie erwähnt, die Herren von Klingen. Von dem geistigen Leben zu St. Georgen in der wissenschaftlich tätigen Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts wissen wir wenig, doch wohl nur infolge der Wechselfälle, die das Kloster späterhin betrafen; erhalten ist uns nur ein einziges literarisches Denkmal jener Epoche, das sogenannte „Schachzabelbuch" des Mönchs und Leutepriesters Konrad von Ammerhausen, ein gutgemeintes, poetisch aber herzlich unbedeutendes Werk, das in mittelmäßigen Versen eine Beschreibung und allegorische Auslegung des Schachspiels gibt. Die Stadt fand sich durch das Kloster anfangs insofern beeinträchtigt, als letzteres die Gemeindekirche zu St. Nikolaus samt ihren Einkünften an sich gezogen hatte. Anderseits haben aber der Bau des Klosters, dessen Unterhalt und die vielen Besuche, die es anzog, der Stadtgemeinde mancherlei Vorteile gebracht. Entschieden günstig beeinflußt wurde die Stadt durch die letzte, künstlerische Blüte des Klosters in der Renaissancezeit, die allerdings erst kurz vor dessen Fall eintrat, nicht wenig aber zu der heutigen Bedeutung Steins beigetragen hat, da sie durch günstige Umstände in ihren wesentlichen Schöpfungen bis auf den heutigen Tag erhalten worden ist.

Veranlaßt wurde diese Blüte durch den Abt David von Winkelsheim, den letzten, dem es beschieden war, den Stuhl des heiligen Waltfrid zu besteigen. Er stammte von dem benachbarten Schlosse Girsberg und war ein Sproß des alten, hochangesehenen schaffhausenschen Geschlechts derer von Winkelsheim, von Winkels oder im Winkel. Im Jahre 1460 geboren, hatte er eine sorgfältige Erziehung erhalten und war von entschieden humanistischem Geiste beseelt. Eine ausgesprochene Künstlernatur, schwankte er gleichwohl zwischen den beiden Kulturen, die damals miteinander rangen, der alternden Gotik und der jungen Renaissance, doch wurde dieser Zwiespalt verhängnisvoll nur für sein Lebensschicksal; als Künstler trug er kein Bedenken, sich an die Spitze der Bewegung der neuen Zeit zu stellen. In einer von Kriegsstürmen bewegten Zeit zu seinem Amte berufen, suchte er zunächst die materiellen Verhältnisse des Klosters auf eine neue, feste Grundlage zu stellen und ging dann an die Verwirklichung seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Ideale im Geiste der neuen Zeit. Er



Das Fest- und Prunkgemach des Abtes



Ein Blick in den Klosterhof

entfaltete eine rege Bautätigkeit; der ganze Südflügel des Klosters wurde neu hergestellt oder wenigstens umgebaut zu einer behaglichen und würdigen Abtswohnung. Vor und nach wurden dann der Kreuzgang und die Außengebäude des Klosters erneuert, nachdem unter einem seiner Vorgänger der Konventssaal und die anstoßende Kapelle ihre jetzige Gestalt erhalten hatten. Ueberall wurden die architektonischen Formen der reich entwickelten Spätgotik beibehalten, das Ornament und namentlich der Innenschmuck dagegen ganz im Geiste der neuen Kunst gehalten. Das Speisezimmer mit dem freundlichen Erker über dem Rhein sowie die kunstreiche Schnitzerei in dem darüber gelegenen Fest- und Prunksaal und den anstoßenden Räumen zeigen in glücklicher Weise die Zierformen der frühen Zeit neu belebt, während in den von einem unbekannten, wahrscheinlich Augsburger Maler ausgeführten Fresken in der Darstellung antiker Stoffe in neuzeitlichem Gewande (u. a. die Einnahme Sagunts durch Hannibal im Kriegskostüm der Landsknechtszeit) ganz den Renaissancecharakter atmen. Dieser tritt auch in der zyklischen Anordnung der Bilder (je drei Darstellungen aus der römischen und karthagischen Geschichte) hervor, ebenso in der Reihe von Einzelfiguren, die Helden und Heldinnen aus der Geschichte Roms, Griechenlands und des Morgenlandes vergegenwärtigen.

Leider vermochte Abt David den Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit, den er in der Kunst so glücklich vermittelte, im Leben nicht miteinander zu versöhnen. Der Sieg der reformierten Partei führte am 5. Juli 1525 zur förmlichen Aufhebung der Abtei. David von Winkelsheim starb, zum Schein seine ehemalige kirchliche Stellung wahrend, als müder, abgelebter Mann am 11. November 1526 zu Radolfszell.

Der Einfluß, den der seltene Mann auf das Kunstleben seiner Zeit ausgeübt, wirkte lange noch fort, und ihm ist es zu danken, daß das Städtchen Stein zu einem wahren Schatzkästchen kunstgewerblicher Altertümer geworden ist. Von den Werken der Kleinkunst, die zu David von Winkelsheims Zeiten entstanden, ist leider nur wenig erhalten geblieben; seine Kirchenzierden wurden eingeschmolzen, und wir wissen nicht, wo sein berühmter Becher und wo von der Reichenau oder von Radolfszell aus das geblieben ist, was er von Kunstschätzen dorthin gerettet hatte. Besser ist es mit einer Anzahl von Werken der Glasmalerei ergangen, die in Stein nachweisbar zuerst im Kloster und dann auch in der Stadt eifrig gepflegt worden ist. Eine Anzahl prächtiger Scheiben, die zum Teil noch unter David von Winkelsheim für sein Kloster gestiftet wurden, zum Teil in späterer Zeit in Stein entstanden sind, ist in den Sammlungen des Städtchens sowie in denen einiger andrer Schweizer Orte unsrer Zeit erhalten geblieben.



Wandgemälde aus dem Festsaal: Die Eroberung von Sagunt durch Hannibal (in der Manier des 16. Jahrhunderts dargestellt)




Radium, der gefundene Stein der Weisen

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

Der Stein der Weisen ist gefunden! Der Talisman ist in unsern Händen, mit dem man nicht nur Gold aus unedlen Stoffen einmal muß erzeugen können, sondern der alle Kraft und Wirkung der Welt enthält, mit dem man alles hervorzaubern kann, was unsre kühnsten Wünsche träumten: das Radium. Dieser Wunderstoff strahlt beständig, ohne irgend welcher Kraftzuführung zu bedürfen, Elektrizität, Licht und Wärme aus und zerfällt dabei allem Anschein nach in den lang gesuchten Urstoff, aus dem alle Elemente aufgebaut sind, aus dem also Gold und alles, was Menschenbegehr, im Innersten besteht. So ein Stück Radium ist eine immerwährend laufende Dynamomaschine, die keiner Heizung bedarf, es bringt Körper zum Leuchten, ohne daß die Körper sich dabei verzehren, und erwärmt beständig seine Umgebung, wieder völlig gratis. Das Radium bringt uns das goldene Zeitalter zurück, es wird fortan für uns arbeiten, und wir werden endlich das lastbeladene Tier von uns ganz abstreifen und in die höhere Stufe der Entwicklung emporsteigen können, zu der der Geist uns schon so lange den Weg wies, während der träge Stoff uns immer wieder den Weg verstellte.

Schade nur, daß das Gramm von diesem alles vermögenden Stoff einige tausendmal teurer ist als Gold, und also das Anlagekapital zu dieser ohne Betriebskosten fortdauernd arbeitenden Maschine ganz und gar unerschwinglich ist. Und dieser Preis ist nicht etwa aus irgendwelchen spekulativen Machinationen entstanden, sondern entspricht durchaus der Arbeit beim Herstellen. So sehr wie bei dieser Entdeckung hat uns die Natur eigentlich noch niemals geäfft. Sie sagt uns offenkundig: Schau her, ich kann wirklich alles; unendliche Kräfte stehen mir selbst in jedem Körnchen aller der Stoffe zu Gebote, die dich umgeben, aber dir, der du dich quälst im Schweiße deines Angesichtes und erdrückt wirst von Sorgen um dein täglich Brot, dir gebe ich nur Spuren davon in die Hände, damit du deutlich siehst, daß ich dich befreien könnte, und ich zeige dir das Paradies nur durch ein kleines Löchlein in der unübersteigbaren Mauer, damit du alle die Wunder sehen könnest, die nicht für dich sind.

Aber nein! So grausam ist die gute Mutter Natur doch nie zuvor gewesen. Es ist vielleicht nur Fürsorge angesichts unsrer Unmündigkeit, die noch nicht imstande sein würde, den rechten Gebrauch von solchem allvermögenden Talisman zu machen. Sobald es an der Zeit sein wird, wird sie uns auch den rechten Weg zeigen.

Was also hat es für eine Bewandtnis mit diesem Wunderstoff, dem Radium? Seine Geschichte ist noch jung. Es war 1896, als der französische Physiker Becquerel die ersten Spuren davon in den Händen hatte, und doch könnten Bände damit gefüllt werden, was über ihn und die andern „radioaktiven" Stoffe, von denen in der ganzen Welt bisher nur Gramme im Menschenbesitz sind, beobachtet, geschrieben und gedacht ist.

So ein Spürchen Radiumsalz, etwa Radiumchlorid, wie es zuerst von Madame Curie, einer genialen Chemikerin in Paris, im Verein mit ihrem Gemahl, der Professor der Physik ist, rein dargestellt wurde, unterscheidet sich zunächst nur bei ganz genauer Untersuchung von bekannten Elementen. Es gibt verschiedene radioaktive Stoffe. Die einen gleichen dem Barium, andre dem Wismut, dem Thorium, dem Blei, alles sehr schwere Körper. Man kann nun diesen Stoff einkapseln, so daß er von allen Außenwirkungen abgeschlossen ist; er übt durch alles hindurch seine Wunderwirkung. Erkannt hat man diese zuerst daran, daß andre Stoffe, von denen man schon früher die Eigenschaft kannte, unter gewissen Umständen im Dunkeln selbstleuchtend zu werden, z. B. unter der Wirkung der Röntgenstrahlen zu leuchten begannen, sobald man diese Kapsel mit jenen winzigen Spuren von Radium in ihre Nähe brachte. Das Leuchten geht ohne Unterlaß weiter: bei dem ersten Präparat Becquerels, das er in seine Bleikapsel einschloß, seit nunmehr acht Jahren, ohne daß das Gewicht des Stoffes sich inzwischen vermindert oder seine sonstigen Eigenschaften sich verändert hätten. Dieses Wunder, unsichtbares Licht auszuströmen, haben also die „Becquerelstrahlen" mit den Röntgenstrahlen gemein, nur daß die letzteren ihre Kraft aus einer starken Elektrizitätsquelle beziehen, während die ersteren gar keiner Kraft dazu bedürfen. Vom Radium gehen regelrechte Röntgenstrahlen aus, und man kann also auch Röntgenbilder dadurch herstellen.

Aber nicht nur Licht, sondern auch Elektrizität erzeugt das Radium aus sich selbst. Unsre Kapsel erfüllt die ganze Luft rings um sich her mit verhältnismäßig großen Mengen von negativer Elektrizität. Zuerst zeigte sich das an der wunderbaren Tatsache, daß mit einem Male die Funken einer in Tätigkeit gehaltenen Elektrisiermaschine aufhören überzuspringen, sobald in dem betreffenden Experimentiersaale irgendwo Radium zugegen ist. Es tritt also dann dieselbe Erscheinung ein, wie wenn bei Gewittern die Luft von Elektrizität erfüllt ist; die Entladung der Elektrisiermaschine erfolgt dann nicht mehr zwischen den Spitzen ihrer Pole, sondern direkt in die Luft, um deren Elektrizität auszugleichen. Das Radium, sagt man, macht die Luft, die sonst ein vorzüglicher Isolator ist, durch seine bloße Gegenwart leitend. Diese Wirkung ist so bedeutend und nachhaltig,

daß in einem Experimentierraum, in dem man viel mit Radium gearbeitet hat, überhaupt die Elektrisiermaschinen dauernd streiken, auch ohne daß erkennbare Spuren von Radium zugegen sind. Das rührt wieder von einer andern, ganz fabelhaften Eigenschaft dieses Stoffes her, daß er nämlich fähig ist, seine Eigenschaften für eine längere oder kürzere Zeit seiner ganzen Umgebung mitzuteilen. Es geht von ihm ein an sich unsichtbarer und unwägbarer Stoff aus, der sich an alle Dinge der Umgebung haftet, etwa so wie ein Riechstoff, und diese nun auch radioaktiv macht. Wenn man z. B. solch ein Radiumpräparat mit Wasser auswäscht, so wird letzteres selbstleuchtend, elektrisch u. s. w., ohne daß das Präparat von seiner Wunderkraft das mindeste einbüßt. Diese Kraft ist überhaupt durch keinerlei Mittel zu zerstören; sie kann nur zeitweilig latent werden durch Feuchtigkeit, durch Wärme, aber der Stoff gewinnt dann immer nach einiger Zeit ganz von selbst seine frühere Kraft wieder.

Zu dem allen hat nun Frau Curie im vergangenen Jahre noch entdeckt, daß das Radium beständig um anderthalb Grad wärmer ist als seine Umgebung. Da alle Wärme sich notwendig ausgleichen muß, so ist kein Zweifel, daß dieser Ueberschuß beständig in den Raum ausgestrahlt, aber gleichzeitig aus dem Innern des Körpers auch wieder ersetzt wird. Das Radium heizt also beständig die Luft, ohne Brennmaterial zu verbrauchen.

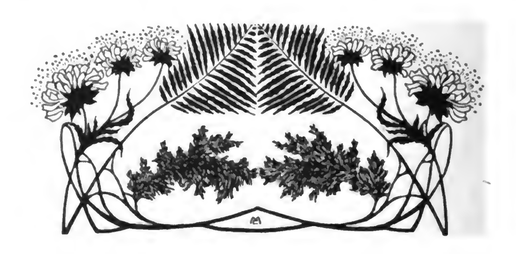
Schließlich hat Ramsay, der Entdecker der neuen Gase in der Luft, gleichfalls erst vor kurzem unzweifelhaft konstatiert, daß das Element Radium sich, ohne etwas hinzuzutun oder davonzunehmen, wieder ganz von selbst in ein andres Element, Helium, verwandelt. Er schloß Radium in eine Glasröhre ein und schmolz sie zu. Durch das Spektroskop, in dem Radium ganz charakteristische, nur ihm zukommende Linien zeigt, konnte er nachweisen, daß sich eben nur Radium in der Röhre befand. Aber nach einer Reihe von Tagen sah er, wie im Spektroskop die Radiumlinien mehr und mehr verblaßten, während dagegen langsam, aber immer deutlicher die von jenen ganz verschiedenen Heliumlinien auftraten, die schließlich nur noch allein da waren. Gerade das Helium ist spektroskopisch sehr leicht nachzuweisen. Man hat es bekanntlich erst durch das Spektroskop auf der Sonne entdeckt, noch weit bevor man es auf der Erde auffand, wo es nur in Spuren vorhanden ist, eben wie das Radium auch. Letzteres ist, wie schon oben gesagt, ein außerordentlich schwerer Stoff; sein Atom ist 225mal schwerer als ein Wasserstoffatom, bekanntlich das leichteste unter allen bekannten. Helium dagegen ist nach letzterem der leichteste Stoff, dessen Atomgewicht nur 4 ist gegen Wasserstoff gleich 1. Wir können uns jene Umwandlung des Radiums in Helium nur so erklären, daß die Radiumatome langsam in Heliumatome zersplittern. Das bedeutet aber, daß die Atome der chemischen Elemente ihrerseits wieder zusammengesetzt sind und man deshalb eines aus dem andern machen kann; denn was hier in einem einzelnen Fall vor Augen tritt, bestätigt nur eine lange gehegte Vermutung, daß es einen einzigen Urstoff gibt, aus dem alle andern Stoffe der Welt aufgebaut wurden.

Nun zeigen die Untersuchungen der Physiker an den Ausstrahlungen des Radiums, daß sie nur von Partikelchen von so ungemeiner Kleinheit herrühren können, daß das Wasserstoffatom sie noch um etwa 2000mal an Masse übertrifft. Diese Partikelchen, „Elektronen“ genannt, sind alle elektrisch geladen und werden mit voller Lichtgeschwindigkeit ausgeschleudert. Was dies besagen will, davon kann man sich gar keine Vorstellung machen: 300000 Kilometer in der Sekunde! Wegen dieser ganz ungeheuren Schleuderkraft üben diese so fast völlig verschwindend kleinen Bomben doch eine so deutliche Wirkung. Jene Elektronen sind also wohl der eigentliche Urstoff, und es würde demnach dem Chemiker einmal möglich werden, aus jenen sekundär radioaktiven Substanzen, die sich in der Umgebung des Radiums und seiner Verwandten absetzen, überhaupt alle chemischen Elemente durch Zusammensetzung dieser allerkleinsten Uratome zu erzeugen.

Wie aber erklärt sich jene gewaltige Schleuderkraft dieser Uratome? Das ist eigentlich zunächst die praktisch wichtigste Frage für uns. Denn die Nutzbarmachung dieser unversiegbaren Kraftquelle macht uns ja allen andern Besitz entweder wertlos oder leicht zu realisieren, auch auf den uns bereits bekannten Wegen. Man kann diese Frage noch nicht beantworten, aber doch eine Anschauung davon geben, wie es wohl zugehen müsse, wenn unsre Begriffe von Kraft und Materie hier noch zutreffen. Da müssen wir nun zum Begriff der Atome und Moleküle zurückgreifen. Alle physikalischen und chemischen Vorgänge zwingen uns zu der Ueberzeugung, daß die Materie keineswegs, so wie es den Anschein hat, ein zusammenhängendes Ganzes bildet, sondern aus für unsre Begriffe unendlich vielen kleinsten Teilen, den Molekülen, besteht, die zwischen sich weite Räume lassen. Jedes dieser Moleküle besteht wieder aus Einzelkörpern, den Atomen, und diese bewegen sich im Molekül um dessen Mittelpunkt, ganz ebenso, wie die Planeten um die Sonne kreisen und der Mond um die Erde, freilich so schnell, daß solche Umläufe sich Billionen von Malen in einer einzigen Sekunde vollziehen. Man kann zwischen den Bewegungen der ungeheuern Himmelskörper, die wir direkt beobachten, und den ewig unsichtbaren Atomen in den Molekülen überall genaue Parallelen ziehen. Am Himmel gibt es nun neben den stabilen, in sich gefestigten Systemen, wie unserm Sonnenreiche, auch werdende und zerfallende Weltsysteme. Man kann sich denken, daß das Atom des Radiums ein langsam zerfallendes Weltsystem ist, aus dem jene allerkleinsten Weltkörper, die Elektronen, hinausgeschleudert werden. Da das Radiumatom doch 225 mal schwerer ist als das des Wasserstoffs, ein Elektron aber noch 2000 mal leichter als dieses, so müßte also jedes Radiumatom aus 225 mal 2000 oder rund einer halben Million von umschwingenden Einzelkörpern bestehen, von denen einzelne in ihrem rasenden Laufe zusammenstoßen mögen und dadurch aus dem allgemeinen Verbande hinausgeworfen werden. Ganz ebenso schleudert bisweilen die Sonne Kometen aus ihrem Bereiche dauernd hinaus, und anderseits kommen zu uns Kometen, deren hyperbolische Bahn uns verrät, daß eine andre Kraft als die von unsrer Sonne ausgehende sie uns entgegentrieb. Aber dieser Austausch an Masse

zwischen den Sonnensystemen durch diese sehr vereinzelt auftretenden hyperbolischen Kometen ist so ungemein gering, daß er wohl mit jener Radiumausstrahlung verglichen werden kann, von der man ausgerechnet hat, daß unter den angewandten Versuchsbedingungen ein Gramm davon sich erst in einer Milliarde von Jahren verbraucht haben würde.

Da alles in der Welt, wenn auch oft im wildesten Kampfe, einen Gleichgewichtszustand anstrebt, in dem ruhige, lange bestandfähige Verhältnisse walten, so sind auch am Himmel die Sonnensysteme, die sich gegenseitig nicht beeinflussen, zwischen denen also große, fast leere Räume liegen, die bei weitem häufigsten. Sie entsprechen den Molekülen, die in unsern festen Körpern ruhig nebeneinander bestehen, ohne eine Wirkung aufeinander zu üben, die ihre innere Konstitution verändert, während sie jedoch durch eine allgemeine Kraft ebenso zusammengehalten werden wie die Sonnen des Milchstraßenringes zu diesem größten Ganzen, das wir im Universum kennen. Dieser vorhandene Ausgleich der Bewegungen bedeutet nun aber keineswegs eine Verminderung der ursprünglich vorhandenen Kraft. Nach den herrschenden Anschauungen muß die überall uns umgebende, unter gewöhnlichen Umständen wirkungslose Materie eine ganz ungeheure Summe solcher inneren, latenten Kräfte besitzen, die man als Molekularkräfte bezeichnet. Es ist uns schon längst möglich, einen Teil dieser Molekularkräfte frei zu machen, aber bisher gehörte immer eine mindestens ebenso große Kraft, wie man erhielt, zu ihrer Befreiung. Die Expansionskraft des Dampfes in unsern Maschinen gehört hierher. Das Radium hat uns nun unzweifelhaft gezeigt, daß die Natur auch aus sich selbst heraus diese molekularen Spannkräfte frei machen kann. Die Natur zeigt uns also hier die Möglichkeit, aus dem Stein, aus jedem wertlosesten Material die unerschöpflichen Kräfte für unsern Gebrauch zu entnehmen, die darin notwendig vorhanden sind und dort auch beständig intern arbeiten. Es kommt nur noch darauf an, diese innere Arbeit in äußere zu verwandeln. Das ist das große Geheimnis des Radiums.



Tausend Stirnen ...

Von

Carl Busse

Tausend Stirnen, glanz- und jugendumwoben,
Sah ich voll Sehnsucht nach ewigen Kränzen erhoben.
Ach, und wie viele
Küßte der Lorbeer am Ziele?

Steil ist der Weg und bitter schmeckt hungern und dürsten.
Knechte wurden, die einst sich träumten als Fürsten;
Lassen sich g'nügen,
Talwärts den Acker zu pflügen.

Manchmal nur zittert die ruhende Faust am Sterze,
Weckt ein hallender Ton ihr schlummerndes Herze,
Hören ein Singen
Ueber sich schweben wie Schwingen.

Das sind Gefährten, die einst mit ihnen gegangen,
Trotzige Sieger, die gläubig das Schicksal bezwangen,
Die nun den Gründen
Wunder der Schönheit verkünden.

Aber die Knechte stehn in den Furchen und sinnen.
Träume der Jugend steigen empor und zerrinnen.
Alles war Lüge!
Stumpf ward das Herz —
Und weiter furchen die Pflüge!



Bei der Modistin

Nach dem Gemälde von Alonso Perez


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Osthälfte des Zentralbaues

M'schatta

Ein Geschenk des Sultans an den Deutschen Kaiser

Wenn man von Jerusalem nach Osten zieht, talwärts zum Jordan, diesen überschreitet, seine Ebene quert und mit dem aufsteigenden Gebirge das Hochplateau erreicht, so steht man auf dem historischen Boden des alten biblischen Moab. Da ist der Berg Nebo, von wo Moses zum ersten und letzten Male das Land der Verheißung überblickte, da zeugen aber auch alte Römerstraßen von der weiten Macht dieses Reiches. Heute jedoch ist alles anders — öde und verlassen breitet sich die Wüste aus, und nur wenige Ansiedelungen geben Zeugnis von dem neuerlichen Vordringen der Kultur auch in diese Gebiete. Eine der jüngsten Ansiedelungen, vor wenigen Jahren erst von einem Missionar gegründet, ist der aufblühende Ort Madaba. Inmitten fruchtbarer Felder erheben sich dort die Schutthügel der gleichnamigen alten Stadt, die schon in biblischer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat als wichtige Grenzfeste.

Zieht man von Madaba nordostwärts — anfänglich zwischen fruchtbaren Feldern, die langsam zur Steppe übergehen, so erreicht man nach etwa fünfstündigem Ritte ein Gewirre stark ausgetretener Pfade, die von Nord nach Süd führen. Das ist der Dab el Hadsch, die Pilgerstraße, auf der die gläubigen Moslems von Damaskus nach Mekka ziehen. Diese Straße bildet gleichzeitig auch die natürliche Grenze des türkischen Gebietes gegen Osten, wo der freie Beduine alleiniger Herrscher ist und mit seinen Kamelen von Weide zu Weide zieht. Das Terrain ist kaum gewellt und geht zu einer Ebene über, die, im Osten von einer Hügelkette gesäumt, sich viele Kilometer weit nach Süden erstreckt. An ihrem Nordrande liegt ein rätselhafter Bau, M'schatta. Es ist eine umfangreiche, ausgebreitete, fast quadratische Anlage, die von vier je ungefähr 120 Meter langen, 1,5 Meter dicken, in regelmäßigen Abständen durch vorspringende Türme verstärkten Mauern umschlossen ist. Ein einziger Eingang inmitten der Südmauer führt in ihr Inneres.

Anschließend an die Nordmauer, beiläufig ein Fünftel der ganzen Innenfläche bedeckend, erheben sich mächtige, mit Tonnen überwölbte Ziegelbauten, die in von großen Höfen getrennten Hauptgruppen einen in der Achse des Einganges gelegenen Zentralbau umschließen. Dieser ist aus drei halbkreisförmigen Teilen zusammengesetzt und war vermutlich mit einer Kuppel überwölbt. Gegen Süden ist ihm ein großer Hof vorgelagert, dessen Zugang von drei mächtigen, auf Pfeilern ruhenden Steinbogen gebildet war. Die Bogen sind umgestürzt, ihre Stücke liegen, fast noch die Bogenform bildend, vor den stehen gebliebenen Pfeilern.



Gesamtansicht der Bauten von M'schatta von Südosten



Pfeiler des Zentralbaues; im Vordergrund der eingestürzte Bogen

Der Umfassungsmauer innen entlang zeigen Fundamente und Mauerzapfen die Absicht, daß auch hier, ebenso wie im Raume zwischen Eingangsmauer und Gebäudekomplex eine Bebauung geplant, aber wohl nie zur Durchführung gebracht wurde.

Witterung, Zeit und Beduinen haben die an sich äußerst sorgfältig gebaute Anlage stark mitgenommen. Am meisten wohl die Beduinen. Die östliche und die unmittelbar daran stoßenden Teile der nördlichen und südlichen Umfassungsmauer sind nur mehr Steinhaufen. Seit Jahrhunderten bestatten vorwiegend an diesen Stellen die Beduinen ihre Verstorbenen.

Der nur im Rohbaue vollendet gewesene Gebäudekomplex ist in der Hauptsache noch am besten erhalten.

Wenn auch die architektonisch großzügige und technisch vollendet durchgeführte Anlage inmitten der Wüste, weitab von jeder Ansiedelung, in ihrer ruhigen Einsamkeit einen überwältigenden Eindruck hervorruft, so ist dieser doch nicht entfernt mit dem Erstaunen zu vergleichen, mit dem man im Glanze der Wüstensonne den reichen plastischen Schmuck der Eingangsmauer betrachtet. Zu Seiten des Eingangstores, dessen oberer Abschluß fehlt, springt je ein achteckiger Turm vor, an den sich ein ungefähr 5 Meter hoher und 13 Meter langer Mauerteil anschließt. Die vom Eingange östlich gelegenen Teile sind stark verfallen und erreichen kaum noch die Höhe von 3 Metern, oder sie wurden überhaupt nicht im gleichen Maße vollendet wie die Westseite.

Beide Fassadenhälften aber sind im Rahmen einer gleichen architektonischen Gliederung mit plastischem Schmucke wie mit einem Spitzengewebe überdeckt. Während an der westlichen Hälfte Ornamente von Laub und Wein in sinnreicher Weise mit Figuren und Gegenständen wechseln, durch die Darstellung also ein mehr naturalistischer Zug geht, zeigt die



Ornamente an der östlichen Seite des Turmes

Osthälfte, soweit sie erhalten ist, nur streng stilisierte Ornamente, so daß die in Aufbau und Gliederung vollkommen gleichen Teile in der Ausschmückung wesentlich verschieden sind. Die technische Durchführung ist die denkbar vollendetste und zeugt von einer Sicherheit der Meißelführung, die geradezu bewunderungswürdig ist. Auch der Vorgang bei der Arbeit ist deutlich an den einzelnen Partien zu verfolgen, denn wie der ganze Bau ist auch der plastische Schmuck nie ganz vollendet worden. Wer aber war der Bauherr?

Das ist eine Frage, die, vorläufig wenigstens, kaum endgültig zu lösen sein dürfte. Denn wie heute die Zeitbestimmung für die Entstehung dieses Baues um Jahrhunderte schwankt, wie mit gleichem Rechte und logischer Begründung von einer Seite für römischen, von der andern für orientalischen Ursprung plädiert wird, ebenso auseinandergehend sind die Meinungen über den Zweck der Anlage und ihren Schöpfer. Der Schlüssel für die Lösung dieser an sich wichtigen Fragen, die eine ganze Reihe andrer im Gefolge haben, liegt nicht in der Gelehrtenstube — er liegt jenseits, östlich von M'schatta, in der Wüste. Die mag noch manches ungeahnte Seltsame bergen und wird wohl manchem Rätsel, über das die Gelehrten bisher vergeblich nachsannen, die Lösung bringen.

Betrachtet man M'schatta speziell auf den Zweck hin, den diese Anlage zu erfüllen gehabt hätte, so ist es ein völliges Rätsel! War es ein Nutz- oder Luxusbau? Sollte M'schatta Kriegszwecken dienen, wofür wohl die ausnehmend festen, durch Türme verstärkten Umfassungsmauern sprechen würden, warum dann aber der Aufwand an feinem künstlerischen Schmuck und gerade an der Außenseite? Und dann, welcher Stratege würde wohl eine Befestigung am Fuße einer Höhe anlegen, von der aus das ganze Innere leicht und bequem zu überblicken ist? Sollte es Luxuszwecken dienen? Warum dann so abseits jeden Verkehrs, so abseits vom Wasser, dem Wichtigsten in jenen Gebieten, und warum dann dieser Aufwand an Baumaterialien?

Eine ganze Reihe ähnlicher Fragen drängen sich unwillkürlich auf, und die Begleitumstände sind so eigentümliche, daß ihre klare Beantwortung fast unmöglich erscheint. Auch die einschlägige alte Literatur gibt keinen Aufschluß; wohl findet M'schatta da und dort Erwähnung, aber nie läßt sich daraus auf Zweck, Wesen oder Ursprung der Anlage irgend ein Schluß ziehen.

Nun ist der schönste Teil dieses rätselhaften Baues, seine Fassade, nach Deutschland gebracht worden. Als zum erstenmal die Zeitungen die Nachricht verbreiteten, der Sultan habe Kaiser Wilhelm II. die Fassade des Schlosses M'schatta zum Geschenke gemacht, deren Steine im Gewichte von 1600 Zentnern seien bereits zu Schiff auf dem Wege nach Deutschland, da ahnten wohl sehr wenige, welche Bedeutung dieses „Geschenk" hatte. Nur wer eingehender mit orientalischen Verhältnissen vertraut ist, kann ermessen, welche Summe von Energie und Ausdauer aufgewendet worden sein mußte, um in den Besitz dieses Geschenkes zu gelangen. Aus Wüstengebieten, eigentlich schon außerhalb der Machtsphäre des Sultans, mußte es geholt werden.

Welche Bedeutung die Erwerbung M'schattas aber für Kunst und Wissenschaft hat, wird man wohl erst später im vollen Umfange erkennen, jedenfalls aber ist sie als eine besondere Leistung zu bezeichnen, die in erster Linie wohl der impulsiven Tatkraft des Kaisers zu danken ist, dessen wahre und echte Begeisterung für Kunst und Wissenschaft durch diese Tat in schönster Weise zum Ausdrucke gebracht worden ist.



Details von der Fassadendekoration



Nr. 1. Das erste durch Dampfturbinen bewegte Schiff „Turbinia" mit einer Schnelligkeit von 30 Knoten in der Stunde

Die Dampfturbine

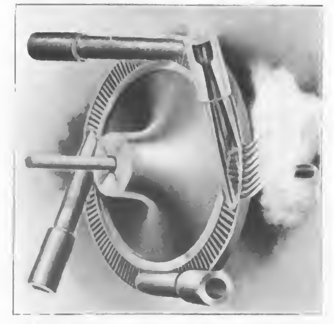
Von

Franz Bendt

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen)

Im Mittelpunkt der neueren Technik steht zweifellos die Dampfmaschine, die vor etwa 150 Jahren aus den Händen des Mechanikerkönigs James Watt so gut wie vollendet hervorging. Fast die sämtlichen Vorrichtungen, die das verflossene Jahrhundert, das man mit Recht als das technische zu bezeichnen pflegt, hervorbrachte, hängen mit Watts Maschine, der sogenannten Kolbendampfmaschine, zusammen oder bedürfen wenigstens ihrer. Es erscheint daher nur natürlich, daß sie zu hoher Vollendung vorgeschritten ist. Dennoch haftet ihr ein bemerkenswerter organischer und wirtschaftlicher Uebelstand an, der es wahrscheinlich macht, daß sie von ihrem Herrschersitze im Reich der Technik wird herabsteigen müssen, um einer Rivalin Platz zu machen.

Der Mangel der Kolbendampfmaschine, der auch leicht von einem Laien wahrgenommen werden kann, besteht in folgendem: der kraftgespannte Dampf des Kessels strömt bald vor, bald hinter den in einen Zylinder eingeschlossenen Kolben der Maschine und veranlaßt ihn dadurch zu einer hin und her gehenden Bewegung. Dieses „Hin und Her" muß dann durch recht komplizierte Einrichtungen in eine drehende Bewegung verwandelt werden. Ist es doch fast immer die Aufgabe der Dampfmaschine, drehende Bewegungen herbeizuführen. Die Technik kennt seit fast zwei Jahrtausenden eine Vorrichtung, in der der Dampf direkt die drehende Bewegung veranlaßt. Diese „Urahne" der Dampfmaschine wurde bereits 150 Jahre vor unsrer Zeitrechnung von Heron von Alexandrien in seinem Werke „Spiritalia seu Pneumatica" beschrieben. Man pflegt jetzt die ehrwürdige Erfindung als „Dampfturbine" zu bezeichnen.



Nr. 2. Rad und „Düsen" der De Laval-Turbine

In der „Wasserkunst" ist die Turbine ein weltbekannter und viel verwendeter Mechanismus. Sie besteht im einfachsten Falle aus einem Rad, das sich um eine Achse drehen kann, dessen Umfang mit mannigfaltig gestalteten Schaufeln versehen ist. Stößt das Wasser eines Flusses gegen die Schaufeln, dann wird Bewegung und Arbeit veranlaßt. Ersetzt man die Stoßkraft des Wassers durch den Druck des strömenden Dampfes, dann ersteht die Dampfturbine. Sie wird direkt zur drehenden Bewegung und Arbeit gezwungen und bedarf nicht der komplizierten Vorrichtungen der Kolbendampfmaschine. Es bereitete aber trotzdem den Technikern große Schwierigkeiten, die Dampfturbine, die augenblicklich in der Technikerwelt eine Revolution vorzubereiten scheint, so zu organisieren, daß sie befähigt ist, ihre Mission ganz zu erfüllen. Die Geschwindigkeit des Wassers, das eine Turbine antreibt, ist selten eine größere als etwa 50 Meter in der Zeiteinheit der Sekunde, und man erzielt dadurch eine gut zu überschauende Bewegungsgröße. Ganz anders der kraftgespannte Dampf, der aus unsern Dampfkesseln herausdringt. Es wurde

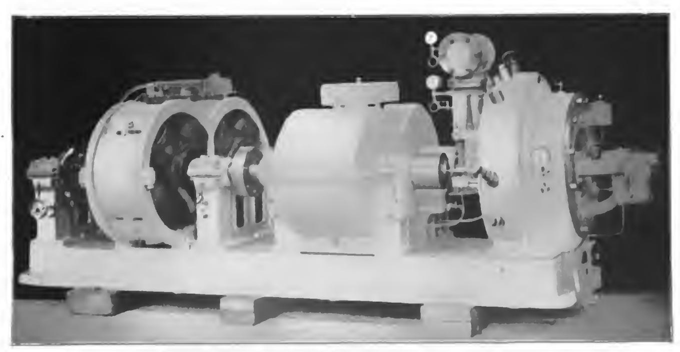
festgestellt, daß ihm eine zwanzigmal so große Geschwindigkeit zukommt. Die Dampfturbine empfängt somit den Antrieb, sich im rasenden Wirbel um ihre Axe zu drehen. Diese Kraftwirkung gibt des Guten zu viel. Die Technik besitzt fast keine maschinelle Einrichtung, die mit solchen Geschwindigkeiten zu arbeiten vermag. Die Techniker begannen sich erst für die Dampfturbine zu interessieren, als die Elektrotechnik anfing, elektrische Maschinen — sogenannte Dynamomaschinen — zu bauen, die eine verhältnismäßig sehr hohe Drehungsgeschwindigkeit besitzen. Man bemühte sich daher, die Umdrehungsgeschwindigkeit der Dampfturbinen so weit zu vermindern, daß sie sich zum Antrieb elektrischer Maschinen brauchbar erweisen.

Die ersten Erfolge auf dem Gebiet wurden von dem Engländer C. A. Parsons und von dem Schweden Dr. Gustav de Laval erzielt. Parsons übergab seine erste Dampfturbine im Jahre 1884 dem praktischen Betrieb, die allerdings damals noch 18000 Umdrehungen in der Minute machte, eine Zahl, die aber wenige Jahre später bereits auf 4000 Umdrehungen gemäßigt ward. De Lavals Turbine erschien 1889 auf der Pariser Weltausstellung und erzielte sofort einen außerordentlichen Erfolg.



Nr. 3. De Laval-Turbine auf einer Lokomotive als Kraftquelle für die elektrische Beleuchtung des Zuges

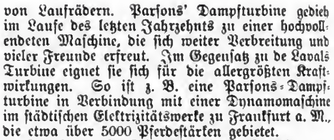
Die Einrichtung der de Lavalschen Dampfturbine ist so außerordentlich einfach und übersichtlich, daß es angezeigt erscheint, uns an der Hand unsers Bildes Nr. 2 zuerst mit ihr zu beschäftigen. Entspricht sie doch auch so recht dem, was man sich unter einer Turbine vorstellt. Wir erblicken ein mit Schaufeln versehenes Turbinenrad, dessen Schaufeln man sich aber ganz in ein festes kranzförmiges Gehäuse eingeschlossen denken muß. Zu diesem führen geeignete Röhren (sogenannte Düsen), die den gespannten Dampf auf die Schaufeln direkt leiten. Man versteht sofort, daß durch den eintretenden Dampf das Rad in äußerst schnelle Umdrehung versetzt werden wird. Obgleich es uns fernliegt, unsre Ausführungen mit trockenen technischen Erklärungen belasten zu wollen, möchten wir doch noch auf eine höchst geniale Einrichtung der de Laval-Turbine hinweisen. Bei so außerordentlich hohen Geschwindigkeiten ist es schwer, die Achse des Rades so zu lagern, daß keine Verschiebungen erfolgen, die verhängnisvoll werden könnten. De Laval hat das dadurch erreicht, daß er das Turbinenrad auf eine äußerst feste, elastische, sehr dünne Stahlachse setzt, die während der Rotation ohne weiteres und unbedenklich geringe Ausbiegungen macht; sie ermöglichen es der Vorrichtung, in jedem Augenblick die Stellung einzunehmen, die die Gesetze der Mechanik fordern. Um die hohe Umdrehungsgeschwindigkeit der Turbine auf ein praktisch zulässiges Maß zu



Nr. 4. De Laval-Turbine als Triebkraft für eine Dynamomaschine

vermindern, führte de Laval ein kleines Räderwerk aus bestem Stahl ein, das durch Radübertragung eine Ermäßigung der Umdrehungsgröße erzielte. In dieser Uebertragung liegt allerdings ein Uebelstand, der veranlaßte, daß de Lavals Turbine nur für kleinere Maschinengrößen, bis zu etwa 300 Pferdekräften, sich den Weltmarkt erobert hat. Wie außerordentlich einfach und vorteilhaft aber innerhalb dieser Grenze de Lavals Meisterkonstruktion wirkt, schildert das Bild Nr. 3. Auf dem Rücken einer Lokomotive reitet die de Lavalsche Turbine. Vom Dampf der Lokomotive gespeist, betreibt sie eine mit ihr verkuppelte Dynamomaschine, die wiederum dazu dient, das für die Zugbeleuchtung nötige elektrische Licht zu erzeugen. In unsrer Abbildung Nr. 4 sehen wir übrigens ein größeres Zwillingspaar von Dampfturbine und Dynamomaschine, wie sie in den elektrischen Zentralen im Interesse der Beleuchtung oder des Verkehrs vielfach Aufstellung gefunden haben.

Die Verminderung der sehr hohen Rotationsgeschwindigkeit der Turbine von de Laval auf ein zulässiges Maß vollzieht sich, wie wir sahen, durch rein äußerliche Mittel. Technisch höher, wenn auch nicht so einfach, erreicht Parsons das mehr durch innere Mittel, in der Turbine selbst. Parsons' Turbine (Abbildung Nr. 7) erscheint als ein langer Zylinder, auf dem eine sehr große Zahl von sogenannten Laufrädern verschiedenen Durchmessers angeordnet sind. Indem der gespannte Dampf den Raum zwischen den Rädern durchläuft, vermindert er nach und nach seine Geschwindigkeit und veranlaßt dadurch eine Rotationsschnelligkeit, wie die Technik sie braucht. Maschinen von großer Kraft erhalten allerdings eine recht beträchtliche Anzahl

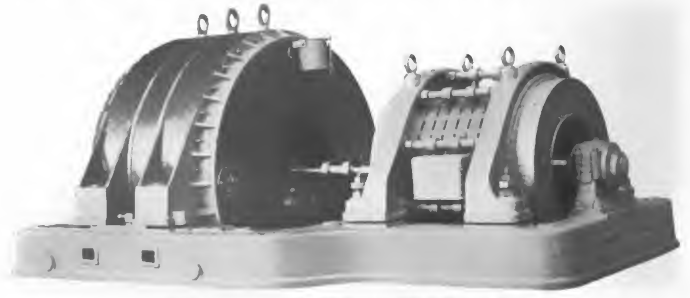


von Laufrädern. Parsons' Dampfturbine gedieh im Laufe des letzten Jahrzehnts zu einer hochvollendeten Maschine, die sich weiter Verbreitung und vieler Freunde erfreut. Im Gegensatz zu de Lavals Turbine eignet sie sich für die allergrößten Kraftwirkungen. So ist z. B. eine Parsons-Dampfturbine in Verbindung mit einer Dynamomaschine im städtischen Elektrizitätswerke zu Frankfurt a. M., die etwa über 5000 Pferdestärken gebietet.

In die neueste Zeit fällt die Konstruktion von Dampfturbinen, die auch in weitesten Kreisen ein lebhaftes Interesse für dieses technische Gebiet erzeugt haben. Die Dampfturbine wurde zu einer Sensation, zu einem Ereignis! Veranlassung gaben dazu die Untersuchungen und Experimente des genialen deutschen Ingenieurs Professor Riedler von der technischen Hochschule zu Charlottenburg sowie der Bau neuer Turbinen in Amerika durch Curtis. Beide Konstrukteure verfolgen ähnliche Ideen; sie vereinigen in zweifellos geschickter Weise die Methoden de Lavals und Parsons' miteinander. Ohne auf das Technische hier näher eingehen zu können, sei nur soviel erwähnt, daß Riedler, in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Stumpf, den Turbinenrädern einen sehr viel größeren Durchmesser erteilte als de Laval den seinigen. Das war nur möglich auf Grund der praktischen und theoretischen Untersuchungen Riedlers an sehr schnell laufenden Rädern mit sehr großem Durchmesser. Verwendet er doch Räder von 2—3 Meter Durchmesser, die etwa 3000 Umdrehungen in der Minute vollführen. Der Hauptsache nach verfügt die Technik im Augenblicke über vier vortreffliche Dampfturbinen, von denen die Parsons-Turbine die am meisten



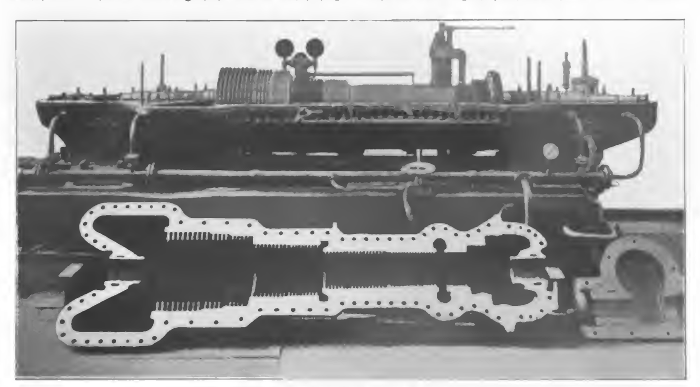
Nr. 5. Detail der Riedler-Stumpf-Turbine



Nr. 6. Die neueste deutsche Dampfturbine von Riedler und Stumpf

erprobte, die Riedler-Stumpf-Turbine wohl als die interessanteste zu bezeichnen ist. Die letztere wird von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin gebaut; in ihr ist die Dampfturbine zum erstenmal als deutsches Fabrikat auf den Markt gebracht worden (Abbildungen Nr. 5 und 6).

Der so außerordentlich einfache Aufbau der Dampfturbine verursacht eine sehr große Zahl wirtschaftlicher und technischer Vorteile ihrer lang erprobten Rivalin, der Kolbendampfmaschine, gegenüber, die wir kurz darlegen wollen. Da die Kraftübertragung des gespannten Dampfes bei der Turbine direkt erfolgt, so fallen alle die vielfachen mechanischen Uebertragungsglieder fort, die den Witz der Techniker bei der Ausgestaltung der Kolbenmaschine während eines Jahrhunderts beschäftigt haben. Diese Vereinfachung wiederum erlaubt es, die Turbine so zu bauen, daß sie einen geringeren Raum erfordert und durch ihr sehr vermindertes Gewicht den Ingenieur erfreut.



Nr. 7. Das Innere einer Parsons-Dampfturbine

Wie wir schon oben bemerkten, hat man zuerst die Dampfturbine nur für schnellaufende Maschinen verwendet. Der fortschreitenden technischen Kunst gelang es, die verhältnismäßig hohe Umdrehungszahl der Dampfturbinen auf ein geringes Maß herabzuzwingen. Sind doch bereits Dampfturbinen im Gebrauch, die nur noch etwa 500 Umdrehungen in der Minute vollführen. Die Ingenieure sind jetzt bestrebt, diese Zahl noch weiter zu ermäßigen. Die Dampfturbinentechnik strebt danach, auch das Gebiet der langsam rotierenden Maschinen zu erobern! Eine sehr wertvolle Verwendung scheint der Dampfturbine im Schiffsbetrieb zukommen zu sollen. Ihre Leichtigkeit, ihr geringer Raumverbrauch, ihre Sparsamkeit in der Kohlenverzehrung weisen geradezu auf sie für diesen Zweig des Verkehrs hin. Die Vertreter der Parsons-Turbine in England haben auch bereits mit Glück in diesem Sinne gearbeitet und können auf praktische Erfolge zurückblicken. In Deutschland wirkt die Gesellschaft „Turbinia“ seit kurzem in ähnlicher Weise. In der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde, zunächst rein zu Zwecken des Versuchs, ein mit Parsons-Turbinen ausgestattetes Schiff von 30 Metern Länge und 44 Tonnen Inhalt, die „Turbinia“ (Abb. Nr. 1), erbaut. Nach vielfachen Verbesserungen und Umkonstruktionen hat die „Turbinia“ die kühnsten Hoffnungen der Schiffskonstrukteure weit übertroffen. Man darf in ihr das Fahrzeug bewundern, dem die größte Geschwindigkeit zukommt, die je ein Schiff erzielte. Die „Turbinia“ besitzt eine mittlere Geschwindigkeit von fast 33 Knoten. Sie kann vorwärts und rückwärts operieren und während einer Fahrgeschwindigkeit von 30 Knoten in 36 Sekunden „stoppen“. In der Tat scheinen die Bedingungen für die Verwendung der Dampfturbinen auf schnellen Passagier- und Ozeandampfern, Kreuzern und Schlachtschiffen die denkbar günstigsten zu sein. Neben den großen wirtschaftlichen und technischen Vorteilen, die die Dampfturbinen aller Systeme mit sich führen, mag endlich noch auf einen für die Schiffahrt außerordentlich wichtigen Faktor hingewiesen werden. Die Dampfturbinen laufen durchaus ruhig und erteilen den Schiffen daher nicht die vibrierenden Bewegungen, welche die bisher gebrauchten Schiffsmaschinen erzeugen.

„Deutschland, welches auf mehreren technischen Gebieten an der Spitze der Nationen schreitet und sich behauptet hat, ist in der Entwicklung der Dampfturbinen leider im Rückstande geblieben. Es wird mehrere Jahre angestrengter Arbeit bedürfen, um das Versäumte nachzuholen. Es handelt sich daher nicht um eine wichtige Frage der Zukunft, sondern um eine brennende Frage der Gegenwart.“ Mit diesen Worten schloß Riedler seinen berühmten Vortrag „Ueber Dampfturbinen“.



Verlobungsfeier

Von

Adele Gerhard

Eine warme Frühlingsnacht lag über der Erde. Die weißen Kerzen der Kastanien in der Bellevuestraße schimmerten in der Dunkelheit. Blütenduft füllte die Luft, drang in die Straßen, und lange hatten die Menschen an Schlaf und Ruhe nicht gedacht. Nun endlich war es stiller geworden. Vom Tiergarten strömte es lau und duftgeschwängert herein ...

Aus den halb geöffneten Fenstern einer der Villen der Bellevuestraße hatte Lachen und Musik hinausgeklungen. Lange nach Mitternacht öffnete sich die Tür. Eine kleine Gesellschaft verließ mit geräuschvoller Munterkeit das Haus. Verlobung war oben gefeiert worden. Die junge Tochter des Bankdirektors war die Braut.

Willst du nicht dein Herz erweichen? ... willst du, willst du,
daß ich komme? ...

summte einer der jungen Männer, dem eben der erste Flaum um die Lippen zu sprossen begann, das Brahmssche Liebeslied, das zuletzt gesungen worden war, halblaut vor sich hin.

„Pscht!" mahnte der ältere Bruder.

Sie hielten einen Augenblick inne und warteten auf den Letzten aus der Gesellschaft, den Bräutigam. Der hatte sich nicht losreißen können. Ihre langen blonden Zöpfe hatte die junge Braut ihm beim Abschied übermütig um den Hals geknüpft. „Nun schau, wie du's kannst!"

Frau von Bargemann, des Bankdirektors Schwester, hatte leicht mit dem Finger gedroht — ihr strenges Gesicht unter dem grauen Scheitel zeigte würdevolle Mißbilligung. Sie blickte zu ihrer Schwägerin hin — Frieda hatte stets so viel Haltung besessen, sie mußte doch die Tochter als Braut etwas dämpfen ...

Aber Frau Bankdirektor stand am Fenster und schaute in die Nacht hinaus und ließ das junge Paar toben. Frau von Bargemann schüttelte den Kopf — ja Frida war immer schwach gegen die Kinder gewesen ... dann war es leicht, so abgöttisch von ihnen geliebt zu werden. —

Aber endlich mußte sich der Bräutigam doch trennen. Und nun ging er, die schlanke Gestalt in der modischen Kleidung, den Hut schief auf dem Kopfe, und summte vor sich hin:

Willst du, Ueberfromme,
Rasten ohne traute Wonne,
Oder willst du, willst du, daß ich komme?

Oben hatte man sich inzwischen gute Nacht gewünscht, Frau von Bargemann sich gemessen verabschiedet. Respektvoll reichte Lene dem Vater die Stirn zum Gutenachtkuß, und des Bankdirektors imponierende Gestalt neigte sich mit leichter Rührung zu der Tochter.

Noch einen Augenblick flüsterte die junge Braut mit ihrem Bruder im Erker.

„Du, Lene! Tante Rike möchte ich sehen ..." Die Augen des Tertianers leuchteten, während er die „Cour" morgen auszumalen begann.

Lena nickte still. Ja, morgen! Da würde es beginnen, da war die Verlobung in der Stadt bekannt! Und die Blumen und die Gratulanten und das alles würde kommen. Aber was war es im Grunde genommen gegen ihr Glück! Und Lene war noch einmal zur Mutter getreten und hatte beide Arme um ihren Hals geschlungen. Die Mutter, die wußte es ja, wie lange sie schon Alfons geliebt hatte. Und wie sie gefürchtet hatte, er würde sich schließlich doch für ihre Cousine Anni, die schöne Brünette, entscheiden, die doch nur mit ihm flirtete wie mit so und so vielen andern ...

Frau Bankdirektor küßte die Tochter sanft. „Geh schlafen, Liebling. Geh, mein Kind! Du weißt, es wird morgen ein anstrengender Tag."

„Kommst noch mit mir ins Schlafzimmer, Mutting?"

„Kind, ich bin so müde."

„Ach, verzeih." Das große, blonde Mädchen,

das den Vater in jedem Zug des Gesichts widerspiegelte, fuhr zusammen. Daß sie daran auch gar nicht gedacht hatte! Die Mutter machte wirklich einen erschöpften Eindruck. Man merkte es bei ihr nicht so schnell, weil in das schmale, bewegliche Gesicht oft ein Zug der Abspannung trat. Sie sah noch nicht wie 40jährig aus mit ihrer biegsamen Gestalt — ach nein, viel jünger, wenn man nicht die leicht ergrauten Haare und die Linien am Munde und an der Stirn beachtete. Lene erinnerte sich, daß ein Maler ihr einmal sagte, er würde ihre Mutter niemals für eine Frau gehalten haben — sie habe etwas so Mädchenhaftes in ihrer Erscheinung. Und wie er sie dann fragte, ob ihre Frau Mutter ihm wohl zu einer Studie sitzen würde. Er käme gar nicht recht damit zustande — „Sehnsucht" solle sie heißen — und ihre Mutter habe so etwas in den Augen ... Lene war entzückt und stolz. Hatte sie nicht immer zu ihren Freundinnen gesagt, ihre Mama habe etwas Märchenhaftes an sich? Sie sah die Mutter schon gemalt — in einem weißen faltigen Kleide mußte sie am Meere stehen, die großen Augen mit dem in die Ferne gehenden Blick in die graue, endlose Weite gerichtet ...

Aber als Lene der Mutter von der Bitte des Malers sprach, lächelte diese nur abweisend. Als ob sie es gar nicht ernst nähme.

„Was für Torheiten, Kind! Luperchta mag sich an andrer Stelle Modelle suchen!"

Lene schämte sich beinahe, der Mutter von dem Wunsche des Malers erzählt zu haben ...

Frau Bankdirektor war jetzt in ihr Zimmer gegangen. Sie schlief allein, seit ihr Mann an einem chronischen Rachenkatarrh litt und in den Nächten viel hustete. Der Bankdirektor war zu rücksichtsvoll, um seine Gattin, deren Gesundheit ihm oft Sorge machte, zu stören.

Die Frau trat auf den großen Gartenbalkon hinter ihrem Schlafzimmer. Ein laues Frühlingswehen kam von den Gärten zu ihr. Sie sah das Bild des jungen Paares vor sich. Den schlanken Mann, wie ihn die blonden Mädchenzöpfe festhielten und er strahlend auf sie blickte ... Junge, glückliche Menschen! Sie hörte die Töne des Liedes in die Nacht hinaus zittern:

„Rasten ohne traute Wonne ...
Oder willst du, willst du, daß ich komme?"

Und plötzlich ging ein Beben durch den Körper der Frau. Als ob mit dem warmen Frühlingsodem ein starkes süßes Gift zu ihr gedrungen wäre. Noch einmal schweiften ihre Gedanken zu dem Brautpaar. Aber nicht wie sonst mit der alles beherrschenden sorglichen Zärtlichkeit. Und es war nicht, weil Lene nun glücklich war — auch nicht, weil die harmonische Natur ihrer Tochter sie beruhigte, diese Natur ihres Mannes, für die es im Grunde keine unerfüllten Wünsche geben konnte. Nein, Frau Fridas Gedanken waren jetzt nicht bei alledem. Es war etwas andres. Sie sah das tiefbrünette Gesicht ihres Schwiegersohnes, die Gestalt mit den elastischen und doch lässigen Bewegungen ... Sie sah, wie er sich zu Lene beugte ... Und langsam wachte eine Erinnerung in ihr auf. Ganz anders war er gewesen — beschriebener das Gesicht und voll dunkler Schwermut. Aber die Lässigkeit der Bewegungen, der Haltung, aus der oft eine wilde Kraft emporzuckte ...

Gleichaltrig war er ihr. Seine Seele älter und erfahrener als die ihre, die in den zehn Jahren ihrer Ehe nie aufgewühlt worden war. Nur seine Erscheinung hatte so jugendlich gewirkt. Und schön war er. Und er hatte sie geliebt. Und mit seiner Liebe war noch einmal ein strömendes Gefühl von Jugend über die einunddreißigjährige Frau gekommen. Sie hatte nicht glauben wollen, daß er sie wirklich reizvoller fände als alle die jungen, blühenden Mädchen. Aber dann, als er sie bei dem Gartenfest traf, als er sich zu ihr beugte, wie die frischen Stimmen sangen: „Willst du, willst du, daß ich komme?" und sie mit den jungen, heißen Augen anblickte ...

Die Erinnerung an jene kurze, tödlich schöne Zeit wachte minutenlang in der Frau auf. Die Jahre ihrer Ehe, ihr inniges, selbstloses Muttergefühl — es war übertönt gewesen. Ihr Ich war erwacht — mit dumpfen Schlägen pochte es an die Mauern, die ihre feste Hand um es gezogen hatte. Reiche dehnten sich vor ihr, eine Herrscherin war sie ... Als Mädchen hatte sie dies alles in ahnungsvollen Schauern erhofft, hatten ihr die erwachten Sinne ein Traumland vor die sehnsüchtig fiebernde Seele gezaubert. Jubelnde Lieder hatten sie an ihrem Hochzeitstage in die Ehe geleitet:

Leb' wohl du schönes Kind vom Rhein!
Wir schwenken dir den Hut —
Wir schwenken ihn und denken dein
Bei Rheinlands edlem Blut ...

Später war des Rheines Frohgesang verhallt, war die geheimnisvoll lockende, geheimnisvoll flüsternde Zukunft voll tausenden sich öffnenden Blütenkelchen entschwunden, verblaßt ...

Und nun nach langen, stillen Jahren breitete Er noch einmal den farbigen Lebensteppich vor ihr aus.

Die Augen der Frau umdüsterten sich. Was dann kam! Nein, sie hatte ihm nicht angehören können. Nicht in der Ehe, was er selbst kaum ernstlich erstrebte — nicht außerhalb der Ehe, was er so heiß begehrt hatte ... Und er war im Zorn von ihr gegangen ...

Diese alten, vergrabenen Geschichten! Die Frau wandte sich hastig um und trat in ihr Schlafzimmer. Sie schloß die Balkontür und entkleidete sich schnell. Da draußen — da wogte die warme Frühlingsnacht. Aber sie, sie wollte schlafen. Ihre Tochter war verlobt, ihre liebe, reizende Lene — ihre Tochter war glücklich. Morgen kamen die Gratulanten — es galt zu empfangen, zu repräsentieren ...

Der zarte, noch immer liebliche Körper der Frau lag still in den weichen Kissen. — Der Blütenschnee draußen — der Prunus, die Magnolien, deren Blätter hinunterträuften — was ging es sie an! Ihr aschblonder Kopf, dem zahlreiche ergrauende Fäden einen seltsamen Hauch gaben, barg sich tiefer und tiefer in das Pfühl ...

Aber die Melodien, die heute erklungen waren, der ganze Duft junger, glückatmender Menschlichkeit war zu stark gewesen. Aufgewühlt war in ihr vergangene Qual, vergangene Lust ...

Und wie sie ihr Gesicht gegen die Hand lehnte, die samtartige Weichheit ihres Körpers fühlte, zuckte sie zusammen. Wie sie sich damals gefürchtet hatte, durch eine zufällige Berührung diese samtartige Weichheit zu spüren! Wie sie unter dieser wunderbaren Haut, dieser Anmut ihrer Formen gelitten hatte! Unter ihrer unvernutzten mädchenhaften Schönheit, die in der Ehe mit dem über zwanzig Jahre älteren Gatten kein Sturmhauch sengender Leidenschaft verzehrt hatte! Zu empfinden, was sie besaß und in sich verschließen mußte! Zu denken, wie er sie geliebt hätte, wenn sie ihm nicht versagt, was er begehrte ...

Aber die Monate, die diesem Kampf vorangegangen waren! Die Seele der Frau begann zu jubeln, ihr Herz schneller zu schlagen. Damals!

Und langsam hatten sie die Träume umfangen, zogen sie in ihre Netze. Stundenlang. Sie ging an seiner Seite über grüne Halden ... Der Sommer spielte seine tödlich starken Melodien. Sie war jung, seine Liebe hatte sie jung geküßt, sie war reich. — In bewegten Bildern kam alles zurück ... Bebende Hände berührten ihre Gestalt, ein junger, wilder Mund preßte sich auf den ihren ...

Sie fuhr auf. Noch halb im Traum dehnten sich ihre zarten Glieder. Ein süßes, heißes Glücksempfinden war in ihrem Blut. Weit öffnete sie die schlaftrunkenen Augen. —

Was spielte da hell von der Seite der Vorhänge durch die Fenster?

Sie sprang empor und riß die Jalousie hoch. Grelles Licht drang in das Zimmer. Es war Morgen. Sie griff sich an die Stirn ... Wie? Sie hatte nur geträumt?

Ihr Blick fiel in den Spiegel — sie sah das schmale, von Linien und Zügen gezeichnete Gesicht, sah das ergraute Haar ...

Ein furchtbares Schmerzgefühl packte sie. Ganz klar war sie mit einem Male.

Gestern?

Ach so!

Und heute?

Draußen tönte grell die Entreeklingel — die ersten Blumen für die junge Braut wurden gebracht ...

Literatur

Als ein sehr zeitgemäßes Unternehmen darf ein neues Sammelwerk der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart bezeichnet werden, das „Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen" behandelt. Als erster Band liegt vor „Die Physik des täglichen Lebens" von Leopold Pfaundler, Professor an der Universität Graz (gebd. 7½ M.). Man braucht nur etwa die Abschnitte über die Dampfmaschine, über den Bau und die Einrichtung des Auges und über die Elektrizität und ihre Anwendung zu lesen, um sich davon zu überzeugen, in welch hervorragender Weise der Verfasser seine schwierige Aufgabe gelöst hat. Sein Buch ermöglicht es in der Tat einem jeden, ohne weitere wissenschaftliche Vorkenntnisse die schwierigsten Probleme der Physik verstehen zu lernen und sich über alle physikalischen Erscheinungen des täglichen Lebens klar zu werden. Außerordentlich geschickt ausgewählte Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie beleben die Darstellung und machen sie, in Verbindung mit 464 Abbildungen, so anschaulich wie nur möglich. — Der zweite Band, vom kaiserlichen Oberpostinspektor Otto Jentsch verfaßt, führt den Titel: „Unter dem Zeichen des Verkehrs" (gebd. 5 M.) und schildert an der Hand zahlreicher Illustrationen den Dampf und die Elektrizität im Dienste des heutigen, von Tag zu Tag an Umfang und Bedeutung zunehmenden Verkehrswesens. Wer sich, ohne eine fachwissenschaftliche Vorbildung genossen zu haben, eingehend über die Dampf- und elektrischen Schnellbahnen, über Funkentelegraphie und unterseeische Kabel, über die Fortschritte des Fernsprechwesens und ähnliche, jeden modernen Menschen interessierende Fragen unterrichten lassen will, der greife zu diesem vortrefflichen Buche.

— In der deutschen Literatur der letzten Jahre hat sich eine gewisse Abwendung von der Bühne bemerkbar gemacht. Die Kunstform, an die sich wirklicher Fortschritt und echter Erfolg knüpfen, ist heute nicht mehr das Drama, sondern der Roman. Freilich ist auch hier nicht jeder ernste, ehrliche Versuch zugleich eine im vollen Sinne künstlerische Tat; aber die Zahl der neuen Romane, denen wir echten Kunstwert und damit ein Fortleben ihrer Wirkung glauben zusprechen zu sollen, ist doch verhältnismäßig keine geringe. Und zu dieser Zahl gehört auch Wilhelm Hegelers „Pastor Klinghammer" (Berlin, Egon Fleischel & Co.; Preis 6 Mark). Als eine starke, hochstrebende Künstlernatur ist Hegeler schon von seinen früheren Werken her bekannt; aber im „Pastor Klinghammer" hat er doch wohl sein Meisterstück gegeben. Rein stofflich betrachtet, variiert der Roman das uralte Thema der feindlichen Brüder, und auch er läßt den Konflikt gipfeln im Brudermord, den hier freilich Abel an Kain begeht, der jüngere, zart angelegte, viele Jahre lang unterdrückte Bruder an dem älteren, brutal-kräftigen, der ihm, wie einst den Frieden der Kindheit, nun das Glück der Ehe zerstören wollte. Aber nach seinem eigentlichen Inhalt ist „Pastor Klinghammer" ein Entwicklungsroman: wie die edle, aber schwache, mißhandelte, mit düsteren Traditionen belastete Seele des Pfarrers durch inneres Irregehen und schwere Schuld genest zu befreiender Buße und kräftigerem Erfassen des Lebens. Mit untrüglicher Sicherheit ist diese Gestalt, aber nicht minder jede andre der neben ihm auftretenden Personen erfaßt und durchgeführt: vor allem Marianne, die Frau des Pastors, und sein Freund und Amtsbruder Erbslöh. So rein und edel wirkt die Klarheit und Vertiefung, mit der die Charaktere und Probleme entwickelt sind, daß das stark Naturalistische mancher Szenen dadurch hoch über das abstoßend Stoffliche erhoben scheint; und in der Schilderung der Gewissensqualen, von denen der zum Brudermörder gewordene Pfarrer gefoltert wird, reicht der Dichter an die gewaltige Kraft heran, mit der ein Dostojewski und Tolstoj solche Seelenzustände gestaltet haben, während uns zugleich das Sichdurchringen zum Geständnis und zur Selbstbefreiung in dem deutschen Roman vielleicht noch menschlicher und verständlicher anmutet, als die nur aus der slawischen Psyche heraus ganz zu begreifenden Buß- und Bekenntnisausbrüche in „Schuld und Sühne" und den „Mächten der Finsternis".

— In die Tiefe einer mit Hemmnissen und Bitterkeiten aller Art ringenden Künstlerseele lassen uns „Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faißt" blicken (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebd. 4½ M.). Dr. M. Haberlandt hat sie im Auftrage des Wiener Hugo Wolf-Vereins herausgegeben und damit allen Verehrern des einem so tragischen Schicksale verfallenen genialen Tondichters, wie der modernen Musik überhaupt, einen großen Dienst erwiesen. Die Herzensergüsse Wolfs dem Stuttgarter Rechtsanwalt gegenüber, der ihm nicht nur ein aufopfernder Freund gewesen ist, sondern auch als begeisterter und feinsinniger Interpret seiner Schöpfungen viel dazu beigetragen hat, daß des Komponisten hohe Bedeutung endlich allgemeine Anerkennung fand, geben das erhebende Bild eines wirklich ideal zu nennenden Freundschaftsbundes und, wie Haberlandt in seiner Einleitung mit Recht hervorhebt, durch ihre Offenheit und Rückhaltlosigkeit zugleich ein ungewolltes und deshalb um so anziehenderes Selbstporträt des Schreibers dieser Briefe.



Die Entdecker des Radiums

An andrer Stelle dieses Heftes hat der bekannte wissenschaftliche Schriftsteller Dr. W. M. Meyer die Wunder des neu entdeckten Elementes eingehend geschildert. Kehren wir hier für einen Augenblick bei dem liebenswürdigen Ehepaar ein, dem diese große Entdeckung gelungen. Herr Curie ist eine sympathische, schlanke Erscheinung im Beginn der vierziger Jahre, die hohe Stirn, die scharfen Züge seines Gesichts zeugen von intensiver geistiger Arbeit. Er ist ein Gelehrter, für den kaum etwas andres als seine Wissenschaft existiert. Daß er das von allen Franzosen so heiß ersehnte rote Band der Ehrenlegion ausgeschlagen hat, paßt ganz zu dem Charakterbild dieses Mannes. Das Hauptinteresse konzentriert sich naturgemäß auf seine Frau. Die mit einem Schlage berühmt gewordene „Gelehrte“ — man wird sich nach und nach auch an das Femininum gewöhnen müssen — ist eine schlanke blonde Frau mit klugen, blauen Augen. Ueber ihren Lebensgang wollen wir sie selber plaudern lassen: „Ich bin am 7. November 1870 in Warschau geboren,“ berichtet Frau Curie. „Mein Vater ist der dortige Lyzealdirektor Sklodowski. Mit meiner Schwester zusammen habe ich das Mädchengymnasium meiner Vaterstadt besucht. Dann bezogen wir 1891 gleichzeitig die Universität Paris, ich um Mathematik und Physik, meine Schwester um Medizin zu studieren. Ich habe als Studentin in dem Laboratorium gearbeitet und dabei meinen Mann kennen gelernt. Im Jahre 1897 haben wir geheiratet. Meine wissenschaftlichen Arbeiten habe ich gemeinsam mit meinem Mann fortgesetzt. Ich bin Doktorin der Naturwissenschaften, habe die Lizenzen für Physik und Mathematik erworben und bin Agrégée de l'université.“

Vom österreichischen Kunstgewerbe

Die modernen Ideen in den bildenden Künsten sind in Oesterreich und speziell in Wien auf besonders fruchtbaren Boden gefallen, und man läßt es sich auch an der Donau — im Gegensatz zu Berlin — recht angelegen sein, diese Keime zu pflegen und zu weiterer Entfaltung zu bringen. Die österreichischen Künstler haben sich namentlich dem Kunstgewerbe zugewandt und in der Ausschmückung von Innenräumen bisher ihr Bestes geleistet. Davon gaben die österreichischen Abteilungen auf den Ausstellungen von Paris, Düsseldorf und an andern Orten Kunde, wo die Räume eigentlich in höherem Grade die Aufmerksamkeit fesselten, als die an den Wänden hängenden Kunstwerke. Die Winterausstellung des unter der zielbewußten Leitung des Hofrates A. von Scala stehenden Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie gestattet auch diesmal einen interessanten Ueberblick auf das gesamte Wiener Kunstgewerbe. Unser Bild auf S. 300 zeigt uns ein besonders gelungenes modernes Interieur.



Die Entdecker des Radiums, Herr und Frau Curie, im Garten ihres Pariser Heims

Aus der Winterausstellung des Oesterreichischen Museums in Wien: Moderne Zimmereinrichtung

Die Möbel sind in hellem, graugebeiztem Ahornholz ausgeführt, die Beschläge und Metallfelder sowie das Zifferblatt der Uhr sind von Künstlerhand in Kupfer getrieben. Der oberhalb der Wandvertäfelung laufende anmutige Fries ist ein Werk des Wiener Malers Gottlieb von Kempf.



Carrie Nation

Eine Temperenzfurie

Unser Bild zeigt eine der merkwürdigsten Erscheinungen des heutigen Amerika, die „berühmte" amerikanische Temperenzfanatikerin Frau Carrie Nation aus Topeka, im Staate Kansas. Sie verdankt ihre „Berühmtheit" ihrem Kreuzzuge gegen die Bierwirtschaften und Schnapskneipen in Kansas, indem sie von einem Lokal zum andern zog und mit einem Handbeil alles kurz und klein schlug. Jetzt zieht sie als „Stern" einer Theatertruppe durch das Land, die ein Stück aufführt mit dem Titel „Zehn Nächte in einer Kneipe". Das Stück ist natürlich eine Tirade gegen den Genuß von Bier und Wein und für Temperenz. In der Hauptszene zertrümmert Carrie Nation das Innere der Kneipe, Gläser, Flaschen, Spiegel, Bilder und Fässer mit ihrem geliebten Beil. In den Pausen wird im Theater ihr Bild verkauft, das sie darstellt, wie sie in der einen Hand ihr Beil, in der andern die Bibel hält. Außerdem verkauft sie selbst zum Schluß kleine Schlipsnadeln in Form eines Beils, das die Inschrift trägt: „Tod dem Alkohol!" Sie spielt stets vor brechend vollen Häusern. Das Publikum faßt jedoch das Stück sowie Carries Spiel als einen riesigen Ulk auf.

Siegfried Wagners „Kobold"

Bei der Uraufführung im Hamburger Stadttheater hatte Siegfried Wagners neuestes, drittes Bühnenwerk „Der Kobold" einen großen Erfolg. Wie sein großer Vater, dichtet auch der „Erbe von Bayreuth" seine Textbücher selbst; zugrunde liegt diesmal, der Wahnfried-Tradition entsprechend, ein Erlösungsmotiv, das, weil es allein für die Form des Musikdramas nicht ergiebig genug sein würde, durch allerlei Beiwerk, realistische und phantastische Episoden, darunter auch wirkungsvolle humoristische Szenen, ausgeweitet ist. Nach der Sage sind die Kobolde die Seelen von Kindern, die keines natürlichen Todes starben, und die erst Erlösung und die

ersehnte Ruhe im Grabe finden können, wenn das letzte Glied des Stammes, dem sie angehörten, für sie aus dem Leben scheidet. Ein solcher Kobold, der den Kosenamen „Seelchen" führt, erscheint zu Beginn der Handlung seiner Schwester, der Wirtstochter Verena, im Traum, und fleht sie um Erlösung an, indem er ihr im Verschwinden einen Talisman, der eine Art Liebesamulett ist und als allgemeines Symbol des Glückes verstanden sein will, in den Schoß wirft. Verena liebt Friedel, den Stern einer wandernden Komödiantentruppe, den eine frivole Gräfin ihr abspenstig macht, nachdem sie ihr den Talisman entwendet hat. Ihr Gemahl dagegen sucht Verena durch List und Gold zu erringen und wird von ihr, als er im Schloßpark Gewalt anwenden will, in der Notwehr mit einem Dolche tödlich verwundet. Um sie zu retten, nimmt Trutz, ein wackerer Genosse Friedels, die Blutschuld auf sich und versenkt fliehend den Stein des Kobolds in den See. Friedel aber gerät beim Handgemenge mit den gräflichen Knechten in Lebensgefahr, da wirft sich die von dem getreuen Ekhart über die Kobolde und das ihnen ewigen Frieden bringende Erlösungswerk unterrichtete Verena dazwischen, mit ihrem Körper den Geliebten deckend. Sie wird niedergestochen und erlöst durch ihren Opfertod den armen Kobold, den Geist ihres Brüderchens. Die Musik erreicht ihren Höhepunkt im Orchestralen und in den Szenen, die das Lyrische und Volkstümliche hervortreten lassen; wunderschön ist Verenas madrigalartiges Lied, ergreifend wirkt der ganze (3.) Schlußakt. Darstellung und Inszenierung waren vortrefflich; Hervorragendes boten namentlich Frau Fleischer-Edel (Verena) und die Herren Pennarini (Friedel), Dawison (Graf) und Lohfing (Ekhart).

Ein vierzigjähriges Bühnenjubiläum

Einer der Lieblinge des Wiener Theaterpublikums, der Hofburgschauspieler Ernst Hartmann, konnte vor kurzem das seltene Fest seiner vierzigjährigen Zugehörigkeit zur „Burg" feiern. Er ist neben Sonnenthal der hauptsächliche Vertreter der alten Burgtheatertradition. Eine herrliche äußere Erscheinung, die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Wesens wußte er mit großer Vornehmheit und Eleganz des Auftretens zu vereinen. Seine Begabung wies ihn auf das große Stildrama, und in seinen jugendlichen Rollen feierte er die größten Triumphe. Als die moderne Literatur die Bühne eroberte, trat für Hartmann eine Krise ein, die noch dadurch verschärft wurde, daß es zu persönlichen Mißhelligkeiten zwischen dem Künstler und dem einflußreichsten Vertreter der Wiener Kritik kam. Als er aber allmählich in das ältere Fach überging, erlebte seine Kunst gleichsam eine Nachblüte. Die Vielseitigkeit und die Intensität seines schauspielerischen Talents trat um so klarer



Hofburgschauspieler Ernst Hartmann

Von links nach rechts: Herr Pennarini (Friedrich) — Frl. Schloß (Gräfin) — Herr Mohwinkel (Trutz) — Herr vom Scheidt (Kümmel) — Frl. v. Artner (Jeannette) — Kapellm. Gille — Siegfried Wagner — Regisseur Felix Ehrl — Herr Lorent (Knorz) — Frl. Neumayer (Gertrud) — Frau Fleischer-Edel (Verena) — Herr Lohfing (der alte Ekhart) — Herr Weidmann (Fink) — Kniend: Frl. Ida Salden (Seelchen)

Zur Erstaufführung von Siegfried Wagners neuer Oper „Der Kobold" in Hamburg

hervor, je mehr Rollen er seinem Repertoire einverleibte, bei denen seine großen natürlichen Vorzüge in den Hintergrund treten mußten. In älteren Rollen hat er auch in modernen Stücken große Erfolge errungen. — Am 8. Februar 1864 trat Ernst Hartmann, der einen Monat vorher erst 20 Jahre alt geworden, zum erstenmal auf der Bühne des Burgtheaters auf, nachdem er vorher nur kurze Zeit an kleinen Bühnen tätig war. Und dieses erste Auftreten verdankte der junge Künstler einem Zufalle. Lewinsky, der den Ludwig XIV. in Brachvogels „Prinzessin Montpensier" spielen sollte, wurde am Tage vor der Vorstellung krank. Laube gab die ziemlich umfangreiche Rolle an Hartmann mit der Frage, ob er sie bis zum nächsten Tage lernen könnte. Der junge Künstler bejahte freudig, und nach vier Stunden hatte er die Rolle völlig inne und spielte sie nach einer einzigen Probe am nächsten Tage bei der Premiere. Er hatte durchschlagenden Erfolg. Das Burgtheater gab an Hartmanns Ehrentage „Der Widerspenstigen Zähmung", in der der Jubilar eine seiner früheren Glanzrollen, den Petruchio, spielte.

Die neueste Erwerbung des Alten Museums in Berlin

Die Direktion des Alten Museums in Berlin hat bei ihren Ankäufen aus der letzten Zeit eine besonders glückliche Hand bewiesen. Nachdem vor kurzem bereits die berühmte heilige Familie von Lucas Cranach, mehrere sehr interessante Bilder des großen Spaniers Goya, eine ganze Anzahl von Renaissanceplastiken der Sammlung einverleibt worden, hat jetzt auch ein weiteres Bild des Venezianers Giovanni Bellini „Die Auferstehung Christi" seinen Weg in die deutsche Reichshauptstadt gefunden. Giovanni Bellini ist einer der führenden Geister der venezianischen Malerei, der den großen Meistern der Hochrenaissance den Weg bahnte. Von den gleichzeitigen Malern hatte Mantegna den meisten Einfluß auf ihn, doch machte er sich bald von dem Ernst und der Formenstrenge des Meisters von Mantua frei. Nachdem er bei Antonello da Messina die Technik der Oelmalerei erlernt hatte, nehmen seine Bilder ein prächtiges Kolorit an, das bereits auf die spätere Entwicklung der venezianischen Malerei hinweist. An die Erwerbung des Bildes schloß sich übrigens ein interessanter Prozeß an, der vor dem Gericht in Bergamo verhandelt wurde. Angeklagt waren der Graf Francesco Roncalli aus Bergamo, der Kunsthändler Professor Luigi Grassi aus Florenz und der Vermittler Marinelli. Graf Roncalli war beschuldigt, „Die Auferstehung", die sich in seinem Besitz befand, heimlich an ein ausländisches Museum verkauft zu haben, obwohl er wissen mußte, daß die italienischen Gesetze derartige Verkäufe streng verbieten. Außerdem habe er durch den heimlichen Verkauf den italienischen Staatsschatz geschädigt, da er weder den Ausfuhrzoll von 1 Prozent des Wertes des ausgeführten Gegenstandes (der Wert des Bildes ist schätzungsweise auf 24 000 M. festgesetzt worden) bezahlte, noch die bei derartigen Verkäufen erhobene besondere Steuer von 5 Prozent des Wertes. Kläger war der Staat, vertreten durch den Minister der schönen Künste. Daß das Bild sich seit September 1902 in Berlin befindet, ist durch den italienischen Botschafter in Berlin festgestellt worden. Graf Roncalli führt zu seiner Verteidigung an, daß er das Bild nicht an das Berliner Museum verkauft habe, sondern an Professor Grassi; was weiter mit dem Bilde geschehen sei, interessiere ihn nicht. Das Gericht sprach sämtliche Angeklagten frei.

Die neue Handelshochschule in Köln

Als zu Ostern 1900 die Kölner Handelsakademie, die erste preußische Hochschule dieser Art, ins Leben gerufen wurde, erhielt diese in dem eben vollendeten Handelsgymnasium, einem immerhin recht stattlichen gotischen Schulpalast, nur ein provisorisches Heim, das indes bei der damals noch bescheidenen Frequenz der Hochschule auf absehbare Zeit genügen konnte. Angesichts der stetig wachsenden Zahl der Studierenden und Hospitanten, die sich zurzeit schon auf mehr als 1200 beziffert, wurde die Frage eines umfassenden Neubaues immer dringender. Nachdem städtischerseits eine Bausumme von $2^1/_2$ Millionen Mark bewilligt und ein großes Terrain an der Rheinuferstraße festgelegt worden war, erfolgte ein allgemeines Preisausschreiben unter den Architekten Deutschlands, das eine große Zahl teils prächtiger und wohlgelungener, teils überaus phantastischer und minderwertiger Entwürfe zutage förderte. Durch die Auszeichnung des Vetterleinschen Entwurfs mit dem ersten Preise haben die Preisrichter nicht nur das Urteil der Fachleute, sondern auch das des großen Laienpublikums ratifiziert. Obschon der am Darmstädter Polytechnikum als Dozent wirkende Baukünstler durch seine bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten vornehmlich als Gotiker angesehen wurde, zeigt Vetterlein sich in seinem Entwurf zum Neuban der Kölner Handelsakademie als ein meisterhafter Beherrscher des Barockstils; der imposante Mittelbau, dessen Dachkonstruktion von der Weltkugel überragt wird, lehnt sich an die Formen der alten Stadtschlösser an; zwei vorgestreckte Flügel finden hofwärts ihre Fortsetzung in kolonnadenartigen Anlagen, die, in Pavillons auslaufend, einen monumentalen Brunnen bogenförmig umschließen. Mi-



Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin

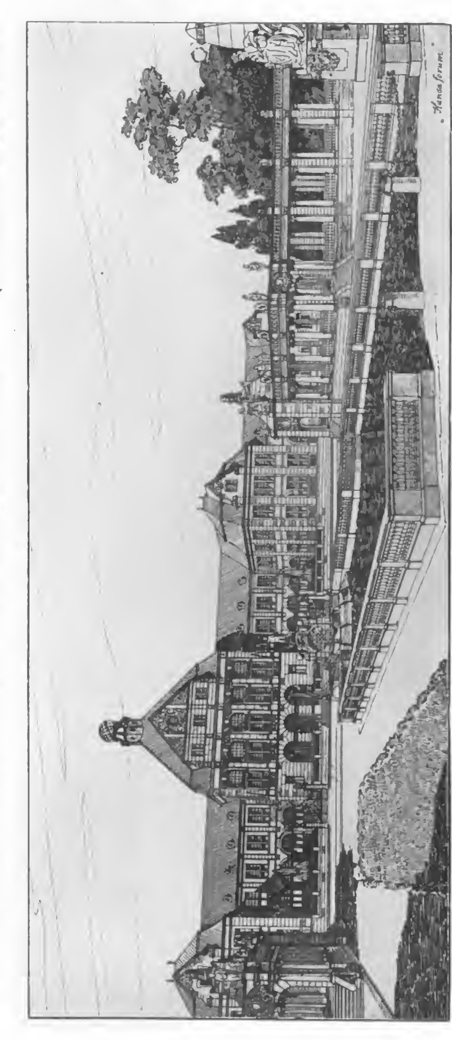
Eine Neuerwerbung des Berliner Museums: „Auferstehung Christi" von Giovanni Bellini

dieser Kolonnade hat der Architekt nicht nur der ästhetischen Wirkung des Gesamtbaues auf den Zuschauer, sondern auch der Vorliebe der akademischen Bürger, sich im Schatten der Alma mater lustwandelnd und plaudernd zu ergehen, Rechnung getragen. Einen Hauptvorzug des Vetterleinschen Entwurfs bildet fernerhin die konzentrische Anlage des Ganzen, indem sich alle einzelnen Bauteile um das Hauptgebäude als Mittelpunkt gruppieren, wodurch die bei weitläufigen Anlagen vielfach vorherrschende Einförmigkeit vermieden wird. Mit seiner Hauptfront dem mächtigen Rheinstrom zugewandt, im Mittelpunkt des gewaltig pulsierenden Hafenverkehrs, mit seiner Rückseite an den lauschigen Römerpark sich anlehnend, wird die neue Kölner Handelshochschule sich neben den zahlreichen Monumentalbauten der Domstadt in Ehren behaupten können. a.

Der Nachrichtenverkehr mit unsern Truppen in Deutsch-Südwestafrika

Die Wiederherstellung eines geordneten Nachrichtenverkehrs im Schutzgebiet, die natürlich abhängig von dem Vordringen unsrer Truppen ist, hat das Reichspostamt zunächst dem Oberpostpraktikanten Thorun aus Hamburg übertragen. Dieser hat sich mit dem Telegraphenleitungsaufseher Block aus Hamburg sowie dem gesamten Material und den Betriebsgerätschaften für die Einrichtung einer Feldpostexpedition und einer Feldpoststation dem Truppentransport des Lloyddampfers „Darmstadt" angeschlossen. Gleichzeitig ist auch neues Telegraphenleitungsmaterial zur Wiederherstellung der zerstörten Linien nach dem Schutzgebiete abgegangen. Thorun ist dem Befehlshaber der vereinigten deutschen Land- und Seestreitkräfte unterstellt worden. Der für die mobilen Truppen des Heeres, der Schutztruppen und der Marine eingerichtete Feldpostverkehr sieht folgende Erleichterungen vor: 1. Gewöhnliche Briefe bis zum Gewicht von 50 Gramm und gewöhnliche Postkarten werden portofrei befördert. 2. Briefe von mehr als 50 Gramm bis zum zulässigen Meistgewicht von 250 Gramm kosten 20 Pfg. Porto. Dieses Porto ist vom Absender zu entrichten; werden diese Briefe in Deutschland unfrankiert oder ungenügend frankiert aufgeliefert, so gelangen sie nicht zur Absendung. 3. Postanweisungen an die mobilen Truppen sind bis zum Betrage von 100 M. zulässig. Die Gebühr beträgt 10 Pfg. und ist vom Absender zu entrichten. 4. Postanweisungen von den mobilen Truppen nach der Heimat werden bis zum Betrag von 800 M. portofrei befördert. 5. Die Nachsendung von im Postwege bezogenen Zeitungen erfolgt gegen Entrichtung einer Umschlaggebühr, die vierteljährlich 30 Pfg. für nur einmal wöchentlich oder seltener erscheinende, 60 Pfg. für zwei- oder dreimal wöchentlich erscheinende, und 1 M. 20 Pfg. für öfter als dreimal wöchentlich erscheinende Zeitungen beträgt.

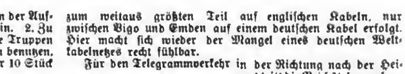
Zur Vermeidung unliebsamer Verzögerungen u. s. w. sind bei der Absendung von Feldpostsendungen folgende



Der mit dem ersten Preis gekrönte Entwurf für die neue Handelshochschule in Köln von Professor Vetterlein in Darmstadt

Vorschriften genau zu beachten: 1. Die Briefe müssen in der Aufschrift mit dem Vermerk „Feldpostbrief“ versehen sein. 2. Zu den Feldpostkarten und Feldpostanweisungen an die Truppen u. s. w. sind gewöhnliche ungestempelte Formulare zu benutzen, die bei den Postanstalten zum Preise von 5 Pfg. für 10 Stück käuflich sind. Die Bezeichnung „Postkarte“ und „Postanweisung“ auf diesen Formularen ist in „Feldpostkarte“ oder „Feldpostanweisung“ abzuändern. 3. Die Aufschrift sämtlicher Feldpostsendungen muß Name, Dienstgrad oder Dienststellung des Empfängers sowie die genaue Bezeichnung des Truppenteils oder Kriegsschiffs, dem der Empfänger angehört, enthalten.

Für den gewöhnlichen, keine besondere Eile erheischenden Nachrichtenverkehr wird also durch die Feldpost bestens und auch recht billig gesorgt. Wo jedoch Eile geboten ist, muß der Telegraph eintreten. Das kann doch auch leicht geschehen, wird man denken, denn Swakopmund ist ja an das Welttelegraphennetz angeschlossen, und die Reichstelegraphenlinien sowie Heliographenlinien nach dem Innern des Schutzgebietes werden wohl auch bald wiederhergestellt sein. Das ist alles richtig, aber nun kommt die Gebührenfrage. Die Taxe für 1 Wort beträgt im Verkehr zwischen dem Schutzgebiet und der Heimat oder umgekehrt 2 M. 75 Pfg.; für ein kurzes Telegramm von 10 Wörtern wären also 27 M. 50 Pfg. zu entrichten. Ein solcher Betrag geht selbst über den Feldetat der Offiziere, geschweige denn über den der Mannschaften hinaus. An eine Gebührenermäßigung ist nicht zu denken, da die Beförderung


zum weitaus größten Teil auf englischen Kabeln, nur zwischen Vigo und Emden auf einem deutschen Kabel erfolgt. Hier macht sich wieder der Mangel eines deutschen Weltkabelnetzes recht fühlbar.

Für den Telegrammverkehr in der Richtung nach der Heimat tritt die Reichstelegraphenverwaltung mit der sinnreichen Einrichtung der „Schlüsseltelegramme“ ein, die sich auch im Chinafeldzuge als äußerst segensreich erwiesen hat.

„Schlüsseltelegramme“ — die offizielle Bezeichnung ist „Feldtelegramme“ — werden diejenigen Telegramme genannt, die nur Nachrichten enthalten, die in einem „Schlüssel für Feldtelegramme“ enthalten sind, von denen die ersten zehn wie folgt lauten:

01. Vollkommen gesund. Gruß.
02. Gefecht mitgemacht. Vollkommen gesund. Gruß.
03. Gefahrlos erkrankt. Im Lazarett in guter Pflege. Gruß.
04. Falls Krankheit gefährlich werden sollte, telegraphiere ich. Gruß.
05. Befinden zufriedenstellend. Gruß.
06. Befinden unverändert. Gruß.
07. Befinden fortgesetzt gut. Gruß.
08. Alle Sorge unnötig. Herzlichen Gruß.
09. Erwartet kein weiteres Telegramm, da bald wieder ganz hergestellt. Gruß.
10. Werde in nächsten Tagen gesund aus Lazarett entlassen. Gruß.

Zur Auflieferung der Schlüsseltelegramme sind alle nach Deutsch-Südwestafrika beorderten Angehörigen des Landheeres



Lili Hartog Mary Jonas Lisette Heinze Else Guilbert Helene Voll

Krankenschwestern für Deutsch-Südwestafrika



Lazarettbaracke in Omaruru

der Schutztruppen und der Marine berechtigt; die Telegramme können jedoch nur an eine bestimmte, im voraus bezeichnete Person in Deutschland befördert werden. Die Gebühr für ein solches Telegramm ist im Einvernehmen mit den Militär- und Marinebehörden von der Reichstelegraphenverwaltung auf 8 M. für Offiziere und im Offiziersrang stehende Beamte und auf 1 M. 50 Pfg. für alle übrigen Militärpersonen festgesetzt worden. Die in einer zweiten Abteilung des Schlüssels enthaltenen Nachrichten, die sich auf Verwundungen, Erkrankungen u. s. w. beziehen, werden gebührenfrei befördert, sofern das Bedürfnis zu ihrer Absendung von der zuständigen Kommandostelle anerkannt wird.



Postgebäude in Groß-Windhuk

Für den Feldtelegrammverkehr sind die mobilen Truppen in Serien eingeteilt, deren jede durch einen Buchstaben, z. B. K, L, M u. s. w., gekennzeichnet wird. Der einzelne Angehörige eines Truppenteils erhält außer dem Serienbuchstaben eine vierstellige Nummer als Telegraphennummer, z. B. führt der Schutztruppensoldat Müller die telegraphische Bezeichnung K 0071. Will er z. B. die Schlüsselnachricht 02 nach Hause telegraphieren, so füllt er ein Telegrammformular wie folgt aus und übergibt es seinem Korporalschaftsführer zur Weitergabe

Bar bezahlt: 1,50 M. ~~Marken umseitig~~

Feldtelegramm

Serie	Telegraphen-Nummer	Nummer der Nachricht
K	0071	02

Absender: **Müller**
Schutztruppe, 2. Feldkomp.

Recht deutlich schreiben!

Die Telegrammgebühr kann bar entrichtet oder in Marken auf der Rückseite des Feldtelegramms aufgeklebt werden. Die Telegramme werden von den Truppenteilen der nächsten deutschen Postanstalt, Feldpostanstalt oder Schiffspost überwiesen und von dieser auf schnellstem Wege der nächsten Telegraphenanstalt zugeführt; als solche wird fürs erste Swakopmund in Betracht kommen. Hier werden die eingehenden Telegramme täglich einmal oder nach Bedarf mehreremal zu einem Sammeltelegramm in verabredeter Sprache nach Serienbuchstaben geordnet zusammengestellt und telegraphisch befördert. Für jeden Serienbuchstaben wird ein bestimmtes Serienstichwort, z. B. für C „Cartridge“, für H „Highly“, für S „Serioso“, in die Telegrammausfertigung eingesetzt. Die Nummern der Schlüsselnachrichten werden den Telegraphennummern angehängt und an Stelle der so gebildeten sechsstelligen Zahlen werden die ihnen entsprechenden Wörter des „Amtlichen Wörterbuchs für die Abfassung der Telegramme in verabredeter Sprache, Bern 1894“ in das Telegramm eingesetzt. Die acht Einzeltelegramme:

C 1217 04 1583 18 H 0087 55 0935 55
1761 63 2018 19 S 0008 59 1842 04

ergeben nach Einfügung des Bestimmungsortes Berlin hinter dem ersten Serienstichwort folgendes beförderungsfertige Telegramm:

Cartridge
Berlin
Manresana Puzzling Highly Agniturae Hermocreon Scipolla Unendeared Serioso Abducing Spanleder.

Die Beförderungsgebühren für dieses Telegramm betragen 2,75 × 12 = 33 M. Rechnet man nur zwei Wörter für die Adresse jedes der in diesem Telegramm enthaltenen Einzeltelegramme, so werden, da die übermittelten Schlüsselnachrichten 04, 18, 55, 55, 63, 19, 59 und 04 nebst den Unterschriften 69 Wörter betragen, für diese Gebühr von 33 M. rund 85 Wörter übermittelt, für die sonst eine Telegraphengebühr von 233 M. 75 Pfg. zu entrichten wäre. Es bedeutet dies eine Ersparnis von rund 200 M.

Die Schlüsseltelegramme werden bei dem Haupttelegraphenamte in Berlin sofort nach Eingang in die offene Sprache übersetzt und in die Einzeltelegramme zerlegt. Die Einzeltelegramme erhalten die Bezeichnung „Feldtelegramme“ und werden durch den Telegraphen, die Rohrpost oder die Telegraphenboten schnellstens an die aus den Listen beim Haupttelegraphenamte zu ersehenden Empfänger befördert. Besondere Vorkehrungen sind getroffen, um die richtige Uebermittlung und Uebersetzung der Feldtelegramme sicherzustellen, damit die Empfänger nicht durch falsche Nachrichten beunruhigt werden. Bezweifelt jemand dennoch die Richtigkeit eines ihm zugegangenen Feldtelegramms, so kann er auf telegraphischem Wege Aufklärung erhalten, wenn er dies baldmöglichst, spätestens 72 Stunden nach Empfang des Telegramms, bei der Anstalt beantragt, die ihm das Telegramm zugefertigt hat. Gleichzeitig mit dem Antrag ist eine Gebühr von 20 M. zu zahlen, die jedoch zurückerstattet wird, wenn bei der Telegrammbeförderung und Uebersetzung tatsächlich ein Versehen vorgekommen ist, das zu der Rückfrage Anlaß gegeben hat.

Der Schlüsseltelegrammverkehr ist bereits in Kraft getreten, nachdem der Truppentransport auf dem Lloyddampfer „Darmstadt“ Swakopmund erreicht hat, bezw. die Truppennachschübe dort angelangt sind. Für die im Schutzgebiete bereits vorhandenen Truppen müssen erst die Nummerlisten aufgestellt werden; sobald diese beim Haupttelegraphenamte eingegangen sind, kann auch diesen Truppen die Wohltat des Schlüsseltelegrammverkehrs zuteil werden. Ich möchte mit dem Wunsche schließen, daß die Schlüsseltelegramme vorwiegend die Nachrichten 01: „Vollkommen gesund“ und 07: „Befinden fortgesetzt gut“ enthalten möchten.

Der Krieg in Ostasien

Am 6. Februar übergab der japanische Gesandte in St. Petersburg, Kurino, dem russischen Hofe eine Note, durch die die kaiserliche Regierung von der Entscheidung Japans in Kenntnis gesetzt wurde, weitere Verhandlungen einzustellen und den Gesandten und sein ganzes Personal von der Newa abzuberufen; dieser Mitteilung folgte die Abberufung der russischen



Amerikanische Trambahn in Söul

Gesandtschaft aus Tokio und damit der gegenseitige Abbruch der diplomatischen Beziehungen auf dem Fuße. Ohne förmliche Kriegserklärung sind die Japaner dann sofort zum Angriff übergegangen, mit kühner Entschlossenheit das russische Verzögerungssystem durchkreuzend. Es war von vornherein anzunehmen, daß die ersten Kämpfe in dem Kriege zwischen Rußland und Japan den beiderseitigen Flotten zufallen würden, und in der Tat machten bereits in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar japanische Torpedoboote einen plötzlichen Angriff auf das auf der äußeren Reede Port Arthurs liegende russische Geschwader, wobei die Panzerschiffe „Retwisan", „Zäsarewitsch" und der Kreuzer „Pallada" nicht unerhebliche Verletzungen erhielten. Ueber die japanische Flotte brachten wir bereits im vorigen Heft einen Aufsatz aus fachmännischer Feder, auf den wir verweisen. Russischerseits hätte man sich darüber klar sein müssen, daß man nur bei einer Vereinigung aller in Ostasien befindlichen Streitkräfte der japanischen Marine gewachsen sei, trotzdem befand sich bei der Eröffnung des Krieges bloß das Gros der russischen Schiffe im Hafen von Port Arthur, während eine kleinere Gruppe in Wladiwostok und eine dritte nach Tschemulpo entsandt war. Noch dazu blieb die Hauptgruppe ohne jede genügende Aufklärung und Sicherung dem nur wenig entfernten Gegner gegenüber, und diese Sorglosigkeit hat das Mißgeschick der russischen Flotte verschuldet, deren beste Schiffe dort beschädigt wurden. Der „Zäsarewitsch" ist ein Linienschiff von 13 300 Tonnen Wasserverdrängung mit 19 Knoten Geschwindigkeit. Der „Retwisan" hat 12880 Tonnen Wasserverdrängung, starke Panzerung und Armierung und 732 Mann Besatzung. Der große Kreuzer „Pallada" hat bei 6740 Tonnen Wasserverdrängung 20 Knoten Geschwindigkeit und ist in der Wasserlinie nicht gepanzert. Die Bestückung weist acht 15-Zentimeter-, zweiundzwanzig 7,5-Zentimeter-, sechs 4,7-Zentimeter- und zwei 3,7-Zentimeter-Geschütze auf; die Besatzung beträgt 422 Mann. Was nun die russische Seefestung Port Arthur selbst angeht, so liegt sie an der Südspitze der Liaotunghalbinsel und ist durch den Pachtvertrag mit China in den Besitz der Russen gelangt, die dort durch ihre Ingenieure starke Befestigungsanlagen haben aufführen lassen. Neben Port Arthur ist in letzter Zeit Tschemulpo am meisten genannt worden, auf dessen Reede die Russen die beiden Kreuzer „Warjag" und „Korejetz" nach hartem Kampfe eingebüßt haben, worauf ihre Gegner dann ungehindert ihre Truppen zur Besetzung von Korea und seiner Hauptstadt Söul landen konnten. Tschemulpo ist der wichtigste unter den Vertragshäfen Koreas; es liegt auf seiner Westküste am südlichen Mündungsarm des Hanflusses, 40 Kilometer westlich von Söul, so daß es als eigentlicher Hafen dieser Stadt betrachtet werden kann. Die Stadt Tschemulpo besteht aus einem einheimischen, einem japanischen, einem chinesischen und einem Fremdenviertel. Die ersten Erfolge Japans zur See haben im eignen Lande natürlich eine gewaltige Stärkung des kriegerischen Geistes zur Folge gehabt und im Auslande der Marine des Mikado mit einem Schlage ein erhöhtes Ansehen verschafft.



Marquis Ito, Japans größter Staatsmann

Doch ist es zum mindesten verfrüht, auf Grund jener Siege von einer durch Japan erlangten Bewegungsfreiheit zur See zu sprechen. Die Entscheidung kann jedenfalls nur zu Lande erfolgen, wo sich die zu erwartenden Kämpfe in Korea und in der Mandschurei abspielen dürften. Von beiden Seiten sucht man möglichst viele Truppen dorthin zu werfen, wobei Japan naturgemäß den großen Vorteil der Nähe des Kriegsschauplatzes hat, während Rußland die Nachschübe für Heer und Flotte aus Europa auf einer einzigen, nicht allzu leistungsfähigen Bahnlinie heranschaffen muß und ungeheure Entfernungen zu überwinden hat. Für die Beförderung der europäischen Truppenkörper nach Ostasien ist nur der eine Strang der sibirischen Eisenbahn frei, von der nicht vorauszusagen ist, wie lange sie vollkommen in Betrieb bleibt. Aber selbst wenn



Der russische Kriegshafen Port Arthur, Schauplatz des ersten kriegerischen Zusammenstoßes in Ostasien



Das Gebäude der russischen Gesandtschaft in Söul (Korea)

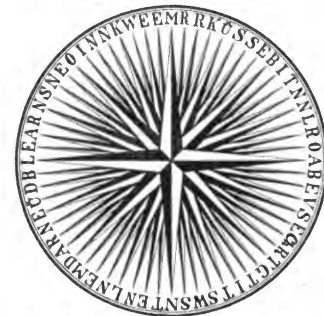
keine Unterbrechung eintritt, dauert es vom Mobilmachungstage bis zur Ankunft der Truppen im Aufmarschgelände gegen 110 Tage. Nach den letzten Ausweisen hatte das Zarenreich im Gebiet des „Fernen Ostens" im Frieden etwa 150000 Mann (zwei sibirische Armeekorps, dazu zahlreiche Schützenbrigaden und Formationen an Kavallerie und Artillerie außer Korpsverband). Nach der Verstärkung dieser Truppen durch die an Ort und Stelle zu mobilisierenden Reserven (besonders Kosaken), sowie durch die militärisch organisierte Grenz- und Eisenbahnwache steigt die Gesamtzahl für den Krieg auf 230000 Mann. Außerdem sind aber die seit Monaten aus Europa nachgesandten Ersatztransporte hinzuzurechnen, über deren Stärke indessen keine zuverlässigen Angaben vorliegen. Demgegenüber verfügt Japan über eine in 13 Divisionen gegliederte Feldarmee, die im Kriegsfall durch Reserven und Landwehr auf 640000 Mann gebracht werden kann, von denen natürlich die für Besatzungszwecke im Inlande erforderlichen Truppen in Abzug zu bringen sind. Die Japaner haben mit Ausbruch der Feindseligkeiten die Landung von drei Divisionen in Korea begonnen, und zwar in Fusan und Masampo, in Tschemulpo und in Gensan. Die Hauptstadt Söul wurde von ihnen besetzt, und der japanische Gesandte eröffnete dem Kaiser von Korea, daß Korea bis auf weiteres unter japanischer Verwaltung stehe. Dieses Reich ist geographisch dem nordöstlichen China angegliedert und erstreckt sich zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meer nach Süden. Die Südküste der Halbinsel, die früher mit dem chinesischen Reich als Vasallenstaat verbunden war, liegt dem Südende Japans gegenüber. Der Flächeninhalt Koreas beziffert sich auf 22000 Quadratkilometer, die Einwohnerzahl auf etwa 10½ Millionen. In der Mitte des Landes liegt Söul, die Haupt- und Residenzstadt, eigentlich Tschan-Han, „Festung am Flusse Han", genannt, in einem von Bergen umrahmten Kessel. Die Stadt hat eine Bevölkerung von ca. 250000 Köpfen und ist von einer hohen, zinnengekrönten Stadtmauer umgeben. Die Wohnstätten der Eingeborenen sind höchst armselig, dabei herrscht überall eine Unreinlichkeit, die jeder Beschreibung spottet. Unter den Gebäuden sind zu bemerken das alte und das neue königliche Schloß, der Ahnentempel des Herrscherhauses, der Tempel des Konfuzius und die Reisspeicher. Sehr stattliche Bauten sind die jetzt von den Russen verlassene russische Gesandtschaft und die japanische Gesandtschaft. Zwei Hauptstraßen durchschneiden die Stadt von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, im übrigen vermitteln nur enge und winklige Gassen den Verkehr. Zu dem unansehnlichen Aeußern und dem unverfälscht ostasiatischen Charakter von Söul steht in einem eigentümlich wirkenden Gegensatz die elektrische Beleuchtung und die vorzügliche elektrische Tramway, von einer amerikanischen Gesellschaft eingerichtet. Sonstige Sehenswürdigkeiten sind: eine alte steinerne Pagode, eine große Schildkröte, gleichfalls aus Stein, und eine große Glocke, die bei Sonnenauf- und -untergang das Zeichen zum Oeffnen und Sperren der Stadttore gibt.



Der Hafen von Tschemulpo im Winter, Landungsplatz der japanischen Armee

Für müßige Stunden

Dechiffrieraufgabe „Windrose“



Welchen Text ergeben, richtig verbunden, die Buchstaben der obigen Figur?

Palindrom

Von vorn gesehen berg' ich manchen Schatz,
In Schreib- und Arbeitsräumen ist mein liebster Platz.
Verkehrt gelesen kennt mich jedermann,
Weil niemand dauernd mich entbehren kann.
Fast niemals bin ich an zwei Orten gleich,
Hier hart und schmal, dort warm und weich,
Hier reich an Schmuck, dort bar der Zier,
Doch meist am härtesten — in mir. Trist.-Mend.

Anagramm

Leg einem Tier, das man zu Memphis ehrte,
Das Haupt zu Füßen sicher und gewandt,
So wird der Name einer Stadt dich grüßen,
Die durch ein seltnes Bauwerk weltbekannt. L. J.

Doppelsilbenrätsel

Des Ersten erste — zähl nur wen'ge Laute! —
Bringt oft Erlösung uns aus Zweifelspein,
Und spricht errötend sie das Lieb, das traute,
Schließt vollends sie der Wonnen höchste ein.

Die zweite, hehr und groß und urgewaltig,
Entschleiert täglich neue Wunder dir,
Ein Gott den Alten, ist sie — zwiegestaltig —
Für uns die Welt. Du bist ein Teil von ihr.

Wo Holz und Torf und Gas und Kohle brennen,
Dort such des Zweiten erste Silbe auf —
Auch mag sie dir ein Ort in Preußen nennen
An eines gleichbenannten Flusses Lauf.

Die letzte ist der Hort des Potentaten,
Ist, was dich grüßt, wenn du der Stadt enteilt,
Ist, was da prangt im Schmuck der goldnen Saaten,
Was fern dir, wenn dein Schiff die Wogen teilt!

Die beiden Ganzen — art- und klangverschieden —
Und doch so oft zusammen jetzt genannt,
Sie nennen ein Bereich, aus dem der Frieden
Vorm gift'gen Hauch der Zwietracht jäh entschwand.
Trist. Mend.

Logogriph

1234567 — ein Vogel, sonderbar gestaltet,
5612332 — ein kleiner Bau, drin Friede waltet,
726123 — ein Ort, des Lage jeder lobt,
534112 — wird von der Brandung wild umtobt,
652324 — blüht auf der Wiese dunkelblau,
361127 — wird oft gebraucht von Magd und Frau,
5676122 — steht meist gemütlich an der Wand,
5611237 — ein kleiner Ort am Ostseestrand. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5:

Des Bilderrätsels: Bezeichnet man die Buchstaben des Alphabets von A—M (I und J = 2 Buchstaben) mit den Zahlen 1—13, ebenso die Buchstaben N—Z mit 1—13, so repräsentieren die lichten Perlen die erste Hälfte, die dunklen Perlen die zweite Alphabethälfte. Je nach der Anzahl Perlen ergibt sich dann der betreffende Buchstabe der bezeichneten Alphabethälfte. Es resultiert dann, in Buchstaben umgesetzt:

Der Apfel des Paris.
4 5 5 1 3 6 5 12 4 5 6 3 1 5 9 6

Des Homonyms: Er legiert.
Der dreisilbigen Charade: Ausdauer.
Des Wechselrätsels: Zyklop — Zyklon.
Des Rätsels: Eidechse.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. V

Vor einiger Zeit in Prag gespielt.[1])
Eröffnung Caro-Kann
Weiß: Ulrich Duras. – Schwarz: H. Prozek und M. Doorschak.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**c7—c6**	15.	0—0	Db2×c2[3])
2.	d2—d4	d7—d5	16.	Dd2—b4!	Sb8—d7
3.	Sb1—c3	d5×e4	17.	Se5×f7!	Ke8×f7
4.	Sc3×e4	Lc8—f5	18.	Lc4×e6†	Kf7—e8
5.	Se4—g3	Lf5—g6	19.	Db4×b7	Ta8—b8
6.	Sg1—f3	e7—e6	20.	Le6×d7†	Sf6×d7
7.	h2—h4	h7—h6	21.	Ta1—e1†	Lh7—e4
8.	Lf1—c4	Lf8—d6	22.	Db7—c7	Tb8—f8
9.	h4—h5	Lg6—h7	23.	f2—f3	Tf8—f7
10.	Sg3—e2	Sg8—f6	24.	Te1×e4†	Ke8—f8
11.	Lc1—f4	Ld6×f4	25.	Sf4—g6†	Kf8—g8
12.	Se2×f4	Dd8—d6	26.	Dc7×b8†[4])	Sd7×b8
13.	Sf3—e5!	Dd6—b4†[2])	27.	Te4—e8†	Tf7—f8
14.	Dd1—d2	Db4×b2	28.	Te8×f8†	Kg8—h7
			29.	Tf8—h8 matt	

[1]) Wir entnehmen die Partie nebst Anmerkungen der Schachrubrik der „Barmer Schachzeitung“, und zwar der letzten Nummer (vom 6. Dezember 1903), die der am 9. Dezember verstorbene Julius Asbeck bearbeitet hat. In dem Verstorbenen hat der Barmer Schachverein seinen Ehrenpräsidenten und eines seiner hervorragendsten Mitglieder, das von der Gründung des Vereins an (1865) über 35 Jahre hindurch den Vorsitz führte, und der rheinisch-westfälische Schachverband eine seiner festesten Säulen verloren.

[2]) Das Schach und noch mehr der darauf folgende Bauernraub ist ein Fehler. Besser war Sb8—d7, da bei dem Opfer 13. Se5×f7 dann nichts herauskommt.

[3]) Schwarz hat keine Verteidigung mehr. Auf Db2—b6 sowohl wie auf Db2—a3 folgt 16. Se5×f7 nebst 17. Sf4×e6.

[4]) Zu guter Letzt noch ein hübscher, wenn auch naheliegender Schluß.

Partie Nr. VI

Turnierpartie, gespielt zu Hilversum im August 1903.
(Nach der „Deutschen Schachzeitung“)
Italienische Partie
Weiß: A. Neumann-Wien
Schwarz: W. B. Meiners-Antwerpen

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**	15.	Lb5×a6†	Kc8—b8
2.	**Sg1—f3**	**Sb8—c6**	16.	e4×d5	Sf6×d5
3.	**Lf1—c4**	**Lf8—c5**	17.	Sc3×d5	c6×d5
4.	0—0	Sg8—f6	18.	a2—a4	Lb6×d4
5.	c2—c3	d7—d6[1])	19.	Dd1—b3†	Ld4—b6
6.	d2—d4	e5×d4[2])	20.	a4—a5	Lh5×g4
7.	c3×d4	Lc5—b6	21.	a5×b6	a7×b6
8.	Sb1—c3	Lc8—g4	22.	Le3—f4	Lg4×h3
9.	Lc1—e3	Dd8—d7?[3])	23.	Tf1—c1	Td8—d7
10.	Lc4—b5!	d6—d5[4])	24.	Lf4—g3	d5—d4
11.	h2—h3	Lg4—h5	25.	La6—b5	De6×b3
12.	g2—g4	0—0—0[5])	26.	Lb5—c6	Aufgegeben.
13.	Sf3—e5	Dd7—e6			
14.	Se5×c6	b7×c6			

Eine von Weiß schneidig gespielte Partie.

[1]) Ueblicher ist Sf6×e4.

[2]) Damit entwickelt Schwarz das Spiel seines Gegners. Besser war Lc5—b6, z. B.: 8. d4×e5 d6×e5 9. Dd1×d8† Sc6×d8 10. Sf3×e5 Sf6×e4 mit gutem Spiel, oder 8. Lc4—b5 0—0 9. Lb5×c6 (am besten ist 9. Tf1—e1) b7×c6 10. d4×e5 Sf6×e4.

[3]) Schwarz übersieht wohl den folgenden starken Zug des Gegners. Am besten war 0—0.

[4]) Erzwungen!

[5]) Hübsch gedacht; aber Weiß langt nicht sofort zu.

Die Linienschiffe und Panzerkreuzer der japanischen Flotte, in Gefechtsformation dampfend. Nach einer Zeichnung von G. Martin

Briefmappe

Adolf Br. in Frankfurt a. M. Ein bewährter Führer und Ratgeber für alle Inserenten ist der soeben in 37. Auflage erschienene Zeitungskatalog der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse. In geschmackvollster äußerer Ausstattung enthält er, aufs sorgfältigste nach dem neuesten von den Verlegern der Zeitungen und Zeitschriften gelieferten Material bearbeitet, die Zeitungen und Zeitschriften, für welche die Annoncen-Expedition Rudolf Mosse Anzeigen entgegennimmt. Bei den Blättern finden sich alle Angaben, die für die Inserenten in erster Linie wissenswert sind, wie Zeilenpreise, Spaltenbreite, Erscheinungsweise, Auflage, politische Richtung u. s. w. Wie früher ist auch diesmal Rudolf Mosses Normal-Zeilenmesser, der es jedem ermöglicht, die Insertionsgebühren für eine Anzeige selbst zu berechnen, dem Kataloge wieder beigegeben. Von der Beigabe von Anzeigen und Klischee-Entwürfen ist dagegen Abstand genommen, und zwar im Hinblick auf den von der Firma Rudolf Mosse für ihre Kunden hergestellten besonderen Klischee-Katalog, der zirka 1200 der wirksamsten Klischees zu effektvoller Ausstattung von Anzeigen enthält. Als Separatbeilage bringt der Katalog eine textliche und illustrative Beschreibung des monumentalen Neubaues, den die Firma Rudolf Mosse auf dem ausgedehnten Eckgrundstück Jerusalemer- und Schützenstraße von 1900 bis 1903 errichtet und im Laufe des letzten Jahres bezogen hat.

B. H. in Bern. Das ist freilich gleichfalls ein Verdienst Herders. Dr. Ernst Götzinger sagt darüber in seinem Entwurf einer Geschichte der oberalemannischen Mundart: „Herder hat auch für unser schweizerisch dialektisches Volkslied Tür und Tor geöffnet; ‚Es het e Buur e Töchterli‘ war das erste altschweizerische Volkslied, das durch seine Sammlung zum erstenmal auf den literarischen Markt geworfen wurde.“

J. Z. in Bozen. Der nächste Weltpostkongreß wird nach einem Beschlusse des Washingtoner Kongresses in Rom stattfinden. Als Zeitpunkt für die Eröffnung war der 21. April d. J. in Aussicht genommen; auf Wunsch der italienischen Regierung ist jedoch der Eröffnungstermin im Einvernehmen mit den dem Weltpostverein angehörenden Staaten nunmehr auf den 21. April 1906 verschoben worden.

H. O. in Pirna. Bei Clausthal befindet sich der **tiefste Schacht** in Deutschland mit 902 Metern, der zweittiefste in Lugau (Sachsen): 799 Meter. Den tiefsten Schacht auf der ganzen Erde haben die Nordamerikaner im Staate Michigan; seine Tiefe beläuft sich auf nahezu 1600 Meter.

E. Sft. in B. Sie fragen, ob es nicht besser sei, die Billards anstatt des bisher üblichen grünen Tuches mit Hartgußglasplatten zu belegen. Ein vortrefflicher Gedanke, denn jeder Billardspieler, der einmal das Unglück hatte, in das Tuch ein Loch zu stoßen, wird sich mit Schmerzen der herben Geldbuße erinnern, zu der ihn der hartherzige Wirt anhielt. Bei einer derben Glasplatte wird dergleichen nur selten vorkommen, noch praktischer wäre aber wohl die Asphaltierung oder Zementierung der Billardfläche. Alsdann könnten auch anstatt der teuren Elfenbeinkugeln, die leicht Risse und Sprünge kriegen, die haltbaren Kanonenkugeln verwendet werden, und die splitternden Queues wären durch die eisernen Ladestöcke zu ersetzen, die sich von den alten Flinten her gewiß noch massenhaft in den Zeughäusern befinden. Oder es ließen sich auch die alten ausrangierten Eisenbahnschienen, die jetzt ein kümmerliches Dasein im Chausseegeländer u. s. w. fristen, zu dem gleichen Zwecke umarbeiten.

Frau Anna in Leer. Der „Zahn der Zeit" (tooth of time) kommt in der Literatur wohl zum erstenmal in Shakespeares „Maß für Maß" (5, 1) vor; in Deutschland wurde dieser treffende Vergleich durch Wieland, der ihn in mehreren seiner Schriften anbrachte, eingebürgert.

Eberh. Fr. in Meiningen. Sie beginnen Ihre ausgerechnet 17 Strophen umfassende „Klage" über die Herzenshärte Ihrer Angebeteten mit den Versen:

„Jetzt, da der Flieder
Blühet wieder,
Hauch' ich Aermster meine Lieder
In den blassen Mond."

Daß Sie den Flieder bereits in jetziger Jahreszeit blühen lassen, wollen wir einem Verliebten als poetische Lizenz noch hingeben lassen; das Hauchen in den Mond aber wird Ihnen niemand glauben, da nach den Versicherungen der Astronomen die mittlere Entfernung dieses Trabanten von der Erde doch immerhin 385 000 Kilometer betragen soll.

Frl. Margarete Sch., W. in Hannover, Carl B. in Harburg. Da wir noch reichlich versehen sind, müssen wir bestens dankend ablehnen.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Jenny. Wohl etwas nervös und innerlich erregbar, infolgedessen wechselnd in der Stimmung, bald zuversichtlich, bald gedrückt, aber redlich bemüht, ein heiteres Antlitz zur Schau zu tragen. Sie sind eine fleißige, tätige Hausfrau, die in ihrem Reich zu dominieren versteht und auf Ordnung und Pünktlichkeit hält. Sie empfinden warm und tief, obschon Sie im Alltagsleben nicht viel davon merken lassen und oft knapp und „kurz angebunden" sind in Ihrer Sprechweise. Eine gewisse Anpassungsfähigkeit ist da, im ganzen gehen Sie aber gern Ihre eignen Wege.

Walter S. in C. Sie bestreben sich, im Verkehr liebenswürdig und entgegenkommend zu sein und vermeiden deshalb auch gern Schroffheit, umgehen möglichst alles, was Anlaß zu Reibereien und Wortgefechten gäbe. Sie betreiben alles mit einer gewissen Umständlichkeit, sind dafür aber auch pünktlich, genau, fast pedantisch in manchen Punkten. Nicht frei von Eitelkeit; prätentiös, auch selbstbewußt, und dabei geben Sie sich manchmal bescheidener als Sie wirklich sind.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Eingeschlafen

Nach dem Gemälde von Hans von Bartels

Das schlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig

(Schluß)

XX

Wie einen tiefen Schmerz empfand es Helene, daß die Stimmung jenes ersten schönen Abends bei ihrem Manne nicht anhielt. Was hatte er nur so vieles zu korrespondieren? Sonst lagen die fertig gemachten Briefe immer vorn auf dem kleinen Tisch im Entree, und der Landbriefträger oder der Bote, der gerade zur Post ging, holte sie sich von dort heraus — jetzt lag kein Brief da aus, sie sah keine Adresse, und doch wußte sie: er schrieb. Schrieb bei verschlossener Tür, was er sonst nie getan; immer hatte sie sonst eintreten dürfen und ihm über die Schulter aufs Papier sehen, wenn sie das gewollt hätte. Nicht wie sonst saß er abends bei ihr in ihrem Wohnzimmer; jetzt stand sie seit Tagen allein am Fenster und sah über den See hin zum dunkeln Lysagora, über dem Frühlingssterne funkelten.

Hatte er denn immer noch zu schreiben?! Die im Sommer bevorstehende Wahl mache ihm so viel Wirtschaft, sagte er ihr. Aber sie glaubte das nicht recht; war da nicht noch etwas andres, etwas, was ihm mehr Qual machte, als Arbeit und Wahlunruhe es machen konnten? Ihr war, als habe er jetzt gar nicht das rechte Interesse für die Wahl. War er seiner Sache so sicher, oder hatte er die Hoffnung bereits aufgegeben? Sie wußte nicht, was sie wünschen sollte.

Doleschal sah sich in einer peinlichen Lage. Er hatte, um das, was er für unbedingte Pflicht hielt, nicht länger hinauszuschieben, wenige Tage nach seiner Rückkehr von Berlin einen Besuch in Przyborowo gemacht. Er war nicht hinübergefahren, er war hinübergegangen, am gewöhnlichen Wochentag, im gewöhnlichen Anzug, so wie man wohl auf einem Schlendergang bei einem nächsten Nachbar ungeniert vorspricht; so bemühte er sich, der Sache nicht zu viel Wichtigkeit beizulegen.

Aber er hatte sich getäuscht, wenn er geglaubt, sein Besuch würde ganz unauffällig sein. Er war zu lange nicht bei Kestners gewesen.

Schon als er durchs Przyborowoer Tor trat, glotzten neugierige Blicke. Eine kleine Magd stand auf dem Hof und fütterte die Hühner; eine Wolke von Federvieh stob um sie auf, als sie jetzt, beim Anblick des Niemczycer Herrn, ihren Futterkorb fallen ließ und mit hurtigen Sprüngen der nackten Füße wie der Wind dem Hause zueilte.

Als Doleschal an der Klingel zog, wurde er bereits erwartet. Herr Kestner trat ihm aus seinem Zimmer, rechts bei der Haustür, entgegen, mit Zurückhaltung, aber man sah seiner Miene doch die Genugtuung an: der Niemczycer kam zu ihm! Gewiß wegen seiner Wahl?!

Doleschal hatte gedacht, bei Kestner in dieses sogenannte Studierzimmer, das den Blick über den Hof hatte, und dessen Tür im steten Ein und Aus klappte, ganz ungeniert eintreten zu dürfen. Er wandte sich auch sofort dorthin, aber Kestner wehrte ihm, die Arme ausgebreitet, den Eintritt: „O, ich bitte Sie — nein, das würde meine Frau nicht verzeihen —, bitte, hier herein!"

Er stieß die Tür zum Salon auf, den gegen jeden Sonnenstrahl und jeden Fliegenschmutz verwahrten, mit wohlerhaltenen Plüschmöbeln ausstaffierten Raum, in dem Kornelia am Flügel saß und übte.

„Meine Tochter Kornelia!" stellte Kestner vor, „meine Jüngste!"

Der hochaufgeschossene Backfisch knickste und wußte nicht, ob er die Hand reichen sollte.

„Meine Frau wird gleich kommen. Entschuldigen Sie, sie war gerade dabei, an Paul zu schicken, wird aber sofort erscheinen. Darf ich bitten?" Er wies auf einen Plüschsessel und setzte sich selber steif gegenüber.

Doleschal biß sich auf die Lippen. Wie fatal, ganz als steifer Besuch wurde sein ungezwungenes Vorsprechen aufgefaßt! Die ganze Angelegenheit bekam dadurch ein andres Gesicht. Nun würde auch gleich die Dame des Hauses erscheinen, und die Tochter stand auch noch da. Uebrigens ein hübsches Mädchen! Er hatte die Schwester Pauls lange nicht gesehen, letzthin nur so flüchtig, daß sie ihn jetzt überraschte. Zwar war der Rock noch halblang bis zu den Knöcheln, aber was ihm im Reitkleid nicht aufgefallen, die Formen waren schon sehr entwickelt. Heute hingen ihr auch die Zöpfe nicht kindlich lang herunter wie neulich, halb gelöst auf wildem Ritt; sittig zu einem Kranz um den Kopf gelegt war das blonde Haar. Die Wimpern niedergeschlagen auf die leicht besommersproßte, blühende Wange stand sie da — nein, das war kein Kind mehr!

Eine Befangenheit überkam ihn — wenn das seine Tochter wäre, wie peinlich würde es ihm sein, das zu hören, was er jetzt dem Vater hier

sagen wollte, — sagen mußte! Er gab sich einen Ruck. „Ich — ich — dachte — ich wollte — ich möchte Sie gern einen Augenblick allein sprechen, Herr Kestner!“ Er stotterte, es war ihm zu unangenehm. Immer aufgebauschter wurde so die Sache, und so ganz gegen seinen Willen! Aber er konnte nicht mehr zurück. Mit einer leichten Verbeugung wandte er sich gegen Kornelia: „Gnädiges Fräulein entschuldigen!“

„Geh mal 'raus,“ sagte Kestner und setzte sich erwartungsvoll in Positur. Aha! Allein sprechen wollte ihn also der Niemczycer?! Und es schien ihm viel daran zu liegen. Welch ein Triumph! Nun kam er doch, der Niemczycer, mußte er doch kommen und sich um die Gunst des Przyborowoers bewerben! Wenn doch Amalie jetzt zugegen wäre!

„Geh, rufe mal Mama,“ rief er seiner Tochter nach, die ihre Noten zusammengerafft hatte und nun mit einem Knicks das Zimmer verlassen wollte.

„O, bitte!“ Doleschal legte ihm die Hand auf den Arm, „ich möchte Sie allein sprechen, einen Augenblick!“ Er betonte das ‚allein‘.

„Also —?“ sagte Kestner, als sich die Tür hinter Kornelia geschlossen hatte. Er war neugierig, aber gewissermaßen auch ein wenig schadenfroh; dem Baron schien es nicht leicht, sein Anliegen vorzubringen. Ja, das kommt davon, warum stellt man sich so mit seinem Nachbar?! Er tat nichts, gar nichts, dem andern entgegenzukommen, mochte der ihm nur kommen.

Es half nichts! Sich vorbeugend zu seinem Gegenüber und die Hände ineinander schlingend, daß die Gelenke knackten, sagte Doleschal in möglichst leichtem Tone: „Gestatten eine Frage, Herr Nachbar! Wie alt ist Ihr Fräulein Tochter?“

„Na — fünfzehn, wird nächsten Monat sechzehn,“ sagte Kestner ein wenig erstaunt; er hatte etwas andres erwartet, aber zugleich lächelte er auch geschmeichelt: „Schon stattliches Mädel, nicht wahr?“

„Hm — sehr!“ Doleschal beugte sich noch weiter vor, und seine Stimme klang anders, als er eigentlich beabsichtigt, leiser und doch gewichtiger: „Jedenfalls kein Kind mehr! Ich würde sie jedenfalls nicht mehr allein ausreiten lassen, Herr Kestner, und jedenfalls nicht mehr mit dem — mit dem — nun, mit dem Inspektor!“

„Mit dem Inspektor? Wieso, warum?“ Man sah's an des Vaters weit aufgerissenen Augen unter hochgezogenen Brauen, daß er keine Ahnung von diesem Ritt hatte.

Also richtig, Kestner wußte nichts, hatte gar keine Ahnung! Wie dankbar würde er ihm sein! Und rasch, ohne sich zu besinnen, erzählte nun Doleschal von der neulichen Begegnung. Er hatte sehr vorsichtig sein wollen, sehr schonend, aber nun betonte er doch, wie sehr er davon verletzt worden sei in die Seele des Vaters, in die Ehre des Bruders hinein.

„Welchen Mißdeutungen ist solch ein junges Mädchen ausgesetzt! Ich muß gestehen, ich selber würde, wenn ich nicht sehr genau wüßte, daß —“

Erregt unterbrach ihn Kestner: „Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß meine Tochter imstande wäre, etwas — etwas —“ Er schnappte nach Luft; ihm war, als sollte ihn der Schlag rühren. Dieser Schreck, und dann diese Enttäuschung! Nicht wegen der Wahl kam der — wegen Kornelia, Kornelia?! „Da muß ich doch sehr bitten!“ Er war aufgesprungen und rannte mit großen Schritten im Salon auf und ab.

Erschrocken verbesserte Doleschal: „Nein, ich — von mir ist ja gar nicht die Rede, ich sage ja gar nichts, ich trete ja gerade für das Fräulein ein! Aber andre könnten —! Lieber Kestner,“ er war auch aufgestanden und legte dem Erregten die schlanke Hand mit dem Wappenring der Doleschals auf die Schulter, „Sie kennen die Verhältnisse in der Welt, auf dem Lande so gut wie ich. Das Reinste ist nicht rein genug. Und dann in unsern hiesigen Verhältnissen — wir müssen doppelt Bedacht nehmen. Dieser polnische Inspektor —“

„Erlauben Sie, der Mann ist nicht polnisch,“ unterbrach Kestner wiederum, „er heißt Schulz!“

„Aber polnisch geworden. ‚Szulc‘ schreibt er sich, Sie gestatten,“ sagte Doleschal jetzt etwas scharf. Daß Kestner jedes Rühran seiner Tochter übel vermerkte, war natürlich, aber wie man so gereizt werden konnte bei Erwähnung dieses Inspektors! Ueberhaupt, war es nicht unerhört, daß ein deutscher Gutsherr sich einen polnischen Inspektor hielt?!

Das hatte ihn schon lange geärgert.

„Ich traue dem Menschen nicht,“ sagte er mit einem Achselzucken. „Den Renegaten ist erst recht nicht zu trauen.“

Kestner fing an zu lachen: „Das hat Ihnen wohl Hoppe eingeblasen, der alte Esel! Nichts wie Eifersucht! Eifersucht, daß er nicht mehr hier in Przyborowo ist!“

„Ich lasse mir von meinem Inspektor nichts einblasen. Uebrigens hat er das auch nie versucht.“

„So — na, wenn Sie mit ihm zufrieden sind! Ich hätte mir an Ihrer Stelle diesen alten Stoppelhopser nicht engagiert. Sozialdemokrat ist er auch noch dazu — das verträgt sich nicht mit meiner Stellung.“

Doleschal stieg das Blut zu Kopf. Schärfer, als er es eigentlich wollte, sagte er's: „Und ich finde es mit meiner Stellung nicht vereinbar, mir einen polnischen Inspektor zu halten! Uebrigens,“ — er besann sich, was sollte er mit dem hier noch disputieren? — „wir sind von unserm Thema abgekommen, Herr Kestner. Es war lediglich

das Interesse für Pauls Schwester, das mich hierhergeführt hat."

„Interesse — Interesse?!" grämelte Kestner und lief mit hochgezogenen Brauen in der Stube hin und her. In diesem Augenblick kam die Frau des Hauses. Sie war noch im Morgenrock gewesen — sehr sauber —, aber dem Baron im Morgenrock entgegentreten? Nie. Sie hatte sich mit der Toilette beeilt, und so rauschte sie, etwas erhitzt, in einem schweren Wollenkleid mit Seidenbesatz einher. Doleschal küßte ihr die Hand mit dem lebhaften Wunsch, bei der Mutter mehr Verständnis zu finden. Er wußte, Frau Kestner galt als sehr gute Mutter.

Es war ihm so unbehaglich in diesem, nicht immer bewohnten, nur bei besonderen Gelegenheiten benutzten Salon. Ein erkältender Hauch legte sich von diesen Wänden nieder auf seine Seele. So steif war er kaum je gewesen, er fand keinen gemütlichen Ton. Konnte er sich wundern, daß die Kestners auch steif waren?

„Ein seltenes Vergnügen!" sagte die Hausfrau spitz, wenn sie auch verbindlich dabei lächelte.

„Er kommt wegen Kornelia," sagte Kestner. „Unsre Tochter soll sich nicht passend benommen haben!" Die ganze Verletztheit des eitlen Vaters brach jetzt heraus, nichts liebte er so wie diese Tochter, er bekam einen roten Kopf, und die Stimme zitterte ihm: „Man sagt dem Kinde Abscheuliches nach! Man verdächtigt sie — womöglich eine Liebschaft mit dem Inspektor —, Herrgott, Herrgott!" Er faßte sich an den Kopf.

„Aber ich muß doch sehr bitten, bester Herr Kestner! Nichts habe ich hiervon gesagt, gnädige Frau, gar nichts, ich versichere Sie!"

Der bestürzte Besucher erhob die Stimme, aber der Hausherr erhob die seine dagegen: nein, auf seine Kornelia ließ er nichts kommen! Und wenn es etwa galt, auf Pan Szinle zu hetzen, der ja, verhaßt wie alles Polnische — allbekannt war das und diente wahrlich nicht zur Förderung des allgemeinen Interesses — dem Herrn Baron ein Dorn im Auge war, so mußte er sich's doch ganz entschieden verbitten, seine Tochter als Deckmantel einer Intrige benutzt zu sehen!

Diesen Ton konnte er sich nicht gefallen lassen. Doleschal erhob sich mit einer steifen Verbeugung gegen die Frau des Hauses. Sie hielt ihn nicht zurück. Auch sie war empört — in die Stille ihres Hauses hatte dieser adelsstolze Prinzipienreiter einen Funken zu werfen gewagt wie überall, wohin er auch kam. Was hatte er denn eigentlich gesagt? Was war denn eigentlich los?! Aber Kestner rannte wie unsinnig durch die Stube, gab ihr keine Antwort und hielt sich den Kopf mit beiden Händen. Dieser Doleschal, dieser verfluchte Hakatist — ein Hetzer, ein Stänker! Was mischte er sich in alles, in Sachen, die ihn gar nichts angingen?

„Rufe mir den Inspektor, den Pan Szinle — sofort!" Was er sonst nie getan haben würde, er bestimmte, daß man ihn hole, vom Felde, aus der Scheune, wo er auch sei, mitten von der Arbeit weg. Er mußte ihn sprechen. Und dann würde er an Paul schreiben — Paul mußte her, und zwar sofort — das ließ er sich nicht gefallen, das war eine Beleidigung, eine ungeheure Beleidigung!

Der sonst ewig grämelnde, nie ganz ernsthaft zu nehmende Mann wuchs jetzt in der Empörung über die Kränkung seiner Tochter über sich selbst hinaus. Es war Würde in dem Brief, den er sofort an seinen ältesten Sohn schrieb. —

Ungeleitet war Doleschal zur Haustür hinausgegangen. Ganz benommen, wie betäubt. Also das war der Erfolg?! Er kam sich vor wie ein dummer Schuljunge. Hatte er denn noch immer nicht ausgelernt? Wie anders hatte er sich sein Herausgehen aus diesem Hause gedacht! Er hatte geglaubt, Kestner würde ihm die Hand drücken, und er hatte gehofft, durch diesen wirklichen Freundschaftsdienst wieder gutzumachen, was er einmal in unbedachter Empfindlichkeit dem alten Herrn Unliebenswürdiges angetan. Gehofft — gehofft —! Er lachte bitter auf. Wieder einmal auf Unmögliches gehofft! Warum hofft man eigentlich immer wieder — für was — für wen?!

Die ganze Qual seines Daseins hob sich vor ihm auf und die Fruchtlosigkeit seines Ringens. So wie Kestner, so waren sie alle, alle. Ein wenig besser, ein wenig schlimmer, aber alle ohne Verständnis! Das ganze Volk. Was man ihnen auch Gutes tun wollte, sie stießen es von sich. Ueberall Nichtverstehen, Stupidität, Trotz — und noch viel Schlimmeres: Tücke, Haß! War es dieses Land wert, daß man es auf blutendem Herzen trug wie ein Vater ein geliebtes Kind, das ihn oft kränkt und ihm doch so teuer ist?!

Eine ungeheure Bitterkeit wallte in Doleschal auf. Dieser unangenehme Zusammenstoß mit dem Nachbar hatte Quellen aufgerührt, die bis jetzt noch zugedeckt gewesen. Der kleine Vorfall wurde ein großer Zufall. Nein, nun war es ihm deutlich gezeigt, hier war nichts zu machen! Er war am Ende; ihn ging's nichts mehr an, mochte geschehen, was da wollte, er würde keine Hand mehr heben, kein Wort mehr dazwischenrufen! Mochten sie polnisch werden bis in die Knochen und mochten sie samt den Polacken selber verkommen in Schmutz und Suff und Verdummung! Mochte dieses Land ausgenutzt, ausgesogen, ganz unter die Füße kommen! Wer war Besseres wert?! Sich ganz zurückziehen würde er, sich ganz auf sich selbst beschränken — aber da dünkte ihn plötzlich der sonnige Frühlingsvormittag dunkel und kalt, ihn fröstelte.

Als er so, ohne zu sehen, über den Hof stolperte, den Blick finster gesenkt, hörte er ein Weinen —

das hörte er doch. Es klang so jämmerlich wie ein hilfloses Kinderweinen. Und nun konnte er doch den Blick nicht zur Erde gesenkt lassen. Er sah sich um — dort kauerte, wenig Schritte von ihm entfernt, beim Hofpfuhl ein junges Ding auf den Hacken — war das nicht das gleiche Hühnermädel, das ihn vorhin wie der Wind im Herrenhaus angekündigt? Jetzt saß es hier wie eine Trauernde. Neben dem Pfuhl war eine Mulde im schlammigen Grund ausgeschaufelt, darin lag auf der Seite, bis an die Ohren mit Schlamm bedeckt, ein junges, noch nicht ausgewachsenes Schwein. Es war häßlich betupft, ganz blaurot angelaufen, und so regungslos lag es, als wäre es schon tot, nur die Ohren zuckten noch. Die Magd war so versunken in ihren Gram, daß sie nicht merkte, wie nun jemand zu ihr trat. Den Kopf auf die Knie gelegt, stöhnte sie herzbrechend.

War das Mädel krank? Doleschal tippte auf die zusammengesunkene Schulter. Dies war ja ein Elend im Lumpenröckchen!

Die kleine Marinka hob das vom Weinen verschwollene, ganz erhitzte Gesicht. Mit großen, erschrockenen Augen starrte sie den gnädigen Herrn von Niemczyce an: was hatte sie dem getan? Er sah so streng aus wie Pan Keßner, wie Pan Szulc — wie alle, alle! Unwillkürlich duckte sie sich.

„Ist das Schwein krank?" fragte Doleschal. „O weh, Rotlauf!" Er bückte sich. „Schade um das Tier, es krepiert!"

Die kleine Marinka horchte auf: war der nicht mitleidig? O ja! O ja! Auf ihre Füße springend und dann tief einknicksend und nach dem Aermel seiner Joppe haschend, stammelte sie: „Mein Schweinchen, Ringelschwänzchen, mein bestes Schweinchen! Kann ich aber nicht dafür, daß stirbt. Werd' ich doch nicht schlecht passen auf Ringelschwänzchen, mein bestes Schweinchen, wenn sich Mamsell auch so sagt. Psiakrew —" den Kindermund aufwerfend, machte sie ein kläglich trotziges Gesicht, und ein Strahl von Tücke blitzte in ihren scheuen Augen — „mag sie, macht sich kleine Marinka nix draus, aber Schweinchen, Schweinchen, liebes Freund von kleine Marinka — darum weine ich!"

„Wem gehörst du?" fragte Doleschal. „Bist du des Kuhhirten Tochter oder vielleicht von einem der Fornals?"

„Ist sie dem Herr Keßner seine," sagte sie unschuldig und stieß sich mit dem Zeigefinger vor die Brust. „Weiß sie nicht, wer Eltern waren, sind sich lange tot. O weh, kleine Marinka, armes Waisenkind, sieht sterben liebes Freund!„ Die Hände ringend, fing sie von neuem an, bitterlich zu weinen.

„Da!" Doleschal faßte in die Hosentasche, in der er das Geld lose trug.

Was er herauszog, besah er nicht — es war wirklich gleichgültig, ob es vielleicht zu viel war, — mochte das arme Ding sich einen guten Tag machen! So viel Tränen um ein Schwein, um ein Schwein! Herr Gott, diese Armseligkeit! Besaß sie denn weiter nichts auf der Welt zum Lieben als ein unvernünftiges Stück Vieh?! Es schwoll ihm etwas im Herzen und stieg ihm in die Kehle; kurz wendete er sich ab.

Sie blieb zurück wie betäubt vor Erstaunen, sie hatte ihm noch das Knie küssen wollen, den Segen aller Heiligen auf ihn herabwünschen — nun war er schon gegangen, nun würde er gewiß denken: kleine Marinka ist undankbar. „O nein, o nein! Hat sie ein Herz, die kleine Marinka!"

Wie der Wind war sie hinter ihm drein. Draußen an der Akazie vorm Hoftor ereilte sie ihn noch — sieh, wie traurig er dastand! Vor ihm niederstürzend, umfing sie sein Knie; atemlos stammelte sie: „Gnädiger Panie, guter Panie! Daß heilige Mutter ihn segne, millionenmal! Hat er sehr freundlich gesprochen mit arme Marinka, wird sie ihm dankbar sein ihr Leben lang! O!" Sieh da, lächelte er nicht schon ein wenig? Sie küßte und drückte stürmischer sein Knie. „Ist er sehr gut gewesen, wird sie das nie vergessen, kleine Marinka! War nie jemand gut gegen arme Marinka, ihr Leben lang!" Lachend und weinend rutschte sie vor ihm.

Armes Kind! Von einem tiefen, weichen Gefühl erregt, ging Doleschal nach Hause. Ueber den Aeckern schwebte Duft, der ganze Zauber des Frühlings. Jetzt empfand er ihn. Ach, dieses Land, ausgenutzt, ausgesogen, zertrampelt von vielen Füßen, war doch noch jungfräulich, doch noch fähig, zu empfangen und Frucht zu bringen dem Liebenden. Wie konnte er daran denken, den Kampf aufzugeben? Nein, noch einmal ans Werk!

Wie durch einen Zauber neubelebt ward Doleschals Seele fast heiter. Diese schüchternen, gestammelten, geschluchzten Worte des armen Kindes, was hatten sie nicht alles in sich an beschwörender Kraft! — —

In der diesem Tag folgenden Nacht hatte Doleschal sehr sanft geschlafen. Und auch den nächsten Tag war er noch heiter, er dachte gar nicht mehr an jenen unangenehmen Besuch bei Kestners. Aber dann! — Was sollte er jetzt nur Helene sagen?! Ihr Blick ging immer mit ihm, fragend, forschend — nein, vorderhand durfte sie nichts erfahren! Es war ja so unglaublich von Kestner, fast albern, so über alle Maßen unverständig! Warum sollte er seine arme Frau schon jetzt mit Dingen ängstigen, die sie ja, schlimmsten Falles, doch immer noch früh genug erfuhr?! Kestner hatte ihm einen Brief geschrieben, ihm, ihm, dem Freiherrn von Doleschal, und er, er, der Freiherr von Doleschal, der nie einen Flecken auf seiner Ehre gehabt, sollte sich den ruhig einstecken? Beleidi-

gungen fordern eine Sühne — freilich, so hatte Kestner auch geschrieben. Lag nicht eine versteckte Drohung hinter diesen Zeilen?!

Doleschal grübelte viel. „Ich schreibe, habe sehr viel zu schreiben," sagte er zu Helene. Aber er schrieb nicht; auf Kestners Brief hatte er noch gar nicht geantwortet. Aber ihn vielmals gelesen. Am Schreibtisch sitzend, auf die grüntuchene Platte den Arm gestützt und hinausstarrend durchs blanke Fenster auf den blanken See, verbrachte er Stunden. Selbst die jauchzenden Stimmen seiner Kinder, die von den Terrassen unten am See zu ihm herauftönten, scheuchten ihn nicht auf. In Worten sagen, was ihn so niederdrückte, was langsam, langsam aber stetig wie mit schweren Flügeln sich auf ihn niedersenkte, sich wohl einmal wieder lüftete für Minuten, Stunden, sogar für Tage — das hätte er nicht gekonnt. War es wirklich nur das Zerwürfnis mit Kestner, das ihn so quälte? O nein! Darüber mußte er fast lächeln, das war den Kummer nicht wert, das gab jetzt nur den Anlaß. Aber wenn der alte, kindische, eitle Mann ihn vor die Pistole fordern wollte, — nun, warum nicht? Ein Knall — und so vieles kann vorbei sein — würde vorbei sein! Dort unten am See, vom Lysagora geschützt gegen die Winde des offenen Landes, schlief sich's gut.

Nun, und wenn sie ihn nicht wählen würden? Ach ja, das hatte er jetzt ganz vergessen, nächste Woche mußte er doch in die Kreisstadt und dann in verschiedene andre Orte, Ackerstädtchen, Dörfer, Wahlreden halten, sich den Wählern vorstellen! „Ae!" Ungeduldig sprang er auf: ach, er war zu müde, zu müde! Nein, er mochte nicht mehr, er konnte nicht mehr, er hatte es satt! Sollte er sich etwa von Löb Scheftel und Genossen ihrer Stimmen versichern lassen? Ein Ekel packte ihn. Und jemand anders würde wohl kaum für ihn stimmen trotz all der Liebenswürdigkeiten in Berlin, trotz der anerkennenden Versicherungen maßgebender Kreise — was wußten die, so weit ab, so fern, was wußten die darum, wie es eigentlich hier stand?! Was man nicht im täglichen Leben so nah vor sich sieht, so nah fühlt, so Brust an Brust, so wie der keuchende Ringer den Gegner im Faustkampf, das kennt man nicht. Aber er — er, der täglich, stündlich, immer, all die großen und kleinen Stöße parieren gemußt, die dem Deutschtum drohten, er kannte wohl, was hier nottat! Aber —! Und zum ersten Male stieg in ihm ein Zweifel auf, ein Zweifel, der ihn erschütterte: war er, er nicht nur der, der gesandt, andern den Weg zu bereiten?! — —

Herr Kestner auf Przyborowo hatte so ziemlich die Besinnung verloren. Vergebens suchte ihm sein ältester Sohn klarzumachen, daß es unmöglich in Doleschals Absicht gelegen haben könne, Korneliens Mädchenehre anzutasten, dies ebensowenig, wie absichtlich den Vater zu kränken. So empfindlich der Rittmeister selbst auch von der Sache berührt war — Teufel nochmal, wie kam Hanns-Martin dazu, das harmlose Kind zu verdächtigen?! —, da glaubte er doch seinen Freund freisprechen zu müssen.

„So — so —, aber wenn er sich nun in den Kopf gesetzt hat, mir den tüchtigen Inspektor wegzubeißen, koste es, was es wolle?"

„Aber Papa!" Jetzt mußte der Rittmeister doch laut lachen, wenn ihm auch so fatal zumute war wie kaum je in seinem Leben. „Wie kannst du nur so was denken?"

„Du kennst diese Hakatisten nicht," grämelte der Vater. „Was die Kerle alles stänkern! Nie haben wir früher so viel Krakehl in der Provinz gehabt! Deutsch, deutsch — als ob der Szulc nicht zehnmal besser mit Land und Leuten Bescheid wüßte! Wir gehen zugrunde, aber nur an diesen Wühlereien. Ich hab's satt." Er stieß mit dem Fuß. „Ich ziehe nach Posen!"

„Wenn du verkauft hast, Moritz," sagte Frau Kestner, die mit tief verstimmtem Gesicht am Kaffeetisch saß, trotzdem ihr Liebling, der Rittmeister Paul, heute, vor einer Stunde erst angekommen.

„Nein, auch wenn ich nicht verkaufe," beharrte Kestner eigensinnig. „Seit dieser Geschichte mit dem da" — er warf einen Nicker über die Schulter nach der Richtung von Niemczyce — „ist mir's nun ganz hier verleidet. Ich werde doch mein einziges Kind —"

„Bitte, Papa, wir sind doch auch noch da," bemerkte trocken der Rittmeister.

„Ach, du weißt ja schon —" ärgerlich fuhr der Vater auf — „Tochter, meine einzige Tochter meine ich! Ich werde doch Kornelia nicht solchen Brutalitäten aussetzen! Hier ist's mir nicht mehr reinlich genug, alle Verhältnisse unsauber, ich will wenigstens auf meine alten Tage meine paar sauer erworbenen Groschen in reinlichen Umgebungen verzehren."

Der Rittmeister, der seine langen, glänzend polierten Fingernägel betrachtet, sah jetzt doch auf: „So, also nach Posen? Ist auch ein schöner Ort. Na, wie du meinst, Papa, wenn ich nur meine Zulage kriege!"

„Ja—a" — der Vater zog bedenklich die Augenbrauen in die Höhe — „lieber Sohn! Aber du kannst ja Przyborowo übernehmen!"

„Den Deibel werde ich!" Ganz empört sprang Paul auf. „Eher schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf, ehe ich hier auf der Klitsche Kartoffeln buddle. Ne, Papa, alles kannst du von deinem Sohn verlangen, nur das nicht!"

„Du wirst dem Niemczycer gründlich die Wahrheit sagen!" rief Kestner rasch, und etwas wie Haß sprühte in seinen Augen auf.

„Ich? Aber, Papa!" Paul guckte etwas

betroffen. „Ich denke, Papa, das hast du selber schon besorgt. Und hast du ihm nicht noch dazu einen ganz gehörigen Brief hingepfeffert, wie Mama mir sagte?"

„Hab' ich, hab' ich! Aber glaubst du, der hat mir geantwortet? Einmal schon — es ist schon eine Weile her, auf dem Jagddiner bei Garczynski — hat der hochnäsige Mensch sich umgedreht und mich stehen lassen ohne ein Wort! Zum zweitenmal passiert mir's nicht mehr! Wozu habe ich denn Söhne? Mein Gut will keiner übernehmen, aber für meine Ehre wird doch wohl einer eintreten! Oder nicht?" Aufgeregt war Kestner aufgesprungen, die Hände auf den Tisch stützend, sah er sich mit tränenfunkelnden Augen um.

„Aber, Papa, Papa, ihr seid hier alle so schrecklich aufgeregt, rein cholerisch; weiß der Himmel, woher das kommt! Beruhige dich doch! Natürlich, wenn du's wünschest, werde ich mit Doleschal reden und —"

„Du wirst ihn fordern!" stieß der Alte heraus; die Wut, die ihn überkam, erstickte seine Stimme, er zitterte.

„Moritz, Moritz!" Frau Kestner sprang besorgt auf. „Um Gottes willen, errege dich doch nicht so!"

„Aber, Papa!" Des Rittmeisters frisches Gesicht zeigte plötzlich einen ihm fremden Ernst; er runzelte die Stirn, und dann sagte er gehalten: „Du scheinst dir das ‚Fordern' doch etwas leichter vorzustellen, als es ist, Papa! Ein Duell ist kein Kinderspiel, man bricht es heutzutage, selbst bei uns, nicht mehr so vom Zaun. Und noch dazu in diesem Fall; Doleschal ist mein guter Freund gewesen, als ich noch ein dummer Junge war!"

„Mich rührt der Schlag," ächzte Kestner und griff mit den Händen um sich.

„Ich werde ja zu ihm hingehen und mit ihm sprechen, Papa! Wenn du es wünschest gleich. Ich bin überzeugt, daß —"

„Warte, warte nur bis morgen!" Die Mutter zog den Sohn, der sich erhoben hatte, mit einer gewissen Besorgnis wieder nieder. „Wir wollen die Sache erst noch überlegen. Ich bitte dich, Kestner, du kannst doch wirklich von Paul nicht verlangen, daß er sein schönes, junges Leben so aufs Spiel setzt, einem Nichtswürdigen — ja, lieber Moritz, da bin ich ganz deiner Ansicht — einem Nichtswürdigen sich ausliefert!"

„Und Kornelia, Kornelia! Und keine Antwort, nicht einmal eine Antwort hat er mir geschrieben! Kein Wort der Entschuldigung! Dieser Hakatist, dieser Hochnäsige! Was hat der hier schon alles verbrochen! Längst hätte die Kommission mir abgekauft, wenn der nicht wäre! Aber so werden nur die Polen ihre Güter los; 'raus sollen die um jeden Preis — und Preise kriegen die, Preise! Wir Deutsche bleiben einfach sitzen, wir sollen ja bleiben! Lauter deutsche Besitzer, nur Deutsche. Als wenn das Land dadurch deutsch würde! Lächerlich!" Er lachte zornig auf und hatte die Stimme so laut erhoben, daß Pan Szinlc, der gerade von draußen hereinkam und einen Bericht in der Studierstube abstatten wollte, aufhorchend der erregten Stimme seines Prinzipals lauschte. „Dieser Hakatist, dieser Polenfresser, verdreschen sollte man ihn, ihm eins auf den Mund geben, daß er still würde wie ein Mäuschen. Dann erst wird es hier wieder besser, wenn der zum Schweigen gebracht ist. Psiakrew!"

„Aber, Papa!" Das war nun heute schon das soundsovielte Mal, daß der Sohn das sagte.

Verstimmt stand der Rittmeister auf: mit dem alten Herrn war wirklich kein vernünftiges Wort zu reden, der war so gereizt wie der Stier, dem man ein rotes Tuch vorgehalten! Aber von der Mutter ließ er sich in ein stilles Eckchen ziehen. Da flüsterte sie mit ihm.

*

Es war am folgenden Mittag zur Besuchsstunde, daß Rittmeister Paul Kestner dem Herrn Baron von Doleschal seine Karte hereinschickte.

Warum so steif?! Doleschal, der an seinem Schreibtisch gesessen, tief in Gedanken verloren, mit der Feder, in der doch keine Tinte war, allerhand krause Schnörkel auf die grüne Tuchplatte ziehend, blickte verwundert auf. Sonst war Paul nach flüchtigem Anklopfen gleich hereingestürmt — der alte, frische Junge! — und hatte ihn auf die Schulter geschlagen mit einem lachenden: ‚Da bin ich mal wieder.' Warum schritt er heut so gemessen durch die Tür, die der Diener vor ihm aufwarf?

Verstört sah Doleschal ihn an.

Der Rittmeister erschrak: Donnerwetter, hatte sich der Niemczycer verändert! Das Gesicht so blaß trotz der Gebräuntheit, fast fahl, die Augen tiefliegend, die Stirn düster und die Mundwinkel unter dem blonden Schnurrbart herabgezogen. Ein warmes Gefühl wallte in ihm auf, er wollte dem alten Freund beide Hände hinstrecken: ‚Wie geht's dir, Hanns-Martin, du bist doch nicht krank?' Aber er besann sich: nein, er mußte sich zurückhalten, heut kam er nicht in alter Freundschaft! Aber es wurde ihm schwer, so steif zu sein, noch schwerer, als sich jetzt des andern beschatteter Blick, fast mißtrauisch fragend, trübe auf ihn richtete.

„Was willst du?" sagte Doleschal. Und dann lachte er hart auf: „Du bist ja außerordentlich erfreut, mich zu sehen, das muß ich sagen!"

Auch er streckte nicht die Hand hin; der andre hatte die seine auch nicht gereicht. „Willst du nicht Platz nehmen? Bitte!"

Die Arme fest an den Leib gedrückt, als hielte er den Pallasch, blieb der Rittmeister stehen.

Er schien den Stuhl nicht zu bemerken, den der Hausherr ihm hinschob; eine flammende Röte war in seinem hübschen, trotz der Rittmeisterwürde und der Jahre noch immer jungenhaften Gesicht. Er räusperte sich und suchte nach einem Anfang. Das war schwerer wie vor der Schwadron zu halten und zu schreien: ‚Abgesessen!‘

Doleschal half ihm. „Ich weiß nicht, du bist so merkwürdig, Paul?! Habe ich dir etwa auch etwas zuleide getan? Aller Welt tue ich ja was. Weiß Gott,“ — er stützte den Arm auf und den Kopf in die Hand — „ich bin es müde!“

„Hanns-Martin!“ Da halte sich ein andrer zurück! Man ist doch kein Stock, wenn man einen leiden sieht, zumal einen, mit dem man im Niemczycer See gebadet, in der Przyborowoer Allee Habichte gejagt und den Lysagora gegen die Rotznasen, die Polackis, verteidigt hat! Herzlichkeit und Vorwurf stritten in Paul Kestners Stimme: „Donnerwetter, was hast du für eine Geschichte angezettelt, 'ne nette Stänkerei, das muß ich sagen!“

„Was denn, was denn?“ Doleschal blickte wieder so seltsam verstört. „Ach so — die mit deinem Vater! Darum kommst du? Ah, darum!“ Er atmete auf wie einer, der noch viel Schlimmeres erwartet. „Ich konnte nicht ahnen, daß der alte Herr meine Warnung — auf Ehre, Paul, es war nur eine Warnung! — so übelnehmen würde. Es ist mir sehr fatal!“ Er seufzte. „Ich hatte es sehr gut gemeint.“

„Das glaube ich, das glaube ich!“ Rasch sagte Paul Kestner es. Unbehagen schlich ihm über den Rücken in diesem Zimmer, in dem er doch oft recht behaglich bei der Zigarre gesessen. „Ich konnte mir ja schon denken, daß du nicht aus Absicht meinen alten Herrn so gekränkt!“

„Aus Absicht, aus Absicht?“

„Na ja, das meint er! Am liebsten hätte er gesehen, ich hätte dich gefordert. ‚Komischer oller Knopp‘, wie meine kleine Schwester sagt — nicht wahr?“ Er lachte leichtsinnig auf. Aber dann wurde sein Ton ernsthaft: „Wir werden uns doch nicht schlagen, Hanns-Martin! Aber willst du mir nicht zu wissen tun, warum du zu meinem Vater gegangen, warum du meine Schwester verdächtigt, warum du, wie sie doch alle sagen, dich immer in Sachen mischest, die dich doch eigentlich nichts, gar nichts angehen?“

„Das weiß ich nicht.“ Doleschals Stimme war tonlos, und dann hob er plötzlich beide Arme in die Höhe mit einer Gebärde tiefsten Schmerzes: „Glaube du mir wenigstens, wenigstens du!“

„Ja, ja! Selbstverständlich, natürlich glaube ich dir,“ sagte Paul Kestner erschrocken; merkwürdig, wie sich Hanns-Martin verändert hatte, er, der früher immer so gehalten gewesen, jetzt so, so — er war sich selbst nicht klar, wie der alte Freund jetzt eigentlich war. Aber er tat das Beste, was er tun konnte, er rückte seinen Stuhl neben den eichengeschnitzten Sessel am Schreibtisch, legte seinen Arm um des Freundes Schultern und sagte, ihnen einen sanften und doch kräftigen Druck gebend: „Na, nun erzähle du mal! Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muß sie hören alle beede!“

Was war da zu erzählen? Es gibt Geschichten, die sich eben nicht erzählen lassen, man muß sie ahnen, fühlen, und dann verstehen. Aber so viel wurde Paul Kestner doch klar, er hatte sich in seinem alten Hanns-Martin nicht getäuscht.

Vergnügt auflachend, schlug er herzhaft auf dessen ganz nach vorn gebeugten Rücken: „Weißt du was, schreibe meinem alten Herrn einen feinen Brief — du hast's ja immer losgehabt, zehnmal besser wie ich — ein paar nette Worte der Entschuldigung: du hast's gut gemeint, aber nicht richtig angefangen, es tut dir leid u. s. w. Donnerwetter, wer macht nicht mal was verkehrt in seinem Leben? Und ich versichere dich, die Geschichte ist beigelegt. Willst du?“ Sein Gesicht nahe zu dem des Freundes bringend, sah er ihm in die Augen.

„Ich kann ja, gewiß, ich werde schreiben.“ Wie entsetzlich müde das klang! Aber dann, sich aufraffend, drückte Doleschal Paul Kestner die Hand: „Du solltest hier bleiben, Paul! Du bist treu, du bist ehrlich, wir brauchen solche Männer. Und du bist frisch!“ Ein Bitten lag in seinem Ton, ein dringendes Ersuchen: „Bleibe!“

„Ne, mein alter Junge!“ Das war wieder ganz des flotten Rittmeisters leichtherziges Lachen. „Papa möchte mir auch gern Przyborowo andrehen; ich werde mich hüten, hier, wo Hasen und Füchse einander gute Nacht sagen; man hat zu lange draußen gelebt, man paßt nicht mehr auf die Klitsche. Höre mal, mein alter Junge“ — den lachenden Ton dämpfend und wieder ernsthafter werdend, sagte er überredend, indem sein Blick musternd über das fahle Gesicht mit dem zergrübelten Ausdruck glitt — „du solltest auch lieber machen, daß du hier fortkämest!“

„Ich?“

„Na ja, du! Meinst du vielleicht, du siehst aus wie ein Vierzigjähriger? Nein, ebensoviel in die Fünfzig hinein. Das denkt doch kein Mensch, daß du nur fünf Jahre älter bist als ich! Hier versauert man ja. Mach, daß du fortkommst, verkaufe! Niemczyce verkauft sich schon — schön gelegen, herrschaftlich — das wirst du los zu einem Liebhaberpreis, glänzend!“

„Ich verkaufe nicht. Schande über mich, wenn ich's täte!“ Der Deutschauer Herr stand auf.

„Ne, aber,“ — ganz verblüfft sah der Husar zu ihm auf — „wenn ich du wäre, hätte ich längst verkauft. Macht denn nicht ein jeder, daß er hier fortkommt, sowohl Herr als Knecht? Die

Besitzer wollen verkaufen — alle! — lieber heut als morgen. Das Volk sieht auch zu, daß es wo anders ankommt. Jetzt wird übrigens die Ausrückerei bald wieder losgehen, mein alter Herr hat schon Angst, er kriegt keinen in die Ernte. Gerade als ich in Berlin abfuhr, kam bereits ein Schub an, alles Pollacken, wie die Heringe eingepökelt im Viehwagen, aber kreuzfidel. Nur weg, 'raus! Ich an deiner Stelle würde mich doch auch nicht lange mehr hier ärgern! Dank hast du doch nicht davon!"

„Wer weiß!" Ein eigentümliches Lächeln zuckte für einen Augenblick über des Niemczyncers Gesicht, es leuchtete in seinem Blick auf. „Es hat mir doch schon einmal jemand gedankt — wenn auch nur eine in Lumpen."

„Ach," der Offizier lachte auf, „du meinst wohl die Ciotka, die alte Baßgeige! Haha, die lebt ja einen guten Tag auf deine Kosten, höre ich. Wie ich vorhin herkam, trodelte sie gerade auf den Hof, wollte sich vom gnädigen Herrn, vom zuckersüßen, goldnen gnädigen Herrn die Monatsrente holen, fragte mich, ob sie tanzen solle? ‚Podkoziolek, dziewcze moje‘! Sternhagelvoll — na, ich danke!"

„Die meine ich nicht!" Der Niemczyncer machte ein Gesicht, wie jemand, der auf einen hohlen Zahn beißt. Das Licht in seinem Auge erlosch.

„Nein, du mußt von hier fort," sagte der Freund drängend. „Mensch, ich habe ja einen Schrecken bekommen, wie ich hier 'reinkam! Tu mir den Gefallen, Hanns-Martin!" Er war aufgestanden, und vor den Freund tretend, ihm beide Hände auf die Schultern legend, rüttelte er ihn eifrig: „Geh!"

„Ich verkaufe nicht!" Eine unbeugsame Entschlossenheit lag in Doleschals Ton. „Unterm Stein am See werde ich bei meinen Vätern schlafen. Helene hat einmal gesagt: ‚Es muß einem im Grabe doch noch ein schönes Gefühl sein, im eignen Grund und Boden zu liegen‘. Das habe ich mir gemerkt. Und der Berg, auf dem ich so oft gestanden bei Sonnenuntergang und ins weite Land gesehen, wird über mir sein. Ich verkaufe nicht!"

„Na, du mußt ja nicht gerade verkaufen!" Paul ließ nicht nach. „Dann gehst du wenigstens eben eine Weile fort, eine kurze Zeit, auf ein paar Jahre, ein Jahr, auf ein halbes Jahr! Du mußt mal 'raus! Es wird dir so gut tun!"

Doleschal zuckte die Achseln: „Es geht nicht!"

„Mensch, sei doch nicht so umständlich! Warum denn nicht? Du hast 'nen ordentlichen Inspektor — unsern alten Hoppe habe ich immer gern gehabt — ein Grobian, aber 'ne ehrliche Haut! Und die Kinder läßt du so lange bei den Schwiegereltern, und deine Frau geht mit dir. Du hast so viele Konnexionen — sprich mit dem Minister! Man schickt jetzt gern einen landwirtschaftlichen Beirat zu Gesandtschaften, dazu bist du gerade der Mann, mit deiner Tüchtigkeit, mit deinen Kenntnissen! Geh nach Amerika, nach Konstantinopel, nach Rumänien — was weiß ich, wohin sie dich schicken — nur fort! Und wenn du's auch selbst ohne Gehalt tust, nur fort, fort!" Er hatte sich heiß geredet. „Ich bitte dich, Hanns-Martin, ich bitte dich herzlich, ich habe solche Sorge um dich, ich — ich — ich bin direkt in — ja, in Angst um dich," stieß er heraus.

Man sah es Paul Kestner an, er war in Angst, das war keine Redensart. Sein blühendes Gesicht war ganz blaß geworden. Und nun biß er die Zähne aufeinander, er konnte nicht weitersprechen, er hielt nur den Freund bei beiden Schultern gepackt und rüttelte ihn stumm.

„Alter guter Junge! Mein lieber Paul!" sagte Doleschal.

„Wirst du fortgehen, versprich es mir, wirst du für eine Weile gehen?"

„Nein, ich gehe nicht!" Des Niemczyncers Gesicht, das eben heller geworden bei den besorgten Worten des Freundes, auf kurze Augenblicke von einem freundlichen Schein geklärt, wurde wieder düster. „Fortgehen, hieße feige sein. Sie würden denken, ich hätte Angst!"

„Sie, sie — wen meinst du denn damit? Sie? Wer würde denken, daß du feige bist?"

„Nun, sie, die —" Doleschal machte eine vage Handbewegung — „alle! Aber ich habe keine Angst. Man bleibt auf seinem Posten, so lange man Ehre hat! Nein, mein Guter," er lächelte flüchtig, und sein Blick, der starr geradeaus gesehen in einer finsteren Entschlossenheit, wurde milder — „ich danke dir für deine freundschaftliche Besorgnis. Aber die ist nicht nötig, wirklich nicht! Ich —" er wischte sich über die Stirn, und ein zerstreuter Ausdruck kam in sein Gesicht — „ich fühle mich hier am wohlsten. Wirklich, Paul, ganz wohl! Ich könnte auch gar nicht wo anders leben. Man steckt hier doch so tief drin, man ist zu fest eingewurzelt. Du verstehst mich nicht, auch du nicht, du meinst es wohl gut mit mir — aber, nein, sprich kein Wort mehr, nein, ich gehe nicht fort, ich kann hier nicht fortgehen!"

Paul wollte noch etwas einwenden, da hob der andre gebieterisch die Hand: „Nein!" Und dann sich zu einem leichteren Ton zwingend, klopfte er den Freund auf den Rücken: „So, nun geh aber auch, geh zu Helene, damit sie sich nicht wundert, daß du nicht gleich zu ihr gekommen bist! Ich bitte dich, laß sie nichts von unsrer Unterhaltung wissen. Sie ist ganz ahnungslos. Und du, alter Junge, beruhige dich! Du weißt wohl nicht, daß ich mich zum Reichstag habe aufstellen lassen? Und wenn ich durchkomme, na, siehst du, dann müßte ich ja doch ab und zu eine Weile fort. Also geh jetzt ruhig, geh! Ich komme nach. Ich will nur jetzt gleich an deinen Vater schreiben.



Sonntagnachmittag
Nach dem Gemälde von Franz von Defregger

Daß ich's nicht vergesse. Und dazu muß ich allein sein — allein!" Er lachte plötzlich unvermittelt auf, aber dann, den verwundert-bestürzten Blick des Freundes bemerkend, faßte er ihn in die Arme und drückte ihn kräftig an die Brust.

Was sie sonst noch nie getan hatten, sie küßten sich.

Als der Rittmeister den Gang hinunterschritt, sah er sich noch einmal nach Doleschals Tür um, die sich rasch hinter ihm geschlossen. Ueber die Schwelle hatte ihn der geschoben — eins, zwei, drei — förmlich herausgeworfen.

„Hm, hm!" Den Kopf schüttelnd, sah er sich noch einmal um. Und sein Gesicht blieb ernst, selbst jetzt, da er zu der Frau ging, die ihm vielleicht von allen Frauen auf der Welt am besten gefiel. Sein Herz war und wurde heut nicht wieder leicht — war das ein Willkommen?! Ihm war es, als sei's ein Abschied gewesen.

XXI

Auch eine andre dachte an Abschied. Das war die braune Michalina. Oft ging sie um den Sohn ihres Gospodarz herum und sah ihn an mit bangen Augen. Was fehlte ihm? Seit dem Tage des Ablasses war's ganz schlimm mit ihm geworden, so schlimm, daß sie oft dachte: Ob er wohl sterben muß? Heilige Mutter, war er verhext? Hatte die Mora ihn nachts gedrückt? Wenn er doch erwachen möchte und die festhalten in der Nacht! Michalina wußte ein Mittel. Es war einmal ein Mann gewesen, nicht weit von Posiecha-Dorf, der war auch zusehends verfallen wie der Walenty, und auch immer herumgegangen finster und in sich gekehrt, das machte, den drückte die Mora. Aber eine treue Seele hatte ob ihm gewacht. Und die sah, als der Mann schlief, daß ein schönbackiger Apfel sich über seine Bettdecke kullerte; weich und zart war der, wie aus Wachs gebossélt, recht zum Anbeißen. Und da rief sie so laut: „Helfe dir Gott," daß der Mann erwachte, und als er den schönbackigen Apfel kullern sah, die Hand ausstreckte, ihn beim Stiel ergriff und ihn aufaß, bis zum Kerngehäuse, und das warf er den Schweinen vor. Und da war die Mora auf einmal weg. Und der Mann wurde von Stund' an besser.

Wo Walenty auch sein mochte, die braune Michalina wachte über ihm. Nun war die Zeit, da er mit seinem Vater viel im Feld schaffte. Die blonde Stasia blieb zu Haus, aber die braune Michalina ging mit hinaus. Es war ihre beste Zeit, mit dem Walenty allein zu sein im blühenden Korn. Der Gospodarz legte sich mittags, wenn die Sonne gar zu sehr stach, unter einen Busch, zog die Jacke über das Gesicht und brummte darunter, bis ein Schläfchen ihn tröstete. Sie aber schaffte weiter — ihr tat die große runde Sonne nicht weh, die kannte sie schon, von da an, als sie noch mit Bruder Jendrok im bloßen Hemdchen über die Flur gelaufen — sie arbeitete unverdrossen weiter, und Walenty stand bei ihr, wie damals, als er noch ein lediger Bursch gewesen, und hielt die Arme über die Brust gekreuzt. Damals war sein Blick in die Ferne gegangen, er hatte geschaut wie ein recht Verliebter schaut, jetzt starrte er wieder in die Ferne, aber wie ein recht Betrübter schaut. Da lächelte sie ihn an aus ihren braunen Augen, wenn er sie auch nicht ansah; und sie sang, ihn zu erheitern, alle Lieder, die sie wußte, sang sie hell und zart, so gut sie nur konnte. Sang traurige und lustige, Tanzlieder und Wiegenlieder, und auch das Liebesliedchen vom Bürschchen im Schornstein:

„Ich ließe mich gern herunter durch den Schlot. —
Ich käme zerschlagen herunter, beinahe tot.
Ich ließe mich gern herunter durchs Essenrohr —
Ich käme geschwärzt herunter, wie ein Mohr.
Ich schliche zu dir, mein Liebchen, ganz sacht mich —
Ich höre, ach leider, mein Liebchen verlacht mich!"

Das hatte er früher immer so gern gehört. Aber jetzt — ach, was war ihm denn jetzt? Heilige Mutter, er weinte ja! Erschrocken blickte die Magd.

Er aber hatte sich abgewendet; mit unnatürlicher Stimme stieß er heraus: „Arbeite du, arbeite nur weiter, ich komme gleich wieder!" Und rannte davon, ins Feld hinaus, und rannte so weit, bis ihn das Mädchen nicht mehr sehen konnte, und auch der Vater nicht, wenn der erwacht wäre. Da warf er sich hin, so lang wie er war, an den blumigen Rain, schloß die Hände zu krampfhaften Fäusten um die fetten Stengel zweier großer Maßlieben und weinte.

Eine dumpfe Schmerzahnung lastete schwer auf Valentin. Schwereres Leid trägt nicht der, der stumm geboren ist, und auch nicht der, dem Hände und Füße geknebelt werden mit einschneidenden Fesseln. Er schluchzte wie ein Knabe ins grüne Gras und konnte lange nicht zu sich kommen. Und als er endlich aufstand vom Rain, war er so mürb und zerschlagen, als hätte er Jahr und Tag auf Steinen gelegen, auf lauter Steinen. Zur Michalina zurück mochte er nicht — sollte er sich auslachen lassen von der? Die war immer so fröhlich, was wußte die von tiefem Leid?

Sollte er sich vor dem Vater zeigen mit verweintem Gesicht? Nein, da ging er lieber heim, recht leise, daß die Stasia ihn nicht merkte, und legte sich in der Schlafkammer aufs Bett, denn ihm war wie krank.

Und als er nun ganz verstohlen in sein Haus schlich, in dem er so leise auftrat, als wäre es gar nicht seines, hörte er plötzlich durch die mittägliche Stille, durchs verzauberte ‚Sumsum' schläfriger Fliegen ein leises Gekicher. Und dann ein Geflüster — wer war denn drinnen? Saß die Stasia ganz allein in der um diese Zeit immer leeren Schenkstube und lachte sich eins? Oder wer war bei ihr? Nun, gleichviel, wer es auch

sein mochte! Gleichgültig, müde, wollte er an der Tür vorbeischleichen — halt! Nun stutzte er doch auf einmal, und der trübselige, matte Blick seines Auges funkelte auf in Zorn: das war ja des polnischen Inspektors Stimme! War der jetzt nicht nötig draußen auf dem Felde, saß der schon wieder drinnen und noch dazu allein bei ihr? Und wie eifrig sie sich erzählten! Hurtig ging das Gespräch; aber so viel Polnisch verstand er jetzt doch, um ein wenig zu folgen. Sie sprachen von der Wahlversammlung, die heut abend hier abgehalten werden sollte. Der Name des Niemczycers fiel. Da fuhr der Lauscher zusammen, so hart lachte Stasia jetzt plötzlich auf. Und der Inspektor fluchte und schlug auf den Tisch: ‚Der deutsche Hund — niemals, niemals!‘ Und dann wurde das Gespräch leise, so tuschelnd, daß Valentin nichts mehr verstand, bis er Stasia sagen hörte: „Ach Unsinn, der wird ja nicht gewählt. Das wird der Herr Vikar schon nicht leiden!“

„Psiakrew, das wäre auch! Der Hetzer, der Zuträger! Niemiec, Niemiec —“ jetzt lachte auch der Inspektor auf — „warte mein Bürschchen, du wirst schon kriegen, was dir gebührt! Ueberschreien sollten sie ihn, ihn gar nicht erst zu Worte kommen lassen, den albernen Schwätzer! In den Dreck mit ihm!“

Pfui, der gemeine Polack! In Valentins ehrlichem Gesicht zeigte sich Entrüstung — wahrhaftig, das hatte sich der Herr Rittmeister doch nicht verdient! Aber dann machte die Entrüstung, die ihm das Blut in die Wangen getrieben, einer jähen Blässe Platz, er hatte plötzlich den eignen Namen nennen gehört.

„Ach, der Walenty,“ sagte Stasia jetzt hell, recht leichthin, wie abfällig — „was der sagt!“ Obgleich Valentin draußen stand, glaubte er doch, sie mit den Fingern schnippen zu sehen. „Was glaubst du wohl, mein Lieber, als ob man auf den hörte?! Haha, so ein biederer deutscher Junge!“ Sie lachte laut auf, und der Mann lachte mit ihr. Jesus, wie sprach sie verächtlich! Und nun das spöttische Lachen — das Lachen! Sie hörten gar nicht auf damit. Und ‚du‘ nannte sie ihn, und ‚mein Lieber‘ — Herr im Himmel, Herr im Himmel, was war das?!

Des jungen Ehemanns Gesicht verzerrte sich: lachte sie ihn aus? Ja, sie lachten ihn aus mitsammen! Das ertrage ein andrer! Deutsche Fäuste wollte er ihn kennen lehren, den polackischen Schweinigel! Die Wut übermannte Valentin, Eifersucht, Zorn, Scham, Haß; die Tür aufreißend, stürzte er in die Schenkstube.

Da saßen Pan Sziulc und die junge Frau recht gemütlich nebeneinander auf der Bank hinterm Tisch, und Stasia paffte mit von des Inspektors Zigaretten; ein beißender, widerlich süßlicher Qualm erfüllte die ganze Stube.

Stasia hatte hell aufgeschrien, als ihr Mann so mit Gekrach hereinplatzte, aber nun hatte sie sich schon wieder gefaßt. Sie setzte sich ruhig wieder nieder auf die Bank, von der sie im ersten Schreck der Ueberraschung aufgesprungen, dreist sah sie ihn an; nur am leichten Schielen ihrer schmalen, weichgrauen Augensterne konnte man merken, daß sie erregt war. Schwer atmend stand Valentin ihr gegenüber am Tisch; er rang nach Worten.

Da kam sie ihm schnell zuvor: „Walenty, mein Lieber, spektakle nicht so! Hab' ich mich erschrocken! Man meint ja, die Tür fällt ein — was willst du?“

„Ich, ich?“ Die Fäuste auf die Tischplatte gestemmt und sich nach Pan Sziulc hinüberbeugend, ächzte er: „Heraus, heraus! Will er wohl gleich machen, dat er hier herauskömmt?!“

„Was sagt er — er ist wohl verrückt?“ sagte Pan Sziulc und stieß die neben ihm Sitzende an. „Was sagt er, ich verstehe ihn nicht!“

„Ich will dich wohl Deutsch verstehen lehren, du polackischer Schweinigel,“ schrie Valentin. Seine Rechte reckte er über den Tisch weg, nach dem Kragen des Verhaßten.

Stasia kreischte laut auf. Sie wollte ihren Mann zurückreißen, aber schon war Pan Sziulc aufgesprungen.

Die Zähne zusammenbeißend, tief erblaßt, stand Valentin und erwartete den Gegner. Aber er wartete vergebens. Ein Achselzucken und ein ‚Sie sind wohl nicht recht bei Trost‘ — schon hatte Pan Sziulc seine Mütze ergriffen, schon war er in der Tür. Als der vollständig Verblüffte, ganz wie erstarrt Dastehende sich aufraffen wollte, packte ihn Stasia am Kittel. Sie hielt ihn fest.

Und Pan Sziulc war fort. Wutbebend kehrte sich Valentin gegen seine Frau: „Untersteh dich, — laß mich los!“

Aber sie hielt ihn fest.

„Läßt du mich los?“ Er wand ihr den Zipfel seines Leinenrockes aus den Händen, nicht gerade sanft. Es tat ihr weh, sie sah ihn an mit bösen Augen.

„Ja, guck mich nur an, guck mich nur an! Sei nur falsch! Ich kenn' dich jetzt — wat, wat hast du mit dem Kerl, mit dem Polack immer zu lachen? Is dat en Art? Deinen — deinen Mann — eso auszulachen?“ Er schluckte.

„Ich weiß nicht, warum du so böse bist?“ Sie besann sich, daß es wohl das Klügste sei, einzulenken. Und dann — so hatte sie ihn noch nie gesehen, so gefiel er ihr. „Walenty,“ schmeichelte sie, „beruhige dich doch. Pan Sziulc ist mein alter Freund. Ich kenne ihn länger als dich; als ich noch ein blutjunges Mädel war in kurzem Rock und zur Herrin kam nach Gwiadliborczyce, die Religion zu lernen und Sticken,

habe ich ihn schon gekannt. Was willst du, was ist unrecht? Darf ich da nicht lachen mit ihm?" Sie machte Miene, sich an ihn zu schmiegen, aber er stieß sie zurück.

„Du Katz," schrie er grob, „polnische Hex!"

Da tat sie beleidigt. Den Kopf zurückwerfend, aber sich dabei wiegend wie eine Bachstelze, die auf ihren zierlichen Beinchen wippt, ging sie zur Tür; krachend warf sie die hinter sich ins Schloß.

Er blieb allein zurück in der Stube, die erfüllt war vom beißenden, widerlich süßlichen Zigarettenqualm. Laut stöhnte er auf; zum Tisch taumelnd, sank er auf der Bank nieder, wo das Paar eben gesessen.

Stasia, Stasia, was hatte sie ihm angetan? — War sie die Liebste von dem Kerl, dem Polacken? Oder war sie es nicht? ‚Mein Lieber — du' — ei, genügte das nicht? Ja, ja, sie war seine Liebste! Kein Zweifel! Also nicht nur polnisch, auch noch nichtsnutzig dazu war sie?! Nein, er mochte sie nicht mehr sehen — nie mehr wollte er sie wiedersehen! Sie, mit ihren falschen Augen und dem geschmeidigen Leib, sie hatte ihn betrogen! Jesus, betrogen! Wie konnte sie das nur tun? Er hatte sie doch so lieb, wahrhaftig, so lieb gehabt!

Jetzt schluchzte er nicht im dumpfen Schmerzgefühl wie draußen im Feld, wie ein Knabe, der unbändig ist, — jetzt saß er da wie ein geschlagener Mann, preßte die Fäuste gegen die heißen Augen und stöhnte aus tiefster Seele.

So saß er, bis es vom Turm Feierabend läutete. Da kam die Michalina. Wie, noch nichts zurechtgemacht?! He, heute abend sollte doch hier Versammlung sein, viele sollten kommen, und der gnädige Herr von Niemczyce würde eine Rede halten für sie. Da hieß es die Tische beiseiterücken und Platz schaffen und Biergläser bereitstellen und frischen Sand auf die Dielen streuen. Würden nicht viele Füße kommen? Alle von Pociecha-Ansiedlung und die Männer vom Pociecha-Dorf auch? Waren nicht Zettel geworfen worden in alle Häuser und große Plakate angeklebt an den Mauern, an Bäumen, sogar an der Holzwand der Kirche von Pociecha-Dorf:

‚Wählt den Rittergutsbesitzer
Hanns-Martin von Doleschal
Wählt! auf Niemczyce! Wählt!'

Und hier am Ansiedlungskrug, an der Haustür hing auch ein großes Plakat, hellgelb wie der liebe Mond und weithin sichtbar:

‚Heute Wahlversammlung!
Ansprache des einzigen Kandidaten
aller nationalen, staatserhaltenden
Parteien, des Rittergutsbesitzers
Baron von Doleschal
auf Deutschau.
Deutsche Männer, Ansiedler von Augenweide, kommt alle!
Anfang 8 Uhr. Anfang 8 Uhr.'

Einen Blick des Bedauerns warf Michalina auf ihre so blank geputzten Fenster: da hatte man auch solch gelbe Wische angekleistert. War's nicht genug, daß so ein Gelber in der Wirtsstube innen hing, mußten auch noch die klaren Scheiben verschmiert werden? Kein Wunder, daß die von Pociecha-Dorf die Zettel nicht leiden wollten! Michalina erzählte es eifrig dem jungen Wirt: sie hatten gedroht, die Plakate abzureißen!

Aber Valentin zuckte nur die Achseln ohne ein Wort; das war ihm ganz gleichgültig. Seine Gedanken waren bei Stasia. Ob sie jetzt wohl hinten in der Küche saß und trotzte? Oder ob sie sich in der Schlafkammer eingeschlossen hatte, wie sie es schon manchesmal getan und ihm erst nach vielem Pochen und Rufen und dann Bitten geöffnet? Nun, heute würde er nicht pochen; er wollte sie nicht mehr sehen. Valentin ging nicht aus der Schenkstube. Nur für kurze Minuten hatte ihn die Magd aufgestört; jetzt saß er wieder hinterm Tisch auf der Bank, die Ellbogen aufgestemmt, die Fäuste gegen die Stirn gedrückt. Für Michalina, die sich um ihn herum zu schaffen machte, hatte er keinen Blick. Er hörte nicht ihren geschäftigen Tritt, auch nicht ihr inniges: „Helfe dir Gott!" Er hörte immer nur:

„Ich schliche zu meinem Liebchen ganz sacht mich. —
Ich höre, ach leider, mein Liebchen verlacht mich!"

Das brach ihm das Herz.

So saß er noch ganz versunken, als die ersten Ansiedler kamen: der Schwabe hinten aus der Kolonie und der Amerikaner, der die seltsame Scheune gebaut, rund, wie ein Zirkus.

Die zwei hatten sich pünktlich eingefunden, aber die andern zögerten. Verwundert gingen die Pünktlichen vor die Tür, um zu schauen: kamen denn die andern nicht, hatten die's denn nicht auch gelesen, wie sie es gelesen: ‚Deutsche Männer, kommt alle?' Langsam kamen sie endlich an, einer nach dem andern, vereinzelt wie Tropfen, die schwer sickern. Und gleich würde schon der Niemczycer hier sein.

Aber der junge Wirt schlich jetzt aus der Schenkstube. Michalina hatte ihm ein ‚Pst' gemacht und ihn herausgewinkt in den Flur. Dort stand sie ganz verstört. „Is sich Frau nich mehr da!" stieß sie heraus und zitterte. „Is sich Stasia fortgemacht. Türe von Schlafkammer steht sich auf, seh' ich hinein, stehn sich Schrank und Kommode auch auf — liegt sich vieles an Erde, und Kleider, Hemden, Strümpfe von Frauchen zusammengepackt in Lade, wo sie mitgebracht. Und wie ich noch stehe, kommt sich Stasia von Küche her, sagt, soll ich schicken die Sachen ihr morgen. Geht sie zu ihre Eltern, kommt nicht mehr wieder zurück. Ist sie zu weh geschehen von ihrem Mann. O weh, o weh!" Jammernd rang das Mädchen die Hände.

Stasia fort — zu ihren Eltern — kam nicht

mehr wieder — zu schwer gekränkt! „Stasia, Stasia!" Valentin schrie laut auf, er taumelte zurück, wie einer, der einen Hieb bekommen; die treue Magd stützte ihn.

Die Tränen liefen ihr übers Gesicht, aber unter den Tränen lächelte sie ihn tröstend an: „Wird sich schon wiederkommen, wird sich schon wiederkommen Frauchen, bin ich gewiß, kommt sie sich morgen. Man muß nicht ängstigen sich, er muß nicht ängstigen sich, wer könnte verlassen ihn, den Walenty?"

Valentin sagte kein Wort hierauf, stumm ging er in die Kammer und riegelte hinter sich zu. Michalina aber mußte in die Wirtsstube laufen, da verlangten die Leute Bier.

Allzuviele waren nicht gekommen, mancher fehlte. Auch Peter Bräuer war nicht dabei; Doleschal, dessen Blick die Versammlung überflog, vermißte ihn gleich. Warum blieb der Mann fern, wie gern hätte er dessen breite Schultern die andern überragen gesehen? War es möglich, sollte der so kleinlich sein, weil er sich einmal persönlich geärgert, ihm das vielleicht noch nicht vergessen, darum auch sein Deutschtum zu vergessen, darum nicht die Versammlung zu besuchen?

Das war eine Enttäuschung. Es war auch ferner eine Enttäuschung, daß sie nicht alle gekommen. Doleschal hatte erwartet, daß kein einziger fehlen würde, und auch auf welche vom Dorf hatte er gerechnet. Und wenn sie nur gekommen wären, um von dem Bier zu trinken, das er auf seine Kosten versprochen. Wenn er sie nur erst hier hatte, wollte er schon auf sie wirken. War's nicht so gewesen in den andern Orten auch? Gleichgültig waren sie erschienen — na, wir können's uns ja mal anhören —, enthusiasmiert hatten sie das Lokal verlassen. In der Kreisstadt und gestern in Miasteczko hatten sie ihm einen wahren Triumph bereitet. Es wäre ja auch zu traurig, sollte sich von dem liebenden Eifer, in den er jedesmal geriet, wenn er erst warm geworden, nichts, gar nichts den Zuhörern mitteilen! Das Herz schwoll ihm, wenn er des gestrigen Abends gedachte. In der Wirtsstube des Prochownik hatte er eine schöne Stunde verlebt. Sie hatten gerufen: „Bravo," und in die Hände geklatscht.

Freilich, die Honoratioren hatte er vermissen müssen, den Doktor Wollinski, den Apotheker, den Bürgermeister, den Postverwalter, den Steuerkontrolleur und so manche andre.

Nasen, ähnelnd der Nase des Löb Scheftel, waren dagegen reichlich vertreten gewesen, aber in seinem Eifer hatte er des nicht sonderlich acht, und als am Schluß Löb Scheftel sich herandrückte und devot flüsterte: „Haben sie mir zwar eingeschmissen 's Ladenfenster und mir genommen heraus das Kälberviertel, die Speckseite und 's pikfeine Geschlinge, was sollte für Ostern, — hab' ich aber doch keine Angst gekriegt und bin ich doch gekommen, zu reichen dem Herr Baron die Hand — en freisinniger Mann, en aufgeklärter Mann, wer' ich ihm geben doch meine Stimme!"

Und der Baron hatte keinen Ekel empfunden, wie noch vor nicht allzulanger Zeit, sondern die Hand des jüdischen Schlächters gedrückt — war es doch eine Hand.

Und hier, unter lauter deutschen Männern, alle Idiome des Vaterlandes fast waren vertreten, sollte es da nicht ein leichtes sein, Hingabe zu erwecken, Liebe, Eifer zur deutschen Sache?

Doleschal vergaß, daß Peter Bräuer ihn durch sein Fehlen enttäuscht, und so noch dieser und jener, seine erst stotternd begonnene Ansprache wurde flüssig. Die Worte strömten ihm zu, Gedanken, an die er vorher nicht gedacht, Vergleiche, Bilder; er bemühte sich, volkstümlich zu sein, einem doch immerhin bescheidenen Denkvermögen sich anzupassen. Lieber Gott, das wenigstens mußten sie doch verstehen — erfuhren sie's nicht täglich am eignen Leibe? —, wenn er ihnen sagte, daß sie hier ständen, einsam wie der Soldat auf der Wacht — ebenso gefährdet und auch ebenso verantwortlich — und daß er sie jetzt auffordere, ihrem Deutschtum Ehre zu machen, deutsch zu wählen, regierungstreu, allen Machinationen von Polen und Klerus zum Trotz!

Es war ihm eine Wohltat, einmal frei heraus sprechen zu können, ohne die Rücksichtnahme, die doch immerhin an andern Orten bedingt gewesen, wo die Zuhörerschaft eine gemischte gewesen. Hier waren ja lauter deutsche Männer, eine kleine Zahl zwar nur, aber tüchtige Pioniere, Pioniere des Deutschtums, Pioniere der Kultur. Und sie scharten sich um ihn. Er sah nicht, daß im Hintergrunde einige Gestalten, die sich gedeckt gehalten hinter dem breiten Rücken der Vordermänner, sich jetzt leise hinausstahlen; daß Pan Sziulc, der polnische Inspektor, und Förster Frelikowski sich hier einfinden würden, hatte er ja auch nicht erwarten können. Ebensowenig den Lehrer Ruda, der demnächst pensioniert werden sollte, da seine heisere Stimme die Klasse nicht mehr füllte, und seine Kraft nicht mehr ausreichte, die wilde Schar in Zaum zu halten. Das war ja eine heillose Wirtschaft in der Schule! Er, Doleschal selber, hatte sich deswegen bei der Behörde verwendet — der arme Mensch war ja eigentlich bettlägerig, der gehörte in ein Spital.

Der Abend war schon weit vorgeschritten, als die Versammlung sich auflöste. Doleschal war noch nie so lange da geblieben im Lokal. Aber heute war es ihm eine Freude, unter den Leuten zu sitzen, unter deutschen Männern, in einem deutschen Krug. Wo steckte nur der junge Wirt? Zuerst hatte er dessen Fehlen nicht bemerkt, jetzt aber fiel es ihm auf. Warum war der nicht

zur Stelle? Er fragte die braune Magd, die geschäftig hin und her rannte und die Gläser füllte. Da spiegelte es in den blanken Augen der Braunen wie von Tränen, und sie antwortete, betrübt den Kopf schüttelnd: „Is sich krank junge Gospodarz, is sich sehr krank, arme Walenty!" — —

Der Mond war auf seiner Bahn tief hinabgerutscht, als endlich der Deutschauer Herr aus der Ansiedlung hinausritt. Sein Pferd hatte ihm das braune Mädchen vorgeführt; da hatte er den Valentin Bräuer grüßen lassen und ihm gute Besserung gewünscht.

Schade, er hätte den hübschen Jungen gern einmal wiedergesehen! Daß der sich auch gar nicht mehr in Deutschau meldete! Aber seine Wirtschaft hatte er gut im Zug, trotz der polnischen Frau, das mußte man anerkennen. Selbst die Magd war gut gezogen; obgleich des Herrn Auge nicht über ihr, tat sie ihre Pflicht!

Hinter dem nun einsam unterm fast lichtlosen Himmel Dahinreitenden ragte der Turm von Pociecha-Dorf, und vor ihm ragte der Lysagora. Das waren die beiden Pole seines nächtlichen Ritts. Durch das endlose Meer der Felder, wie dahergeblasen vom Nachtwind der endlosen Ebene, trabte der Gaul. Sein Hufschlag klang hart auf dem vom Sonnenbrand getrockneten Boden. Man hörte ihn weit.

Die Brust des einsamen Reiters weitete sich. Heut empfand er das Alleinsein nicht als Qual, war es doch kein Alleinsein mehr auf einer Insel, umflutet von einem wilden Meer. Heute waren die Wogen glatt, man konnte sie durchschiffen, man war nicht abgeschnitten, verlassen; willige Hände streckten sich aus, schwielige, arbeitstüchtige Fäuste.

Er hatte beim Fortgehen allen der Reihe nach die Hand geschüttelt — das waren biedere, kräftige, urdeutsche Händedrücke! Was ihm bis jetzt nie recht möglich geschienen: das Zustandekommen seiner Wahl, heute dünkte es ihm nicht mehr unmöglich. Zutraulich hatten sie ihn gefragt: nach seinen Ernteaussichten, seiner Frau, seinen Kindern; und er hatte sich nicht ablehnend verhalten wie früher. Er sah es jetzt ein, es tat not, daß die auch von ihm etwas wußten, er nicht nur allein von ihnen. Das reichlich gespendete Bier hatte ihnen die Zungen gelöst, und bei ihm hatte ein warmes, ein ihn mächtig überkommendes Gefühl der Zusammengehörigkeit — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben — das Junkertum über den Haufen geblasen. ‚Deutsch, deutsch,' das ging vor alles! Deutsche, hoch das Panier! Schwarz-weiß-rot, in diesem Zeichen wollen wir siegen!

Er gab seinem Pferd den Sporn und galoppierte auf den Lysagora zu. Rasch heim! Was würde Helene sagen? In die Arme wollte er sie pressen: ‚Mein liebes, mein treues Weib, vergib! Ich habe dich viel gequält! Aber wer kann für die schwarzen Gedanken, die da kommen, krächzend wie die Raben, und sich frech niederlassen? Wer kann dafür, daß ihn der Unmut übermannt, die ohnmächtige Wut, die zage Furcht, ja, die Verzweiflung, wenn er sieht, daß all sein Streben vergebens, daß fünfzehn Jahre des Schaffens in Sorgen und Mühen nur sind wie ein Tag — ja, daß das ganze Leben, nicht nur das eigne, auch das des Vaters, des Großvaters, daß all die Zeit, die Deutschau steht, ein Nichts ist?! Daß eine einzige Minute die Fahne nieder in den Kot reißt, die stundenlange Arbeit dem Lysagora aufs Haupt gepflanzt?!

‚Aber jetzt, Helene, ich schwöre es dir, jetzt wird es besser werden!'

Doleschal lächelte. Er hob sich im Sattel und wiegte sich leicht. Er dünkte sich wieder jung. Nur ein bißchen Freude, nur ein bißchen Hoffnung, nur ein bißchen Genugtuung, wie tut das gut! Es war doch kein Traum, der Traum vom deutschen Land. Hier diese Felder würden deutsch sein, deutscher wie die am Rhein, deutscher wie die längs der Vogesen, denn sie waren noch schwerer errungen. Schwerer, viel schwerer ist ja der heimliche Kampf, als der offene — und so viel langwieriger. Wo das Leben aus offenen Wunden dahinströmt, ist der Kampf bald entschieden, aber wo ein Leben verhaucht in heimlich blutenden Herzenswunden, dauert er lange, ach, so lange!

Aber nun würde es gewiß nicht lange mehr währen, daß der deutsche Herr reiten konnte über deutsche Felder und sein Haupt konnte legen getrost jedem Untertan in den Schoß!

Mit einer fast übermütigen Handbewegung grüßte der von Phantasien Erhitzte den Lysagora, der näher und näher rückte: deutscher Berg, ich grüße dich auf deutscher Wacht! Ah — Doleschal empfand es wie eine Erlösung, heute flohen ihn die schwarzen Gedanken. Was sind all die Unannehmlichkeiten und Widrigkeiten, die man durchgemacht? Sie schrumpfen zusammen, werden winzig klein vor einem großen Gedanken.

Es kam Doleschal vor, als habe er sich versündigt all die Zeit. An Helene, an den Kindern, an sich selber. Gleich morgen wollte er an Freund Paul schreiben — der gute alte Junge war so besorgt gewesen — ‚alles in Ordnung', wollte er schreiben, ‚alles ruhig am Lysagora!'

„Voran, Hektor, zu Frauchen!" Doleschal trieb sein Pferd, dessen Trab unter dem in Träumereien versunkenen Reiter zum Schritt geworden, von neuem an. Das Roß, den Stall witternd, wieherte laut in die Nacht. Da war schon die Deutschauer Grenze — dort, rechts, der Lug! Gespenstisch schimmerten die silbernen Weiden an seinem Rand, in ihrem Versteck flüsterte es leis — tat das der Nachtwind?

Und jetzt, ein Laut: „He!"

Das Pferd prallte zur Seite und bäumte sich

wild, eine Faust hatte ihm ins Zaumzeug gegriffen. Zitternd stand es.

Sechs, sieben Gestalten versperrten den Weg; ein achter kroch aus dem Graben.

Doleschal gab den Sporn. Das Pferd stand wie angefesselt. Da nahm er die Reitgerte verkehrt. Wegelagerer, Strolche! Denen haut man eins über mit dem silbernen Knopf.

Keine Angst erfaßte ihn, wohl aber ein jähes Stutzen. Wer waren die, was wollten die? Er sah sich umringt. Wild hieb er drein — hier galt's, sich wehren!

Er sah kein Gesicht. Sie waren alle vermummt, hatten die Mützen tief über die Ohren gezogen, die Hüte tief in die Stirn gedrückt. Und dazu das unsichere Licht des Himmels.

„Platz da!" Er schrie es, in der stillen Nacht hallte der Kommandoton; der Lysagora fing den Hall auf und verschluckte ihn, Deutschau war weit, kein Beistand in der Einsamkeit.

Ein unterdrücktes, höhnisches Lachen antwortete dem ‚Platz da'. Sie wußten wohl, hier galt nur Faustrecht.

Doleschal wehrte sich verzweifelt. Hier, hier auf eignem Grund und Boden vergewaltigt werden?! Wenn nur das Pferd gehorchen wollte dem wahnsinnigen Schenkeldruck — er preßte es ächzend — die Wegelagerer niedertrampeln würde mit seinen Hufen! Aber es gehorchte nicht Sporn und Peitsche. Und die Peitsche ward jetzt dem um sich schlagenden aus der Hand gewunden — knick, da war sie zerbrochen — ein derber Knüttel fuchtelte bedrohlich, der Reiter fühlte sich an den Beinen gepackt, aus dem Sattel gerissen.

„Ich bin Doleschal — ihr irrt euch — Baron Doleschal auf Deutschau!"

Wieder das Hohngelächter. Dazwischen auch ein heiseres Husten, beim heiseren Lachen die Brust fast erstickend.

„Hakatist, Schwein, Schächer erster Klasse!"

Jemand spuckte ihm ins Gesicht. Er riß die Augen weit auf in jähem Entsetzen — das waren keine Wegelagerer, keine, die die Uhr wollten, die Börse, Wertsachen! Hakatist, Schwein, Schächer erster Klasse —?! Feinde, Feinde!

Da war er überwältigt.

Er fühlte furchtbare Schläge. Sie hielten ihn nieder mit Uebermacht. Was half sein Sichbäumen? Auf je einem Bein kniete ihm einer, seine Handgelenke saßen wie in Schraubstöcken. Tritte von derben, genagelten Schmierstiefeln — Tritte in die Seite, in den Rücken, Bauch, Brust, Schultern — wo es traf. Er wurde gewälzt im Staub. Und Schläge, Schläge auf die Kehrseite. Und jetzt ein Schlag auf den Kopf mit dem Knüttel — oder war es der Knopf der eignen Reitgerte? Ein Hieb, der durch die Luft sauste, und den Schädel traf wie ein Hammer. Auf, zum letztenmal auf!

Doleschal raffte sich noch einmal unversehens empor; sie wichen zurück vor dem schon überwältigt Geglaubten. Das Blut strömte ihm übers Gesicht, aber — „Polnische Halunken!" stöhnte er noch auf, ballte die Fäuste, stürzte auf sie los mit letzter Kraft — da:

„Hakatist! Schwein! Du deutscher Hund!"

Taumelnd brach er vornüber zur Erde. Die Hände vorgestreckt, das Gesicht im Staub vergraben, so lag er regungslos.

Und das Pferd, das bis dahin zitternd gehalten, hob jetzt entsetzt mit einem fast menschlichen Angstschrei den Kopf in die Höhe, warf die Hufe und jagte davon, als seien die Wölfe hinter ihm — —

Ueber die Felder zog die Nacht wieder still. Ueber das unabsehbare Meer der im Nachtwind brandenden Wogen noch unreifen Korns. Zwei Pole nur in der Nacht der Ebene für das suchende Auge des irren Wanderers: der Lysagora und der Turm von Pociecha-Dorf. Einsam lag der schwarze Lysagora, keine Seele rundum; der zerschlagene Mensch unten am Lug zählte ja nicht mehr mit. Aber der schwarze Turm ward nun umwimmelt wie von Glühwürmchen.

Die Pociechaer hatten sich kurz entschlossen in dieser Nacht: nun der Gendarm nicht mehr darüber wachte, herunter mit den Plakaten von Mauern und Bäumen! Vor allem von der Holzwand der Kirche das Schandblatt des Verfluchten abgerissen! Was sollte das hier? Hier galt das nicht. Morgen in aller Frühe schon würden aus der Kreisstadt die andern Zettel eintreffen, die bessern, die wahren, die einzig richtigen, wie der Herr Vikar gesagt.

‚Wählt den Polen, den wahren Christ, den
Ritter vieler Orden, Aleksander Boleslaw,
Edlen von Garczynski auf der Herrschaft
Wählt! Gwiadliborczyce! Wählt!'

Johlende Rufe tönten durchs Dorf. Im Krug quiekte der Duda,*) im Rausch gröhlten die Männer. Kein Mensch dachte an Schlaf. Im deutschen Krug hatten die Deutschen gesessen — psiakrew! —, im polnischen drum die Polen.

Jetzt, spät noch nach Mitternacht, reges Leben um die Kirche. Laternengeflimmer und Pechfackelschein um den Pfuhl herum. Und nun ein Geschrei, so anhaltend laut, ein Geheul, wie Gebell der Meute, die den Hirsch umstellt. Das Werk war getan, heißa! In Fetzen zerrissen die verhaßten Wahlaufrufe. Im schlammigen Pfuhl schwammen sie.

„Es lebe Polen!"

Ohrenbetäubendes Schreien. Und nun mit Gesang ordnete sich rasch ein Zug; um den Pfuhl ging's herum und dann im Dorf hin und her. Wild wogte es auf und ab; wild drangen die

*) Dudelsack.

Stimmen in die Nacht hinaus, über die niedrigen Hütten weg, in die Nacht der Felder. Nichts hemmte die Töne; sie fanden keinen Widerstand, weit hörte man sie, bis nach Pociecha-Ansiedlung, und noch viel weiter hinaus, bis zum Lysagora. Die Nacht war erfüllt von ihnen. Die Ebene war ein Lied, ein Lied des Triumphs, ein Lied des Jubels:

„Brüder, nehmt die Sensen in die Hände,
Auf, zum Kampfe laßt uns eilen!
Polens Knechtschaft hat ein Ende,
Länger wollen wir nicht weilen.
Sammelt scharenweis' euch alle,
Unser Feind, der Deutsche, falle!
Plündert, raubet, brennet, senget,
Laßt die Feinde qualvoll sterben!
Wer die deutschen Hunde hänget,
Wird sich Gottes Lohn erwerben.
Ich, der Propst, verspreche euch
Fest dafür das Himmelreich!"

XXII

Ein paar Tage nach der Wahlversammlung im deutschen Krug hatte sich der junge Wirt aufgemacht zu einem Gang; er sagte nicht wohin. Der Michalina, die sich alle Augenblicke eine Ausrede machte, von den Bräuers hinüber zu ihm zu laufen, übergab er den Schlüssel; mochte sie auf die Wirtschaft passen, lange würde er ja auch nicht ausbleiben. Aber es wurde doch länger, als er gedacht. Vergebens schaute Michalina alle Stunden nach ihm aus — er kam noch immer nicht! Wohin war er gegangen? Ach, gewiß nach dem Tupadly, wo jetzt in der smaragdgrünen Wiese die Rosen des Sumpfes blühten, schneeweiße, reine Blumenkelche mit goldenen Staubgefäßen. Aber die Stengel, die tief unten im Grunde festgewurzelt, waren wie Schlangen, lang und dehnbar, und zäh wie Leder; sie rissen nicht ab, sie zogen herunter.

Daß ihm nur kein Leides geschah! Am liebsten wäre Michalina ihm nachgelaufen, aber das ging doch nicht an, sie mußte ja auf sein Haus passen. So hockte sie sich auf die Schwelle wie ein treuer Hund, schlang die Arme um die Knie, wiegte hin und her und sang sich eins. Eintönig traurig das Lied, obgleich es ein Tanzliedchen war, monoton wie die Felder, in die ihr Blick starrte.

Michalina hatte recht vermutet: Valentin war nach dem Tupadly gegangen, führte doch daran vorbei der Weg ins Forsthaus. Er mußte Stasia sehen, mußte sie sprechen. Die Nächte, seit sie fort, hatte er keinen Schlaf gefunden, rot waren seine Augen, ganz überwacht. Mit offenen Lidern hatte er gelegen und ins Dunkel gestiert und gedacht und gedacht, so viel, so eindringlich, wie noch nie in seinem Leben. War sie denn wirklich so schuldig? Ja, ja! Er hatte die Fäuste geballt und mit den Füßen gestoßen. Aber wenn er's dann so recht bedachte, wußte er doch eigentlich nicht zu nennen, was sie ihm angetan. Daß sie mit Pan Sziulc gut Freund war, zu gut Freund für seinen Geschmack, das war sicher, aber, wenn es ihm auch nicht behagte, war es darum ein Unrecht? ‚Du' hatte sie zu dem gesagt! Sagen die Polen nicht immer ‚du'? Und ‚mein Lieber' hatte sie zu dem gesagt — Jesus, sie kannte ihn ja schon so lange, als sie noch ein blutjunges Ding mit kurzem Rock war, schon. Es war abscheulich, ganz unerträglich, daß sie immer miteinander tuschelten und lachten, recht wie dem Ehemann zum Tort — aber eine Untreue war das doch noch nicht?! Nein, er hatte sich übereilt! Wenigstens anhören sollen hätte er sie, sie nicht von sich stoßen, als sie so lieb sich anschmiegen wollte. Die arme kleine Frau! Wie hatte er ihr wohl weh getan mit seinen groben Fäusten? Ein Bedauern hob sich in Valentin. Aber dann dachte er an Vater und Mutter: der Vater war auch oft sehr grob, aber die Mutter nahm's weiter nicht übel — wie ging das nur zu?

Zwischen ihm und Stasia war eben immer gleich ein Mißverstehen. Und sie hatten sich doch auch so lieb, wie sich die Eltern hatten — o nein, noch viel tausendmal lieber, denn sie waren ja jung! Noch kein Jahr, noch kein einziges Jahr miteinander verheiratet! Es war noch dasselbe Begehren, das in ihm brannte, als da er sie zum Altar geführt.

„Stasia, Stasia!" Er stöhnte auf in der Nacht und schlug die Fäuste gegen seine Stirn, auf der Schweißtropfen standen. Was hatte er angerichtet?! Nun war sie böse mit ihm auf immer! Sie hatte der Michalina gesagt, man solle ihr andern Tags ihre Kleider und Sachen schicken. Er hatte sie zurückbehalten; dann mußte sie doch darum kommen, oder ihr Vater würde drum kommen, oder ein Bote, ein Brief. Aber niemand, nichts kam! Nein, sie wollte wirklich nichts mehr von ihm wissen, es war nicht eine Rederei bloß! Nun saß sie drüben bei ihren Eltern, und er saß hier! Zwischen ihnen lag das Tupadly.

Ob sie sich wohl grämte um ihn, wie er um sie? Ja, das hätte er gern gewußt. Aber das wußte er nie. Oft hatte er in ihre Augen geguckt, aber sie hatte immer weggeguckt. Vater und Mutter verstanden sich mit einem Blick; die Mutter brauchte nur hinzugucken nach dem Vater, da wußte sie schon. Der Stasia hatte er erst immer sagen und sagen müssen, und dann hatte sie doch noch oft den Kopf geschüttelt: „Nierozumiem niemiecku!"

Wer wollte ihr einen Vorwurf daraus machen?! Sie verstand eben wirklich nicht deutsch, wohl die Sprache, — o, die Sprache ganz gut! — aber das andre, all das andre nicht!

Sich im Bett aufsetzend, den Kopf zwischen beide Hände nehmend, hatte der arme Junge ganz verwirrt um sich geschaut. Wenn er nur wüßte, woran das lag, daß sie nicht zum Glück kommen konnten, zu einem friedlichen Glück? Hatte er ihr

Nach dem Markte

Nach dem Gemälde von Pius Ferdinand Messerschmitt



nicht gern was zuliebe getan? O, so vieles! Hatte sie ihm nicht was zuliebe getan? O, auch! Befreuzten sie sich nicht vorm selben Gott? Gewiß! Und waren sie nicht verliebt miteinander? Das sicher! Und trotz allem und allem — eins waren sie drum doch nicht!

Und das peinigte ihn. Das hatte ihn gepeinigt fast vom ersten Ehetag an, das peinigte ihn auch jetzt noch mehr als die Eifersucht auf Sziulc. Die Eifersucht war ja töricht — begreiflich zwar, aber zu töricht doch — die Stasia sollte ihrem Walenty untreu sein?!

Und Stasia tauchte vor ihm auf im Dunkel: silbrig und seidig glänzte die blonde Tolle, darunter ihr weißes Gesicht. Mit brennenden Augen starrte er sie an: Sei doch gut, komm wieder, wir wollen nun glücklich sein! Sie lächelte und nickte. Da sprang er aus dem Bett. Wenn es nicht noch Nacht gewesen, die Hähne in den Höfen erst zum erstenmal gekräht hätten, so wäre er hingelaufen. Ja, er wollte sie holen! Das miteinander Bösesein war ja all dummes Zeug! Sie sollte wiederkommen, mußte wiederkommen, dann wurde alles besser!

Und er hatte sich aufgemacht am nächsten Morgen. Wie ein Liebender ging er, der um die Braut werben will. Beim Tupadly fing er an Trab zu laufen; hier machte der Weg einen Bogen, und er ärgerte sich, daß er den Umweg machen mußte rund herum, statt quer durch. So kam er lange nicht rasch genug voran. Drüben winkte schon ganz nahe der Rauch der Försterei hinter den Kusseln — hundert Schritt wären's vielleicht, aber man konnte nicht hin. Smaragdgrün und freundlich zwar glänzte die Wiese dazwischen, von den weißen Rosen durchwirkt — ein weicher Teppich — aber wer traute dem jetzt in der Sommerzeit? Wer kannte die Furt, die trockene und sichere? Nur die Torfgräber vielleicht, die Torf hier gestochen vergangenes Jahr für den Gwiadliborczycer — er nicht!

Und seufzend gab er sich drein, dem Umweg zu folgen.

Vor der Förstereitür schon traf er den Schwiegervater. Freundlich war die Begrüßung nicht!

„Wo ist Stasia?" rief er atemlos.

„Nicht da!"

„Sie ist doch da!" Das sollten sie ihm nicht wieder vormachen wie damals, als sie noch nicht sein war! „Ich will meine Frau holen," sagte Valentin trotzig. „Sie soll nach Haus kommen!" Er wollte am Schwiegervater vorbei in die Tür.

Aber der stellte sich breit vor: Das wäre! Psiakrew! Frech sein wollte der ‚Schwabbe' jetzt noch, nachdem er seine Tochter so gekränkt? Die blieb vor der Hand hier. Später würde sich's finden. Da mußte der Ehemann erst ganz andre Saiten aufziehen, bis die versöhnt war. Beleidigt war die — o! Und Frelikowski hatte die Hände abweisend erhoben, und sich dann den langen Bart gestrichen mit unnahbarer Miene.

Da hatte sich der Schwiegersohn aufs Bitten gelegt, treuherzig die Hand des Vaters ergreifend: es tat ihm ja so leid, daß er die Stasia gekränkt, bitter leid! Ja, er hatte unrecht gehabt, er wollte auch gerne alles, ja alles tun, sie zu versöhnen! Nur versprechen mußte sie ihm, nicht mehr mit dem Inspektor, dem polackischen Sziulc, zu tuscheln — nicht, daß er was Böses dabei dachte, nein, er vertrug's nur nicht! Das war doch ein Kleines, daß sie ihm das versprach!

Aber Frelikowski hatte die Achseln gezuckt: vorschreiben ließ sich die Stasia nichts. Aber mit der Zeit würde schon wieder Einigkeit kommen zwischen sie zwei, das wollte er hoffen. Die Stasia war ja fromm, sie ging oft zur Beichte.

So tröstete er den Betrübten. Und dann versicherte er ihm, daß er bald kommen würde, nach ihm zu sehen, und um ihm Kunde zu bringen, wie die Stasia jetzt dächte.

Damit mußte sich der junge Ehemann vorderhand begnügen. Peter Bräuer schalt mit dem Sohn, daß der sich so gedemütigt und dem Weibsbild nachgelaufen: ‚kein' Sorg', die Katz' findet schon wieder int Haus, wo die Milch süß is'! Hatte er als Vater nun nicht recht gehabt, daß er so geeifert und gewehrt gegen die Heirat?! Es kränkte Valentin, wie der Vater sprach — der hatte eben die Stasia doch nie recht leiden gekonnt!

Und auch mit der Mutter, der sonst so milden, war er nicht zufrieden; die tadelte es hart, daß Stasia davongelaufen. „Dat is doch kein Mod', dat sind mir nit gewöhnt, wahr, Peter? Un nachlaufen hätt'ste ihr nit sollen, mein Jung'! Die Frau muß der erste Schritt tun, nit der Mann — wahr, Peter?"

Was verstanden die, wohin sein Sehnen ging! Konnte er denn dafür, daß es ihn zog, stärker wie hänfene Seile? Da war einzig die Michalina; mit der konnte er ein Wort reden. Sie, die Nimmermüde, hatte noch Zeit für ihn. Früh morgens, wenn er seine Kammer verließ, hatte sie schon Feuer angezündet und die Stube gefegt, und die Gläser gewaschen und den Kaffee gekocht. Er sah sie nicht mehr, aber er merkte es wohl, sie war da gewesen. Und dann, wenn die Dämmerung sank, und Feierabendruh über die Felder, dann kam sie geschlichen. Sie wäre nicht spröde gewesen gegen den jungen Mann; sie hätte ihm alles zuliebe getan, aber das merkte er nicht. So eine Magd, mit 'nem Buben daheim, Gott bewahre! Aber um von Stasia zu reden, darum verlangte ihn nach ihr. Und sie hatte allzeit ein williges Ohr. Und sie tröstete ihn: Geduld, nur Geduld! Wenn das Korn gehauen wurde, war auch der Stasia Trotz geknickt, dann würde die kommen. Und sie würde sprechen:

‚Walenty, mein Geliebter, meine Seele, meine Taube, mein Stern, der einzig mir am Himmel strahlet, küsse mich!‘ Mit bebender Stimme, recht aus Herzens Grund, hauchte die braune Michalina diese Worte. Sie wagte es, dabei des Trauernden Aermel zu streicheln: „Geduld, Walenty, Geduld!“

Aber er hatte keine Geduld. Wenn Michalina von ihm gegangen, und die Lichtlein der Ansiedlung alle erloschen, machte er sich auf. Er ging durch die dunkle Sommernacht, immer nur den einen Weg — zum Tupadly. Stimmen waren in der Nacht der reifenden Felder, die ihn riefen; Sterne zogen über dem Geheimnis der wispernden Ebene, die ihn führten. Immer zum Tupadly. Da kreiste er herum wie ein Verlorener.

„Stasia, Stasia!“

Wie einst als lediger Bursch', dem die junge Verliebtheit im Blut, rief er immer den geliebten Namen. Beim Dornbusch am Sumpf saß er stundenlang. Der Busch trug jetzt Blüten, flache, zart rosige, Flatterblumen, die davon flogen, wenn man sie pflücken wollte. Geheimnisvoll schimmerten die Rosen im Sumpf; am Tage waren sie geschlossen gewesen, jetzt öffneten sie sich zu leuchtenden, weißen Sternen. Ein Duft stieg auf, berauschend wie Jasmin. Und doch sollen Sumpfrosen nicht duften, denn sie haben keine Seele; ihm aber rochen sie süß. Und seine Seele verging vor Sehnsucht. Alles, alles wollte er ihr ja zuliebe tun, wenn sie nur wieder zu ihm kam!

Aber noch war sie böse, so hatte ihm ihr Vater gesagt. Der kam jetzt alle Tage. Aber konnte ihn das trösten? O nein, im Gegenteil! Es ärgerte ihn, wenn der sich in der Wirtsstube breit machte, als sei er der Herr. Genau so wie in der ersten Zeit ihrer Ehe; da hatte der Ehemann sich mit Not und Mühe von dem alltäglichen Gast frei gemacht — Stasia mochte ihm das nicht wenig verübelt haben — nun war's wieder so. Noch schlimmer, denn der Förster brachte Kumpane mit. Gastfrei zu sein, wäre gut-polnische Sitte, sagte er. Wenn er nichts hatte, hatte eben ein andrer was. Er fragte gar nicht erst den Schwiegersohn: Ist dir's auch recht? Gestern war schon wieder das Bier aufgebraucht gewesen. Valentin selber hätte sich darüber kaum gewundert, auf nichts hatte er recht mehr acht, aber die Michalina hatte die Hände zusammengeschlagen: „Psiakrew, so viel Bier vertrunken?“ Und wo war all der Schnaps hin? In die Stiefeln müssen sie den gegossen haben, behauptete sie. Und wo war das Geld dafür? Aber ‚pst‘, hatte Valentin gemacht und die Hand erhoben. Was sollte er tun? Sagte er etwas, so kam der Förster am Ende nicht wieder, und er hörte nichts, gar nichts mehr von Stasia. Aber ein Ekel hatte ihn doch erfaßt vor dem Mann, dessen roter Bart auf drei Ehrenzeichen niederwallte. Als wäre die Zeit von 70 und da der bei den Breslauer Jägern gestanden, nie gewesen! Polnisch wurde geschwatzt, polnisch geflucht, polnisch bramarbasiert, auf den Tisch geschlagen und der Herr von Gwiadliborczyce, Edler von Garczynski, leben gelassen.

Valentin konnte es nicht mit anhören. Morgens um zehn schon, oft auch schon um neun, ging das in der Wirtsstube los und dauerte bis gegen Mittagläuten; und abends, sowie die Sonne sank, hub es wieder an und dauerte bis in die halbe Nacht. Vertrieben ward er so aus dem eignen Haus. Und das würde auch nie, nie mehr wohnlich werden. Es war ihm verleidet. Was sollte er noch hier, wo nur polnisch gesprochen, polnisch gesungen, polnisch gedacht wurde? Gern wäre er bei seinen Eltern eingekehrt — ach, mit einer stillen Trauer gedachte er jener Tage, da er noch kein Wort hier verstanden, da er hierher gekommen, voller Begier aufs neue, da er sich Wunder vom weiten Acker versprochen, da er sich geneckt mit den braunen, lachenden Mädchen am Weg, und das ‚daj mi buzi‘ noch nicht gelernt!

Wenn er jetzt zu seinen Eltern kam, fühlte er's: er war ihnen fremd geworden. Freundlich waren sie wohl zu ihm, jetzt auch wieder gut wie ehedem — die Mutter sah ihn mitleidig an, der Vater machte ein bekümmertes Gesicht — sie litten mit ihm unter seinem Kummer, aber fremd waren sie sich doch. Etwas hatte sich zwischen sie gedrängt, Vertrauen, Herzlichkeit, Verstehen gestört — das war die Stasia. Er redete nicht von ihr; und sie redeten nicht von ihr; da trieb es ihn auch endgültig aus dem Elternhaus.

Rastlos, freudlos ging der Einsame umher. Her und hin — hin und her — aus und ein — ein und aus. Die Türen klappten in einem fort; es litt ihn nicht in der Stube, nicht in der Kammer, nicht in der Küche, nicht im Stall, nicht im Schuppen, nicht auf dem Hof. Es zerrte ihn immer und zog ihn und stieß ihn voran wie mit Fäusten — er mußte zum Tupadly. Da fand er einzig Ruhe. Wußte er doch, drüben wohnte sie. Wenn er sie nun nicht sehen, nicht sprechen sollte, wenn sie noch immer trotzte und nicht zu ihm kam, wenigstens nahe sein wollte er ihr. Ging sie denn nicht aus, würde sie denn nicht einmal hier vorüber kommen?!

Oft glaubte er im schwimmenden Abendlicht ihr helles Kleid drüben hinter den Kusseln zu sehen — mit wem ging sie da? Ging sie allein? Oder war wohl gar Pan Szulc drüben, sie zu besuchen? Eine wahnsinnige Eifersucht ergriff ihn jäh; nun lag er lauernd hinterm Dornbusch: der sollte nur kommen! Aber auch der kam nicht.

Ganz menschenleer die selten befahrene Straße zum Forst. Wer zu schaffen hatte, schaffte in den

fruchttragenden Feldern; hier am Moor knarrte kein Ackerwagen, kein Ochsengespann brüllte. In träger Ruhe lag das Tupadly, schwermütig bei Sonnenschein, schwermütiger noch beim Mondenlicht. Wenigstens der Sehnsüchtige fand es so.

Die braune Michalina sah mit Schrecken, wie mager der Walenty wurde. Noch waren es keine drei Wochen her, daß Stasia ihm davongelaufen, und schon schlotterten ihm die Kleider am Leib. Sie redete ihm herzlich zu, daß er doch essen möchte. Wenn man auch Kummer hat, essen muß man doch, wie soll man denn sonst arbeiten?!

Und sie schlug sich auf die volle Brust und zeigte ihm ihre dicken Arme.

Er aber lächelte trüb: das wollte er wohl glauben, daß es ihr schmeckte. Was wußte sie von Kummer?!

Da seufzte sie aus Herzens Grund und sah ihn beweglich an.

Er aber merkte es nicht. Wenn die Stasia wiederkäme, ja, dann würde auch er wieder essen! Dann sollte Baszcz gekocht werden, die Suppe von roten Rüben, die ihm eigentlich zuwider war, die er aber dann so gern essen würde, und Schaschlik, und alle die Gerichte, die sie liebte. Er würde kein Wort mehr dagegen sagen; alles würde ihm ja recht sein, was sie mochte. Nur den Pan Sziulc — nein, den Pan Sziulc wollte er nicht an seinem Tische haben, und auch nicht immer den Förster!

Valentin vermied den Schwiegervater jetzt ganz; selbst um den Preis, von Stasia zu hören, konnte er sich nicht entschließen, ihm freundlich zu sein. Ein Widerwille erfüllte ihn, dessen er sich nicht erwehren konnte. Der würde ihm ja doch nicht die Wahrheit sagen, der log! Sie logen alle hier! Selbst Stasia, die über alles geliebte Stasia, war die immer ganz wahr gewesen?

Es war ein furchtbarer Zweifel, der ihn anfiel wie ein bissiger Hund. Wenn sie ihn nun belogen, wenn sie nun doch mit Pan Sziulc geliebelt? Wenn der nun lachte, jenseit mit ihr, und er, als der Betrogene, hier diesseit saß?!

Er hätte sich am liebsten gar nicht mehr vom Tupadly fortgetraut, er mußte ja aufpassen. Aufpassen, aufpassen! In seinen Augen brannte es und in seinem Herzen auch. Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Strenge, Sehnsucht und Widerwille stritten miteinander. Aber die Sehnsucht war doch die größeste unter ihnen.

„Er ist verhext, er hat die Mora gesehen, weh," jammerte Michalina und schlich nachts hinter ihm drein zum Tupadly. Sie sah, wie er ging, gleich einem, der nicht mag und doch muß, der gezogen wird an einem Seil; sah, wie er niedersank beim Busch, auf die Knie fiel, die Arme ausstreckte, verlangend, begehrend. Ein züngelndes Flämmchen rollte über das Moor — huh, fuhr da nicht auf dem Rade die Hexe, die Mora, die — —?!

„Helfe dir Gott!" schrie sie laut.

Da bemerkte er sie. Und er ward zornig: was lief sie hinter ihm her? Er wollte allein sein! „Mach, daß du nach Haus kommst!" Da schlich sie weinend fort.

Das Irrlicht war untergetaucht. Aber nun ging der Mond auf hinter dem Nachtgewölk; er überschauerte Busch und Gras. Lange, silberne Strahlen warf er über die Wiese, daß die besponnen schien wie von seidigem Haar. Tauperlen blitzten in den Sternen der weißen Rosen, daß sie glänzten und glitzerten wie Sterne am Firmament. Schimmernd blau ward der beschattete Grund, dem sie entstiegen — der Himmel war niedergesunken in den Sumpf. Eine Brücke von Strahlen wob sich über den tückischen Boden. So klar konnte man sehen, so sicher konnte man gehen, hier war keine Gefahr! Und nah, ganz nah, nur an die hundert Schritt, und man war drüben beim schlafenden Haus! Nur die Hand ausgestreckt und auf die Klinke gelegt, und sie wich leisem Druck! Verschlossen war die Tür nicht, das wußte Valentin wohl; zu stehlen hätte sich hier auch keiner getraut, böse Hunde machten die Runde. Horch, ihr Gebell! Sie heulten den Mond an. Aber ihn, den Valentin, kannten sie ja, sie würden ihn nicht festpacken und festhalten mit grimmigen Zähnen, leis winselnd würden sie sich an seine Füße schmiegen und die Hand lecken, die sie oft freundlich geklopft! Die Hunde waren kein Hindernis, Schloß und Riegel waren es auch nicht, und der Förster schlief. Drum sacht, schnell hinauf die wacklige Stiege — die Kammertür stand offen in der schwülen Nacht — Mondschein fiel auf ein buntes Kissen — Mondschein auf ein blondes, silbriges Haar, auf ein geliebtes weißes Gesicht — —

„Stasia, Stasia!"

Er schrie auf in der Mondscheinnacht, wie der Hirsch schreit nach der Hindin — — und dann, wie die Seele schreit in Todesnot.

*

Als Valentin Bräuer am Morgen nicht zu Hause war, schlug Michalina Alarm. Sie warteten auf ihn den ganzen Tag, und als er nicht kam, fingen sie an ihn zu suchen. Am Tupadly war er zuletzt gesehen worden, da suchten sie auch zuerst. Peter Bräuer setzte 300 Mark Belohnung aus; diese Summe ging fast über seine Kraft, aber der Sohn war ihm tausendmal mehr wert — nein, gar nicht zu ersetzen! Er wollte mit dem Kopf durch die Wand: der Junge sollte, der Junge mußte wiederkommen! Aber als der nicht kam, brach ihm der Wille. Er schluchzte wie ein gebrochener Mann. Die Mutter hoffte immer noch: konnte es denn nicht sein, daß der Junge davongelaufen, vom Aerger über das Weibs-

bild fortgetrieben? Man mußte am Rhein Nachforschung halten, vielleicht, daß er heimgelaufen in einer plötzlichen Sehnsucht — wäre das denn so ganz unmöglich, hatten sie denn nicht alle Sehnsucht dorthin?! Vielleicht auch, daß ihn die alte Braut gezogen, daß er sie doch lieber gehabt, als die polnische Hexe! Frau Kettchen hatte die unmöglichsten Vermutungen, sie suchte mit ihnen sich und ihren Peter zu trösten; auch zur Michalina sprach sie so. Aber diese schüttelte den Kopf und rang stumm die Hände, wußte sie's doch besser, wußte sie's doch ganz genau: und ob sie auch stießen mit Stangen und das Moor durchforschten von hüben und drüben, von rechts und links — ‚hier ist er untergegangen‘, so war's!

*

Das plötzliche Verschwinden und der mutmaßliche Tod des jungen Ansiedlers erregten die Gemüter auf das lebhafteste. In der Ansiedlung warnten die Eltern ihre Kinder: um Gottes willen nur nicht weit von den Häusern fortgelaufen auf fremden Wegen, wer konnte sagen, ob ihnen da nicht auch ein Leides geschah, wenn der junge Bräuer, dieser urkräftige Mensch, keck und unerschrocken, so, aller Vermutung nach, zu Schaden gekommen?! Der jungen, verlassenen Frau, die zufällig bei ihren Eltern auf Besuch gewesen, als ihr Mann verschwand, galt das tiefste Mitleid. Pociecha-Ansiedlung und Pociecha-Dorf — in diesem Mitleid waren sie eins.

Helene von Doleschal war eine der ersten auf Deutschau, die von des jungen Ansiedlers Verschwinden hörte und von den Versionen, die sich daran knüpften. Sie ging gerade an der Küche vorbei, wohin Löb Scheftel eben eine Hammelkeule geliefert, als ein lauter, entsetzter Aufschrei der Mamsell sie belehrte, daß etwas Schreckliches geschehen. Schon wieder?! Sie fing an zu zittern.

Noch waren es kaum drei Wochen her, daß der Braune, auf dem ihr Mann zur Ansiedlung geritten, spät in der Nacht ledig zurückgekommen war und mit erregten Hufschlägen so gegen das Tor gedonnert hatte — es stand jetzt nie mehr offen, wie früher immer, sondern ward bei Dunkelheit pünktlich geschlossen — daß der Wächter nicht rasch genug hatte herbeieilen können, in der Meinung, der gnädige Herr poche ungeduldig mit dem Peitschenknopf. Aber kein Herr hatte auf dem Gaul gesessen. Und der alte Hoppe, in Todesangst — noch ehe man's ihr, der Frau, gemeldet — hatte sich sofort aufgemacht mit dem Wächter, den Herrn zu suchen. Unweit des Lysagora, da, wo der Weg vom Lug kommt, war er ihnen begegnet. Aber er war dahergewankt gekommen, wie ein Betrunkener; sie hatten ihn führen müssen, kaum, daß sie ihn nach Hause gebracht. Der Hektor, das sonst so sichere Tier, wäre gescheut vor den Weiden, so sagte er. Die mochten wohl im Nachtwind geflüstert und sich seltsam bewegt haben, aber fast unglaublich war's doch, daß das Tier, das so oft diesen Weg gemacht, so schreckhaft gewesen! ‚Ein Hase sprang auf, ein Hase,‘ hatte Hanns-Martin mit verlöschender Stimme gehaucht.

O, barmherziger Gott, wie war der arme Mann zugerichtet! Blaue, fast schwarze, blutunterlaufene Stellen überall, die Kleidung zerrissen; tagelang war er lahm gewesen, und das schlimmste war die Kopfwunde. Der Gaul mußte ihn furchtbar geschlagen haben. Weinend hatte Helene diese Wunde gekühlt; es schien ihm gut zu tun, er sagte gar nichts, stumm überließ er sich ihrer Sorgfalt, aber als sie anspannen hieß, Doktor Wollinski zu holen, ward er unruhig: nein, der nicht, nicht der! Seine Hände, die schlaff auf der Decke gelegen, todesmatt, hatten sich geballt. Es zuckte in seinem, fast bis zur Unkenntlichkeit verschwollenen, blutrünstigen Gesicht. Und als sie, unsicher geworden, ob man ihn so beunruhigen dürfe, fragend den alten Hoppe angesehen, der, unaufgefordert, gegen seine sonstige Gewohnheit, mit hier hereingekommen, und unten am Bette stand, schüttelte der den Kopf: „Nein, nicht!" Und der Gestürzte, mit geschlossenen Augen wie gefällt daliegende, stöhnte: „Nicht — den — Polacken — nicht!"

Helene hatte später ihr Befremden darüber ausgesprochen, war doch Doktor Wollinski bisher ihr Arzt gewesen — warum denn nun auf einmal ihn nicht?

„Er würde mich vielleicht vergiften!" hatte Hanns-Martin gesagt. War das ein Scherz gewesen? Dazu ward es mit einem zu bitteren Auflachen gesagt. War es ihm ernst gewesen? Eine solche Ungeheuerlichkeit konnte nur ein Spaß sein, aber ein schlechter!

Helene fand sich nicht zurecht in ihrem Mann, jetzt noch weniger, als schon in der ganzen letzten Zeit. Wo war das Vertrauen hin, das schöne unbegrenzte, innige Vertrauen, das auch, ohne daß einer von ihnen nur ein Wort gesagt, ein so festes Band zwischen ihnen gewoben?!

Seufzen hätte sie mögen und weinen. Unwillkürlich rückte sie dem alten Hoppe näher. Der ging auch so, wie sie um den Gatten, um den Herrn herum und schaute besorgt. Sie wachten beide. Und oft glitt ein rascher Blick zwischen ihnen hin und her, fuhr der Gutsherr so unvermittelt drein, wenn man doch geglaubt, er habe weder gehört noch gesehen, was um ihn her vorgegangen.

‚Er muß fort, er muß für eine Weile fort,‘ sagte sich Helene. Seine Gesundheit, die schon lange angegriffen, hatte der böse Sturz ganz erschüttert. Sie beratschlagte mit dem Inspektor, und dieser versprach ihr in die Hand: sorgen würde er schon für Deutschau, als sei es ihm eigen. Und dem rauhen Mann war dabei, als er das junge

Weib vor sich so in Angst vergehen sah, ein Geständnis über die Lippen gekommen, dessen er sich jetzt nicht mehr schämte. Jetzt erinnerte er sich, was er diesem ‚hochmütigen Aristokraten‘, wie er ihn in Gedanken oftmals murrend genannt, zu danken hatte. Wie Doleschal einst ein Gefühl für ihn gehabt, hatte er jetzt hundert Gefühle für den, schon um der Frau und um der Knaben, ja um der Knaben willen. Diese suchten ihn jetzt oft auf in seiner Inspektorstube, denn: „Sst, Papa ist krank,“ sagte der Aelteste, und sein fröhliches Kindergesicht wurde ernst dabei.

„Sst, euer lieber Vater ist krank,“ wie oft hatte die Mutter das in letzter Zeit gesagt und, den Finger auf den Lippen, Ruhe geboten.

Ja, ihr Mann war krank, viel kränker vielleicht, als Helene selber es wußte; eine Todesbangigkeit ergriff oft die liebende Frau: nur ihn ruhig halten, nur keine neue Erschütterung! Auch sie selber glaubte sich keiner mehr gewachsen — sie zitterte, als der Aufschrei des Entsetzens aus der Küche gellte — aber sie legte doch sofort die Hand auf die Klinke, und, entschlossen eintretend, fragte sie: „Was ist geschehen?“

Löb Scheftel neigte sich tief bei ihrem Eintritt: „Gott soll hüten, die gnädige Herrschaft! Gott der Gerechte, was schreit die Mamsell! Nu, was wird sein, gnädige Frau Baronin? Verzeihen die gnädige Frau Baronin gnädigst, daß ich hab' gebracht in Ihre Küche 'ne Hiobspost mit der Hammelkeule!“

„Was ist denn geschehen? So redet doch schon!“

„Nu, wenn die gnädige Frau Baronin wünschen, nu, wenn die gnädige Frau Baronin es denn durchaus wünschen!“ Löb Scheftel erzählte nur zu gern, was ihm als größte Neuigkeit auf der Seele brannte: vom Verschwinden Valentin Bräuers, des Krugwirts, in Pociecha-Ansiedlung.

„Also ertrunken — im Tupadly?!“ Helene schloß erbleichend die Augen in einem jähen, sie lähmend überkommenden Schreckensgefühl.

„Untergegangen?!“ Sie schauderte.

„Weiß ich's?!“ Der Händler zuckte die Schultern und lächelte dann schlau. Sich umsehend, ob auch keiner horche, als Mamsell Julchen und die gnädige Herrschaft, drängelte er sich dicht an Helene heran und tuschelte ängstlich hinter der vorgehaltenen Hand: „Gott soll hüten, daß ich tue meinen Mund zum Bösen auf! Aber die gnädige Frau Baronin können dem gnädigen Herrn Baron nur sagen, daß es geht nich zu mit richtigen Dingen, daß der Valentin Bräuer is nich gestorben, wie man stirbt 'nes natürlichen Todes. Vielleicht, daß der Herr Baron wird zur Anzeige bringen die Sache — es wird's keiner hier sonst tun, wenn er nich hat die Courage — vielleicht, daß er kann sprechen im Reichstag darüber, wenn er kommt nach Berlin! Ich wer' nicht lassen den Herrn Baron im Stich, kann er mich nur berufen als Zeuge. Sie, sie“ — er rückte noch näher heran, tuschelte noch leiser und machte ein zugleich noch pfiffigeres und noch entsetzteres Gesicht — „sie haben ihn beiseite geschafft — die! Ei weih!“

„Beiseite geschafft? Wen? Wer?“ Helene prallte zurück. „Umgebracht meint Ihr hat man ihn? Warum?!“

Aufkreischend klammerte sich Mamsell Julchen, allen schuldigen Respekt beiseite lassend, an die Herrin.

Löb Scheftel hob die Hände: „Gott der Gerechte, was en Geseire! Nu, die —,“ er zeigte mit dem Daumen über die Schulter — „die Nierozumiemniemiecku haben schuld. Haben sie mir nich auch eingeschmissen 's Ladenfenster, als meine Seele hatte kein Arg, und meine Frau und Röschen, meine Tochter, haben geschnarcht in der Kammer? Haben sie mir nich weggeschleppt das Kälberviertel — 'n Staat war's! Und 'ne Speckseite, mindestens fünfunddreißig Pfund schwer, und 's Geschlinge, was sollte sein für Ostern? Gott meiner Väter, en geschlagener Mann, en ruinierter Mann!“ Er hob jammernd die Hände.

„Habt Ihr sie denn nicht angezeigt?“

„Ei weih!“ Löb Scheftel duckte sich, als fühle er schon Schläge auf dem Buckel. „Wer' ich mer doch nich mengen in so was! Fort is nu mal das Kälberviertel, genau wie der deutsche Krugwirt; der kommt auch nich wieder. Aber wenn der nu nich täte liegen an einem geheimen Ort, wo sie ihn haben hinverschleppt bei Nacht, und täte nich faulen bereits bei der Hitze, so täte der sprechen: ‚verflucht soll'n se sein bis ins dritte und vierte Glied!‘“

„Aber Scheftel, Scheftel!“ Unglaube, Schrecken, Empörung stritten in Helenens Stimme. „Wie könnt Ihr so etwas sagen, Löb Scheftel? Eure Phantasie ist sehr lebhaft!“

„Was tu' ich mit 'ner Phantasie — Phantasie, wie heißt?! Hier is keine Phantasie, hier is, mit Erlaubnis zu sagen, die nackte Wahrheit!“ Der Händler wiegte betrübt den Kopf. „'Ne traurige Wahrheit, 'ne garstige Wahrheit! Ne, ne, gnädiges Madamchen, mein Sohn Isidor, ein gescheiter Mensch, ein Mensch mit Chochme, hat gesprochen: ‚Vater‘, hat er gesagt, ‚was tu' ich in Miasteczko? Bin ich 'n Chammer, 'n Schlemihl, daß ich soll bleiben sitzen hier? Ich zieh nach Berlin!‘ Ei weih, was 'n Chochum!“ Des alten Händlers Gesicht strahlte plötzlich vor Stolz, nun er seines Sohnes gedachte. „Hat er doch geschrieben, daß er sitzt nich im Dalles, daß er hat schon zu leben in Berlin. Ist er getreten ein in Geschäftsverbindung mit 'nem Agenten, so einem, der schafft die Leute per Schub vom Osten nach'm Westen. 'n feines Geschäft, 'en rentables Geschäft! Wird er sich stehen gut dabei mit der Zeit. Und mir

wird er kommen lassen nach, nach Berlin. Und wenn es auch dauert noch mehr als ein Jährchen — Gott soll hüten, was kann da passieren alles noch hier?!" Abwehrend hob der Jude seine beiden Hände, seine Augen waren aufgerissen, wie im grausigen Entsetzen, aber dann lächelte er: „Nu, mer hofft doch!" —

Als Helene die Küche verließ, stand es bei ihr fest, sie mußte ihrem Mann von des jungen Ansiedlers Verschwinden erzählen, lieber, als daß er es auf solche Weise erfuhr, wie sie es eben erfahren hatte. Nur nicht von andern es hören! Schonend würde sie ihm das Schreckliche beibringen, ohne all die Verdächtigungen und gräßlichen Einzelheiten, in denen Löb Scheftel ordentlich gewühlt. Diese Kunde würde ihm so wie so schon erregend genug sein, doppelt erregend in seiner jetzigen Gemütsverfassung, und da sein Wohlwollen ganz besonders dem jungen blonden Bräuer gegolten.

Zögernden Schrittes, über den blonden Brauen eine nachdenkliche Falte, stieg Helene langsam die Treppe vom Souterrain herauf und ging langsam den Flur entlang, der zum Zimmer ihres Mannes führte. Dort saß Doleschal am Schreibtisch, genau so, wie er oft gesessen, vor sich ein weißes Blatt. Aber er schrieb nicht. Den rechten Arm auf die Platte gestützt und den Kopf in die Hand gelehnt, sah er zur Linken hinaus durchs jetzt geöffnete Fenster. Im Sonnenlicht ruhte der See; wie eine glänzende Metallplatte gleißte sein Spiegel. Auch der Lysagora gegenüber ruhte flimmernd und strahlenumwoben. Warme, satte, reifende Sommerluft drang in die Stube, und Blumenduft von den Terrassen des Gartens.

Alles blühte, Holunder und Jasmin, Rosen und Federnelken, Heliotrop und Geißblatt, die ganze bunte, lustige, düftereiche Frühsommerpracht. Aber er sah sie nicht. Die Stirn zusammengekrampft, einen müden und zugleich doch erregten Zug um den Mund, starrte er. Ach, wie tat ihm der Kopf so weh — eine unerträgliche Schwüle war's heute! Die lastete auf ihm. Hatte schon gestern gelastet — vorgestern auch — hatte schon immer gelastet und würde weiter lasten — immer, immer! Torheit, daß er geglaubt, er würde sich frischer fühlen, wenn er erst wieder in der Arbeit! Er war auf seine Felder gerannt — kaum acht Tage, daß er sich Ruhe gegönnt nach seinem Unfall — aber dort ging's ohne ihn, alles war in Ordnung, der Inspektor hatte gut disponiert, pünktlich konnte die Ernte beginnen. Wie ein Atemholen vor einer schweren Kraftanstrengung lag's über der Flur, noch war die Ruhe vor dem Sturm. Aber diese Ruhe war so schwer zu ertragen, diese Ruhe, die doch keine Ruhe war!

Und er war in die Kreisstadt gefahren. Die Augen hatte er zugekniffen, und der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten, als sie die Stelle am Lug passiert. Der Landrat, den er sprechen wollte — einen Freund, ach, nur einen Freund! — war nicht zu Hause.

„Zu Herrn von Garczynski gefahren, nach Gwiadliborczyce!" sagte der Bureauchef, der, die Feder hinterm Ohr, von seinen Akten, über denen er gebeugt gesessen, aufgestanden.

Was, zu Garczynski?! War denn der wieder zu Hause?!

„Jawohl, gestern waren der gnädige Herr hier! Und heute sind der Herr Landrat zu ihm heraus. In diesen Tagen wird ja Herr von Garczynski hier sprechen!"

„So, danke!" Mit einem kurzen Nicken hatte der Niemczycer das Landratsamt verlassen. Er war wieder schleunigst nach Hause gefahren, glaubte er doch sicher, daß der Landrat, der so in der Nachbarschaft war, ihn aufsuchen würde. Als aber die Pferde schweißbedeckt in den Hof einfuhren, war kein Besuch dagewesen; und es kam überhaupt keiner.

Doleschal, der sich nie nach Besuch gesehnt, hatte in diesen letzten Wochen nach solchem verlangt. Warum kam kein Mensch? Mieden ihn die Leute? Ja, sie mieden ihn! Auf einmal ward ihm das klar. An einem Sonntag kam ihm die Offenbarung.

Alle vierzehn Tage hielt der Hilfsprediger aus der Kreisstadt für die protestantischen Besitzer der Umgegend einen Gottesdienst ab, zu Miasteczko im angebauten Tanzsaal des Prochownik. Doleschal war, wie immer, mit Helene hingefahren; bei dem freundlichen Wetter hatten sie auch ihre ältesten Knaben mitgenommen. Es fehlte heute fast keiner aus dem bekannten Kreise. Die Doleschals kamen als die letzten, da richteten sich aller Augen auf sie. Warum gafften die Leute so?! In Doleschals Schädel, in dem die noch kaum verharschte Wunde schmerzte, stieg das Blut. Helene, die sich neben Frau Kestner setzen wollte, beim Arm zurückziehend, daß es sie fast schmerzte, raunte er: „Nicht dahin, nicht dahin!"

Auf der letzten Bank hatte sie neben ihm Platz nehmen müssen, und die Knaben hatte er dicht an seiner andern Seite behalten. Merkte Helene denn nicht, daß niemand neben ihnen sitzen wollte? Gott sei Dank, sie bemerkte es nicht! Sie war ganz unbefangen — aber er, er merkte es. Nur zu gut! Sie brauchten sich gar nicht solche Mühe zu geben, es ihm deutlich zu machen. Drehten nicht alle den Kopf weg? Zog es ihnen nicht in seiner Nähe plötzlich so scharf, daß sie den Platz wechseln mußten? Pah, das bißchen Zugluft durch die Lücken der undicht gefügten Bretterwände, das war's nicht, das sie vertrieb! Ihn mieden sie, sie wollten ihn schneiden, das war's!

Ein Argwohn hatte in seiner Seele Wurzel gefaßt, ein Mißtrauen, das sich nicht mehr herausreißen ließ. Ja, sie wußten es, daß man ihn geschlagen hatte am Weg, und getreten und ihm ins Gesicht gespien! Sie erzählten sich's, daß er Prügel bekommen, Prügel, wie ein Schuljunge, dem man die Hosen stramm zieht, weil er noch keine Ehre zu verlieren hat. Er aber hatte seine Ehre verloren.

Doleschal scheute sich jetzt vor jedes Menschen Auge — Gott sei Dank, daß keiner kam, er hätte sich sonst verleugnen lassen müssen! Er mochte niemand sehen, konnte niemand sehen. Selbst Helenens helles und doch so tiefes Auge war ihm eine Qual. Es stieß ihn aus ihrer Nähe fort.

Und doch liebte er sie heißer denn je. Liebte sie, die ihm nur Gutes getan, ebenso heiß wie das Land, das ihm nur Bittres getan. Sie waren beide für ihn eins — er hatte ihnen beiden Leib und Seele gegeben. Aber er war nicht der Mann, sie beide zu beglücken. Wäre es nicht besser, er wäre nicht mehr da?! Vielleicht, daß sie später, ohne ihn, beide glücklich wurden. Wenn ihre Knaben groß waren — Jünglinge, Männer — dann würden die aufstehen und sie selig preisen; Helene, die treue Mutter, würde jung sein mit ihnen und glücklich, und das Land, das weite, im Schmuck seiner Aehren, würde auch jung werden und glücklich.

Diese Hoffnung war die einzige, an die er sich hielt, sein einziger Gedanke. Er konnte nichts anders mehr hoffen. —

„Mein lieber Mann," sagte Helene, als sie zu ihm ins Zimmer trat, und legte den Kopf des Zusammenschreckenden an ihre Brust. „An was dachtest du eben wieder?"

„An dich, an dich, ich denke immer an dich!"

„Und an unsre Kinder!" Sie lächelte ihn trostreich an.

„Ja, an die auch!" Mit einem tiefen Atemzug kam es aus seiner Brust, wie Befreiung, wie Erlösung; aber er lächelte doch nicht.

Sie sah's mit Angst, wie finster er war. „Wollen wir nicht ein bißchen spazieren gehen oder fahren, Hanns-Martin? Ich habe noch nicht deinen Weizen an der Grenze gesehen!"

„Nein, nicht dahin, nicht dahin!" Wie kam sie darauf? Wußte sie was? Gerade dahin, an die Przyborowoer Grenze! Er fuhr auf und streckte abwehrend die Hand ins Leere, als sei da etwas Schreckliches. „Am Lug — was willst du da? Nein, dahin nicht! Ich will auch nicht so in die Nähe von Przyborowo! Hast du nicht gemerkt, wie sie letzthin grüßten, am Sonntag in der Predigt, so steif, zurückhaltend, fast verächtlich?! Ja, verächtlich!"

Sie hatte etwas erwidern wollen, er schnitt ihr das Wort ab. Er stampfte mit dem Fuß: „Verächtlich! Es ist so!"

„Ich habe das nicht bemerkt, Hanns-Martin!"

„Wenn du's nicht bemerkt hast, wohl dir!" Seine Stimme nahm einen weicheren Ton an, statt des herben, klanglosen.

„Meine geliebte Frau!" Zart, fast scheu, nahm er ihre Hand und legte sie sich auf den heißen Kopf. „Laß sie da liegen, sie ist so angenehm kühl! Kühl wie die Erde!"

Lange blieben sie so. Er, am Schreibtisch sitzend, die Stirn tief geneigt über das leere, unbeschriebene Blatt — sie, wieder über ihn geneigt, ihre Hand auf seinem Scheitel. Sie wagte nicht zu sprechen; sie fühlte es zucken unter ihrer Hand, fühlte alle Pulse vibrieren in seinem armen geplagten Kopf. Nein, das ging so nicht länger fort! Sie mußte an ihren Vater schreiben, ihn bitten, sofort herzukommen — an Paul schreiben — an den Landrat, an alle die Leute, die Einfluß auf ihn hatten! Er mußte hier fort, er mußte sich schonen! War es wirklich die Wahl, die Wahl nur, die ihn so aufregte?

Zweifel, Befürchtungen, Ahnungen stiegen in Helene auf, die sie nicht mehr zurückdrängen konnte. Da mußte etwas mit Przyborowo nicht in Ordnung sein. In der Tat, Hanns-Martin hatte recht, die Przyborowoer waren seltsam! Als sie sich neben Frau Kestner setzen gewollt an jenem Sonntag, war diese da nicht zusammengezuckt und rasch abgerückt, viel weiter als nötig?

Was ihr damals nicht gleich aufgefallen, jetzt fiel's ihr nachträglich auf. Das Mißtrauen ihres Mannes steckte sie an. Sie empfand es unbestimmt, und doch deutlich: da war etwas, was nicht sein sollte. Kestner hatte steif gegrüßt, so steif, als kenne er sie kaum, als seien sie nicht seine Gutsnachbarn, als seien sie vor allem nicht die guten Freunde seines Sohnes. Und andre hatten ebenso steif gegrüßt: Klinkor auf Ustaszewo, Müller auf Wilhelmshöh, die Bismarcksauer, Amtmanns, auch der Laskowoer und Frau von Libau von Michalcza. Mit ebenso seltsamen Blicken, Blicken, von denen man nicht sagen konnte, was sie enthielten, hatten die sie gestreift.

Jetzt stand es Helene fest: da war etwas! Darum war auch ihr armer Mann so verstört, so in sich gekehrt, so elend, so ganz anders als in früheren Tagen.

„Ich werde sie fragen, sie müssen's mir sagen!" Der jungen Frau weiches Gesicht wurde straff in Energie. Wenn man erst weiß, was geschehen, dann kann man ja auch helfen — und sie würde ihm helfen, gewiß und wahrhaft helfen, mit Liebe, mit Treue! Helfen mit ihrem festen Glauben an einen Gott, der über allem ist, über diesen Weizen- und Rübenfeldern, über dem See und dem Lysagora, über Deutschau und Przyborowo, über Gwiadlyborczyce und Pociecha — ach, da fiel ihr auf einmal wieder der arme

junge Krugwirt aus der Ansiedlung ein! Wie brachte sie das nur Hanns-Martin bei?

„Ich kann nicht mit dir fahren, ich muß jetzt allein aufs Feld gehen," sagte er plötzlich aufspringend. Helene empfand es mit Schmerz: er wollte sie abschütteln. Aber zugleich auch befiel sie ein Schreck: nun würde die Neuigkeit ihm draußen zu Ohren kommen, roh und unvermittelt, diese gräßliche Neuigkeit, die heut in aller Munde! Besser, sie erzählte ihm selber rasch vom armen Valentin Bräuer.

Und sie gab sich einen Ruck, und mit ihrer von Mitgefühl vibrierenden Stimme sagte sie: „Ich wollte dir auch noch etwas erzählen. Denk mal an, Hanns-Martin — mein lieber Hanns-Martin!" Mit einem Ruf, der wie ein Aufschluchzen klang, fiel sie ihm plötzlich um den Hals. Er hatte seine düsteren Augen ihr zugekehrt, und sie hatte da hineingesehen, in eine Welt von Leid. Sie hing ihm am Halse. „Hanns-Martin," flüsterte sie, und Tränen, wie sie sie kaum je geweint, heiße, schwere, ahnungsbange Tränen flossen über ihn und sie.

„Der arme junge Valentin Bräuer ist tot! Im Tupadly ertrunken — versunken — untergegangen!"

„Untergegangen — so!" Weiter sagte Doleschal nichts. Er faßte sich nur an die Stirn.

Helene war fast erschrocken, wie ruhig er's aufnahm.

„Armer Kerl! Das Land kostet Opfer," sagte er dann nur noch. Nach den näheren Umständen fragte er nicht, aber er wischte ihr die Tränen ab, die ihr so heiß aus den Augen gelaufen, und verhieß ihr mit einer unendlichen Liebe im Ton, es solle alles, alles besser werden.

Was sollte sie tun, was darauf sagen?! Nur nach seiner Hand greifen konnte sie und die umschließen mit ihren beiden Händen, als wolle sie die festhalten mit aller Kraft. —

Helene hörte nach einer halben Stunde von Hoppe, ihr Mann sei eben durch den Park hinaus gegangen. Drüben, links vom See, dort drüben konnte sie ihn jetzt auftauchen sehen, wie er, das Parkgrün verlassend, in seinem weißen Sommerrock, den Stock in den Händen auf dem Rücken, den Fahrweg erreichte, und kräftigen, weit ausholenden Ganges die von den schweren Ackerwagen durchfurchte Straße dahinschritt. Aber der Anblick der hohen, weithin leuchtenden, so rüstig zuschreitenden Gestalt, schaffte ihr doch keine Ruhe, ebenso wenig wie die Versicherung des Inspektors, daß der Herr Baron ganz heiter gewesen sei, heiterer, als in der letzten Zeit, und so freundlich. Das konnte sie jetzt alles nicht mehr täuschen. Da war etwas, da war etwas! Das peinigte sie. Und so hieß sie schleunigst anspannen und ließ sich hinüberfahren nach Przyborowo, aber rechts herum vom See, um dem Gatten nicht zu begegnen.

Im leichten Korbwägelchen, in dem sie so manche frohe Fahrt mit Hanns-Martin unternommen, saß Helene allein. Heute war die Fahrt nicht froh, obgleich der Traber trabte, so flott wie nur je, und ein loser Wind lustig mit dem Schleier auf ihrem Hut spielte.

Eine seltene Heiterkeit lag jetzt, im Frühsommer, auf der im Hochsommer so lechzenden, tagtäglich von neuem ausgebrannten Weite. Jetzt war noch alles frühlingsfrisch, und doch schon ernteverheißend. Hoch stand das Korn, mannshoch die Aehren; der Weizen war noch grün, aber der Roggen schon gebleicht, sanft gelb wie blondes Haar. Süßer Akazienduft schwebte in der Luft, und ein Schwarm von Bienen, der vom wilden Thymian am Wegrain aufsummte und mit dem eilenden Gefährt nach Przyborowo flog. Es blühten die dornigen Akazien in der Allee von Przyborowo. Die Mißform der alten, knorrigen, von Wind und Wetter verkrüppelten Bäume, war nun ganz verdeckt vom zartgefiederten Laub: schwere Trauben von weißen Blüten schütteten nieder und mengten ihren berauschenden Duft mit dem Geruch rotblühenden, saftigen Klees. Auch die gelbe Lupine sandte einen Gruß, so süß wie Honig und doch kräftig, irgend woher kam noch ein Geruch frischen Heues dazu; in einem Meer von Düften schwamm die Flur, und ein immerwährend traulich-heitres Gesumme durchsegelte die Luft.

Blau war der Himmel, zart und licht, von einem freudigen, hellen Blau, das noch nicht den Stahlglanz der Erntezeit hat. Aber Helene sah nicht hinauf, sah auch nicht umher auf die Heiterkeit, in der die Erde lächelte, wie das Angesicht eines Mädchens, das den Hochzeiter erwartet. Sie sah unverwandt auf ihre Hände, die sie im Schoß gefaltet, und tat sich Gewalt an, Ruhe zu halten, nicht aufzuspringen, nicht in Hast dem hastenden Wagen noch vorauf zu eilen, zu rufen, zu schreien: was ist geschehen, o sagt mir doch, was ist geschehen?!

Keine Erinnerung kam ihr an vergangene Jahre, in denen sie mit Hanns-Martin all dieser Blüten und der duftenden Luft sich so innig gefreut; ihre Gedanken gingen jetzt immer nur vorwärts: was kam nun, was kam nun, was würde sie hören müssen?!

Ah endlich, da war ja das Gutshaus! Es tauchte auf, aber man war noch nicht da. Kroch denn das Pferd im Schneckenschritt? Barmherziger Gott, nur endlich hören, wissen, was geschehen!

Sie rang die Hände ineinander; in verzehrender Unruhe streifte sie die Handschuhe ab und schleuderte sie in die Wagenecke.

All ihre Ruhe, all ihre Selbstbeherrschung, alles, was man ihr anerzogen von frühester Kindheit an, war plötzlich verschwunden. Ihre Unruhe



Schön Rohtraut

Nach dem Gemälde von Hermann Seeger

...Einstmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!...

Eduard Mörike

steigerte sich noch von Minute zu Minute. So erregt war sie noch nicht fortgefahren von Deutschau, aber so kam sie in Przyborowo an; jede Drehung der Räder hatte sie weiter hineingebracht in sinnlose Aufregung. Nur das eine hatte noch Sinn, Wert, Interesse: was war geschehen, was hatte man ihrem Mann angetan? Mit einem Sprung war sie vom Wagen; sie war nichts mehr, als ein liebendes, angstverzehrtes, ahnungsdurchrütteltes Weib.

„Wo ist Frau Kestner?"

Das junge Mädchen im weißen Kleid, das beim Rollen des Wagens neugierig an die Tür gekommen, knickste: „Ich werde es Mama sagen," und lief dann kichernd in die große Schrankstube, wo Frau Kestner beim Erdbeereinmachen beschäftigt war, von der Mamsell, verschiedenen Mägden und unzähligen Fliegen umgeben, und sehr ärgerlich auffuhr, als man sie störte. „Mein Gott, konntest du denn nicht sagen, ich wäre nicht zu Hause?"

„Sie lief aber doch gleich ins Haus 'rein, sie wartete gar nicht erst ab!"

„Unerhört! Geh du, geh du einstweilen! Ich käme gleich!"

Frau Kestner fuhr sich mit beiden, vom Fruchtsaft rot betropften Händen über den glatten Scheitel. „Sofia, wirf doch nicht immer die kleinen Erdbeeren zwischen die großen! Habe ich nicht gesagt, die großen apart? Ich muß mich doch wenigstens waschen. So geh doch schon, Kornelie, geh doch schon! In den Salon laß sie, hörst du? Ach, ist das lästig! Kommt einem die hier mitten ins Einmachen! Hanusia, was soll denn das heißen?" Schon im Fortgehen, das Gesicht bereits abgewendet, hatte Frau Kestner doch noch gesehen, wie eins der Mädchen eine Beere in den Mund schob. „Naschkatze du, ich werde dich lehren!" Ein rascher Schlag brannte auf dem naschhaften Mund, dann eilte die Hausfrau in ihre Schlafstube.

Kornelie, mit linkischer Höflichkeit, hatte den Besuch in den Salon gebeten. Also s o sah die für schön geltende Frau von Doleschal, Pauls Angebetete, von nahe besehen aus? Von weitem in der Kirche, und im Hut, entschieden besser! Die Augen der Sechzehnjährigen funkelten neugierig: ‚Donnerwetter, höllisch passee!‘

Da Helene kein Wort sagte, sondern ungeduldig im Zimmer auf- und abschritt, hatte der Backfisch Muße, sie zu mustern. Und er tat es gründlich, vom Schleier des Hutes bis hinab zur Schuhspitze; nichts entging dem neugierigen, unbarmherzigen, spottlustigen, jungen Blick: hu, sah die aus, nicht ein bißchen schick, da war die Garczynska doch eine ganz andre! Kornelia hatte eine geheime Schwärmerei für die elegante Frau, die sie immer mit schneidigen Pferden fahren gesehen, und die schon viele Verehrer gehabt haben sollte. Wie interessant! Die hier sah riesig simpel aus! Und wie ihr das Haar um den Kopf hing, ganz verweht, und Falten hatte sie auf der Stirn, Falten — na, wie Paul sagen konnte, die wäre ...

Kornelia schreckte aus ihren Betrachtungen auf. „Kommt Ihre Mutter noch nicht bald?" hatte Helene gefragt, und war dann dicht vor dem jungen Ding stehen geblieben, das auf dem Taburett vorm Klavier hockte. Mit krampfigem Griff umfaßte sie den schlanken Mädchenarm in der weißbetupften Mullbluse: „Bitte, sehen Sie doch zu, daß Ihre Mutter bald kommt, ich ..." eine plötzlich von neuem auflodernde Angst erstickte ihr fast die Stimme —, „ich muß sie sprechen!"

Na, so eilig hatte die's? Kornelia trödelte den Korridor herunter, der vom Salon nach dem Schlafzimmer am andern Ende des Hauses führte. Im Vorbeigehen naschte sie noch ein paar Erdbeeren in der Schrankstube, trotz des ängstlichen Protestes der Mamsell.

„Ae was, als ob sie das merkte!" Und pfiff sich dann eins.

„Die ist aber höllisch abgetakelt!" Damit platzte sie in die Schlafstube, wo die Mutter nun doch, trotz des Einmachens, ein wenig Toilette gemacht. „Nu, geh doch man schon 'rein, Mama, sie ist aus'm Häuschen wie 'n Hund, den die Flöhe beißen!"

„Aber Kornelie, um Gottes willen, woher hast du solche Ausdrücke?!" Frau Kestner konnte nicht umhin, sie mußte der Tochter noch eine Strafpredigt halten — auf die paar Minuten kam's nun wirklich nicht mehr an — mochte die Doleschal nur warten! Man muß auch zeigen, daß man nicht gleich tanzt, wenn die pfeifen!

Wenn sie doch bald käme, wenn sie doch bald käme! Ungeduldig wie ein eingesperrtes Tier rannte Helene im Zimmer hin und her, her und hin. So leer, so kalt war's hier! Dort hing der Klingelzug bei der Tür — perlengestickt, eine lange Blätterranke, grün auf blauem Grund — wenn sie da nun anfaßte, daran risse, daß es durch's Haus gellte: Hilfe, zu Hilfe — —?! Wenn sie doch nun endlich käme! Um den Hals fallen wollte sie ihr, die Arme um sie schlingen — war sie doch auch eine Gattin, eine Mutter —, sie umklammern: ‚Sagen Sie mir, ach, sagen Sie mir, was ist geschehen? Helfen Sie, verschweigen Sie nichts — ja, Sie wissen's, ich sehe es Ihnen an!‘ Ihr zu Füßen fallen: ‚ach, sagen Sie mir doch, sagen Sie mir, was ich tun soll? Sie sehen mich in Angst — in Todesangst — mein Mann, ach, mein Mann — er — ich —‘

Da öffnete sich die Tür. Frau Kestner trat stattlich ein, hinter ihr die aufgeschossene Kornelia.

„Was verschafft mir die Ehre?"

Helene hatte die Arme ausgestreckt gehalten, sie sanken ihr jetzt herab. Blaß werdend bis in die Lippen, schloß sie einen Moment die

Augen, und dann öffnete sie sie weit und starr: nein, sie mußte sich zusammennehmen, hier mußte sie sich zusammennehmen. ‚Was verschafft mir die Ehre —?‘ das war wie kaltes Wasser — sehr kalt!

Und sie nahm neben Frau Kestner auf dem Sofa Platz.

Drüben auf dem Taburett saß die Tochter und hielt die Füße nicht ruhig.

„Kornelie!“ Ein verweisender Blick der Mutter. Dann war's für ein paar Augenblicke verlegen still.

„Gnädige Frau,“ sagte Helene. Sie sah es ein, es war an ihr, sie mußte sprechen, die andre würde nicht aus ihrer reservierten Höflichkeit herausgehen. Aber war sie nicht Freund Pauls Mutter, eine gute Gattin, eine gute Mutter? So sagte sie denn rasch, ohne sich Zeit zum Ueberlegen zu lassen: „Liebe gnädige Frau — grade heraus, sagen Sie mir, was haben Sie gegen uns? Darum bin ich gekommen. Es drückt mich. Wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu sagen, was Sie und Ihr Herr Gemahl gegen uns haben? Es tut mir so leid! Ich würde es gern wissen — gern ändern!“ Das klang wie eine auswendig gelernte Lektion, in einer angelernten Sprache.

„Ich — gegen Sie haben?“ Frau Kestner lächelte verbindlich. „Sie irren, Frau Baronin, ich wüßte nicht, was wir gegen Sie haben sollten!“

„O doch, o doch! Ich fühle es, Sie haben etwas gegen uns — alle haben etwas gegen uns!“ Es fiel nun doch schon etwas ab von dem angelernten Ton. Und nun wurde es ein Schrei des Herzens, ein Schrei aus tiefster Herzensnot: „Was hat man gegen uns, gegen meinen Mann besonders?! Liebe Frau Kestner, sagen, sagen Sie es mir doch!“

Helene hatte die Hand der neben ihr Sitzenden ergriffen. Frau Kestner machte ihre Hand nicht frei, sie ließ sie ruhig, wo sie war, aber sie fühlte gar nicht die zuckende Angst, das verzweifelte Pressen der Finger, die die ihren umschlossen. „Meine liebe Baronin,“ sagte sie kühl, „es wäre besser, wir Frauen mischten uns nicht in Sachen, die nur unsre Männer angehen. Ich persönlich habe Sie immer sehr hoch gehalten — mein Paul hat mir immer viel Schönes und Gutes von Ihnen erzählt. Darf ich fragen, was machen Ihre lieben Kinder? Sind die Knaben alle munter?“

„Nicht so, nicht so!“ Helene hatte murmelnd die Hand erhoben. Und dann tat sie doch, was sie nicht hatte tun wollen, was ihr noch eben wie ein Vergessen ihrer selbst, wie eine Herabwürdigung erschienen, vor dem eisigen ‚Was verschafft mir die Ehre?‘ Sie sank in ihrer tödlichen Herzensangst der andern an die Brust und schluchzte fassungslos: „Ich bin so in Angst um meinen Mann! Er ist so seltsam. Da ist etwas geschehen, ich weiß es! Frau Kestner, erbarmen Sie sich — um Gottes willen — um Pauls willen — um dieses jungen Mädchens willen!“ Sie streckte die Hand aus, auf Kornelia weisend: „Möge die nie das Leid erfahren, das ich jetzt erfahre! Sagen Sie mir, Frau Kestner, sagen Sie es mir doch, was haben alle gegen uns, was haben wir verbrochen?!“

„Aber, meine liebe Baronin!“ Frau Kestner war einigermaßen bestürzt, und zugleich schmeichelte es ihr, daß die Baronin zu ihr gekommen — hätte die nicht ebenso gut zur Garczynska nach Gwiadliborczyce fahren können, oder zur Landrätin, oder zur Frau von Libau, oder nach Uchorowo? Die wußten doch auch alle darum. Ob sie es ihr sagte, wie scheußlich ihr Mann sich benommen?!

„Kornelia, geh mal 'raus!“ herrschte sie die Tochter an. Und als diese sich widerwillig hinausgeschoben — sie hätte jetzt gern zugehört — nahm Frau Kestner, einem mütterlichen Instinkt folgend, die junge, zitternde Frau in den Arm: „Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, liebste Seele, gegen Sie hat kein Mensch etwas! Wie sollte man wohl — nein, Sie stehen ganz hors de concours!“

„Aber mein Mann, mein armer Mann!“ Helene rang die Hände. Und dann machte sie sich los aus dem sie umfassenden Arm und richtete sich auf, während ihr blasses Gesicht von einer tiefen Röte gefärbt ward. „Was meinen Mann trifft, trifft auch mich! Sagen Sie mir, was hat er getan?“

„O, sehr vieles, was nicht in der Ordnung!“ Frau Kestner sprudelte los. Wenn auch Paul ihren Gatten seinen Freund nannte, darum der Wahrheit doch die Ehre — also, was ihr Mann getan, wollte sie wissen, wirklich wissen?!

Helene nickte stumm.

Und Frau Kestner kramte alte Sachen aus, eine ganze Menge. Vom Jagddiner bei Garczynski erzählte sie, von diesem und jenem — Reibereien, Meinungsverschiedenheiten — aber dann vom schlimmsten: von der Verleumdung Kornelias. Und dann von dem noch schlimmeren: von der feigen Umgehung eines eigentlich unabweisbaren Duells.

„Mein Mann wird ihm das nie verzeihen,“ schloß sie mit entrüsteter Stimme. „Er kann ihm das auch nie verzeihen. Und sogar ich, ich persönlich, muß gestehen — so bitter es mir auch angekommen wäre, meinen Paul der feindlichen Pistole gegenüber zu sehen, so sage ich doch —“

Helene ließ sie nicht ausreden — also das, das war alles?

Paul und Hanns-Martin sich duellieren?! Welch eine Idee! Unsinn! Das war ja hirnverbrannt. Wie konnte sich Hanns-Martin darüber nur einen Augenblick Gedanken machen?! O Gott, Gott sei gedankt, das war kein Grund,

um zu sterben! Aber dann fiel ihr plötzlich etwas andres ein.

„Die andern," sagte sie ängstlich, „aber die andern! Sie sahen uns doch so seltsam an? So böse?!"

„Nun, kann Sie das vielleicht wundern, Frau Baronin!" sagte Frau Kestner spitz. „Mein Mann hat seinem Herzen Luft gemacht. Und diese andern Leute haben ebensolche Ehrbegriffe wie wir! Man ist allgemein auf seiten meines Mannes, um so mehr, da man am — gelinde gesagt — unbesonnenen Vorgehen Ihres Herrn Gemahls viel zu tadeln findet. Sagen Sie mal," — jetzt wurde sie heftig — „ist er denn ganz von Gott verlassen? Hat er denn gar keine Liebe zur Provinz, gar kein Zusammengehörigkeitsgefühl? Wie kann er sich nur zum Reichstag aufstellen lassen? Es ist doch ausgemachte Sache, daß Garczynski gewählt wird. Und mit Recht! Warum nun solche unzeitgemäßen Manipulationen? Angenommen, es wäre nur eine unschuldige Eitelkeit — es hätte ihm vielleicht Freude gemacht, im Reichstag zu sitzen — aber wie konnte er nur so töricht sein, diesem Wunsche Ausdruck zu verleihen? Man lacht ihn ja aus. Schlimmer: man ist empört! Sehen Sie, meine Liebe," — sie nahm freundschaftlich der jungen Frau Hand und streichelte sie — „Ihnen kann man's ja ruhig sagen, Sie können ja nichts dafür. Ihr Herr Gemahl hat sämtliche Besitzer der Gegend, große wie kleine, vor den Kopf gestoßen. Daß ein deutscher Kandidat nicht durchkommt, weiß man doch längst, und daß solch ein deutsches Kandidieren die Polen nur reizt, weiß man auch. Die Folge davon ist bereits, daß Herrn von Klinkor auf Ustaczewo — Sie wissen doch: dem Nachbarn vom alten Boguszynski, dem früheren Abgeordneten — der Vogt Krach gemacht hat. Und bei Riedemanns, und in Wilhelmshöh und Laskowo, in Michalcza, in Zajezierce — überall spukt es. Auch unser Inspektor schimpft; und die Leute sind empört, ganz fanatisch, in ihren alten Rechten gekränkt, sie sind obstinat, sie werfen die Arbeit hin. Nichts als Aerger hat man davon, nichts als Schaden! Meine Liebe," — sie beruhigte sich wieder ein wenig — „es mag ja sein — es gibt auch einige wenige, die das zur Entschuldigung anführen, — daß Ihr Herr Gemahl geglaubt hat, Gutes stiften zu können. Aber er hat nur gehetzt. Ja, das hat er, meine Liebe!"

Frau Kestner nickte bekräftigend. Sie war zufrieden; nun hatte sie ihrem Herzen Luft gemacht und konnte zugleich stolz darauf sein, sich von persönlicher Antipathie nicht haben fortreißen zu lassen, sondern gerecht geblieben zu sein. „Tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Ihnen das gesagt habe, sagen mußte," bat sie jetzt und küßte die junge Frau. „Mein Mann ist auf dem Felde, er dürfte vielleicht nicht ganz einverstanden mit mir sein. Aber — Sie haben mich offen gefragt, ich habe Ihnen offen geantwortet. Ich bin immer für Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Ich," — sie sah sich suchend um, sie hatte vergessen, daß sie Kornelia hinausgeschickt — „ich habe das auch meinen Kindern mit Erfolg eingeprägt."

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sagte Helene und erhob sich. Sie war wie erlöst — also das war's? Wohl sehr ernst — es war hart für Hanns-Martin, sehr hart, so verkannt zu werden — aber das war doch zu verwinden! Wenn es weiter nichts war?! Gott sei gepriesen!

Ganz anders, wie sie aus dem Wagen gestiegen, stieg sie nun wieder in ihn ein. „Gottlob," sagte sie laut, als sie zum Hoftor hinaus war. Sie hieß den Kutscher recht schnell fahren. Es drängte sie jetzt so unbeschreiblich von hier fort, wie es sie vorher hergedrängt hatte.

Und der Kutscher brauchte die Peitsche und schnalzte mit der Zunge. Und der Wagen flog hin unter den blühenden Akazien, deren duftende Trauben jetzt ein Abendwindchen schüttelte, und flog weiter durch die blühenden Klee- und Lupinenfelder, vorbei an mannshohem Roggen. Schnell, recht schnell auf den Lysagora zu! Um den wob die Abendsonne einen Strahlenflimmer, und der Stamm der einsamen Kiefer glänzte wie Blut.

Nun würde sie bald zu ihrem Mann kommen! Und so ganz anders, wie sie ihn verlassen! Fort war das Zagen, die ahnungsschwere Furcht; jetzt war sie voll Sicherheit, Entschlossenheit, voll festen Mutes, jetzt wußte sie ja, was man gegen ihn hatte. ‚Mein lieber Mann,‘ würde sie jetzt sagen, ‚was die Leute reden, ist das wohl wert, daß du darob so verdüsterst? Die Blinden! Sie verstehen dich ja nicht. Sieh, und wenn alle dich nicht sehen, wie du bist, ich aber sehe dich. Und was du auch tun magst, ich glaube an dich. Und unsre Söhne — jetzt sind sie noch Kinder, aber sie werden aufwachsen — werden auch an dich glauben ihr Lebenlang. Du kannst dich doch freuen. Hanns-Martin, freue dich!‘

Mit einem fast heiteren Lächeln auf dem ernsten Gesicht fuhr Helene von Doleschal dem Lysagora entgegen.

Dort krachte ein Schuß.

Oben auf dem Lysagora, im Schoß der kleinen Marinka, lag mit zerschmettertem Haupt der Deutschauer Herr. Das rote Blut des Abends, das am Stamm der einsamen Kiefer niedertroff, mischte sich mit dem roten Menschenblut.

Finster stand der alte Schäfer dabei, hochragend, sehnig und hager, auf seinen Stab gestützt. Lang fiel ihm das Haar auf den strickgegürteten Schafpelz; er hatte das Haupt entblößt im Angesicht des Todes, frei spielte der Wind mit seinen weißen, vom Wetter mißfarbigen Strähnen.

Sie hatten ihre Herden geweidet, die Schafe und die Gänse, unten am Lysagora, und der

schlafende Berg und die Stille rundum waren plötzlich erschüttert worden von scharfem Knall. Da waren sie neugierig herzugeeilt, der alte Dudek und die Marinka, und sie hatten den Niemczycer gefunden. Zwischen den Wurzeln der Kiefer lag die Pistole, aus der er sich die Kugel in die Schläfe gejagt; er selber war zusammengesunken am Fuß des einsamen Baumes. Vorsichtig hob die kleine Marinka das verwundete Haupt — sie trug keine Scheu — und bettete den Sterbenden auf ihren Lumpenrock.

Der Herr von Deutschau sah nicht mehr, sein Auge war schon gebrochen; er sah nichts mehr von dem weiten Land, über das er so oft geschaut, sehnsüchtig, traurig, verzagend, und doch immer der Liebe voll. Unabsehbar breiteten sich die Fluren, golden bis zum fernsten Horizont, verklärt vom Abendlicht und still im Scheiden des Tages. Nur aus dem Turm von Pociecha-Dorf rief laut die eherne Zunge der Glocke.

Schäfer Dudek bekreuzte sich und hob dann feierlich seinen Stab mit der Eisenspitze wie beschwörend:

„Feinde Polens müssen alle verderben — dieser starb, und andre werden folgen ihm. Jahre sind gekommen und gegangen, wir haben Sommer und Winter gezählet, immer in Trauer, immer in Sehnen, immer in Hoffen — aber jetzt hat Polen genug geschlafen, jetzt steht es auf!"

Wie entrückt breitete der Alte seine Arme weit — den Stock ließ er fallen — das Gesicht gegen die sinkende Sonne gekehrt, rief er laut: „Sie ist gesunken, aber morgen steigt sie neu. Polen, mein Polen, so stehst auch du auf! Freue dich, Land, mit deinen Wogen des Korns, mit deinen blinkenden Sensen! Freut euch ihr Männer, freut euch ihr Weiber! Ihr Kinder des großen Polen, freuet euch!"

„Horch!" sagte die kleine Marinka und neigte das Ohr nach der Ebene.

„Was hörst du, — hörtest du etwas?!" Der Alte lauschte begierig.

Von ferne war ein Rollen gekommen. Schon klang es näher und rasch immer näher. War es das Rollen eines heranjagenden Wagens auf hartem Weg? Oder grollte die Tiefe des Berges oder mahnte ein Donner mitten aus heiterer Luft?

„Gott geht durch seinen Himmel," jauchzte der Alte, „und die in der Tiefe sind, hören seinen Tritt. Er hat eine Kugel herunterfallen lassen, die hat unsern Feind getroffen. Die Stunde ist da!"

„Aber er war kein Feind," sagte die kleine Marinka traurig. „Er war ein guter Herr, er war ein gnädiger Herr. Er war der Freund von arme Marinka. Wird ihn vergessen nicht die kleine Marinka!"

Und die kleine Marinka neigte ihr kindliches Haupt auf den Toten und weinte über ihm.

XXIII

Die Ernte des Sommers war beendet und der Schnee des Winters hatte angefangen. Er war gefallen und auch wieder geschmolzen, und nun grünten die Wintersaaten aufs neue frisch. Unabsehbar wogend, Wellen schlagend im Wind wie ein grünes Meer, breitete sich die große Ebene. Przyborowo, Gwiadliborczyce, Niemczyce, Pociecha-Dorf und Pociecha-Kolonie, — überall strotzende, frühlingsschwellende, zu Hoffnungen berechtigende junge Saat.

Der Ackermann schritt pfeifend die Furchen auf und ab, blitzend riß die Pflugschar der Erde ins Herz; unermüdlich bückten sich die Weiber im Feld und setzten Kartoffeln und Rüben in der Scholle wohlvorbereiteten, empfänglichen, warmen Schoß.

Ueberall Werden, überall Hoffen. Das Abgetane im alten Jahr ward wieder neu im neuen Jahr. Kein Keim in der Erde, der sich nicht geregt hätte, sich nicht gezeigt hätte am Frühlingslicht.

Auf dem Lysagora hatte die einzelne Kiefer, die wie ein Merkzeichen ins Land hineinragt, wetterzerzaust, die dunklen Aeste von bärtigem Moos umlappt — ein preisgegebener, einsam gestellter Baum auf der Wacht — neue Kerzen aufgesteckt, hellgrün und saftig. Die streckten sich lustig hinein ins Sonnenlicht und badeten sich frei in der Frühlingsluft und schienen sich zu freuen ihres jungen Lebens. Die ganze Natur freute sich.

Um die Herrenhöfe, die da schwimmen wie kleine baumbestandene Inseln im alles bespülenden Meer der endlosen Felder, knospten Pappeln und Akazien; an den nackten Aesten zeigten sich die ersten Blätter, und unter den Hecken der Gärten, in Boskets und Rundellen dufteten Veilchen.

Im Park von Deutschau wanden die Kinder Sträuße und Kränzchen von den kleinen blauen Blumen und legten sie ihrem Vater aufs Grab. Der lag jetzt bei dem Großvater und Urgroßvater am See unterm Stein.

„Euer lieber Vater ist schlafen gegangen," hatte Helene ihren Kindern gesagt. Mehr nicht. Noch konnte sie nicht mehr sagen, die Stimme wäre ihr gebrochen; aber die Zeit würde kommen, da sie zu ihren Söhnen sprechen würde und stark dabei sein: ‚Erwachet, nun ist es an euch!' —

Still spann sich das Leben auf Deutschau weiter. Man begegnete der Witwe mit viel Freundlichkeit, und Hoppe diente ihr treu.

„Gott sei Dank!" In einem tiefen Gefühl des Dankes legte die Witwe ihre Hände zusammen: sie würde den Knaben das Erbteil ihres Vaters erhalten! Und hier bleiben wollten sie — nein, nicht wie Paul ihr geraten, als er am Grabe des Freundes gestanden und die Tränen ihm in den zuckenden Schnurrbart gelaufen, nicht ins Kadettenkorps und dann ins Heer, o nein! —

hier, hier sollten sie aufwachsen. Arbeiten lernen mußten ihre Hände, damit sie kräftig wurden, wie die des Volkes. Damit sie dereinst auch stark genug waren, festzuhalten, was in sie gelegt war!

„Wie Sie meinen, Helene," hatte Paul Kestner gesagt. „Und Sie mögen recht haben! Wenn mein Vater gedacht hätte wie Sie, ginge jetzt vielleicht nicht das ewige Lied von ‚Przyborowo verkaufen, Przyborowo losschlagen, Przyborowo losschlagen à tout prix‘. Dann würde ich's vielleicht lieben!"

„Unsre Kinder werden das Land lieben," sagte Helene fest.

Es war dem Rittmeister eigentümlich durch und durch gegangen, als er sah, wie die verehrte Frau im tiefen Schmerz sich über die Grabstätte neigte. ‚Unsre Kinder werden das Land lieben‘ — war es nicht, als gelobte sie es dem da unten wie etwas, was er zu verlangen hatte?! Sie stand und hatte ihre Hand auf die Steinplatte gestützt.

So stand sie noch, so lange er sie sehen konnte, mitten im treibenden Grün. Und er hatte sich noch oftmals umgedreht. Der Abschied war ihm sehr sauer geworden. Eigentlich hätte er schon auf dem Wege zur Bahn sein müssen; sein Urlaub, den er zum Osterfest genommen, ging heut abend zu Ende, er mußte schleunigst den Nachtzug benutzen, zurück in die Garnison.

Der am Vormittag noch so heitere Himmel hatte sich umzogen, als Paul Kestner jetzt zur Eisenbahn fuhr. Ein bleiernes Grau spannte sich über die Weite, in farbloser Monotonie lagen die Felder; Himmel und Acker, nichts wie Acker und Himmel, alles grau, und ein paar kaum sichtbare graue Hütten darin. Und dieses Grau beschlich auch sein Herz. So weit der Himmel und so weit die Erde! Eine Melancholie sondergleichen, ein Armsein an Schönheit, das er nicht mehr vertrug. Er gähnte und zündete sich dann eine Zigarre an: Gott sei Dank, daß er nun wieder in die Garnison kam! Nein, auf die Dauer war's hier nicht auszuhalten! Unmutig schleuderte er die eben angezündete Zigarre aus dem Wagen und schrie dem Kutscher zu: „Schneller, fahre schneller, du Schlafmütze!" Wahrhaftig, auch den armen Hanns-Martin hatte das hier geliefert! Armer Kerl! Der Rittmeister schüttelte den Kopf und versank in Gedanken. Er hatte nicht acht, daß eine Bryzka (Ackerwagen) hinter ihm drein rasselte — nein, nicht eine, ihrer drei, vier.

Von Pociecha-Dorf ab waren die Karren der Räderspur des Herrschaftswagens gefolgt. Auch sie wollten zur Eisenbahn; auch sie jagten, als sei jede Minute Aufschub ein Schaden, als seien sie gar nicht rasch genug zu passieren, diese tief ausgefahrenen Gleise und hier diese aufgeschütteten Schotterdämme. Zusammengedrängt fuhren Burschen und Mädchen, dicht aufeinandergepfercht mit Sack und Pack. Auf ihren Bündeln kauerten innen im Karren die Weiber, die Tücher tief in die Stirnen gezogen, blöd und stumm wie das Vieh, das verladen wird. Aber die Burschen, die vorne und hinten aufhockten, johlten laut. Sie hatten noch wacker getrunken im Krug beim Eiweih, der Agent hatte spendiert. Heißa, mochten andre daheim bleiben im armseligen Nest! Wenn sie nun wiederkamen, Geld in der Tasche, neue Kleider auf dem Leib, bunte Tücher im Knopfloch, dann würden s i e spendieren, dann hatten sie ja was, dann würden sie auch etwas draufgehen lassen: Gulden und Taler, Scheine und Gold — es kam gar nicht darauf an — und trinken, tanzen und von der Welt erzählen, der bunten, lustigen, reichen Welt. Da muß man wohl arbeiten, aber lange nicht so schwer wie hier! Und man wußte doch auch: wofür. Draußen war alles viel besser, alles tausendmal besser wie hier!

„Heißa!" schrien sie aus voller Kehle und pufften jubelnd die blöden Mädchen an. Und diese erhoben auch ihre Stimmen: „Heißa!" Und ein Singen war auf den Wagen, ein Lachen und Schreien, daß der Agent, der, in städtischem Paletot, die erste Bryczka lenkte, sich schmunzelnd umdrehte: 's erste Geschäft auf eignes Risiko, 'n feiner Schub, 'n feines Geschäft! Nun, sollte er, der Isidor Scheftel, der Sohn des Löb Scheftel aus Miasteczko, nicht kennen seine eignen Landsleute? Wenn die kamen morgen so lustig zur Ablieferung — frische Ware, gute Ware — was verdiente er da?

Er rechnete und schmunzelte in sich hinein, und schmunzelte und rechnete wieder, und schnalzte mit der Zunge und rief zwischendurch:

„He, noch so 'n Lied, noch so 'n schönes Liedchen! 'n feines Lied, 'n lustiges Lied! Werdet ihr kriegen 'ne Gurke, 'nen Hering! Soll mer's nich kommen drauf an, euch zu spendieren 'n Schnäpschen in Posen! Wer' ich euch geben lassen 'nen Kaffee, wenn wir werden sein in Berlin! He, singt!"

Ein Schnäpschen, einen Hering, eine Gurke, einen Kaffee in Berlin! Heißa!

Und sie sangen alle und schauten vorwärts.

Nur eine sang nicht, und die hatte doch eine gute Stimme, hatte früher so hell gesungen wie die Lerche am Ackerrain, wie die Wachtel im Korn. Das war die Michalina. Auf dem letzten Wagen saß sie, ganz zu hinterst, und hatte ihr Bübchen auf dem Schoß. Auf ihrer Lade kauerte sie, aber verkehrt herum: den Rücken nach der Fremde, das Gesicht zurück in die Heimat gewendet. Durch den Schleier, den Regenschauer vor ihre Blicke hingen, sah sie fern den Lysagora wie einen Schatten schwinden. Und Großvater Dudeks Hütte bei den Pappeln von Gwiadliborczyce,

und die Akazien von Przyborowo sah sie, und dort — noch nicht weit und doch schon so ewig weit — das Haus der Ansiedlung, darin sie gewohnt. Und den neuen Krug mit dem Ziegeldach sah sie wie einen brennendroten Fleck, und die Saatfelder und Kleebreiten, die Kartoffelfelder und grünen Raine, und den Turm, den schwarzen Turm von Pociecha-Dorf, und den Kirchhof im Acker, drauf Großmutter Nepomukena schlief; sah die Heiligenbilder und Meilensteine, und alle, alle Wege, über die sie oftmals gehüpft. Und da — wie einen Strich, tiefblau, dort, ganz hinten, wo Himmel und Erde eineinander fließen — den Wald, die Kiefern von Gwiadliborczyce! Und davor, ach, davor —?!

Tief aufseufzend schauderte Michalina, und dann weinte sie plötzlich laut auf und streckte ihre Hände zurück: dort war er versunken, untergegangen! Helfe ihm Gott!

„Daß Gott uns allen helfe!" Und sie bekreuzte sich und das Bürschchen und dachte daran, was der Jendrok ihr geschrieben, ihr guter Bruder, daß er ihr entgegenkommen werde bis Berlin, und sie und das Kind mit sich nehmen werde, dahin, wo er Arbeit habe und es ihm sehr gut gehe, und wo es ihr auch gut gehen werde, ihr und dem Bübchen. Freuen mußte sie sich doch: zum Jendrok, zum Jendrok! Warum trauern? Was ließ sie denn hier? Nicht viel. O, nicht viel! Eigentlich gar nichts, denn die Bräuers würden nun auch bald fortziehen, der Gospodarz hatte seine Stelle verkauft; an den Rhein würden die zurückziehen, woher sie gekommen. Und die Ihren waren ihr fremd geworden — was sollte sie dann hier noch so allein?!

Und doch weinte die treue Michalina und streckte ihre Hände verlangend zurück — alles schwand, alles schwand wie ein Traum und blieb doch im Herzen ewig lebendig!

*

Ueber singende Auswanderer prasselten Regenschauer nieder, und dann stach wieder die Sonne, und der Himmel lachte hell, grau und blau in ewigem Wechsel.

Nur der Turm von Pociecha-Dorf ragte gleich schwarz, ob bei Sonne, ob bei Regen. Und schwarz auch, wie ein Schatten mitten im umflutenden Licht, stand der Vikar vor der Tür der Propstei. Da war kein Vorüber, das er nicht hörte.

Ob nun die Garczynskis zur Bahn rollten — Herr von Garczynski saß im Reichstag und Frau von Garczynska besuchte oft die Residenz, auf dem Rücksitz der Equipage, dem jungen Herrn gegenüber, saß wieder wie einstmals die blonde Stasia — oder ob Pan Szulc mit Fräulein Kestner vorüberritt — oder ob die Herren von der Kommission gen Gwiadliborczyce rasselten, die dort bereits in Angriff genommene Parzellierung zu beaugenscheinigen — oder ob Lehrer Ruda vorüberwankte — oder die Ciotka vorbeitrollte, hinter der die Schulkinder johlten — oder ob Löb Scheftel handeln ging — der geistliche Herr kannte sie alle.

Und er sah den Auswanderern nach und den Einwanderern entgegen. Die holprigen Wege, über die um Ostern die Jugend des Landes auszog, fremde Ernten zu beschicken, zogen fremde Schnitter ein, die heimische Ernte zu schneiden. Neue Ansiedler kamen. Und in Staub und Sonnenglut und Dürre, so wie sie einstmals e i n gezogen, zogen die Bräuers wieder a u s.

Ein Tag war's, wie ehedem, und doch war's nicht so. Einer fehlte bei ihnen. Und das war schlimmer, als daß die Sonne unbarmherzig brannte und kein Schatten am Wege war.

Peter Bräuer saß stumm in der Bryczka, hielt die Hand seines Weibes in der seinen und ließ den Kopf auf die Brust hängen. Er sah nicht einmal zurück nach dem Haus, das er gebaut, das er drei Jahre bewohnt — drei Jahre zwar nur, aber Jahre, die doppelt und dreifach zählten an Erfahrung und Leid. Er hatte keinen Blick mehr für die im Sonnenglanz so golden schimmernden Felder. Er hatte zuviel hier verloren — würde sein Blick je wieder heiter werden?!

Frau Kettchen sann still vor sich hin; langsame Tränen tropften ihr übers Gesicht, aber ihr Mund lächelte doch ein wenig. Plötzlich stieß sie ihren Mann an: „Peter! Peterken!" und streckte ihren Finger aus wie: sieh da! Die Mädchen der Bräuers reckten neugierig die Köpfe.

Aus dem wogenden Kornfeld — dort an der Ecke, am Kreuzarm des Weisers, wo sich die vielen Wege verzweigen — dort war eine Frau aus den Aehren getreten, hell ihr Gesicht, hell ihr Haar, golden wie reifer Weizen. Sie sagte: „Guten Tag!"

Und Frau Kettchen streckte die Arme aus und verlangte anzuhalten: der Frau da mußte sie die Hand doch noch reichen. Und wenn die auch eine vornehme Dame war, vornehmer als alle hier ringsum, ein ‚Adjüs' mußte sie ihr sagen!

Helene von Doleschal trat an die Bryczka.

„Sie wollen auch fort?" fragte sie und musterte den Wagen mit allerlei Gepäcksel, der der Bryczka nachfuhr.

„Ich hab' meinen Sohn hier verloren," sagte Peter Bräuer finster und runzelte die Stirn, „et is mich verleidt hier. Gott sei Dank, dat ich los bin!"

Und Frau Kettchen, mit einem mitleidigen Blick das schwarze Gewand der Dame streifend, sagte leise: „Wer hätt' hier nix verloren! Adjüs, Madam! Wir gehen fort, Sie bleiben hier — Gott tröst' Sie!"

Helene nahm die Hand der Ansiedlersfrau und drückte sie: „Gott tröste auch Sie!" Da sah sie, die Frau war in Hoffnung. Da drückte sie noch einmal warm deren Hand und reichte

dann auch dem Mann ihre Rechte: „Leben Sie wohl!“

Und sie sah der davonrollenden Bryczka und dem nachpolternden Leiterwagen nach, bis beide verschwunden waren hinter einer Wehe von Staub, hinter einer Woge von goldenen Aehren.

Ihr Gesicht war ernst, aber nicht traurig: auch die zogen fort, alle zogen fort — nur sie blieb hier, mußte hier bleiben! ‚Sie bleiben hier‘ — wie mitleidig das die Frau gesagt hatte!

Warum?! Blieb sie nicht gern hier?

O ja! Und doch — ein Schatten zog über ihr Gesicht — so allein zu bleiben, war schwer!

Ihre Brauen schoben sich zusammen, wie suchend sah sie sich um: allein! Ringsum nichts als die große Weite, schlafend im Mittagszauber. Aber war sie denn wirklich allein geblieben?! Sie fühlte ihr Herz bang klopfen — doch horch, da plötzlich ein jauchzender Ruf, helles Lachen, die Stille durchschmetternd wie Trompetenfanfare!

Gott sei Dank, da waren die Knaben, ihre Knaben!

„Kinder, wo seid ihr?“

In den Aehren rauschte es, rasch kamen die fünfe gesprungen und umringten blühend und frisch ihre Mutter: „Mutter, hier sind wir!“

Da lächelte die Witwe Hanns-Martins von Doleschal. Und inmitten ihrer jungen Schar ging sie durch reifende Aehren der Ernte entgegen.



Der gerechte Gevatter

Von

Otto Ernst

Ein Pilger schritt durchs Tal bergan,
Zu suchen den Gevattersmann,
Dem sich ein Herz vertrauen kann,
Weil er gerechten Sinns.

Im Sonnenglast auf hoher Hald'
Ersah er eine Lichtgestalt,
Die sprach: „Dein Suchen endet bald,
Ich bin der Herre Gott.“

Doch jener rief: „Ach nein, ach nein,
Du kannst mir nicht Gevatter sein;
Dem schenkst du Lust und jenem Pein,
O, du bist nicht gerecht.“

Durch öden Hohlweg klomm er fort,
Da saß ein Mann an düstrem Ort,
Der sprach zu ihm mit leisem Wort:
„Nimm mich. Ich bin der Tod.“

Der Sucher sprach: „Du bist gerecht,
Den Herren schlägst du wie den Knecht,
Kein Stand ist dir zu gut und schlecht —
Es gilt, Gevattersmann!“

Und plaudernd schritten sie fürbaß.
Der Sucher sprach: „Noch künd mir das:
Warum versinkt ins Grabgelaß
Der spät und jener früh?“

Darauf der Tod: „Ein Lämpchen glüht
Für jeden, der dem Staub entblüht;
Bald früh, bald spät sein Licht versprüht,
Allwie das Oel gereicht.“

Und jener: „Sag mir dies zuletzt,
Wie viel des Oels mein Lämpchen netzt;
Sprich, wann ist mir das Ziel gesetzt?“
Da sprach der andre: „Jetzt.“

„So gib mir zu, des hast du G'walt!“
Des Todes Hand erfaßt ihn kalt:
„Du stirbst allhier und alsobald,
Wie wär' ich sonst gerecht?“





Frettchen auf der Kaninchenjagd
Nach dem Gemälde von E. Douglas

Das Lebenswerk Rudolf Maisons

Von

Fritz von Ostini-München

Am 12. Februar d. J. ist in München der Bildhauer Rudolf Maison gestorben. Plötzlich und unerwartet hatte ihn ein Leiden befallen, das durchs Messer des Chirurgen geheilt werden sollte — zu spät. Am Tage nach der Operation schlief der Künstler sanft ein, und seine letzten Träume sind vielleicht die von neuer Arbeit gewesen, denn er ahnte nicht, wie es um ihn stand. Zwei Tage vorher hatte er noch seine Modellierhölzer in der Hand gehabt, hoffnungsfreudig und arbeitslustig. Die Arbeit war der Kern seines ganzen Lebens gewesen, Arbeit hat ihn weggetäuscht über hoffnungsloses Siechtum, das, wer weiß wie lange schon, an seinem Körper zehrte. Arbeit, künstlerische Arbeit war sein Glück gewesen, und sie war es auch, die ihm zu einem leichten Tode half. Arbeit war's freilich wohl auch, die ihn so frühe ins Grab brachte, denn er hatte in seinem nimmer müden Schaffen von erglimmendem Tag bis zu sinkender Dämmerung seit Jahren und Jahren sich keine Ruhe gegönnt, so nötig er sie brauchte für seinen im Grunde recht zarten Körper. Wohl nur ein eiserner Wille hat diesen so lange aufrecht erhalten: er hatte keine Zeit, müde zu sein. Es war so ein schöner Tod, den Rudolf Maison starb, und doch war das jähe Sterben ein Trauerspiel. Nicht ein abgelaufenes Uhrwerk ist stillgestanden, nicht ein ausgelebtes Leben, eine vollbetätigte Kraft ist ausgelöscht worden, nein! Einer, der mit dem reinsten Willen beseelt zum Höchsten strebte, der mit rührender Hingabe seiner Kunst gehörte und dem im Ringen um sie kein Hindernis zu schwer, kein Pfad zu steil war, ist niedergestreckt worden mitten im freudigsten Schaffen, an der Schwelle der Erfüllung! Die wenigen, die das ganz verstanden, hat sein Tod darum auch im Innersten erschüttert. Rudolf Maison ist in allem einen andern Weg gegangen als die Berufsgenossen, und immer den weiteren, beschwerlicheren. Er hat sich jeden künstlerischen Besitz durch eigne Betätigung, durch opferwilligste und — ach so oft! — fruchtlose Arbeit gewonnen, nichts fertig aus der Hand eines andern empfangen.

Rudolf Maison †

Galt es eine ästhetische Frage — es gibt deren für den Bildhauer ja so viele! — zu beantworten, so holte er sich weder bei den Alten, noch bei den Neuen „maßgeblichen" Rat. Er sah die Alten und Neuen an — und dann versuchte er selbst, was er wissen wollte. Und nicht spielerisch, sondern gründlich, wie er war, mit jener Gründlichkeit, die einen Menzel bewogen hat, das Geringste in der Natur zum Zwecke des Studiums als darstellenswert anzusehen und mit einer Liebe auch darzustellen, als gelte es die höchsten schöpferischen Zwecke. Beim Bildhauer ist solche Arbeit nur um ein gutes mühevoller und zeitraubender. Maison galt dies immer gleich! Wollte er Klarheit über eine Frage, so machte er das künstlerische Exempel darauf, er schuf sich die schwersten, verwickeltsten Techniken, und keine Zeit galt ihm für verloren, wenn ihm die betreffende Arbeit nur einen Bescheid und einen Fortschritt brachte. Und das brachte sie ihm stets. Die Leute warfen ihm bei mancher Arbeit künstlerischen Irrtum oder wohl gar Geschmacklosigkeit vor, wo er eben nur aus eigner Erfahrung eine Geschmacksfrage erledigen wollte. Es ist leicht gesagt, daß wahres Talent schon durch angeborenen Geschmack seine Grenzen finde — das mag bei den meisten so sein, aber Maisons Natur war anders geartet, sein Künstlertum war anders gewachsen, wenn man so sagen darf. Es ist in gewissem Sinne aus dem Handwerklichen entstanden, aus dem Handwerklichen, von dem er sich mit zäher Energie losrang zu künstlerischer Frei-



Ein Philosoph

heit, das er aber auch — man wird das ohne Widerspruch sagen können! — beherrschte, wie kein zweiter neben ihm in der Heimat. Die alte deutsche Kunst hat solche Naturen, denen's der Herr nicht im Schlaf, sondern erst nach heißem Kampfe gab, öfter gesehen, als unsre Zeit. Damals gingen Kunst und Handwerk ja auch noch viel unmittelbarer ineinander über als jetzt.

Rudolf Maison ist kein frühreifes Kind gewesen, das schon im Knabenalter den unwiderstehlichen Drang zur Kunst in sich fühlte — er hat sein Talent erst als reifer Mann im bittersten Existenzkampf entdeckt, hat erst ums Brot arbeiten müssen, ehe er für die Kunst arbeiten konnte. Mit einer beispiellosen Energie eignete er sich das erstaunliche technische Können, das er besaß, autodidaktisch an. Und er hatte den Ehrgeiz, alles aus sich selbst zu lernen, nachdem er nun schon einmal so angefangen hatte. Das erste, was sich heute ein junger Bildhauer aneignet, wenn er seine zwei Akte auf der Akademie modelliert hat, ist der — Stil! Der Stil des Lehrers oder der eines erfolgreichen Kollegen, oder der der Quattrocentisten, oder, wenn der Jüngling ganz smart ist, der von Auguste Rodin. Von Maison sagten die Leute lange, und manche bis zuletzt, er habe gar keinen Stil. Er hatte eben nur seinen eignen, und da er nur einen Meister, nur eine Meisterin gehabt hat, die Natur, so ist sein Stil eben fürs erste der herbe, bedingungslose Naturalismus gewesen, der ihm zunächst so übelgenommen wurde. Für ihn, der technische Schwierigkeiten überhaupt nicht kannte, war es eine Kleinigkeit, „flächig“, wie ein Donatelloschüler, oder malerisch im modernen Sinne zu modellieren. Das war ja doch alles nur ein Kleid, das der fertigen, reinen Form anzuziehen war, eine Schminke über das



Römischer Augur



Faunmädchen, durch eine Gans erschreckt

wahre künstlerische Gebilde. Dafür war Maison nicht zu haben. Nicht weil er ein pathetischer Wahrheitsfanatiker gewesen wäre, sondern weil Wahrheit, wie er sie nun einmal mit Recht oder Unrecht verstand, ihm naturnotwendig war wie das Atmen. Er hatte aus Eignem die Natur verstehen, die Form beherrschen gelernt, er konnte keinen Stil borgen wie ein fremdes Kleid. Und so suchte und suchte er denn, ganz nach derselben Richtung wieder, wie Menzel, mit dem er manche innere Aehnlichkeit hat, und der Maisons sublimes Können auch zu würdigen wußte. Die letzten großen Arbeiten, die er schuf, haben schon den Stil, den er suchte, den Stil, der höchste Naturwahrheit mit Monumentalität vereint. Und da riß ihn der Tod aus seinem Schaffen! Und darum ist das Ende wahrhaft tragisch!

Rudolf Maison ist am 29. Juli 1854 zu Regensburg als der Sohn eines einfachen Schreiners geboren worden, der aus französischer Familie stammte. Ja, sein Großvater war noch ein Franzose, und auch Maisons ganze Erscheinung hatte noch starke Spuren der französischen Rasse. Der alte Maison war als Schreiner in seinem Fache sehr geschickt und wußte auch kunstgewerbliche Arbeiten trefflich auszuführen. Er hat noch bis in die letzten Jahre hinein an den größeren Modellen seines Sohnes



Monumentalbrunnen zu Fürth in Bayern: Die gezähmten Naturkräfte

die Holzteile ausgeführt, was oft nicht geringe Geschicklichkeit verlangte. Von ihm also hat Maison sein bewundernswertes Talent für alles Technische geerbt. Er machte als Knabe den gewöhnlichen Bildungsgang durch und kam dann nach München aus Polytechnikum, um Architektur zu studieren. Maison hatte hierfür eine so ausgesprochene Begabung, daß man bestimmt sagen kann, er hätte als Architekt ebenso seine Rolle gespielt im Leben, wie als Bildhauer. Alle Sockel und Architekturteile seiner Denkmäler, wie die mannigfachen Bauteile der ungezählten Konkurrenzentwürfe, die er fertigte, zeugen von noblem architektonischen Gefühl und reicher Phantasie. Auch alle die schlichten Postamente für seine Ausstellungswerke hat er selbst gezeichnet, und meist sind sie mustergültig einfach und geschmackvoll. Er nähert sich dabei auffallenderweise den Formen der modernsten dekorativen Kunst — doch aus seinem Innern heraus, denn auch hier war bei ihm ein Mitgehen mit einer Mode ausgeschlossen. Eine Anzahl von Brunnenbecken, Steinbänken, die er für Wettbewerb modelliert hat, ließ oft erkennen, daß er, der Plastiker, das architektonische Moment zu ungunsten des bildhauerischen betonte, und gerade deswegen wurden diese Entwürfe dann nicht akzeptiert. Ihm waren — und er hatte wohl recht dabei — solchen Aufgaben gegenüber beide Schwesterkünste gleich wert. In einigen Arbeiten dieser Art offenbarte er auch wohl eine Kühnheit und Größe des Gedankens, die nicht genug gewürdigt wurde, weil sie weit abging von allem Konventionellen. Bei der Konkurrenz um das Berliner Kaiser Wilhelm-Denkmal wurde einst Maisons Entwurf als die großzügigiste Anlage bezeichnet, während das erste Begasische Modell ziemlich klein empfunden war. In der Ausführung hat sich dann das Denkmal beträchtlich dem Maisonschen Entwurf genähert — was die Architektur, leider nicht, was die Reiterfigur angeht. Auch einige Entwürfe zu Grabmälern hat Maison gefertigt, die sein spezielles Talent zum Architekten verraten. So oft er sich an Wettbewerben beteiligte — er hat nur ausnahmsweise eine Kompagniearbeit mit einem Baukünstler von Fach eingereicht. In den letzten Jahren gar nicht mehr.

Trotz aller Begabung zur Baukunst nun sollte der junge Maison nicht bei diesem Beruf bleiben — die Mittel zum Studium gingen aus. Er war bald darauf angewiesen, sein Brot selbst zu verdienen, und da ergab es sich als das Nächstliegende, daß er seine auf der polytechnischen Schule bereits erworbenen Kenntnisse nutzte. Er hatte mit gutem Erfolg Zeichnen und Modellieren geübt, wie es dort als Fach der Baukunst betrieben wird, und so fing er denn an, für industrielle Zwecke, für Fabriken als Zeichner und Modelleur zu arbeiten. Schnell fand er Arbeit und entdeckte dabei auch sein Talent. Die Brotarbeit gab ihm die Möglichkeit, sich als Künstler auszubilden, wenn es auch nicht für den Besuch einer Kunstschule langte. Das Grobtechnische hatte er weg, und nun wurde er Bildhauer als reiner Autodidakt. In hingebender Treue zur Natur lernte er die Formen verstehen und wiedergeben. Seine Kenntnis der Anatomie von Menschen und Tieren war bekanntlich geradezu wundersam, doppelt wundersam, wenn man bedenkt, daß kein Lehrer ihm da beim Studium zur Seite stand, daß er alles selber finden und sehen mußte. Daß ein solcher Mann zeitlebens der Natur mehr vertraute als jeder Schule und Richtung, daß er nie vergaß, was er ihr schuldete, ist begreiflich. Maison entwickelte sich rasch zu künstlerischer Selbständigkeit. Als in München zur Feier des Wittelsbacherjubiläums im Jahre 1881 alle Regentendenkmäler dekoriert wurden, bekam er für Rauchs Max Josef-Denkmal die Figuren der „Liebe des Volkes“ und des „Handels“ zu modellieren und stellte sie in etwa sechs Wochen fertig. König Ludwig II. wurde auf ihn aufmerksam, und so erhielt er bald Aufträge für die baulichen Schöpfungen des Königs. Diese boten damals vielen jungen Bildhauern

Eselreiter (im Besitz des Münchner Kunstvereins)



Skizze zu einem Friedens-Denkmal (entstanden anläßlich der Münchner Konkurrenz)

Arbeit, keine besonders lohnende zwar, und auch keine, die jene in ihrer Kunst namhaft förderte. Es war mäßig bezahlte dekorative Fapreſtoarbeit, bei der es auf prompte Erledigung und gewandtes Eingehen auf die Wünsche des hohen Auftraggebers mehr ankam als auf inneren Wert. Immerhin aber lernten die jungen Künstler das Technische der Monumentalkunst, und das war für Maisons Verhältnisse eine recht respektable Leistung, daß er die Pegasus-Fontäne in Herrenchiemsee allein ausführen konnte. Ihn befriedigte solches Schaffen freilich nicht, denn er war damals gerade in einer Periode wilden, gärenden Temperaments und gar nicht dazu angetan, sich in die Fesseln eines vorgeschriebenen Stiles zu fügen. Aus jener Zeit stammen ein paar tollbewegte Entwürfe, die es mit den angeerbten Regeln der Plastik durchaus nicht genau nahmen, figurenreiche Gruppen einer Ermordung Cäsars und eines Streikes, die in der Wucht ihrer Bewegung alle Beachtung verdienten, zu einer Ausführung im großen aber allerdings kaum geschaffen waren. Es war Maisons Sturm- und Drangzeit. Seine Kraft begann sich mächtig zu regen und drängte nach verschiedenen Seiten über jene Linien hinaus, die man herkömmlicherweise für die Grenzen der Plastik hielt. Dies Streben ist lange für ihn typisch gewesen und hat ihn nicht bloß zu Mißerfolgen geführt. Er bewies in manchem, daß auch in dieser Kunst ein Mann, der's kann, Dinge tun darf, die man vorher nicht für erlaubt hielt. Und wenn seinen ersten Versuchen der Erfolg nicht günstig war, hat er sein Streben zunächst verstärkt und vertieft, aber noch lange nicht aufgegeben. So war es mit einem seiner Lieblingsversuche, der Polychromie der Plastik. Die ersten Experimente, die er machte, waren nichts

weniger als geglückt, er kam eben über das Anmalen nicht leicht hinaus, und der materielle Charakter der Farbe, der fettige Glanz der Bemalung bewirkten auch bei ihm nicht Leben, sondern Tod in der körperlichen Erscheinung des Kunstwerks. Trotzdem glaubte er an seine Sache; er sagte sich nicht: „das geht nicht", sondern: „das kann ich noch nicht", er sagte nicht: „das gebe ich auf", sondern: „das muß ich noch lernen". Und er lernte es. Mit vielen Versuchen brachte er es zu einer Technik, Arbeiten in Bronze oder Gipsmasse farbig zu gestalten, daß der Beschauer jeden Gedanken an Bemalung vergaß und das Dargestellte absolut als stofflich empfand. Ganz besonders menschliches Fleisch! Er arbeitete schon beim Modellieren entsprechend vor und erreichte schließlich eine Virtuosität in seinem Verfahren, daß sich diesen Arbeiten gegenüber der Vorwurf, diese realistische Polychromie sei unkünstlerisch, gewiß nicht halten ließ. Künstler ersten Ranges, ein Menzel und ein Passini haben solche Schöpfungen geradezu bewundert. Daß „es ging", hat Maison also gewiß bewiesen! Nachdem er übrigens noch ein letztes kühnes Experiment gewagt und für die Münchener Glaspalastausstellung zwei lebensgroße Reiterfiguren farbig hergestellt hatte,



Kaiser Otto der Große

gab er die Technik, die ja doch mehr für Kleinkunst und nur für bedeckte Räume geschaffen war, immer mehr auf zugunsten einer modifizierten Polychromie, die sich auf die dauerhafte Abtönung der Metalloberfläche und auf mehr andeutenden Charakter beschränkte. Auch hier hat er gründlich gearbeitet und in der Behandlung des Metalles mit Säuren und andern Mitteln sich eine überraschend reiche Skala von Möglichkeiten geschaffen. Ein Monumentalwerk dieser Art auszuführen, was er so gerne getan hätte, war ihm leider nicht vergönnt.

Der erste größere polychromische Versuch, ja sein erster selbständiger Versuch in Monumentalkunst überhaupt war eine „Aufrichtung des Kreuzes" mit mehreren Figuren, die er 1885 in einem Saale des Münchner Odeons ausstellte, lebhafteste Diskussion entfesselnd. Die Gruppe ist stark realistisch, sehr bewegt und vielleicht mehr malerisch als monumental empfunden, jedenfalls wich sie weit ab von allem, was man damals unter religiöser Kunst verstand. Dazu kam die noch etwas primitive Art der Bemalung — einen vollen Erfolg brachte also das Werk dem Künstler nicht. Man begreift es, wenn man bedenkt, wie fremd im Grunde das Publikum der Plastik besonders vor zwanzig Jahren noch entgegenstand und wie es gerade auf diesem Felde die uralt überkommenen Regeln für unantastbar hielt. Es ist heute noch so, daß die Leute ihre Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn ein Bildhauer sich „was erlaubt". Von seiten der Maler sind sie solches eher schon gewöhnt!

Mit jenem Werke begann Maisons freies künstlerisches Schaffen. Es hat nicht ganz zwanzig Jahre gewährt, und überblickt man die Fülle dessen, was der Nimmermüde vollbrachte, so mag man staunend den Hut ziehen vor dieser unerhörten Arbeitskraft. Und doppelt staunen mag der, der weiß, wie wenig leicht Maison seine Sache nahm, wie er oft an Dinge, die gar nicht bekannt geworden sind, Monate intensivster Anstrengung wendete. Nach der Kreuzabnahme, die auch in Wien ausgestellt wurde, wo sie zugrunde ging, schuf der Künstler zunächst wohl kleinere Arbeiten. Vielleicht sind mit oder nach ihr jene fünf Statuetten Münchner Typen entstanden, deren köstliche Lebenswahrheit viel zu wenig gekannt ist. Da war eine dralle Bräuhauskellnerin, derbgesund und frisch, eine Zeitungsverkäuferin, ein Schusterjunge, der eilig und flegelhaft unter Pfeifen daherkommt, ein bedächtiger Bierspießer, auf seinem Fasse sitzend im Hofbräuhaus, und, die drolligste Figur von allen, ein Kunstjünger mit Schlapphut und Haarmähne, der sein frugales Frühstück ebenfalls im Bräuhaus einnimmt. Auch die Statuette seines Knaben mit einem großen Hunde muß der Künstler in jener Zeit vollendet haben, und eine ganze Reihe von Bildnisbüsten, unter anderm die Eugen v. Stielers, Dr. Amanns, und die des Regierungspräsidenten v. Ziegler mag auch nicht viel später entstanden sein. Ganz besonders gelungen, auch in ihrer Anordnung, ist die des Dr. Amann. Zu Maisons besten Werken gehört eine lachende Frauenbüste, die, in Marmor ausgeführt und leicht mit Farbe angetönt, schnell Käufer fand. Auch eine interessante Büste seiner Gattin hat Maison modelliert und im Laufe der achtziger Jahre noch allerlei dekorative



Die Herolde vor dem Rathaus in Bremen (Repliken der Bildwerke vom Berliner Reichstagsgebäude)

Figuren, u. a. für die Masten der elektrischen Beleuchtung gefertigt. Auch unter solchen, ums Brot geschaffenen und nun halb verschollenen Arbeiten ist vieles Schöne — ernst nahm er's ja immer!

Da bot sich eine Gelegenheit, die seinen Namen mit einem Schlag bekannt machte. Die Stadtgemeinde Nürnberg entschloß sich Ende der achtziger Jahre, einen Monumentalbrunnen zur Erinnerung an die erste deutsche Eisenbahn zu errichten, die bekanntlich zwischen Nürnberg und Fürth verkehrt hat, und schrieb einen Wettbewerb aus diesem Anlaß aus. Maison beteiligte sich, indem er die durch den Menschen gebändigte Naturkraft in Gestalt eines gewaltigen Kentauren darstellte, den ein Jüngling gefesselt hat. Auf einem Unterbau mit phantastischen Ungeheuern als Wasserspeiern erhebt sich die kraftstrotzende Gruppe. Die Jury erklärte Maisons Entwurf, der von einer damals unerhörten Kühnheit und Verve war, für den bildhauerisch besten, aber die Ausführung übertrug man einem andern. Die brave, zahme Arbeit eines einheimischen Talentes war den Epigonen des Hans Sachs und Albrecht Dürer lieber als der geniale Wurf Maisons. Dessen Werk aber ließen nun die Fürther ausführen, es kam 1890 zur Enthüllung, und ein Abguß brachte im Münchner Glaspalast seinem Schöpfer großen Erfolg. Damals ließ Maison zum ersten Male sein ganzes, in der Schule zäher Selbstzucht erworbenes Können sehen, und der Körper des wuchtigen Kentauren gab ihm auch zum ersten Male Gelegenheit, sein spezifisches Talent zum Pferdebildhauer zu erproben. Als er starb, hatte er auf diesem Gebiete in Deutschland wohl keinen Konkurrenten mehr.

Ein Glückskind ist Rudolf Maison nie gewesen. Trotz des epochemachenden Erfolges seines Fürther Brunnens wurden ihm jetzt durchaus nicht etwa reichliche Monumentalaufträge zuteil. Er beteiligte sich an vielen Wettbewerben um Denkmäler, wobei er oft mit einem Preis abschnitt — aber immer wieder war etwas im Wege, was verhinderte, daß sein Entwurf auch zur Ausführung kam. Der Geschichte des Kaiser Wilhelm-Denkmals für Aachen, für das Maison den mit einem ersten Preise gekrönten Entwurf fertigte, gebührt ein Ehrenplatz in der Geschichte spießbürgerlichen Banausentums. Man ließ den Künstler zuletzt die Skizze in beträchtlicherer Größe ausführen, er schuf eine Siegfriedfigur und eine Rheintöchtergruppe, die seinen edelsten Leistungen beizählen — und verwarf schließlich seinen Entwurf doch noch! Die Rheintöchter waren zu nackt. So ging es ihm noch manches Mal. Und immer tat er wieder mit, oft ohne jede Aussicht und Hoffnung auf Erfolg — wie bei den großen Berliner Konkurrenzen, die doch nur für Herrn Reinhold Begas veranstaltet waren. Er hat oft genug seine Kunst nur für sich selbst probiert, Konkurrenzarbeiten nur versucht, weil ihn die Probleme reizten, nur in nie rastendem Lerntrieb seine Kraft geübt. Oft freilich hat ihm dann ein Mißerfolg doch bitter weh getan,



Hagen-Statuette

wenn er, der sich selbst der strengste Juror war, sich des Wertes einer Arbeit bewußt gewesen ist. Gar manches Mal lag ihm aber wenig an einem solchen Mißerfolg, wenn er nämlich, seiner alten Liebhaberei folgend, so Kühnes versucht hatte, daß er das Schicksal seiner Arbeit voraussehen konnte.

Nach dem Fürther Brunnen entstand zunächst in rascher Folge jene Reihe vielfarbiger Statuetten, an denen er Fragen der Polychromie wie die Grenzen zulässiger Bewegung im plastischen Kunstwerk in schon erwähnter Weise ausprobierte. Es entstand der prächtige „Augur", die Statuette eines epikuräischen altrömischen Klerikers, der mit vollem Weintopf und gutem Braten schmunzelnd nach Hause schreitet. Die Fleischteile namentlich waren mit verblüffender Naturwahrheit behandelt. Dann ist wohl der sehr bekannte Eselreiter an die Reihe gekommen, dessen bronzenes Original dem Münchner Kunstverein gehört: ein Neger, der auf seinem bockenden Esel sitzt und über die Stöße, die er durch die Kapriolen des Grautieres erhält, unter Schmerzen hellauf lachen muß. Die Komik dieser Gruppe war ebenso groß wie ihre technische Vollendung, und die farbige Behandlung schlechthin meisterhaft. Dann kam die Statuette eines ruhig dastehenden Negers von mächtiger Muskelstärke, der Philosoph, die Gestalt eines antiken Denkers, der weltentrückt auf spielende Tauben zu seinen Füßen niedersieht, ein drollig erschrockenes Faunmädchen, das vor einer drohenden Gans sein Butterbrot retten will. Mit der Figur eines Negers, der plötzlich von einem Leoparden überfallen und niedergerissen wird, hat Maison wohl seinen gewagtesten Bewegungsversuch gemacht; gekonnt und gelungen ist es fabelhaft, wie der lange, hagere Körper des Schwarzen unter dem Ansturm der Pantherkatze steif umfällt, Schmerz, Schrecken, Todesangst sind dem armen Burschen unübertrefflich aufgeprägt — einen Käufer hat die Gruppe aber freilich nicht begeistert. Noch weniger allerdings das lebensgroße abgeschnittene Negerhaupt, auf einen Speer gesteckt, der an einen Palmenschaft gebunden ist. In einer mephistophelischen Anwandlung hat der Künstler da wohl das Publikum gruseln machen, nebenbei aber auch erkunden wollen, wie weit man das absolut Grausige künstlerisch darstellen kann. In der Ausführung ist gerade dies Schauerstück unbeschreiblich gut.

Größere Aufgaben, die den Bildhauer aus diesen interessanten, aber schließlich seinen Namen wenig fördernden Versuchen herausrissen, erwuchsen ihm erst wieder, als Wallot Maisons Kraft zur Ausschmückung des Reichstagsbaues heranzog. Er modellierte jene beiden prächtigen berittenen Standartenträger, die oben auf der Höhe des Reichshauses, in doppelter Lebensgröße in Kupfer getrieben, in die Luft ragen. Sie sind weltbekannt geworden, nicht zum wenigsten durch die außerordentliche Lebenstreue der beiden Pferde. Es sind Tiere schwerer Rasse, wie sie die eisengepanzerten Ritter für ihr ungeheures Gewicht wohl gebraucht haben werden. Wie weit diese Lebenswahrheit ging, zeigte sich, als Maison den erwähnten mühevollen,



Loki und sein Weib (Entwurf in Gips)

aber in seiner Art höchst gelungenen Versuch machte, die Reiter nach seiner bekannten Art zu polychromieren. Namentlich der Grauschimmel, der den einen Reiter trägt, wirkt wie das unmittelbare Leben. Ein Werk noch höheren Stils vielleicht war die Kolossalfigur Kaiser Ottos des Großen, des Begründers des „Römischen Reichs deutscher Nation". Es ist ein Phantasiebildnis von imposanter Wucht, Reckenhaftigkeit und Majestät. Da keinerlei Anhaltspunkte für das Aussehen jenes Kaisers vorlagen, hat Maison der Gestalt etwas vom Geiste eines andern „Großen Otto" aufgeprägt, eine stille künstlerische Huldigung, die wenig verstanden worden ist. Diese Heldenfigur darf man wohl allen übrigen Werken Maisons bis auf die allerletzten voranstellen. Monumentaler kann auch der kunstvollste Stilist nicht sein, und doch ist das Werk, genauer betrachtet, so realistisch als irgend eine andre Arbeit des Künstlers.

Sein umfangreichstes Werk steht in Bremen, der Teichmannbrunnen. Ein reicher Bürger der alten Hansestadt hatte dieser durch ein Vermächtnis einen Monumentalbrunnen gestiftet, mit dessen Ausführung Maison betraut wurde. Als Gegenstand wählte er eine Allegorie von Handel und Schiffahrt. Eine markige Schiffergestalt steuert ein Boot, über dessen Bug ein schlanker, jugendlicher Merkur mit Lorbeerzweig und Geldsäckel schwebt. Die unheimlich gewaltige Macht des Meeres wird personifiziert durch einen riesenhaften Meerkentauren, der mit meisterlich kenntlich gemachtem starken Kraftaufwand das Boot auf seinem Rücken durch die Flut zieht. Die Ungeheuer der Tiefe umspielen es, eine schöne lockende Nixe sucht es hinabzuziehen, und aus einem Felsloch heraus glotzt das stumpfe, gigantische Haupt irgend eines Nickelmannes — ein so köstliches Fratzengesicht, daß es Maison noch mehrmals als humorvollen Wasserspeier verwendet hat. In ihrer Vielgliedrigkeit und ebenso lebhaften als komplizierten Bewegung erinnert die Gruppe an gewisse Meister des Barock. Aber so hoch Maison diesen Stil schätzte, nachgemacht hat er ihn nie, und im einzelnen ist alles von der herben Natürlichkeit, die er nie preisgab. Bremen besitzt noch mehr Werke von des Künstlers Hand durch kunstsinniger Männer Stiftung. Der Großkaufmann Harries hat seiner Vaterstadt die lebensgroßen Nachbildungen der „Reichstagsreiter" geschenkt, die für eine der letzten Weltausstellungen gefertigt worden waren, und der gleiche Kunstfreund beauftragte den Bildhauer, vom Deutschen Kaiser angeregt, mit der Herstellung zweier Kolossalfiguren, des St. Michael und St. Georg. Diese waren das letzte große

Der Teichmann-Brunnen auf dem Domshof zu Bremen. Allegorie auf Handel und Schiffahrt



Fliehender Germanenjüngling

Werk, das der Künstler ausführen sollte. Sie sind von ergreifend einfacher Größe, ohne jede pathetische Gebärde, nur als Personifikationen heiligen Rittertums empfunden, der Georg ohne Drachen, der jugendlich-herrliche Michael ohne den überwundenen Satan. St. Georg ist nach dem Kampfe, der Erzengel drohend, kampfbereit dargestellt. Hier hat Maison seinen ernsten Stil im tiefsten und reinsten Sinne gefunden, und daß er sein Wirken mit dieser künstlerischen Tat jäh abschnitt, das muß jene so sehr schmerzen, die ihn kannten und verstanden!

Kaum war der Bremer Brunnen aus der Werkstatt, als die Vorarbeiten für ein neues Monumentalwerk begannen — das Reiterdenkmal Kaiser Friedrichs für Berlin. Kaiserin Viktoria hatte diesen Auftrag dem Künstler zugebracht, und sie hat ihn bei der Ausführung in jeder Weise gefördert, bis der Tod sie selber abrief. Als Maison sein lebensgroßes Modell — eine einfache Reiterfigur ohne jede Spur von allegorischem Beiwerk — im Jahre 1903 dem Kaiser vorführte, war dieser von der Wiedergabe der Persönlichkeit mächtig ergriffen und erklärte, seit dem Colleoni sei kein solcher Reiter mehr modelliert worden. Leute, die sich darauf verstanden, namentlich Künstler, bewunderten besonders das Pferd, und wohl mit Recht. Es existieren sicher nur wenige monumentale Pferdefiguren auf der Welt, die mit gleicher Lebenstreue dargestellt sind. Der Bildhauer ließ sich leider bereden, das Modell in Berlin öffentlich auszustellen, und im Gewirr einer großen Kunstschau verschwand die in halber Originalgröße ausgeführte Reiterfigur für die meisten Augen, und ein Teil der Kritik behandelte, ohne sich nur die Mühe einer Begründung zu geben, Maisons Werk geradezu als mißglückt. Er hatte sich die Mühe gegeben, sein Modell geradezu wundervoll im Detail auszuführen bis auf die Ledernarben der Reitstiefel — und vor lauter Einzelheiten sahen die Herren die großen Formen nicht mehr, konnten sie sich die Wirkung im Kolossalformat nicht vorstellen. Maison, dessen Gesundheit ohnehin nicht mehr die beste war, hat schwer unter diesen Angriffen gelitten, schwerer, als er sich's merken ließ. Die Ausführung des Denkmals in Erzguß wird ihn glänzend rehabilitieren, und auch das ist tragisch, daß er das nicht mehr erleben sollte. Er hat den Kaiser schlicht-vornehm, als das Urbild eines preußischen Soldaten dargestellt, ganz im Einvernehmen mit Kaiserin Viktoria, die unter vier oder fünf sehr weitgetriebenen Entwürfen den einfachsten wählte, weil er ihr für diesen Mann der passendste schien. Die übrigen waren in der Bewegung durchweg „interessanter“, die Kaiserin sah aber in der Auffassung, in der der Reiter mit strammem Schenkeldruck das Pferd aus der Ruhe zu mächtiger Aktion vorwärtstreibt, eine symbolische Bedeutung.

Gleichzeitig mit diesem Reiterdenkmal entstanden wieder einige schöne Gruppen, diesmal aus der germanischen Sagenwelt. Eine Gruppe „Loki und sein Weib“ kam nicht über den Entwurf hinaus, ein majestätisch düsterer Wotan auf dem Thron und ein fliehender Germanenjüngling zu Pferd ringen um die Palme unter Maisons kleineren Arbeiten.



Bildnisbüste Dr. Amanns — Ein Blick in das Atelier Rudolf Maisons — Wotan



Das Kaiser Friedrich-Denkmal für Berlin (nach dem Gipsmodell wiedergegeben)

Das abgehetzte, müde Roß des letzteren ist vielleicht das absolut beste Pferd, das Maison jemals modelliert hat. In den letzten Jahren führte der vielseitige Künstler wieder mehrere Porträtbüsten von frappantester Lebendigkeit aus, so die des Malers Julius Adam und des Bremensers Harries. Zuletzt arbeitete Maison noch an einem rührend seelenvollen Grabdenkmalsentwurf für einen Jüngling. Einer ganzen Menge von kleineren dekorativen Arbeiten, die Münchner Bauten und Gärten zieren, konnte gar nicht gedacht werden. So hat er auch für das neue Rathaus Münchens noch in letzter Zeit die markige Figur eines bayrischen Herzogs geschaffen, für den Justizpalast die Figuren der Unschuld und der Schuld u. s. w. Sogar zu schriftstellerischer Betätigung fand der unermüdliche Mann Muße. Für die bekannte Webersche Sammlung von „Katechismen" bearbeitete er die Bildhauerkunst, und da er technische Erfahrungen besaß wie kein zweiter und auch diese Arbeit ernst und gründlich nahm, kann sie sicher für den Bildhauer, namentlich den werdenden, eine Fundgrube wertvoller Fingerzeige sein.

In den letzten Jahren lebte Rudolf Maison in einer selbsterworbenen, selbstgebauten Villa in Gern bei München, wo er sich zwei ungeheure Ateliers errichtet hatte. Er war von rührender Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, hart und herb nur als Streiter um seine Kunst, sonst voll Güte für jedermann, die Berufsgenossen vor allem. Die allmähliche Ausschmückung seines Besitzes war so ziemlich die ganze Freude, die er sich gönnte, und auch hierfür hatte er nur seine späten Feierabende übrig. Der Tag gehörte der Kunst.



Ein Felsennest
Nach dem Gemälde von Ludwig Neuhoff



Alte Bauernhäuser im Kanton Buchsweiler (Kreis Zabern)

Elsässische Frauentrachten

Von

Rose Julien

(Hierzu 11 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen)

Wer inmitten moderner Kultur, die Völkereigenart mit den gleichmäßig abgetönten Farben ihrer Palette übermalt, sich Interesse für charakteristisches Volkstum bewahrt hat, braucht nicht in weitem Reisefluge gen Osten oder Süden zu ziehen, es findet sich noch genug davon innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle des Vaterlandes. Man muß es nur zu suchen verstehen. Noch sind sie zu finden, die alten Bräuche und Trachten, für den, der abbiegt vom ausgetretenen Pfade moderner Touristik und „zum Volke" geht. Nicht in jenem human-sozialen Sinne, wie es neuerdings anglo-amerikanische Philanthropie angeregt — nein, zum Bauernvolke. Eine wahre Fundgrube für solches Forschen bietet sich heute noch in den Reichslanden, vor allem im Elsaß, das seine germanische Art in der politischen Geschicke Wandel ungleich treuer bewahrte als das Schwesterland Lothringen. Ich spreche immer vom Bauernvolke, wohlgemerkt, und vor allem von jenem Teil, der in der Ebene das Feld bebaut. Denn seltsamerweise hat sich im Elsaß der Völker Tracht und Sitte im flachen Lande ungleich länger erhalten als in den Gebirgstälern, während sonst fast überall naturgemäß das Gegenteil der Fall ist. Der Grund hierfür mag in dem Umstande zu suchen sein, daß die Gebirgsgegenden vorwiegend Industriebezirke geworden sind, während auf der üppig fruchtbaren Scholle der Niederung sich ein reiches, trutzig stolzes Bauernvolk behauptet hat. Ja, trutzig sind sie und ein wenig rauh, aber bieder; nicht leichtbeweglichen Geistes, aber treu hängend



Goldgesticktes Häubchen der Bäuerinnen von Truchtersheim



Sonnenscheinhaube von Krautergersheim



Mädchen aus Mietesheim



Hunspacherin im Kirchengewand

an dem, was sie einmal schätzen gelernt. Zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft haben nicht vermocht, den glatten Schliff gallischer Anmut zu vererben, und wunderlich mutet es an, wenn solch alemannischer Bauer in seinem Gehaben plötzlich ein französisches Fähnlein aufhissen will. Es paßt nicht recht zu ihm, es steht ihm nicht zu Gesicht, aber leider tut er es heute in den Gegenden, wo der Einfluß größerer Städte einwirkt, nur zu oft.

Das Elsaß ist ein reiches Land, das kommt auch allerwärts in der Tracht zum Ausdruck. In den Trachten, muß man sagen, denn ihre Mannigfaltigkeit ist außerordentlich groß. Ueber die Landesgrenze hinaus ist eigentlich nur die „Schleife" bekannt, die man aber durchaus nicht etwa für einen Bestandteil „alter" Tracht ansehen darf, denn in ihrer heutigen Verfassung ist sie nicht älter als 30 bis 40 Jahre. Die Philosophie der Trachtenkunde hat längst festgestellt, daß allerorten die menschliche Kleidung dem „Schutze", dem „Schmucke" und dem „Unterscheidungsbedürfnisse" entspricht. So entstand auch im Elsaß für die Frauenkopftracht zunächst zum „Schutz" die Haube oder „Kappe", deren Form und Material das „Unterscheidungsbedürfnis" variierte, und aus deren um den Kopf geschlungenen, über der Stirn geknoteten bescheidenen Haubenbändern mit der Zeit das Schmuckbedürfnis die heutige Ueberschleife schuf, deren Dimension längst die Grenze des Anmutigen überschritten hat. Am Häubchen der Hunspacherin sehen wir noch den bescheidenen Anfang. Aber der neueste dörfliche Modebericht besagt: „daß de riche Buretöchter," deren Bänderluxus die Mode aufgebracht, „jetzt anfange, klänre Schlupfe (kleinere Schleifen) zu trage." So wird wohl mit der Zeit eine Rückbildung des Schleifenungetüms zur Anmut zu verzeichnen sein.

Die andern Trachten sind schon seltener geworden, man findet sie häufig nur noch in Truhen und Schränken, wo sie stimmungsvoll, wie ein Hauch der Vergangenheit, leiser Lavendelduft umschwebt. So wird die Tracht der Oberehnheimer Gegend nur noch von alten Frauen bei hohen Festen getragen. Sie ist äußerst originell, die Haube aus starrem Goldbrokat, unter deren Rand man ursprünglich als Rahmung fürs Gesicht ein Spitzenrüschchen heftete, das sich unter dem Einfluß des Schmuckbedürfnisses dehnte und dehnte, bis es schließlich als runder „Sonnenschein" das Gesicht umstarrte. Sein Maximum erreichte dieser im reichen Krautergersheim, das seinen Namen nach den großen Krautköpfen führt, die seit Menschengedenken dort gebaut werden. Es soll ein originelles Bild gewesen sein, wenn diese „Sonnenscheine" am Sonntag die Kirchenbänke füllten und die Frauen meist steif und unbeweglich wie die Götzenbilder sitzen mußten, weil bei raschen Kopfwendungen die „Sonnenscheine" kollidierten. Hoffart muß Zwang leiden. Die übrigen Bestandteile der Tracht entsprachen durchaus dem Goldbrokat- und Spitzenreichtum. Rock und Schürze starrten von Seide, und ein Schal türkischer Webart umhüllte die Schultern.

Nicht minder originell, aber anmutiger zeigt sich die Tracht von Hunspach, deren Anfertigung stets in den Händen des bewährten Dorfschneiders liegt. Aus schwerem Tuch ist sie hergestellt und trotz der

kurzen Taille wirkt sie gar stattlich, ist doch der „Tailleur“ meist ein Künstler, der den Zwischenraum zwischen dem hochsitzenden Rockbund und dem natürlichen Taillenabschluß mit genau nach der Figur gearbeiteten Wattierungen füllt. Von der Hunspacherin wäre noch ein andres Toilettengeheimnis zu verraten: das der Frisur. Keine der ländlichen Schönen kann diese eigenhändig herstellen, Mutter, Schwester oder Freundin müssen Hilfe leihen. Das Haupthaar wird im Genick fest zusammengebunden und der Strähn mit großem Aufwand von Wasser und Geduld breit auseinandergekämmt und wieder aufwärts über den Kopf gelegt, wo das Ende sich unter einem kleinen schleifengeschmückten Häubchen verbirgt. Für Frauen mit hübscher Kopfform ist das kleidsam genug, aber leider nicht praktisch, denn die Glätte des Strähns, der „clou“, ist nur allzu vergänglich. So kommt's, daß die Hunspacherin nie ohne einen oder mehrere Kämme zum Tanzboden geht. Und in jeder Tanzpause — husch! husch! — eilt die Mädchenschar mit raschen Sprüngen zum Bachesrand. Da werden hurtig die Kämme ins kühle Naß getaucht und dann wird gekämmt und gestrählt, bis kein widerspenstig Härlein mehr flattert und alles wieder fein säuberlich spiegelt und blinkt. Leider soll viel neuralgische Kopfqual die Folge dieser Sitte sein.

Bemerkenswert ist es, daß das Unterscheidungsbedürfnis im Elsaß nicht nur eine Differenzierung nach „Clanen“ geschaffen, sondern daß innerhalb desselben Bezirkes die katholische Bäuerin sich wesentlich anders trägt als die protestantische. Die Katholikinnen haben allezeit längere und dunklere Röcke getragen, die heute schon ganz zum städtischen Schnitt übergehen. So z. B. im berühmt fruchtbaren, unweit Straßburg gelegenen Kochersberger Gebiet, wo das protestantische Dorf Reitweiler noch eine zierliche Tracht mit kurzem grünen Rock und Mieder kennt, während im benachbarten Truchtersheim die Frauen nur die Kopfbedeckung bewahrten, ein goldgesticktes Samtkäppchen im Hause, um das beim Ausgang das Band des großen „Schlupfs“ (Schleife) gewunden wird. Diese „Schlupfkappen“ sind typisch in vielen Gegenden des Elsaß, doch bemerkt man in Truchtersheim besonders hübsche Goldstickerei. Aus dem Schwarzwald bezieht man den vielfach verbreiteten „Rosehuet“, der bei der sonnigen Feldarbeit getragen wird. Rote Riesenpompons, die ihn rückwärts zieren, geben ihm den Namen, und die breite, über den Rücken fallende Schleife erzählt davon, wie auch hier das anspruchslose Hutband, das dem Bedürfnis entsprach, mit der Zeit ein Vorwand der Luxusentfaltung geworden.

Allerorts treffen wir heute noch bei älteren Frauen eine charakteristische Haube, die den seltsamen Namen „Nebelkappe“ führt und mit festem Samtrande sich um den Kopf schließt. Die Grundform ist die gleiche überall, wenn auch die diversen Gegenden sich unterscheidende Merkmale gestatten. So ist der Haubenboden der katholischen Bäuerin des ärmeren Breuschtales nur schlichte schwarze Seide, und keine Schleife ziert das Kinn, während die reiche Bewohnerin der üppigen Krautgegend sich's nicht versagen kann, an der linken Seite ihrer spitzer geschnittenen Kappe einen „Schlupf“



Sonnenscheinhaube (Seitenansicht)



Alte Frau aus dem Breuschtal



Hunspacher Haube (Seitenansicht)

anzubringen, dessen Dimensionen wiederum Gelegenheit zu sonderlicher Prachtentfaltung geben. Die abgebildete Riesenschleife dürfte in dieser Hinsicht wohl den Rekord schlagen. Die Haube selbst besteht aus kostbarem, buntem Samt, die Schleife aus schwerem Seidenband. Und Madame besitzt nicht etwa nur diese eine Staatshaube. O, bewahre! Sie hat Garnituren, jene für die gewöhnlichen Feiertage, diese für die höheren und höchsten, und alle zusammen kosten ein kleines Vermögen, sind sie doch direkt aus Paris bezogen! Madame besitzt auch feingedruckte Visitenkarten, darauf steht zu lesen: „Monsieur et Madame Muller, menuisier à Meistratzheim.“ „Die sind auch aus Paris,“ versichert sie stolz.



Nebelkappe mit Riesenschleife

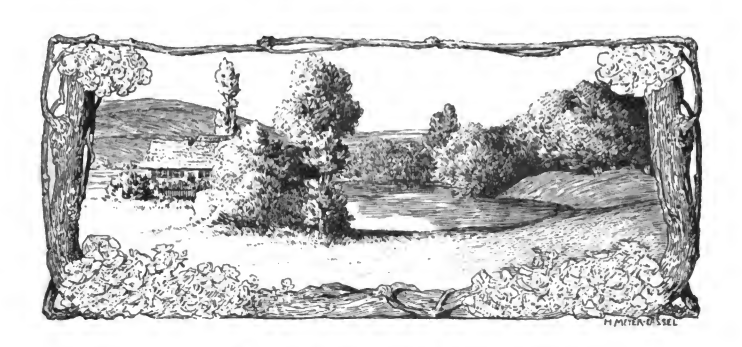
Mietesheim! Wem, der das Elsaß kennt, zaubert dies Wort nicht sogleich ein charakteristisches Bild unterelsässischen Volkstums vor Augen! Es ist ein herrliches, fruchtbares Stückchen Erde, das Gelände dort im einstigen „Hanauer Ländel“, und gar manche stolze Familie haust auf der seit Jahrhunderten von den Vätern ererbten Scholle. Die traditionelle „Elsässer Tracht“ hat sich dort bis zum heutigen Tage besonders reich und schön erhalten. Wie stattlich und feierlich sie am Sonntag zur Kirche wandeln, die hübschen, gutgewachsenen Frauen in leuchtend grünen oder lila Röcken aus feinem Wollenstoff, den ein Streifen aus gemustertem Samt ziert. Der „Vorstecker“ am Mieder glänzt von Stickerei und Flitterpracht, und schon die kleinsten „Maidele“ balancieren voll Würde den Riesenschlupf auf dem Kopfe. Sogar die Männertracht mit der vielknöpfigen Jacke ist dort noch zu finden, die an vielen andern Orten zu den Dingen gehört, von denen nur die ältesten Leute noch zu sagen wissen. Wem es gar vergönnt war, eine Bauernhochzeit dort zu schauen, der wird Mietesheim gewiß nicht vergessen. Da zeigt sich noch bäuerlicher Wohlstand, ein wenig protzig in ungemessener Gastlichkeit, da wird tagelang geschmaust und gezecht, und für tanzlustiges Volk tönt die Fiedel vom Abend bis zum Morgen. Denn obzwar der Elsässer ein ziemlich nüchterner, trockener Gesell, ist er doch dem Festefeiern durchaus nicht abhold — wiederum ein echt germanischer Zug. Wenn die Feldfrüchte eingebracht, heben sie allerwärts an „Meßti“ zu feiern, und hoch her geht's dabei; bei der „Kilbe“ nicht minder, und die „feinste“ unter diesen, der einstige „Pfeifertag“ in Rappoltsweiler, ist quasi ein nationaler Festtag, zu dem auch die „Stadtlüt“ von weit und breit zusammenströmen. „Pfeifertag“ heißt's auch heute noch, und die „drei Burgen auf einem Berg“ schauen wie einst stimmungsvoll hernieder auf das lustige Treiben.



Bäuerin aus Neitweiler



Brautpaar aus Mietesheim



Die Farben der Natur

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Nahe meinem Sommerheim im Riesengebirge liegt eine kleine Waldhalle, die Aussichts- und Kunstzwecken dient. In die Wand ihrer Treppe sind ein paar Scheiben aus farbigem Glas eingelassen. Schaut man durch die rote, so brennen Berg und Wald jäh in blendender Waberlohe, als ruhe Brunhild in ihrem Zauberkreis. Wendet man sich zur violetten, so erscheint der trotzige Gebirgsforst und harte Granitkamm umgekehrt eingetaucht in die blassen Lichter süßer Romantik, wo die „blaue Blume“ leuchtet. Tausende von Alltagsbesuchern gehen an diesen Scheiben vorbei und achten ihre Wirkung als gelungenen kleinen Scherz. Ich sehe aber nicht hinein, ohne an eine ungeheure Wirklichkeit zu denken. Wenn unsre Sonne plötzlich rot oder blau würde, so wären jene Gespensterlandschaften dauernd da, auch im Freien, ohne Scheibe. Es gibt aber Sonnen genug im Weltall, Sonnen so fern, daß sie uns als Fixsterne erscheinen, die rot sind und blau, grün und violett. Wenn eine solche farbige Sonne Planeten besitzt, auf denen menschenähnliche Wesen mit lichtempfindenden Augen wohnen, so stehen die Landschaften dieser Planeten ewig wie unter buntem Glas, sind bald glutrot, bald blaßblau, bald vom tiefen Grün eines Alpensees. Und doch, ich möchte nicht mit solcher fernen Sternenwelt tauschen. Auch in diesem Punkte, scheint mir, sind wir Erdenmenschen Glückskinder. Im nahezu weißen Licht unsrer Mutter Sonne erzeugt und erzogen, hat die Menschheit das köstliche Los gezogen, auf dem unsre ganze Malerei fußt: dieses weiße Mischlicht bricht sich ihr in den Wirklichkeitsdingen um sie her in alle möglichen Einzelfarben und bedingt so statt des einen aufdringlichen Grundtons die ganze liebliche Vielfältigkeit im Farbenzauber unsers Naturbildes.

Aller Wahrscheinlichkeit nach verdanken wir diese gute Lage der Dinge dem gleichen Umstand, der nach andrer Richtung unsre ganze Existenz auf Erden ermöglicht hat, nämlich einem gewissen mittleren Temperaturzustande unsrer Sonne. Jene Fixsternsonnen des Alls, die im Fernrohr ausgesprochen grün und blau glänzen, scheinen sich durchweg in viel stärkerer Erhitzung zu befinden als unsre Sonne; anderseits sind die entschieden roten Sterne Sonnen von bereits viel weiter vorgeschrittener Erkaltung, ihre Farbe ist Zeugnis bereits eingetretener Rotglut im Gegensatz zur Weißglut. Sollten die Planeten jener Fixsterne wirklich farbempfindliche Wesen beherbergen, so müßten diese sich doch wohl auch sonst andern Verhältnissen von Anfang her angepaßt haben, und da möchte die seltsame Beleuchtung leichter mit in Kauf gegangen sein. Uns aber trennen sicherlich noch unberechenbar viele Millionen von Jahren von einem Zeitpunkt, wo auch unsre Sonne durch fortgesetzte Einwirkung der Weltraumkälte einmal bis zum Stadium der Rotglut herabbrennen könnte und damit ihre hergebrachte Farbe selber auch noch änderte. Wer weiß, was und wo wir bis dahin sind! Einstweilen freuen wir uns unsrer Lage.

Dem sinnenden Naturbeobachter kann aber nicht entgehen, wie auf dieses unser vielfarbiges Naturbild doch noch wieder engere irdische Dinge — man möchte wohl sagen: nivellierend eingewirkt haben. Hat unser Sonnenlicht den weitesten Spielraum gelassen, so haben sich doch innerhalb seiner Allfarbengrenze große Gruppen irdischer Dinge ausgesondert, haben ihre Leibfarben begünstigt und durch ihre feste Livree dann im Gesamtbilde große, stets fest wiederkehrende engere Farblinien geschaffen. Wenn ein Kind zuerst die einzelnen Farbworte, Rot, Blau, Grün, Violett, vor den Dingen sich einprägt — es wird ihm meist schwer genug —, so lernt es ganz von selber auch mit, daß sich gewisse Stücke der Landschaft, des ganzen Naturbildes jäh mit dieser oder jener Einzelfarbe verbinden. Mit „Grün“ verknüpft sich früh das Gesamtbild von Wiese und Wald zur Frühlings-

und Sommerszeit. Bei Blau denkt man an liebliche Blumenaugen in dieser Wiese, diesem Wald, an Veilchen und Vergißmeinnicht. Rot ist die zarte Menschenwange und Menschenlippe, rot ist die Kirsche, ist das Bäckchen des Apfels am Baum, rot ist auch der Herbst in Wald und Flur. Diese ewig wiederkehrenden Beziehungen lernt jedes Kind wie ein Leitmotiv begreifen, und so hat sie die Menschheit auch kennen gelernt vom Tage an, da sie die Kinderaugen ihrer ersten Kultur, ihres ersten Welterwägens aufschlug. Aber erst die Naturforschung unsrer Tage hat uns etwas verstehen gelehrt über das „Warum" auch dieser engeren Beziehungen. Wie jenes weißgelbe Licht unsrer Sonne selbst seinen „Entwicklungssinn" hat, so liegt tiefer Sinn des großen Naturhaushaltes auch überall in jeder größeren Anhäufung besonderer Farben unter dieser Sonne.

Grün, Wiese, Wald, Frühling — was verknüpft diese Begriffe? Wir gehen durch eine Ausstellung moderner Landschaftsgemälde; wie unglaublich viel grüne Farbe haben die Maler nötig gehabt, um herauszubringen, was sie wollten! Du fährst einen Tag lang mit der Eisenbahn: immer Grün, — Meile um Meile der Ebene, Stunde um Stunde im Gebirge aufwärts. Wenn einer auf dem Mond säße und folgte den Drehungen der Erde, so sähe er, daß sie in gewissen Stellungen und Zeiten regelrechte grüne Backen hat, je nachdem gerade die unermeßlichen Urwälder Südamerikas oder die junggrünen Steppen und Prärien der Nordhalbkugel sich dem Blick einstellen. Den Maler wird es vielleicht entsetzen, und doch ist es unumstößliche Wahrheit: diese unerhörte Ausbreitung von Grün über die Lebensfläche der Erde beruht einfach darauf, daß Grün die vornehmste Kochtopffarbe des Lebens ist.

Ich sehe aus dem Fenster auf einen Topfmarkt. Auf den ungezählten irdenen Töpfen jeglichen Formats, die da unten aufgestapelt liegen, schimmert die lustige Sonne und erzeugt für den Gesamtanblick einen riesigen Fleck glänzend rotbrauner Farbe. Nun denn: die vornehmste Stofffarbe des Lebens ist nicht braun, sondern schön grün. Wenn die Sonne ihnen mit blauen und gelben Lichtstrahlen den Ofen heizt, dann kochen die kleinen Zellen der Pflanzenblätter köstliche Nährstoffe des Lebens. Sie dienen nicht nur ihrem eignen pflanzlichen Dasein — auf ihnen allein als ursprünglichster Nahrung beruht die ganze Erhaltungsmöglichkeit auch des Tierlebens. Nie hätte das große „Werde" der Entwicklung für das Tier überhaupt erschallen können, wenn nicht zuerst die große Naturköchin Pflanze da war. Bei dieser Kocharbeit der Pflanzenzelle aber ist ein Stoff absolut nötig als Helfer, der die Livree Grün trägt: das sogannte Blattgrün oder Chlorophyll. In „grünem Topf" kocht nach Urbrauch die Pflanze. Nun muß man sich ausmalen, wie viel auf dieser großen Erde in solchen Töpfen gekocht werden muß, um den ganzen gewaltigen Haushalt des Lebens zu erhalten. Eine Anzahl Tiere lebt ja vom Fleisch andrer Tiere. Aber das ist ist doch nur ein kleiner Ausschnitt. Die Masse der Tiere und alles selber, was Pflanze heißt, will aus jenem Chlorophyllsuppentopf leben. Was Wunder, wenn Töpflein an Töpflein, klein wie sie einzeln sind, aber riesig durch ihre Masse, Länder überziehen und Erdteile, bis sie der ganzen Mutter Erde grüne Backen schaffen, daß sie einem fernen Beobachter selber wie ein einziger grüner Topf erscheinen könnte — denn sie alle, alle sind grün, Grün ist Topffarbentrumpf der Naturküche des Lebens. Grün ist der Frühling, denn er heißt nichts andres in dieser Küchenwelt als neue Heizung des Sonnenofens, sobald aber dieser wunderbare, durch Lichtstrahlen chemisch geheizte Ofen zu arbeiten anfängt, stellen Milliarden unsichtbarer Pflanzenhändchen unverzüglich ihre grünen Kochtöpflein heraus und lassen die Lebenssuppe neu brodeln: Frühling in Wald und Flur, Frühling mit jungem Grün!

Der irdene Topf unsers menschlichen Topfmarktes ist braun von Farbe, einfach, weil diese Farbe zufällig am technisch brauchbarsten Material haftete. So ist es auch mit dem Grün der Pflanzenküche. Aber in meinem Wohnzimmer stehen auf zierlich geschnitztem Wandbrett andre Gefäße, aus Glas gemacht, in edle Formen verschnörkelt, gleißend von buntesten Farben, tiefgrün der eine Kelch, blutrot ein andrer, eine köstliche Vase gar schillernd im Perlmutterglanz aller Regenbogenfarben. Bei diesen Ziergläsern ist die Farbe Selbstzweck: sie soll den Blick heranziehen, das Auge erfreuen als „Farbe". Lange aber, ehe der Mensch auf diesen Einfall gekommen, hat die Natur auf Erden Farben angewendet genau auf den gleichen Selbstzweck hin. Ich gehe durch den Bergwald und erfreue mich eine Weile bloß des herrlichen Fichtengrüns oder des smaragdgrünen Moosteppichs. Da plötzlich haftet mein Blick auf leuchtenden andersfarbigen Punkten inmitten von Floras grünem Gewand: blutrot glühen Preiselbeeren neben mir auf, tiefblau hängt die Heidelbeere über dem Moos, rosenrot wiegt die wilde Himbeere sich an ihrem schwanken Zweig. Wahrhaft raffiniert lenken diese Früchte die Aufmerksamkeit eines vorbeischreitenden Wesens, das sehen kann, auf sich. Und ein einfachster Gedankengang lehrt, daß in diesem Falle für die Pflanze unmittelbar etwas erreicht ist, wenn man ihre Frucht sieht.

Eine Folge des Gesehenwerdens ist, daß die Frucht von Hungrigen gepflückt wird, daß sie gegessen wird, — bei öfterer Wiederholung gesellt sich ja die Erinnerung dazu, daß die auffällige Frucht auf der Zunge auch noch süß schmeckt und im Magen trefflich bekommt. Für die wirklichen keimfähigen Samen der Pflanze ist aber das Gegessenwerden nur eine Brücke zu gedeihlicher Fahrt in die Welt. Nur das bunte Fruchtfleisch, die Lockhülle, verdaut der Magen, der harte Kern bleibt unversehrt. Einfacher Kreislauf der Dinge führt ihn anderswo, unter fruchtbaren Bedingungen für sein Aufkeimen, wieder ans Licht. Auf diesem Wege sind einsame Inseln im Weltmeer durch den Verdauungsprozeß zufliegender Vögel, der keimfähigen Samen brachte und zurückließ, mit üppigem Pflanzenwuchs neu bedeckt worden; wie auf einem Luftschifflein reisten die Pflanzen im Vogel von weiter Ferne zu.

Schon in diesem Beispiel ist es gut, an den Vogel zu erinnern, denn der Mensch ist an sich kein reines Beispiel mehr. Wenn er die Preisel-

beeren zu Gelee einkocht, so hat die Pflanze ja das Spiel gröblich verloren. Hier ist ein Wandel durch die Kultur eingetreten, der eben alle einfachen Dinge verschiebt. Und es geht genau so, wenn ich als Mensch über eine prangende Alpenmatte schreite. Wieder ziehen die herrlichen blauen Enzianblüten mein Auge förmlich magisch zu sich hin — durchaus muß ich sie sehen. Aber ihnen ist schlecht gedient, wenn ich mir nun aus ihnen einen Strauß binde und den daheim, ferne allem Nährboden, auf der Kommode vertrocknen lasse. Ihre grellblaue Farbe zielte in ihrem wahren Sinn auf etwas ganz andres, das allerdings auch Augen besitzen mußte. Die großen, hastig umhergaukelnden Schmetterlinge der Wiese sollten sie gewahren. Wenn sie kamen, um mit ihrem langen Rüssel von dem süßen Honigseim des Blütenschoßes zu naschen, so übertrugen sie von selbst dabei den Blütenstaub der einen Pflanze auf Griffel der andern und vermittelten so das Liebesleben dieser selbst unregsam an die Scholle gehefteten blauen Sonnenkinder. Es war Darwins sinnreicher Gedanke, daß auch dieser Vorgang nicht ursprünglich abhängig sei von einem „Willen“ der Pflanze, blau zu sein, und durch diese Bläue die Schmetterlinge zu locken. Sondern die Pflanze, meinte Darwin, brachte zunächst nur verschiedenfarbige Blüten hervor, genau so „zufällig“ als Nebenprodukt, wie sie ihren Kochtopf im Blatt grün färbte. Indem die Schmetterlinge aber immer die ihnen auffälligste Farbe, also beim Enzian etwa das leuchtende Kobaltblau, bemerkten und gerade diese blauen Varianten ausschließlich besuchten und zur Fortpflanzung brachten, züchteten sie nach und nach die Blaublütler einseitig wie ein Kunstgärtner, der eine bestimmte Blumensorte durch Ausjäten aller andern protegiert, heraus. Ueber diese Wege der Entwicklung mag man sich nun im einzelnen noch streiten: sicher aber ist hier als Faktum die Beziehung von Farbe und Nützlichkeitssinn. Und das geht nun in ungezählten Exempeln so weiter.

Da hängen von einer Pflanze, die in die Astgabel eines tropischen Urwaldriesen wie ein Vogelnest sich eingeklammert hat, farbenprächtige Gebilde, blattartigen lebendigen Kannen vergleichbar, herab. Auch ihr weithin leuchtender Karmin zieht sicherlich die Aufmerksamkeit auf sich. Aber er tut es nicht zum Fortpflanzungszweck. Diese Pflanze ist eine „insektenfressende Pflanze“, sie lockt Fliegen und andres schwirrendes Kleingetier an, daß es ihre mit Flüssigkeit gefüllten Kännchen besuche; sie stürzen hinein, und die Pflanze saugt ihnen jetzt den Leib aus wie die Spinne der Fliege, die in ihr Netz fiel. Im feuchten Moosgrunde zwischen den Wurzeln unsers deutschen Forstes kriecht träge ein kleines Ungetüm, von Sagen umwoben wie wenige: der Feuersalamander. Meist birgt er sich vor dem Blick. Aber wenn er sich sehen läßt, so zieht auch er die Aufmerksamkeit auffällig stark zu sich hin durch seine schwefelgelben, grell aus dem Schwarz des übrigen Leibes herausknallenden Flecken. Ja, auch er soll gesehen werden, aber just zu einem genau umgekehrten Zweck als der blaue Enzian. Man soll ihm ansehen, daß er giftig ist! Ein Warnungsschild ist sein greller Rock. Dieses eigentümliche Schwefelgelb kehrt immer und immer wieder (oft mit leicht rötlicher Beimischung) bei Tieren, die irgend eine Geheimwaffe, sei es Gift oder Dolch, im Angriffsfalle doch ungenießbar für den Angreifer machen müßte. Eines der alltäglichsten Exempel sind die grell gelb geringelten Wespen und Hornissen, die außer der Farbe in ihrem Brummen auch noch ein Warnsignal von sich geben. Gelbrot in echtester Giftfärbung zeigt sich die untere, im Wasser von Raubfischen bedrohte Seite der Feuerkröten und Molche, deren drüsenreiche Haut den Angreifer mit ätzendem Gift begeifert. Gelbrot trägt als Hauptlivree die einzige aller Eidechsen, die wirkliche Giftzähne wie eine Schlange im Maule führt, die mexikanische Heloderma. Eine sinnreiche Naturzüchtung hat hier offenbar bewirkt, daß für den Instinkt weiter Tierkreise „Gelb“ und „Gift“ zusammenfallend geworden sind, den Angreifern wie den Angegriffenen zu ersprießlicher „Zeichensprache“, die vor zweckloser Berührung schützt. Die gelbe Farbe spielt hier, in ein menschliches Beispiel übersetzt, ungefähr die Rolle wie für unser Auge die weithin sichtbaren schwarzen Totenköpfe auf den Giftetiketten der Apotheke.

Ein kleines Problem zum Schluß. Eine der schönsten, seit alters in hundert Dichtergleichnissen gefeierten Farbenwirkungen unsers menschlichen Körpers ist der nach außen umgeschlagene blutrote Rand unsrer Mundschleimhaut: die roten Lippen. Kein Affe, auch kein Orang, Gorilla oder Schimpanse, und überhaupt kein andres bekanntes Tier besitzt (worauf Hermann Klaatsch neuerdings wieder scharf hingewiesen hat) diesen haarlosen roten Lippensaum. Er ist eines der absolut „menschlichen“ Separatmerkmale unsers Leibes. Was hat nun gerade diese Bildung für einen ursprünglichen Zweck bei uns? Von jeher ist sie für auffällig und für „schön“ gehalten worden, diese rosenrote Lippenfarbe. Möge der Leser einmal darüber nachsinnen, wenn ihn eine solche rote Lippe freut. Die strenge Wissenschaft weiß zurzeit noch keine Lösung, aber der Blick der Liebe ist oft hell.





Die Pflegerinnen des schwimmenden Kinderhospitals

Ein schwimmendes Kinderhospital

(Hierzu 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

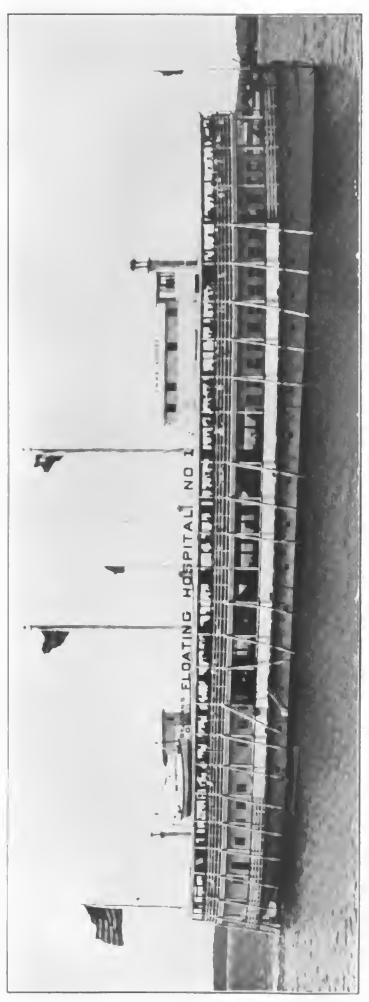
New York, die Metropole der Neuen Welt, die die Auswanderer mit so magischer Kraft anlockt wie das Licht der ragenden Freiheitsstatue in ihrem Hafen die ziehenden Vogelschwärme, ist wohl die Stadt, wo die Gegensätze am schärfsten aufeinanderplatzen. Hart neben märchenhaftem Reichtum haust die bitterste Armut, neben schimmernden Palästen Zerfall und Verwahrlosung! Auch die Natur scheint hier auf Gegensätze gestellt zu sein. Die Hitze des Sommers, die das Volk in heißen Nächten zu Tausenden aus der Stickluft ihrer engen Wohnungen auf die Straßen, an den Meeresstrand treibt, löst im Winter eine ungemein strenge Kälte ab. Das soziale Elend ist denn auch gerade in dieser Stadt, die so viele mit hochgespannten Hoffnungen betreten, erschreckend groß, und verhältnismäßig spät, dem spartanisch harten Wahlspruch des Amerikaners „Hilf dir selber" entsprechend, hat sich eine umfassende soziale Wohlfahrtspflege entwickelt. Unter allen sanitären Einrichtungen, die den ärmeren Klassen zugute kommen, sind die Hospitalschiffe in New York am beliebtesten und populärsten. Sie dienen dazu, die Kinder der ärmeren Klassen, die ihr Leben in den unfreundlichen engen Gassen der Arbeiterviertel beginnen, hinauszuführen in die frische Seeluft, sie für ein paar Tage den blauen Himmel, die klare Sonne genießen zu lassen und sie zu kräftigen für den grausamen Kampf um die Existenz, der vor ihnen liegt. Ihre Tätigkeit beginnt, wenn das Thermometer bis zur „Fieberhitze" steigt, wenn ganze Familien nachts im Freien kampieren, nur den Himmel über sich als Dach. Unter der Hitze pflegen die Kinder besonders zu leiden, mancherlei Krankheiten treten auf, denen der von der Hitze geschwächte Körper nicht widerstehen kann, und oft hängt das Leben von hundert kleinen Erdenbürgern nur davon ab, daß sie möglichst schnell in frische, kühle Luft gebracht werden. In dieser Notlage ergab sich die Idee, die Hospitäler auf die Schiffe zu verlegen, eigentlich von selbst.



Ein kleiner farbiger Patient

Das älteste dieser Hospitalschiffe, auf das wir heute unsre Leser führen, war einst ein stolzes Klipperschiff, das im Schmucke seiner vier Masten zwischen New York und Liverpool fuhr, bis die stetig fortschreitende Entwicklung der Dampfschiffahrt es von dieser Route verbannte und zu einem Kohlenleichter degradierte. Die letzte Etappe seiner Entwicklung ging wieder aufwärts, denn jetzt trägt es, völlig umgebaut und mit freundlichen Farben verziert, junge Menschenleben, und beinahe eine Million von Kindern, teilweise im Verein mit ihren Müttern, haben auf seinen alten Planken Gesundheit und Lebenslust wiedergefunden. Alle diese Schiffe haben speziell breit und geräumig gebaute Verdecke, wo die Kinder nach Herzenslust spielen und tollen können. Vor dem Ueberbordfallen — welche Mutter wird nicht zuerst daran denken? — sind sie durch Netze geschützt, die sich um das ganze Schiff ziehen. Unter diesem „Spieldeck“ liegt ein andres, wo in langen Reihen ein Hospitalbett neben dem andern steht. Hier werden die „ernsteren Fälle“ untergebracht, und es ist wunderbar, wie oft ein Tag auf dem Wasser, wenn die frische Luft über die kleinen Patienten in ihren schmalen Betten dahinstreicht, das Krankheitsbild ändert und den Aerzten neue Hoffnung gibt.

Jedes Schiff ist mit allem versehen, was zur Pflege und auch zur Unterhaltung der Kinder nötig ist. Kühlräume sind eingerichtet, um die Milch in den heißen Tagen frisch zu erhalten. Die Operationszimmer sind mit den modernsten Instrumenten versehen, für den Fall, daß ein chirurgischer Eingriff nötig wird. Desgleichen ist für schwedische Heilgymnastik wie für elektrische Massage gesorgt. Der beliebteste Raum auf dem ganzen Schiffe ist die große Badekabine, in die unser Bild einen Einblick gewährt. Sie liegt mittschiffs, wo in andern Fahrzeugen die Maschine ihren Platz hat: die Hospitalschiffe bewegen sich nämlich nicht mit eigner Kraft, sie werden von Schleppern gezogen. Sechzig Badewannen stehen zum Gebrauch bereit, und jedes Kind, dessen Gesundheit es irgend erlaubt, erhält ein warmes Salzwasserbad täglich. Nach den Erfahrungen der New Yorker Aerzte sind die Wirkungen dieser Bäder ganz hervorragend. Das Wasser wird direkt aus dem Meer entnommen und dann durch Wärmezylinder geleitet. Für kräftigere Kinder sind auch kalte Bäder vorgesehen, doch erfreuen sie sich bei dem kleinen Volke begreiflicherweise nicht der gleichen Beliebtheit. Lange, lange Reihen von Kindern stehen



Das älteste Hospitalschiff im Hafen von New York, auf dem schon beinahe eine Million Kinder gepflegt wurden



Der Arzt des Hospitalschiffs in Tätigkeit

morgens am Strande bereit, wo die Hospitalschiffe anlegen. Jedes Kind wird erst einer genauen ärztlichen Untersuchung unterzogen. Auch der geringste Verdacht einer ansteckenden Krankheit schließt naturgemäß von der Zulassung zum Hospitalschiffe aus. Ganz kleine Kinder kommen im Arme ihrer Mütter, denen der Aufenthalt in der kräftigen Luft nicht minder gut tut. Wenn auch die Zahl der Pfleglinge in jedem Jahr nach Zehntausenden zählt, so bleiben doch noch viele, viele kleine Patienten unberücksichtigt und müssen sich damit begnügen, vom Strand aus zuzusehen, wie die seltsame Flotte, eher Vergnügungsbooten als Krankenschiffen ähnlich, unter dem Jubel und Lachen der Kleinen langsam hinauszieht auf die blaue weite See.

Alte Sterne

Von

Fritz Erdner

Und bist du lieb und süß und gut zu mir —
Ein altes Glück steht zwischen mir und dir.

Ich lächl', und wieder freundlich lächelst du —
Ein leises Weinen trägt der Wind mir zu.

Hand tastet scheu nach Hand — da drängt sich warm
Und fest ein treuer Arm in meinen Arm.

Und wie ich sprechen will ein heißes Wort,
Küßt mir's ein heißer Mund vom Munde fort.

Und ob berauschend lockt die weiche Nacht,
Das alte Glück, es hält bei mir die Wacht.

Aus stillen Augen schaut's mich innig an,
Daß ich dem Blick nicht widerstehen kann.

Leb wohl! Und lischt ein Goldgestirn auch aus —
Die alten Sterne leiten mich nach Haus.



Tätigkeit der Pferdevormusterungskommission: Reif für den Train!

Der Train in Krieg und Frieden

Von

Karl August v. d. Pinnau

(Mit 9 Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph O. Tellgmann, Eschwege)

Mit dem Train hat man sich in letzter Zeit mehr beschäftigt, als ihm lieb war. Ueberhaupt hat diese so wichtige Institution das unglückliche Los, daß meistens in etwas ironischem Ton von ihr gesprochen wird.

„Nur der Train drillt immerdar
Krummbein'ge Rekrutenschar:
Daß er nicht die Lust verliert,
Wird er öfters inspiziert."

So singt der Dichter der bekannten „Militärischen vier Jahreszeiten" vom Train, der deshalb, weil er nicht dazu bestimmt ist, mit dem Säbel in der Faust in die Schlacht zu ziehen, leider nicht überall die Anerkennung findet, die er verdient. Im Frieden hat man gut über die „Troßknechte" zu spotten, aber im Kriege werden die Spötter schon bald eine andre Tonart anschlagen, würden doch bald ohne die Tätigkeit des Trains überall Mangel und Entbehrungen eintreten.

Der Dienst des Trains im Frieden ist außerordentlich mannigfaltig; neben der eigentlichen



Telegraphenstation der Luftschifferabteilung



Der Brückentrain in Tätigkeit: Flußübergang eines Kavallerieregiments

Ausbildung im Fahren, Schirren, Beladen der Fahrzeuge wird der Train zu Fuß mit dem Seitengewehr und dem Karabiner und im Reiten ausgebildet. Selbstverständlich wird Turnen, Unterricht, Wachdienst nicht vernachlässigt, alles in allem ein sehr reichhaltiges Programm, besonders wenn man bedenkt, daß der größte Teil der Mannschaften nur ein Jahr und weniger dient. Für das Ausbildungspersonal ist der Dienst außerordentlich anstrengend, da es Ruhepausen so gut wie gar nicht gibt. Die oben angeführten Verse haben schon ihre Richtigkeit!

Die einzige Erholung ist schließlich das Manöver, doch rückt immer nur ein verhältnismäßig kleines Kommando mit aus, teils aus Sparsamkeitsrücksichten, teils aus Mangel an Personal, das der Ausbildung nicht entzogen werden kann. Für den kommandierenden Trainoffizier kann es kaum einen idealeren Zustand geben als so ein Manöver. Meistens noch junger Leutnant, ist er „Selbstherrscher aller Reußen". Seelenvergnügt fährt er mit seinen paar Wagen, von denen niemand etwas wissen will, hinter der Kolonne her. Handelt es sich hierbei doch meistens um Fahrversuche, um irgend ein Wagensystem auszuproben u. dergl. Die einzelnen Wagen, wie Patronen- oder Medizinwagen, interessieren ihn nicht, da sie den betreffenden Truppenteilen direkt unterstellt sind. Neu ist die Einführung von Wasserwagen, wie wir auf unserm Bilde S. 374 einen sehen; sie sollen besonders in wasserarmen Gegenden bei anstrengenden Märschen und großer Hitze sofort das labende Naß zur Stelle haben, um Hitzschlägen vorzubeugen. Welch gewaltiger Unterschied gegen die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren, wo man das Trinken während des Marsches für das allerungesundeste hielt und daher strenge verbot.

Schwieriger wird die Aufgabe für den Trainoffizier schon, wenn es gilt, die Kolonne fürs Biwak zu dirigieren. Von allen Seiten kommen die gemieteten Fuhrwerke heran. Ebenso wie die Konstruktionen der Wagen die verschiedensten sind, ebenso die Rosse und ihre Lenker. Neben den tadellosen Gespannen des Rittergutes die mannigfaltigsten Gefährte der Bauern und Fuhrleute. Hier der adrette Kutscher, dem man es ansieht, daß er gedient hat, dort der Bauer im blauen Kittel, die unvermeidliche Pfeife im Munde. Eine Eigenschaft besitzen sie aber alle, die Liebe zur Flasche, der Ursprung vielen Aergers für den Kolonnenführer. Wenn auch Ortschaften und in ihnen die Wirtschaften gemieden werden wie die Pest, die Flasche geht doch von Hand zu Hand, ist doch viel Platz auf den Wagen, um sie unterzubringen. Da nutzt kein Fluchen und Wettern, da hilft kein Galoppieren von einem Ende der Kolonne zum andern, man kann sich eben nicht zerreißen, und vor allen Dingen — die Fuhrleute sind keine Soldaten. Das wird im Kriege ja ganz anders, aber vorläufig ist man ja noch im Frieden.

Am Empfangsmagazin haben sich inzwischen die Zahlmeister eingefunden — die Herren sind zu Wagen gekommen, denn es hieß schon in der Nacht aufbrechen. Dann hat jeder Truppenteil seine Empfangsfouriere und Begleitmannschaften geschickt, die die gemieteten Wagen bereits eskortieren. Der Empfang geht schnell von statten, und nach der

Truppeneinteilung rangiert sich die Kolonne: vorne für die Vorposten, dahinter für das Gros, regimenter- oder bataillonsweise geordnet, Gepäck-, Fourage- und Strohwagen. Langsam setzt sie sich in Bewegung, allmählich kommt alles in Zug im wahrsten Sinne des Wortes, da, ein plötzliches Stopp — die Achse eines Bauernwagens ist gebrochen, der Wagen umgestürzt. Da liegen nun all die tausend Sachen und Sächelchen, die das Gepäck zweier Kompagnien ausmachen, im Chausseegraben. Jetzt ist auch schon der Führer herangesprengt, der Schaden ist im Augenblick nicht auszubessern, deshalb schnell das Gepäck auf die andern Wagen verteilt; es macht das keine Schwierigkeiten, denn das Offiziersgepäck ist im Manöver so beschränkt, daß die Wagen gegen früher das Aussehen haben, als führen arme Leute über Land. Sobald alles wieder in Ordnung ist, geht es langsam vorwärts in den lachenden Herbstmorgen hinein. Zwei Stunden Marsch, dann ist das Ziel erreicht, vorläufig, denn hier gilt es weitere Befehle abwarten, weiß man doch nicht, nach welcher Seite sich die Schlacht wenden wird. Stunde auf Stunde verrinnt, die Sonne sendet sengend ihre Strahlen von dem blauen Himmel hernieder, Mensch und Pferd werden von der Müdigkeit überwältigt. Nur der Führer reitet ruhelos umher — da, ein Radfahrer, sicher ein Befehl zum Vorrücken! Doch nein, er soll nur ein Taschentuch für den Herrn Divisionskommandeur vom Gepäckwagen holen. Also warten wir weiter! Endlich übermannt auch den Führer die Müdigkeit, er nickt sanft in dem schwellenden Grase des Wegerains ein. „Wo ist der Kolonnenführer?" ertönt es mit einem Male im scharfen Kommandoton, der Divisionsadjutant ist persönlich erschienen, um den Befehl zum Vorrücken zu bringen. Sofort ist alle Müdigkeit vergessen, und munter geht es dem Ziele zu. Da erscheint auch schon der Adjutant des Vorpostenkommandeurs, die Vorpostenbagage biegt seitwärts aus; jetzt kommen Ordonnanzoffiziere und Radfahrer, um die Wagen auf die Biwakplätze zu dirigieren, die Truppen rücken gerade ein, es hat alles brillant geklappt, und befriedigt läßt sich der Kolonnenführer sein Zelt aufschlagen. Wenn er auch nur ausführendes Organ war, so hat er gleichwohl nicht das wenigste zum Gelingen beigetragen. Kriegsmäßiger stellen sich die Uebungen in den Kaisermanövern dar. Dann werden tatsächlich Teile von Proviant- und Fuhrparkkolonnen, von Brückentrains und Feldbäckereikolonnen bespannt. Aber wie viel Bataillone müssen da herangezogen werden, um diese kleinen Abteilungen zu bespannen und zu bemannen, ein Beispiel für das Mißverhältnis zwischen den Friedens- und Kriegsstärken der Trainbataillone.

Wenden wir nun auch noch kurz unsern Blick auf die Kriegsformationen. Zunächst werden die Truppenfahrzeuge der Fußtruppen, die den einzelnen Truppenteilen direkt unterstellt sind, bespannt. Es sind dies die Bagagen; sie erfahren dann, wenn ein Zusammentreffen mit dem Feinde zu erwarten ist, eine Trennung in kleine und große Bagage. Die kleine Bagage, zu der bei der Infanterie die Patronen- und Medizinwagen, bei der Kavallerie die Faltbootwagen, bei den Pionieren die Feld-



Einfahrt der Gepäckwagen auf den Biwakplatz



Selbstfahrer im Kaisermanöver

vermag daher auch nur die Zentralstelle, d. h. das Armeekorps, da nur von hier aus die Verhältnisse genau übersehen werden können, denn die Hauptaufgabe wird immer bleiben, die Truppe die Wohltaten der Trains und Kolonnen so häufig und so intensiv wie möglich genießen zu lassen, soweit es sich mit der Schlagfertigkeit nur irgend vereinigen läßt.

Da sind zunächst die Proviant- und Fuhrparkkolonnen, die die Verpflegungsreserve nachzuführen bestimmt sind, ein Bindemittel zwischen den Lebensmittel- und Futterwagen der Truppe einerseits und den Magazinen und den Etappenformationen anderseits. Es ist ganz gewaltig, welch ungeheure Mengen notwendig sind, um unsre Massenheere zu verpflegen. Diese Frage gehört zu den brennendsten eines Zukunftskrieges; wer sie am besten löst, wird schon von vornherein einen großen Vorteil über seinen Gegner haben. Besonders in den Zeiten kurz vor der Entscheidung wird die Verpflegung große Schwierigkeiten bieten, da dann alles auf engem Raum sich zusammendrängt.

Die 6 Proviant- und 7 Fuhrparkkolonnen eines Armeekorps führen den Bedarf an Verpflegung und Futter für ein mobiles Armeekorps und eine halbe Kavalleriedivision auf 4 Tage mit sich, d. h.

mineur- und Schanz- und Werkzeugwagen gehören, bleibt stets bei der Truppe, während die große Bagage, die dasjenige enthält, was die Truppe im Quartier und Biwak braucht, abgezweigt wird und in einer solchen Entfernung marschiert, daß sie die Bewegungen nie hindert, mag die Truppe im Vor- oder Rückmarsch sich befinden.

Besonders nach einem unglücklichen Gefecht wird es der ganzen Energie der Kolonnenführer bedürfen, um die Straße für die Truppe frei zu machen. Die ersten Artilleriegeschosse schlagen ein! Mehrere Pferde wälzen sich verwundet am Boden, die Straße ist gesperrt. Da heißt es mit Aufbietung aller Kräfte zu arbeiten, um die Bewegungshindernisse zu beseitigen. Aber wie schwierig kann die Lage erst werden, wenn ein solcher Unfall in einem Engpaß eintritt, da kann die Existenz ganzer Truppenteile in Frage gestellt werden. Die Kriegsgeschichte weist manches Beispiel hierfür auf. Bedenklicher wird die Sache noch, wenn die ganzen Trains und Kolonnen in ein solches Unglück mit hineingezogen werden, denn sie nehmen eine Länge von 22 Kilometern, d. h. die Strecke eines Tagesmarsches, mit den Abständen fast das Doppelte, ein. Ueber sie richtig zu disponieren



Wasserwagen des Gardetrainbataillons

etwa 185000 Portionen zu 1 Kilogramm und etwa 50000 Rationen zu 6 Kilogramm. Aus diesen wenigen Zahlen kann man sich schon einen Begriff machen, welcher Aufwand von Kräften dazu gehört, um die Verpflegung für ein Armeekorps nachzuführen, und wir haben 23 Armeekorps, zu denen im Kriege noch zahlreiche Reservedivisionen und andre Formationen treten werden. Gleichfalls zur Beschaffung von Verpflegung sind die Feldbäckereikolonnen bestimmt.

Wenn die obengenannten Kolonnen für den Verpflegungsnachschub bestimmt sind, so sollen die Munitionskolonnen den Ersatz an Artillerie- und Infanteriegeschossen nachführen. Werden sie auch nicht vom Train, sondern von der Artillerie mobil gemacht, und sind sie auch ihr unterstellt, so muß ihrer hier doch Erwähnung getan werden, da sie zu den Trains und Kolonnen gehören. Vier Infanterie- und sechs bis acht Artilleriemunitionskolonnen fassen so viel Munition, daß ein Ersatz im allgemeinen sichergestellt ist.

Vom Train dagegen werden die ganzen Sanitätsformationen bespannt: die Medizinwagen, die Wagen der Sanitätskompagnien und die Feldlazarette, während selbstverständlich die ärztliche Fürsorge dem Sanitätspersonal obliegt. Die Schlacht ist im Gange! Mit Hilfe der Krankentragen und Wagen werden die Verwundeten zu dem Hauptverbandplatz, der von den Aerzten der Sanitätskompagnie möglichst außerhalb des feindlichen Feuers errichtet ist, gebracht, um hier der ersten ärztlichen Behandlung teilhaftig zu werden. Von hier werden die Schwerverwundeten den Feldlazaretten überwiesen. Von den 12 Lazaretten, deren jedes Einrichtungen für 200 Betten hat, ist inzwischen ein Teil auf Befehl des kommandierenden Generals vorgezogen und zur Aufstellung gelangt, die andern folgen, und ist die Schlacht verlustreich gewesen, sind sie schließlich alle in Tätigkeit. Was nun, wenn die Schlacht am nächsten Tage weitergeht? Es muß daher das Streben aller sein, dafür zu sorgen, eine Anzahl Feldlazarette möglichst schnell wieder verfügbar zu machen, indem man einen Teil der Kranken in feststehenden Krankenhäusern, in Schulen, Kirchen in requirierten Betten unterbringt, um sie dann möglichst bald nach der Heimat weiterzubefördern.



Die Wagen der Telegraphentruppen

Zu den eigentlichen Kolonnen sind noch die Pferdedepots zu rechnen, die den Ersatz an Pferden nachführen und überschüssige Pferde in sich aufnehmen sollen.

Die Brückentrains und Telegraphenabteilungen werden zwar auch vom Train bespannt, sie gehören aber zu den fechtenden Truppen und können ihre Verwendung in vorderster Linie finden. Ein Fluß ist zu überschreiten, der Feind hat die Brücken zerstört. Trotzdem ist auf einen nachhaltigen Widerstand nicht zu rechnen. Die beiden Divisions- und der Korpsbrückentrain sind in der Avantgarde vorgezogen. Die Pionieroffiziere sprengen nach vorn, und gar bald ist eine günstige Stellung für den Brückenschlag gefunden. Die Flußbreite reicht gerade aus, und in fünfstündiger angestrengter Arbeit haben zwei Pionierkompagnien mit den drei

Trains des Armeekorps 200 Meter überbrückt. Sofort beginnt das Ueberschreiten, Truppenteil folgt auf Truppenteil, wie es unser Manöverbild veranschaulicht.

Auch die Telegraphenabteilungen werden vom Train bespannt, rechnen aber nicht zu den eigentlichen Trains. Die Divisionstelegraphenabteilungen führen bis zu 22 Kilometer Leitung, die Korpstelegraphenabteilung über 160 Kilometer mit sich. Hierzu gehören auch die Fahrzeuge für die Funkentelegraphie sowie für sonstige Signalapparate. Unsre Bilder führen uns eine Telegraphenstation in Tätigkeit sowie Wagen einer Telegraphenabteilung vor Augen.

Wir haben vorstehend kurz angedeutet, welche Formationen jedes Trainbataillon allein für sein mobiles Armeekorps aufzustellen hat. Hierzu kommen noch Reserve- und Etappen- und schließlich noch Ersatzformationen. Der Bedarf an Mannschaften ist so stark, daß er nicht einmal aus dem Beurlaubtenstande des Trains allein gedeckt werden kann, hier muß sowohl Artillerie wie Kavallerie, besonders auch an Offizieren, aushelfen. Die Pferde werden aus den „Zivilbeständen", wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, ausgehoben. Die Friedensvorarbeiten werden durch sogenannte Pferdevormusterungskommissare, zur Verfügung stehende Offiziere der berittenen Waffen, die den Kavalleriebrigaden unterstellt sind, ausgeführt. Da wird gar manche Rosinante vorgeführt, die kaum noch auf den Beinen stehen kann, aber sie muß erst Revue passieren, da sie bei der letzten Musterung noch nicht so von des Lebens Jammer erfaßt war. Jetzt heißt es natürlich: untauglich. Aber wenn auch manch stattlicher Gaul für eine Kriegsverwendung bestimmt wird, so bleibt doch die Frage bestehen, ob er sich in den ungewohnten Verhältnissen des Krieges bewähren wird.

Das ist ja die große Schwierigkeit, die der Train im Mobilmachungsfalle zu überwinden hat, daß er mit so heterogenem Material ins Feld ziehen muß. Diese zahlreichen Kolonnen zusammenzuschweißen, daß sie wie aus einem Guß erscheinen, ist eine der schwierigsten Aufgaben, um so schwieriger, als sie während der Mobilmachung selbst erst erfolgen kann. Aber der Train ist auch in den früheren Kriegen allen Anforderungen gewachsen gewesen, er wird es jetzt um so mehr sein, als seine Organisation ständig ausgebaut, als seinen Angehörigen des öfteren Gelegenheit geboten wird, sich in größeren Verhältnissen auf den Krieg vorzubereiten. Der Soldat, der zur Verteidigung des Vaterlandes dem Feinde entgegenzieht, kann sich darauf verlassen, daß der Train jederzeit auf dem Posten sein wird und daß er auch sein Leben einsetzen wird, wenn es gilt, bis in die Feuerlinie selbst vorzudringen.

Diese Behauptung muß auch unbedingt aufrecht erhalten werden, trotzdem der unglückliche Prozeß über die Verhältnisse beim Trainbataillon Nr. 16 in Forbach zu denken gibt. Eins tut not, das ist eine gründliche Reorganisation des Offiziersersatzes beim Train. Mit dem System muß endgültig gebrochen werden, daß Offiziere, die bei andern Truppenteilen sich unmöglich gemacht haben, gut genug sind, um den blauen Kragen der Trainoffiziere zu tragen. Freiwillig geht jetzt niemand gern zum Train, das wird sich erst ändern, wenn das Offizierkorps beim Train sich aus der Elite der andern Waffen ergänzt.

Die Herren Zahlmeister im Manöver



Auf dem Pferdemarkt

Nach dem Gemälde von Jaroslav Věšin



Fridas Verlobung

Von

Marie von Bunsen

I

Ein kleines, sehr nettes Haus in einer kleinen, netten, auf der Insel Rügen gelegenen Stadt. Es ist acht Uhr morgens. Ein junges Mädchen kommt die Treppe herunter, nimmt die Postsachen aus dem Flurkasten und ordnet sie nach dem Empfänger, während sie nach dem Eßzimmer geht. Zwei für sie; die Karte lächelt sie an, den Brief mit einer unbekannten Handschrift dreht sie neugierig um. An den Herrn Major a. D. Bergmann schicken ein Tabakfabrikant und ein Lotteriekollekteur „Zum guten Glück“ umfangreiche Drucksachen, für die Frau Majorin ist ein Brief von der Tante in Stettin, für das Mädchen Lotte eine Ansichtskarte mit scherzhafter Widmung.

Während Frida Bergmann den Kaffee abmißt und behutsam in den Trichter schüttet, liest sie die vorhin angelächelte Karte.

„Liebste F. Der Gutmeyer macht neue Schwierigkeiten, hoffe aber doch, die Sache endgültig zu regeln und Wohnung zum 1. Januar festzunageln. Wetter hier scheußlich, bei euch wohl ebenso. Gestern Liebesmahl für mit der „Baden“ abfahrende Kameraden. Prinz H. und Alldorf zugegen. Dienst andauernd schwer. X. Y. unsympathischer als je. Stets Dein Otto Hasse.“

Befriedigt steckte sie das Schriftstück in die Tasche und öffnete während des langsamen Kaffeedurchgusses den unbekannt aussehenden Brief. Nach dem ersten Blick fuhr sie zusammen, ihre Hände zitterten so, daß etwas kochendes Wasser auf das rot und weiße Tischtuch spritzte. Sie warf einen verstörten Blick auf die letzte Seite des Bogens; die Unterschrift lautete: Ein ehrlicher Freund von Otto Hasse. Da kamen Schritte die Treppe hinunter, bebend steckte sie dies Unheilschreiben in die Tasche und stellte den Kaffee warm.



Phot. E. Bieber, Berlin

Marie von Bunsen

Der Vater küßte sie auf die Stirn, klagte, daß die Milch nicht heiß genug wäre, und nahm sich das Kreisblatt. Die Mutter vertiefte sich in den Stettiner Brief, die ältere Schwester, Helene, zählte an einem Stickereimuster, keines von ihnen bemerkte, daß Frida starr vor sich hinsah. Als nach beendetem Frühstück die andern unter lebhafter Meinungsverschiedenheit die Küchenherdreparatur erörterten, sagte Frida, sie wolle den Geburtstagsstrauß für Fräulein von Sehkt binden, und entwich in den Garten.

Im Schutz der Pfeifenkrautlaube las sie klopfenden Herzens den Brief.

„Verehrtes Fräulein Bergmann. Weil ich es gut mit meinem Freund Hasse meine, schrecke ich vor einem anonymen, Sie notwendigerweise kränkenden Brief nicht zurück.

Sehen Sie doch ein, daß Sie ihn freigeben müssen, daß er Sie seit langem nicht mehr liebt, daß er nur aus Anstands- und Ehrgefühl sein Wort einlösen will. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß er damals, vor neun Jahren, in Sie verliebt war, er achtet und schätzt Sie noch immer, aber, glauben Sie mir, ein Stein fiele ihm vom Herzen, wenn Sie die Verlobung aufhöben, wenn er wieder unbehindert und frei dastände, vor sich das reiche Leben.

Wir, seine Kameraden, beobachten schon lange, wie unruhig und gedrückt er ist, wie diese seelische Verstimmung immer zunimmt, wie selten und dann wie nüchtern und gefaßt er seine Verlobung oder die bevorstehende Heirat erwähnt. Hasse kann sich nicht verstellen, es liegt nicht in ihm; auch Sie hätten diese Wandlung sehen müssen. Aber Sie wollten die Augen nicht öffnen.

Wenn Sie feinfühlend, mutig und im höchsten Sinne des Wortes ehrenhaft sind, müssen und werden Sie die veränderte Sachlage einsehen und danach handeln.

Es tut mir aufrichtig leid, Ihnen diesen Schmerz zu bereiten. Ich habe es für meine Pflicht gehalten.

Ein treuer Freund von Otto Hasse."

Kraftlos, vernichtet saß sie da; in ihrer Betäubung vermochte sie nicht zu denken, empfand nur den dumpfen Schmerz. Dann stand sie auf, um pflichttreu die Blumen zu pflücken, aber unaufhaltsam rannen Tränen auf die lila und weißen Astern hernieder.

Sie mußte sich zusammennehmen, niemand durfte hiervon wissen, niemand sie bemitleiden wollen. So trocknete sie die Augen, band die Blumen mit hellem Pampasgras zu einem gefälligen Strauß und beauftragte Lotte, ihn dem gnädigen Fräulein in das Adlige Damenstift hinzutragen. Dann rief die Mutter aus der Speisekammer, sie möge ihr bei dem Aufstellen des diesjährigen Eingemachten helfen. Es wurde viel, reichlich viel über die innezuhaltende Reihenfolge der verschiedenen Gläser gesprochen; endlich war die Sache erledigt.

„Ich will nach der Bötzower Mühle, um nachzusehen, wann Minchen wieder zum Aussteuernähen kommen kann," sagte sie darauf der Mutter, die immer genau von ihrem Tun und Treiben unterrichtet werden mußte. „Helene bitte ich, sich um das Mittagessen zu kümmern." (Es war Fridas „Woche".) Darauf ging sie in ihr Schlafzimmer und auf den Spiegel zu.

Mitleidlos betrachtete sie sich. Ein rundes Gesicht, rote Backen, eine leicht gerötete Nase; gewöhnliche, etwas breite Züge, graue, alltägliche Augen, dunkelblondes, unkleidsam glatt zurückgestrichenes Haar. Die runde Gedrungenheit der Gestalt wurde unvorteilhaft durch die zweckmäßige, aber wenig kleidsame weibliche Uniform von Rock und Bluse hervorgehoben, kräftige Hände und Füße. Nicht häßlich, nicht unangenehm, nicht oder kaum älter als ihre siebenundzwanzig Jahre, aber reizlos! Gänzlich reizlos! Dabei wurden in dieser Herzensnot ihre Züge immer gezogener, verunschönende Tränen quollen hervor.

Bitter lächelnd wandte sie sich weg, setzte den üblichen Matrosenhut auf, ergriff den üblichen praktischen, dunkeln Sonnenschirm und eilte fort. Unangenehm empfand sie die Belebtheit einer anscheinend so stillen kleinen Stadt. In Berlin könnte man einsam sein, auch auf dem Land, nun und nimmer in Burgen. Hier nickte Frau Pastor vom Fenster, hier knickste die Tochter der Waschfrau, hier grüßte der Glaser. Von Bekannten wurde sie ein halbes Dutzend Mal angeredet, wollte sie nach kurzen Worten weitergehen, hieß es: „Aber warum so eilig, was haben Sie denn vor?"

Endlich war sie im Freien.

Graues Septemberwetter, also beinah die farbloseste Zeit des Jahres. Die Bäume zeigten noch kein Gelb und Rot, zeigten nur fahle, stumpfe, manchmal geradezu graubraune Töne. Kaum denkbar, daß vor kurzem der Wald noch in vollsaftigem Grün prangte, daß binnen kurzem er in brennender Glorie vergehen würde. Die aufgepflügten Felder lagen in ihrer braunen Oede da, noch gab ihnen die Wintersaat nicht den freundlichen, täuschenden Frühlingsschein, der den Oktober und November verklärt. Nur zerknitterte und feuchte Kartoffelpflanzen waren in Menge zu sehen. Frida schritt den Feldweg entlang; zerschlagene Findlingsblöcke rahmten ihn ein, von halbverwelkten, hellblauen Wegwartblüten — wie sie wußte, sind sie das Symbol hoffnungsloser Mädchentreue — wurde er umstanden. Die Baumreihe hörte auf, der Wind pfiff über das platte Land.

War ihr dieser Brief eine überraschende Enthüllung, sagte er ihr Ungeahntes? Oder hatte sie sich, feige, nur nie an die Tatsache herangewagt?

Ja, Otto war freudlos geworden, war leicht niedergeschlagen und gereizt. Diese Stimmungen hatte er dann auf den Dienst geschoben. „Du kannst dir nicht denken, wie nervös der einen macht." Liebte er sie noch? Sie sprachen noch oft von Liebe, Liebe wurde in ihren Briefen noch oft erwähnt. War es nicht am Ende eine überkommene Form? Natürlich lieben sich Brautleute, natürlich! In den letzten Jahren war auch noch sehr viel von „unsrer unverbrüchlichen Treue" die Rede gewesen, von „unserm durch die lange Warte- und Prüfungszeit nur vertieften und geläuterten Glück". So etwas kam allerdings nur noch in Briefen vor. Waren die beiden zusammen, so waren es, bis zu einem gewissen Grad, die gleichen Worte, die gleichen Küsse, die gleichen Beteuerungen wie früher. Bis zu einem gewissen Grad.

Dabei hatte mit jedem Jahre Fridas angsterfüllte Dankbarkeit, ihre leidenschaftliche Anhänglichkeit zugenommen; sie klammerte sich an ihn, an seine Ehrenhaftigkeit, an sein einmal gegebenes Wort. Dies alles mußte er merken; er war nicht nur ungleichmäßig, sondern nahm weit weniger oft ihm unbequeme Rücksichten, ließ sich weit öfter unterwürfige Gefälligkeit, fast Liebedienerei von ihr gefallen.

So weit war es gekommen, jetzt sah sie es mit krasser Deutlichkeit ein. Trostlos fragte sie sich: Kann Liebe so enden? Es war doch die reinste, zarteste, echteste gewesen?

Während sie halb schluchzend im Wind den Landweg zwischen den endlosen Stoppelfeldern und Sturzäckern verfolgte, trat ihr jene goldene Vergangenheit wieder vor Augen.

•

Sie war achtzehn Jahre alt; sie hatte eine schlanke, biegsame Gestalt, eine durchsichtige und doch frisch blühende Haut, feuchtrote Lippen. Ihre Augen lachten und leuchteten, ihr Haar fiel ihr bis fast zu den Knien herunter. Ja, so war sie damals gewesen.

Als ihr Vater, an der Majorsecke scheiternd, den Abschied erhielt, nahm es ihn körperlich und geistig so mit, daß er von Stettin aus schleunigst

aufs Land geschickt werden mußte. Es war noch sehr früh, Anfang Mai, in Stubbenkammer war jedoch das Gasthaus geöffnet, so zogen sie dorthin, die Eltern, Frieda und eine achtjährige kleine, erholungsbedürftige Tochter von Bekannten. Bei der Ankunft war strahlender Himmel und tiefblaues Meer. Hier und da grünte bereits das Gebüsch, zu Füßen der glattgrauen Buchen des unabsehbaren Waldes leuchtete ein Blumenteppich hervor, blühten verschwenderisch viele, märchenhaft viele mattgoldene Himmelschlüssel, blaue Leberblümchen und weiße Windanemonen. Es kam unerwartete Wärme, die Knospen schwollen, aber die Baumriesen bildeten noch ein graubraunes, rötlichbraunes Gewirr. Dann aber — über Nacht — fielen die dürren Hülsen und Deckblätter zu Boden, und es prangte der endlose Wald im zartesten, berauschendsten Grün. Es war eine überwältigende Pracht. Frieda liebte und verstand die Natur, aufgeregt, hingerissen schwelgte sie in diesen Farben, in dieser Fülle, in diesem reinen Jubel und Glanz. Die Eltern fanden ihr ekstatisches Entzücken etwas übertrieben, sie aber behauptete, noch nie habe sie etwas so Schönes erlebt, nie werde sie Schöneres erleben.

Wieder ein warmer, sonniger Tag. Sie zog sich ein weißes Kleid an, setzte einen hellen Hut auf und wanderte, diesmal ohne ihre sonstige kleine Begleiterin, in den Wald hinein, immer am Klippenufer entlang. Da kam eine Schlucht, und dort setzte sie sich auf den besonnten Abhang und genoß den Zauber. Deutlich sah sie alles wieder vor Augen. Ueber sich die Frühlingszweige, rings herum saftig grüne Grastupfen mit blühenden hellgelben Primeln, dann blasser Sand, fahles Dünengewächs, Felsblöcke, weißgebleichte Wurzeln alter, hierher in Winterstürmen verschlagener Bäume, und dann das blaue, glänzende Meer. Einsam, abgeschlossen, aber nicht lautlos; die Vögel sangen, die Bäume rauschten, unaufhörlich rieselte in munterm Geplätscher der Waldbach vorbei, um am Strand verängstet und leise dahinschleichend, unaufhörlich, unerbittlich von den tief aufschlagenden, langen Meereswellen verschlungen zu werden. Ach es war so fremdartig, geheimnisvoll schön in der Schlucht, und sie saß da auf dem besonnten blumigen Abhang, vom weichen Seewind umweht, und lauschte in der verzauberten Stille.

Da hörte sie Schritte, wer könnte kommen — noch waren sie die einzigen Gäste auf der ganzen Insel — wohl ein Schiffer aus Lohne. Trotzdem pochte ihr Herz. Die Schritte näherten sich, rasche, jugendliche Schritte; zwischen dem grünen Buchenlaub kam ein junger stattlicher Marineoffizier hervor, den Abhang herunter, grade auf sie zu. War sie im Märchenwald, war dies der Märchenprinz?... Himmel! Den hatte sie ja einmal im vorigen Sommer bei Bekannten gesehen! Um keinen Preis hätte sie als erste ein Wiedererkennungszeichen gegeben, mit gleichgültiger Miene, wenn auch mit schlagenden Pulsen, sah sie zu Boden. Und er ging vorbei! Die Schritte führten hart neben ihr her und dann weiter den Abhang herauf; dann aber zögerten sie — was war das? — sie näherten sich wieder. Er stand vor ihr, frug, ob er nicht in Stettin das Vergnügen gehabt hätte, und nannte seinen Namen. Sie plauderten zusammen, schließlich setzte er sich auch in das Gras, inmitten der gelben Primeln. So blieben sie längere Zeit. Nachher hatte er ihr oft erzählt, wie schwermütig glücklich er diese Frühlingspracht empfunden habe, da sei ihm plötzlich das rosige, weißgekleidete Mägdlein, allein, beim Vogelsang, unter Blumen am Meere sitzend, wie eine Offenbarung, wie eine Verkörperung all der stumm empfundenen Poesie jener Tage erschienen. Was sie zusammen sprachen, über gemeinsame Bekannte, über Rügen und den Stubnitzer Wald, war ihm gemütlich und sympathisch; ihr Lächeln, ihre Stimme, ihre frühlingsfrische Erscheinung jedoch riß ihn hin. So wie so hatte er nach Stubbenkammer gewollt, nun begleitete er sie dorthin zurück, um ihre Eltern zu begrüßen. Er blieb dort den Abend; als die beiden jungen Menschenkinder sich trennten, sahen sie sich tief in die Augen, nachher dachte sie nur an ihn und er nur an sie.

Von Kiel aus war er nach Saßnitz kommandiert worden, um dort Seevermessungen vorzunehmen. Nachmittags war seine Arbeit beendet, konnte er Ausflüge machen, nachmittags, während die Eltern sich ausruhten, wurde auch Frida mit der Kleinen in den Wald geschickt. So trafen sie sich oft.

Zurückhaltender ist nie selbst eine norddeutsche, wohlerzogene Tochter aus guter Familie gewesen. Bei dem bloßen Gedanken, daß es aussehen könnte, als liefe sie dem schönen Offizier nach, erglühte ihr Gesicht feuerrot. Trotzdem trafen sie sich oft. Sie wurde immer mehr verlegen, immer mehr und mehr jungfräulich erhaben; er war zaghaft besorgt, ihr aufdringlich zu scheinen, doch unermüdlich bestrebt, ihr jeden Wunsch an den Augen abzulesen, jede Gefälligkeit, jede Dienstleistung zu erweisen. Wie eine junge Königin schritt sie unter den Buchenzweigen, die er, der Ritter, beiseite hielt; wie eine junge Königin nahm sie die Vergißmeinnicht, die ersten Maiglöckchen entgegen, die er, der Ritter, ihr brachte.

Am Sonntag verlebte er den ganzen Tag in Stubbenkammer, widmete sich den Eltern, hatte aber nur Augen für die Tochter. In der Dämmerung gingen alle heraus zum Uferrand. Es stürzten die gespenstig blassen, vierhundert Fuß hohen Kreidefelsen senkrecht auf den Strand hernieder. Nach Westen schimmerte ein letzter rötlicher Schein über dem Meer, dann stieg der Mond über den Waldrand auf und fahl leuchteten die weißen Ufer. Das Elternpaar ging bald herein, die beiden standen allein unter den schweigsamen Frühlingsbäumen. Da flüsterte er, leidenschaftlich, Worte der Liebe und bat sie, sein Weib zu werden.

Sie hatte es bebend geahnt — jetzt graute ihr vor dem Glücke, jetzt überkam sie Zaudern und Zagen. Er flehte sie an, ihm ein klein wenig Hoffnung zu geben, seine Stimme war so beweglich, so traurig. Wohl wußte sie, daß sie, berauscht, beseligt, ihn liebe, aber mädchenhaft schauderte sie vor der Hingabe an den Mann, wagte nicht die Schwelle des Paradieses zu überschreiten.

Die Eltern nahmen seinen Antrag mit kaum verhüllter Begeisterung entgegen. Sie hatten nach der allerersten Begegnung sich nach ihm erkundigt; bei diesen Zeitverhältnissen wäre es töricht, auf einen wohlhabenden, geschweige reichen Schwieger-

sohn zu hoffen, und einen tüchtigeren, mehrversprechenden Freier konnte man schwerlich finden.

Jedoch wagte Otto Hasse noch nicht zu hoffen; wenn er in sie einredete, errötete sie tief, sah zu Boden und schüttelte das Haupt. Er verzweifelte an sich, an ihren Gefühlen, seine Augen wurden immer sprechender, immer mehr demütig verlangend. Da, am sagenumwobenen Waldsee, von Frühlingsblumen und vom Frühlingslaub umgeben, reichte sie ihm zitternd ihre Hand, küßte er sprachlos, von dankbarer Rührung überkommen, seiner Märchenerscheinung den ersten Kuß auf die Lippen.

Sie glaubten vor Seligkeit zu vergehn.

Die nächsten Tage vergingen wie im Traum. Allerdings stellte es sich heraus, daß sie noch warten müßten. Er entstammte einer kinderreichen Beamtenfamilie, die seine bisherige Zulage nur unter Opfern ermöglichte; vorderhand konnten Fridas Eltern nichts versprechen, wären aber die beiden Juristensöhne weiter, so würde es sich machen.

Die Brautleute fühlten sich so jung, wollten gern sich noch etwas gedulden. Nach zwei Jahren, zwei ungetrübt schönen Jahren, war alles noch am nämlichen Fleck, mußte er das große, dreijährige Kommando nach Asien antreten. Gleich nach der Rückkehr würde man dann Hochzeit feiern. Die lange Zeit verstrich, aber die Brüder hatten schlimme Schulden gemacht, nur eben konnten sie über Wasser gehalten werden, von Fridas Heirat konnte nicht die Rede sein. Als Otto zurückkehrte, war sie nur 23 Jahre alt — ihr Reiz war jedoch verflogen. Sie hatte selber, zagenden Herzens, den Unterschied befürchtet; sein Wesen lieferte den Beweis. Er konnte liebevoll, ja zärtlich zu ihr sein — die Schwärmerei war vorüber. Bitter dachte sie an Damen der großen Welt, von denen sie gehört hatte, die fast ihre Mutter sein konnten und ihren Zauber bewahrten. Otto hatte von der Prinzessin Waldemar erzählt, die in Kiel einmal mit ihrem Gemahl das Kriegsschiff besucht hatte — 44 Jahre alt —, und vom Admiral bis zum Kadetten hatte alles ihr zu Füßen gelegen. Und ihr bißchen Anmut und Reiz konnte sie nicht einmal die Brautzeit über bewahren! Ach Gott, hätten sie damals im ersten Jahre heiraten können! Das verfluchte Geld! Von vielen so nutzlos aufbewahrt, von vielen so zwecklos vergeudet; ihnen hätte es das tiefste, herrlichste Glück bereitet.

Seither war es so weitergegangen. Sie wurde mit jedem Jahr runder und röter, er dagegen sah womöglich noch besser als ehedem aus. Bald wurde ihnen klar, daß bis zum Kapitänleutnant gewartet werden mußte, dann war die übliche „Kommißheirat" — das greuliche Wort — ja möglich. Auch diese erschien ihr wie die Krone des Daseins, andern Ehrgeiz hatte sie nicht, als seine Frau zu werden. Aber nun kam dieser schreckliche Brief; nun versuchte man ihr alles, alles zu rauben.

Verzweifelnd sah sie auf; die Mühle ragte in schwarzer Hagerkeit aus der Ebene; höhnisch, unerbittlich wie das Schicksal schienen ihr die Flügel in der naßkalten Luft herunterzusausen. Immer größer wuchsen die dunkeln Flügel an, immer dröhnender fielen sie nieder.

Sie betrat das Häuschen, verabredete sich mit der verwachsenen Näherin für die kommende Woche, beantwortete gewohnheitsgemäß alle Fragen der teilnehmenden Müllersfrau über die Aussteuer, über den Hochzeitstermin.

II

Am Nachmittag gab das Geburtstagskind, Fräulein Adela von Sehft, einen Kaffee im Stift. Ein altmodisch-reizvolles Gebäude, mit altmodisch-reizvollem Garten. Ueber zwölf Damen im Alter von 40 Jahren und aufwärts waren versammelt, Frida als das einzige junge Mädchen und noch dazu als eine Braut, erweckte ein besonderes Interesse. Allerdings hatte sich all dieses genau so zu Fräulein Adelas neun letzten Geburtstagsfeiern abgespielt, sympathisch blieb es aber doch.

„Nun erzählen Sie mal von Ihrem Herrn Bräutigam. Dieses Jahr war er also auf der Hohenzollern!"

Gern und gewissenhaft berichtete sie, was der Kaiser ihm gesagt hatte, über die Herren und Damen des Gefolges, ihr Aeußeres, ihre Eigentümlichkeiten, das Gespräch bei Tisch — er war zweimal zugezogen worden —, über die Kleider der Kaiserin, den Gottesdienst und die Ausflüge. Atemlos lauschte man ihren Worten. In die entlegene Welt der Burgener Damen erklangen Fanfarentöne, überkam sie das stilisierte Gepränge eines historischen Dramas. Befriedigt breitete sich die Frau Majorin Bergmann auf dem Sofa aus, sprach ihrerseits vom lieben Schwiegersohn und von seiner vermutlichen Karriere.

Plötzlich überlief es Frida kalt; sollte sie übers Jahr, am sechzehnten September, als Entlobte hier erscheinen? Dort in der Fensterecke säße sie mit ihrer älteren Schwester, mit den anspruchslosen, mageren Töchtern des Rektors, während die Stiftsdamen sich teilnehmend neugierig um eins ihrer Nichtchen gruppieren würden, um sich vom ersten Ball, vom Tennis, von der Schweizerreise erzählen zu lassen. Gedrückt, vielleicht verbittert würde ihre gute Mutter den Kaffee trinken — die Enttäuschung der ganzen Familie war ja nicht auszudenken! So würden die Jahre verlaufen, sie würde immer bescheidener, immer stiller in der Ecke sitzen. Sie hatte keine besonderen Kenntnisse, noch Begabungen, nie würde es ihr gelingen, da draußen im rastlosen Kampf sich Arbeit zu verschaffen. Lisbeth, die zweite Schwester, die talentvollste der drei Töchter, malte seit langem in Berlin, hatte sich glücklich eine etwas kümmerliche Anstellung als Zeichnerin an einem Modeblatt erworben. (In Burgen durfte dies natürlich nicht verlauten.) Jetzt war ihr gekündigt worden; vergebens suchte sie nach irgend einem Wirkungskreis — auf allen Gebieten die gleiche Ueberfüllung. So würde sie wohl bald nach Hause zurückkehren, enttäuscht, entmutigt, sie, die mit so kühnen Hoffnungen, einer so resoluten Energie die Erlaubnis zum Studium durchgesetzt hatte! Frida konnte alle Pflichten der Hausfrau gewissenhaft übernehmen, würden die ihr nicht zuteil, stand ihr nichts Tüchtiges, nichts Wichtiges bevor, mußte jedes kommende Jahr ihr nehmen, ohne ihr zu geben. Sie würde sich an den ohnehin überreichlich mit weiblichen Kräften versehenen Wohltätigkeitseinrichtungen des Städtchens beteiligen; immer stiller, immer bescheidener würde sie in der Fensterecke sitzen.

Spät brach man auf; zu Hause angelangt, mußte sie eiligst das Abendessen besorgen. Darauf



Ein Blick ins Freie
Nach dem Gemälde von Carl Seiler

wurde die Zeitung vorgelesen, nachher die übliche Partie Sechsundsechzig gespielt, um halb zehn ging alles zu Bett. In wie vielen Familien verlaufen solche stillen Abende zur ungetrübtesten Befriedigung, bleiben in sanft rührender Erinnerung haften. Aber weder Fridas Eltern noch ihre Schwestern besaßen die Gabe, sich und andre zu beglücken. Brave Menschen, aber immer sich in Kleinlichkeiten verbeißend, sich in Auseinandersetzungen aufreibend. Sie liebten sich, hingen eng zusammen, und gegenseitig quälten sie einander.

Ruhelos ging Frida in ihrem Schlafzimmer auf und nieder.

Wer durfte wagen, ihr den Inhalt des Lebens zu rauben! Sie wollte glücklich sein, sie wollte Ottos Gattin werden. Gewiß wäre es nicht nur großherzig, sondern einfach anständig gewesen, Verzicht zu leisten. Trotz ihrer robusten roten Backen war sie eine sensitive, zartempfindende Natur. Auf das deutlichste, auf das zwingendste erkannte sie, was hier geboten sei; sie hätte es allen andern schwer verargt, hätten diese nicht danach gehandelt. Das war ja so namenlos bitter, das war ja die krasseste Härte, daß sie den Abstand zwischen heute und ihrer einstmaligen stolzen, mädchenhaften Würde haarscharf erkannte, daß sie sich tief verachtete, daß sie sich in den Grund ihrer Seele schämte.

In dem schrecklichen Brief hatte es geheißen: ‚Wenn Sie mutig, feinfühlend und ehrenhaft sind, müssen Sie ihn freigeben.‘ So wäre sie denn also feig, ehrlos und gemein.

Sie entkleidete sich, ging zu Bett, preßte sich krampfhaft in die Kissen. Alles andre war ihr gleich, nur nicht auf die Heirat verzichten! Nur nicht die langausgesponnene Schattenexistenz der Stiftsdamen, der Schwestern, der Rektorstöchter. Leben und lieben, arbeiten und genießen, darauf hatte auch sie ein Recht. Ihr Dasein erfüllen, Gattin eines tüchtigen, stattlichen Mannes werden, Mutter von warmen, weichen Kindern, für diese sorgen, sich ihnen mit ganzem Herzen, mit aller Kraft widmen.

„Ihr braucht ihn nicht zu bemitleiden, ich werde ihn glücklich machen, er soll und wird es gut bei mir haben. Und ich lasse nicht von ihm, ich kann und will nicht von ihm lassen.“

III

Es war am Abend vor Sylvester; der Saßnitzer Expreßzug war recht leer, im Speisewagen befanden sich nur vier Reisende. Es waren Marineoffiziere, gemütlich rauchend saßen sie um einen Grog.

„Immerhin bleibt jede Hochzeit eine Zumutung,“ meinte der älteste, der behaglich breite Kapitänleutnant Reuter.

„Na, auf einem großen Landhaus, so bei uns in Westpreußen, wo auf jedem Gut Gäste untergebracht werden, und man nachher von einem zum andern herumfährt, da kann es doch ganz spaßhaft zugehen,“ versetzte gerechten Sinnes Herr von Hagenau.

„Allerdings in einer kleinen Stadt und im Winter!“

„Die Bergmanns haben einen ja überaus freundlich empfangen, und alles verlief sehr nett,“ bemerkte Stellenthin.

„O gewiß, sehr zuvorkommende Leute,“ versicherten die andern.

„Das kleine Fräulein von Sehlt, die mit der Stiftsdamentante ankam, war sogar niedlich.“

„Gar nicht übel.“

Eine kleine Pause.

„Er hat sie also doch geheiratet!“

Eine kleine Pause. Sie leeren nachdenklich ihre Gläser.

Etwas vorwurfsvoll unterbricht Stellenthin das Schweigen. „Eine vortreffliche kleine Frau.“

„Sie lebe hoch!“ rief mechanisch nach all dem Hochleben des Hochzeitmahls der Kapitänleutnant und stieß mechanisch mit seinen Nachbarn an.

„Ja, ja, ich weiß ja natürlich, was Sie alle denken,“ fuhr Stellenthin fort. „Aber, Hand aufs Herz, machen unsre Durchschnitts-Offiziersdamen denn einen so viel berückenderen Eindruck? Natürlich nehme ich die kleine Schultzen aus.“ (Alle Gesichter hellten sich auf, während das Bild der Gefeierten an ihnen vorbeihuschte.) „Allenfalls auch die Bernstorff, die Bäseler und ... und vielleicht noch die Naumann. Abgesehen von diesen jedoch ist Frau Kapitänleutnant Hasse genau ebenso reizvoll als die andern, dazu gesünder und vielleicht gutmütiger als unser übriger Damenflor.“

„Schön, meinetwegen,“ versetzte Hagenau. „Nach vieljähriger Ehe ist man natürlich in ein andres Stadium getreten, ist nüchterner, alltäglicher geworden, verlangt und gibt andres als während der Flitterwochenzeit. Aber man ist doch zusammen einmal jung gewesen, man hat voller Illusionen angefangen, man hat Poesie, Leidenschaft, Rausch gemeinsam genossen, kann später noch daran zehren. Dies alles entbehren! Ich würde es mir nicht zumuten mögen.“

Ein zustimmendes Gemurmel.

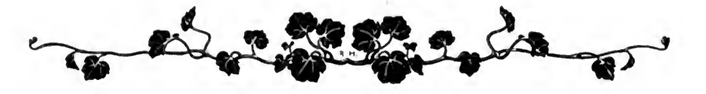
„Dieser braven Frida ist wohl niemals aufgegangen, welches Opfer er ihr bringt. Eigentlich mußte es ihr irgendwie nahegelegt werden.“

„Hätte die liebende Braut sich daran gekehrt?“ fragte ironisch der vierte.

Der Kapitänleutnant schlug mit der Hand auf den Tisch und meinte energisch: „Auf jeden Fall habe ich einen ungeheuren Respekt vor Hasse. Ein Mann, ein Wort. Nicht nach rechts, nicht nach links sehen, aber seine Pflicht erfüllen! Was nahm er sich in der Kirche gut aus, hätte der glänzend heiraten können!“

Alle durcheinander: „Ein Prachtmensch!“ — „Ein famoser Charakter!“

Die arme Frida hat niemand bedauert.



Vulkanbesteigungen auf Java

Reiseskizze

von

Tanera

(Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer)

An der nordöstlichen Grenze des Indischen Ozeans liegt der reichste, glänzendste und farbenprächtigste Juwel, den die Erde besitzt: Java. Alles muß gegen diese gesegnete Insel zurücktreten, und selbst das Paradies der Erde, Ceylon, erreicht sie nur in dem verhältnismäßig kleinen Teil, der seit längerer Zeit der europäischen Kultur eröffnet ist. Java ist daher unvergleichbar; es gibt nichts, was sich in so gewaltiger Ausdehnung mit seiner Tropenpracht vergleichen könnte. Ob man im Westen in Weltevreden und Buitenzorg, in der Mitte in Samarang und Djokjakarta, oder im Osten in Soerabaja und im Dasargebirge umherwandelt, überall ist es paradiesisch.

Auf dieser glücklichen Insel gibt es unter den beinahe 30 Millionen Einwohnern fast keine Bettler; allen scheint es gut zu gehen; man meint hier wirklich in einem Paradies zu leben. Aber dieses hat doch auch seine großen Nachteile. Erstens die Hitze. Wenn das Thermometer im Winter, d. h. in der Regenzeit, einmal auf + 24° R. sinkt, so freut man sich über die Kühlung, die eingetreten ist. Doch daran gewöhnt sich der Mensch, das ist nicht so schlimm. Aber was unter der Erde lauert! Das heißt Tod und Verderben, und dagegen schützt keine Vorsicht, keine Wissenschaft. Den grauenvollen Ausbrüchen der Vulkane erliegt rettungslos alles, was in ihren Bereich fällt, und immer wieder kommen solche vor.

Die letzte entsetzliche Katastrophe dieser Art fand vor 20 Jahren statt, nämlich am 27. August 1883. Es war der Ausbruch des dicht westlich von Java gelegenen Inselvulkans Krakatau in der Sundastraße. Unter dem Meeresspiegel soll eine Erdspalte teilweise eingestürzt sein; das Seewasser drang in das Erdinnere, in verborgene glutflüssige Massen, es entwickelten sich kolossale Dampfmengen, und der durch sie entstandene ungeheure Druck sprengte den 200 Jahre ruhig gebliebenen Krater vollständig in die Luft. 27 Kilometer hoch stiegen die Dampfwolken empor, etwa 18 Kubikkilometer Erde, Lava und Bimsstein wurden ausgeworfen, und es bildete sich eine 24 Meter hohe Flutwelle, die die Westküste Javas überschwemmte, einen Landstrich von 92 Kilometern Länge und 5 Kilometern Breite total verwüstete, zahlreiche Dörfer hinwegschwemmte und 36000 Menschen sowie unzählige Tiere, Bäume und Felsen mit in den Abgrund des Meeres zog. Aber schon 10 Jahre später hatte die wunderbare Tropensonne Javas fast alle Spuren dieses fürchterlichen Ausbruches verwischt, und jetzt ist die Wüste wieder in eine üppig bewachsene Waldlandschaft verwandelt, und sogar auf dem neu entstandenen Kegelberg des Krakatau wachsen schon Bäume von 10 bis 15 Metern Höhe.



Vor dem Aufbruch

Java besitzt 51 Krater, von denen noch 28 in Tätigkeit sind. Zwei der bedeutendsten unter den letzteren habe ich bestiegen, den Papandajan (zu deutsch Schmiedeberg) bei Garoet und den Bromo bei Tosari im Dasargebirge.

Wenn man mich frägt, welches das idyllischste Hotel sei, das ich auf der ganzen Erde kennen gelernt habe, so muß ich antworten: van Horcks Hotel in Garoet. Man stelle sich vor: ein großer, in tropischer Ueppigkeit angelegter Garten; darin kleine Pavillons mit je zwei oder drei Zimmern, jedes mit sehr hübscher, schattiger Veranda versehen. Im Garten düstere Laubgänge, in denen man in bescheidensten Toiletten, meist nur im Pidschama (Nachtanzug), umherwandelt, exotische Vögel, mäuschenstill ihres Amtes waltende Diener, abends wunderbare Leuchtkäfer, und stets Ruhe und verhältnismäßig kühle, jedenfalls sehr aro-

matische Luft, das ist das Hotel und seine Umgebung.

Aus dieser Idylle brach ich früh 4½ Uhr auf. Im dreispännigen Karren ging es im Trab ununterbrochen bergauf. Bei dem klaren Sternenhimmel erkannte man die Schattenrisse der Alleebäume und die Wasserspiegel der Reisfelder.

Die Javaner sind höfliche Leute. Es gilt als Zeichen der Achtung, vor Höheren möglichst klein zu erscheinen. Also hocken die Javaner stets vor Europäern nieder. Wenn ein Kaufmann seine Waren anbietet, hockt er auf seine Waden nieder; Männer hocken auf der Straße nieder, wenn ein hoher Herr kommt, und sehen ihn an; Frauen sind noch respektvoller, denn sie hocken sich zur Erde und drehen dem Fremden den Rücken zu, weil es sich nicht paßt, ihn mit Blicken zu belästigen. Ländlich-sittlich. Aber die Neugierde! Da schielen sie doch um die Seite herum und machen in ihrer abgewendeten hockenden Stellung dann einen unglaublich komischen Eindruck. So sah ich während der Fahrt bis zum Dorf Tjiseroepan mehrere Gruppen. Kurz nach Sonnenaufgang kam ich dort an. Von da begann ein zweistündiger Ritt auf steilem Bergpfad. Zuerst führte er durch schattige Alleen von Wiringinbäumen oder Bambus. Die Gärten zur Seite waren meist von Büschen der giftigen, aber mit schönen, großen, weißen Blüten bedeckten Datura eingefaßt. Dann ging es in einen zauberhaften Urwald, wie ich ihn schöner weder auf Ceylon noch im Himalaja oder in Brasilien gesehen. Riesige, dicht verschlungene Netze, bei denen mächtige Laubbäume als die großen durchgehenden Fäden und die unzähligen Lianen als das feine Maschennetz wirkten, faßten den Weg ein. Das Unterholz bildeten wilde Bananen, Büsche der fleischfressenden Pflanzen mit ihren langen Blütentulpen, die verschiedenartigsten Farne u. s. w. Die meisten Bäume sahen wie riesige Sträuße aus, so waren sie mit Orchideen aller Arten und mit Schmarotzern bedeckt. Aromatischer Duft erfüllte die Luft, entzückend war der Gesang zahlreicher Singvögel, und einmal lief ein Tragopan, der javanische blaue Glanzfasan, einige Zeit vor mir her, ehe er im Busch verschwand. Nun kamen hohe Rhododendren, der Wald wurde lichter, grüngelbe Wasserrinnen schlängelten sich über den Weg, man roch hie und da Schwefeldämpfe. Noch 15 Minuten ritt ich im Bett eines Baches aufwärts, dann hörte plötzlich die Vegetation auf, ich befand mich im Krater des Papandajan, 2350 Meter über dem Ozean. Wie ein mächtiges Amphitheater, auf drei Seiten von 250 bis 270 Meter hohen Wänden eingefaßt, stieg es vor mir auf; nur da, wo ich herkam, war der Kraterrand tief ausgeschnitten.



Beim Aufstieg

Der gewaltige, eingeschlossene Kessel hat einen Umfang von rund 12 Kilometern, also fast 4 Kilometer Durchmesser. Er besitzt einen ungeahnten Farbenreichtum, der den europäischen Kratern, so dem Vesuv und Aetna, fehlt. Vom reinsten Weiß geht es durch alle Schattierungen des Gelb, Lila, Rot, Grau, Braun bis zum Schwarz. Ein sicherer, aber steiniger Weg führt in die Mitte. Seitwärts davon kann man in gefährliche Schwefeldämpfe oder auf dünne Stellen geraten und sich durch Ersticken oder Durchbrechen und Versinken in glühende Massen den Tod holen. Aus vielen Oeffnungen strömt heißer Wasser- oder Schwefeldampf mit solchem Getöse hervor, daß man an ein Schmiedegebläse erinnert wird. An einer andern Stelle, die die Eingeborenen „Kareta api“, d. h. Feuerwagen, nennen, glaubt man den Pfiff einer Lokomotive zu hören, hier und da vernimmt man unterirdische Donnerschläge; kurz, die Javaner haben mit ihrem Vergleich des Kraters mit einer Riesenschmiede vollständig recht. Der ganze Papandajan ist ihnen sehr unheimlich, obwohl er sich seit dem 12. August 1772 ruhig verhält. Damals freilich zerstörte sein fürchterlicher Ausbruch 40 Dörfer und tötete über 3000 Menschen. Feuer sieht man aber jetzt nicht mehr; merkwürdigerweise auch fast keine Lava, sondern meist nur Schwefel, Bimsstein und Asche. Einige große, gelbe Schwefelfelsen, die menschlichen Figuren gleichen, erregen aber eine ganz besondere Scheu der Eingeborenen.

Mein Bergpony wollte nicht mehr auf den Kraterrand klettern. Aber er mußte. Oben war die Aussicht auf das Tal von Garoet entzückend. Unten schien, umgeben von wunderbarem Urwald, ein herrlicher Garten zu liegen, und eingefaßt war dies alles von wildromantischen Vulkanen, unter denen der „Donnerberg“, Gunong Guntur, ganz besonders auffiel. Innen im Krater aber sah ich eine wilde Scenerie von Geröll, verwitterten Lavablöcken, Schwefelfelsen und weißen Sinterablagerungen, zwischen denen heiße Dämpfe emporstiegen, eine Hexenküche oder die Schmiede eines malaiischen Hephaistos.



Im Krater des Bromo

Einige Wochen später besuchte ich den mächtigsten Vulkan von Java, den Bromo im Dasargebirge. Von Soerabaja aus fuhr ich mit der Eisenbahn 4 Stunden ostwärts, und dann begann eine außerordentlich interessante Landreise zu Wagen und zu Pferd. Ich saß in einem kleinen zweiräderigen, der Sonnenglut wegen bedeckten Karren, mit dem drei Ponys, meist in scharfem Trab, oft aber auch im Galopp, dahinjagten. Alle 2½ Stunden wurden die Pferde gewechselt. Ich passierte verschiedene javanische Dörfer, die reinlich und freundlich aussahen. Hier lernt man so recht die Verwendung des Bambus kennen. Man macht alles daraus, Häuser, Möbel, Wagen, Brücken, Musikinstrumente, Gefäße für Milch und Wasser, Brunnen, Leitungen u. s. w. Man trägt

die Lasten an Bambus, man raucht und trinkt aus Bambus, man schläft in Bambusbetten, kurz, ohne Bambus wären diese tropischen Dörfer gar nicht denkbar. Nachmittags 4 Uhr war ich in einer 700 Meter hoch gelegenen Relaisstation angekommen. Sie lag in üppigster Vegetation ganz reizend. Nun mußte ich reiten. Was diese kleinen Bergpferde leisten, ist so großartig, daß man sich fast scheut, davon zu erzählen. Nur wer von Jerusalem auf dem alten Saumpfad nach Mar Saba oder nach Nablus, oder vom Schwarzen Meer über Trapezunt nach Kars geritten ist, kann sich annähernd solche Leistungen eines Pony vorstellen. In 2½ Stunden erreichte ich, meist bergauf trabend, den 1770 Meter hoch gelegenen Luftkurort Tosari. Der Urwald ist hier nicht so schön wie am Papandajan, weil er schon zu sehr der Kultur weichen mußte. Dagegen sieht man sehr schöne Kaffeeplantagen, Mais- und Bananenfelder und Gärten und Obstanlagen. Die letzte Strecke zum Kurort bildet eine aus Holzstämmen angelegte steile Treppe von etwa 800 Stufen, die den weit umführenden Fahrweg sehr verkürzt. Ueber diese Treppe lief mein Pony mit mir wie ein Pudel hinauf, stolperte nicht einmal und war oben gar nicht stark ermüdet.

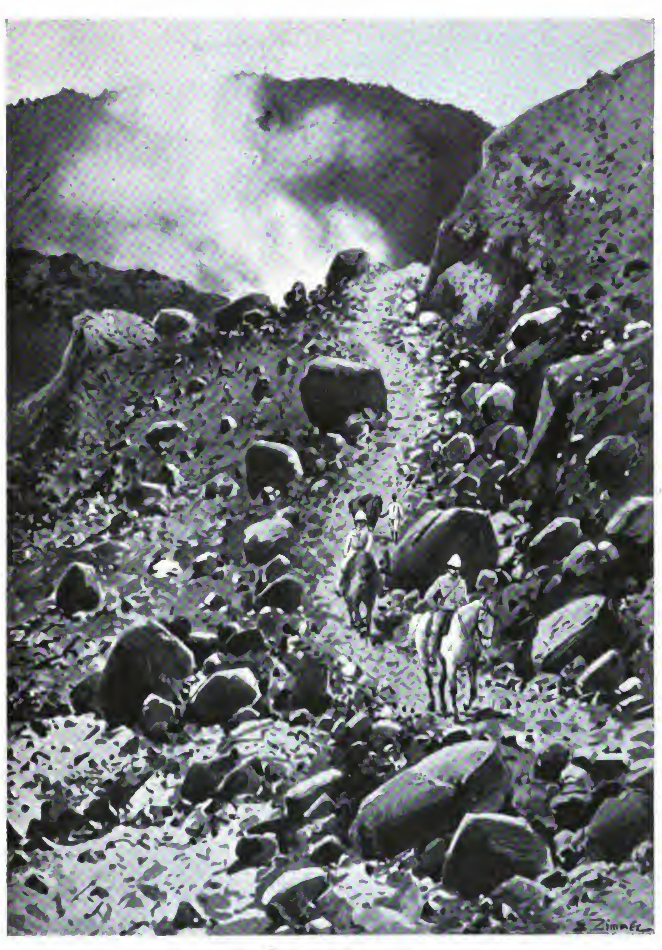
Nun befand ich mich in einem sehr netten Hotel und genoß von der Terrasse eine entzückende Aussicht auf die unten wie ein bunter Teppich sich ausbreitende Ebene und auf die gegenüberliegenden Krater und Gebirgsketten. Am Spätabend sah ich vier Gewitter teils über, teils unter mir, und eine geradezu wunderbare Beleuchtung wechselte über dieser eigenartigen Landschaft.

Am andern Morgen ging es weiter aufwärts auf den Bromo. Abermals erkletterte der gute Pony einige hundert Stufen so gut wie jede Ziege. Was dann kam, muß man mir glauben, so unglaubhaft es auch klingt. Der Lehmboden des Weges hatte viele, oft 1½ bis 2 Meter tiefe Risse. Dazwischen blieben häufig nur säulenartige Lehmblöcke stehen. Darüber stieg, sprang oder schritt vorsichtig der unvergleichlich brave Pony mit mir, ohne ein einziges Mal zu stolpern. Wäre er gestolpert, dann: leb wohl Roß und Reiter, denn hart neben diesem Höllenpfad stand links der unersteigbare Berg, und rechts fiel mit 60 Grad Böschung der Steilhang 500 bis 600 Meter ab. Endlich war ich oben am Rand des 250 Meter tiefen, 7 Kilometer im Durchmesser aufweisenden Kraters. Unten breitet sich das sogenannte Sandmeer aus, und mitten in diesem erheben sich die drei gegenwärtig vorhandenen kleinen, noch tätigen Krater. Der Weg führt in einer Böschung von 25 bis 30 Grad abwärts. Da muß man sich hie und da mit dem Rücken auf die Kruppe des Pferdes legen. Aber es geht, denn der vorzügliche Bergpony leistet Vorzügliches. Unten fliegt man im Galopp über die Sandebene des großen Kraters und hält vor einem der kleinen. Ihn zu ersteigen lohnt nicht, denn hineinzusehen, wie manchmal in den des Vesuvs, ist doch nicht möglich, und wenn sich der Wind dreht, kann man durch die ausgestoßenen Schwefeldämpfe erstickt werden. Aber interessant ist es wirklich, in dem weiten, vollständig abgeschlossenen, fast kreisförmigen Riesenkrater zwischen den grauschwarzen drei kleinen Pyramiden der neuen Krater auf dem hellgelben Sand herumzureiten und dem Donner der unterirdischen Gewalten zu lauschen.



Beim Abstieg

Beim Rückweg muß nun zunächst wieder der Rand des großen Kraters erklettert werden. Dabei liegt man fast auf dem Hals des Pony und hält sich an der Mähne fest, um nicht über die Kruppe abzurutschen. Dann der Abstieg nach Tosari! Wer sich erinnert, was ich vom Aufstieg sagte, kann sich vorstellen, daß der Rückweg keineswegs behaglicher ist. Als ich wieder in Tosari ankam, hatte ich das unendlich wohltuende Gefühl, das man immer empfindet, wenn man einer sehr heiklen Lage glücklich entkommen ist. Schon das allein lohnt den Ausflug auf den Bromo. Dann der interessante Vulkan selbst, und zuletzt das Bewußtsein, den größten feuerspeienden Berg Javas — der weiteste Krater ist der des erloschenen Raon — und damit den größten Vulkan der Erde gesehen zu haben. Dies alles berechtigt, die nur 3 bis 4 Tage beanspruchende Tour jedem Java besuchenden Reisenden zu empfehlen.



Im Krater des Papandajan



Die Porta nigra in Trier

Deutsche Stadttore

Von

Dr. Th. Hampe

Wenn wir alte Stadtansichten betrachten, wie sie uns etwa in den großen Prospektwerken von Mathäus Merian dem Aelteren, Daniel Meisner, Bodenehr u. a. in so reicher Fülle erhalten sind, so springt vor allem der ungemeine Turmreichtum selbst der kleinsten Städte und Flecken in die Augen. Allerdings ist dabei von vornherein zu bedenken, daß die Hand des Zeichners zumeist mehr wiedergegeben hat, als dessen Auge von dem einmal gewählten Standpunkt aus wahrzunehmen vermochte. Die in Kupferstich oder Radierung vervielfältigten Blätter sollten in der Regel weder rein künstlerischen noch streng topographischen Zwecken dienen, sondern dem Beschauer nur ein ungefähres Bild der einzelnen Orte mit möglichster Wiedergabe oder doch Andeutung aller daselbst bemerkenswerten öffentlichen Gebäude vermitteln. Daher bauen sich denn häufig auch unansehnliche und in Wirklichkeit ganz flach gelegene Städtchen in diesen Prospekten in fast märchenhafter Pracht vor uns auf, und wir können uns der Annahme nicht erwehren, daß auch geschäftliche Berechnung beträchtlich dazu beigetragen habe, manche bescheidene Oertlein in solcher Stattlichkeit erscheinen zu lassen. War doch bei derartigen Werken gewiß in erster Linie an die verschiedenen Obrigkeiten als Abnehmer gedacht.

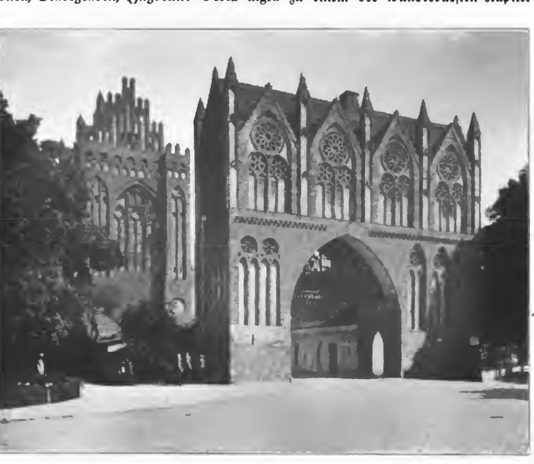
Das Uenglinger Tor in Stendal

Aber auch wenn wir manches von dem Eindruck, den wir durch jene Prospekte gewinnen, in Abzug bringen müssen, bleibt doch eine ganz außerordentliche Vorliebe unsrer Altvordern für Turmbauten als Tatsache bestehen. Diese Turmfreudigkeit, nur in Zeiten überwiegenden Einflusses der klassischen Kunst gewaltsam zurückgedrängt und heute, wo man sich der Fesseln der Antike immer mehr entrafft, wiederum in mächtiger Zunahme, fand ehemals ihren charakteristischsten Ausdruck vielleicht weniger in der großen Zahl der Mauertürme, die der Befestigungsgürtel einer jeden Stadt aufwies, oder selbst in den turm- und türmchenreichen Kirchenbauten des deutschen Mittelalters, als in den imposanten Torbauten, deren sich in allen Gauen unsers Vaterlandes glücklicherweise noch viele in ihrer alten Pracht und Großartigkeit erhalten haben. Jene Stadtmauertürme hatten im wesentlichen einen fortifikatorischen Zweck, wie das Himmelanstrebende des gotischen Kirchenbaues zum guten Teil in der mystischen Stimmung der Zeit wurzelt, also nicht so sehr auf künstlerisch-ästhetischen als auf religiösen Gründen beruht. Bei den

Torbauten dagegen hätte eine geringere Höhe, als wir sie bei den meisten antreffen, ihrem praktischen Zwecke vielfach besser entsprochen, und zugleich zeigt uns die hohe Kunst, mit der man es verstand, in der ganzen Anlage wie in der Ausführung mit Anmut gepaarte Kraft zum Ausdruck zu bringen, zeigen uns die reichen und geschmackvollen Zierformen, mit denen insbesondere die Städte ihre Tore auszustatten liebten, daß hier das eigentlichste Wesen der Bewohner oder doch der beste Teil ihres Wesens am Werke gewesen ist, eine stolze Daseinsfreude und ein hochentwickelter Schönheitssinn. Mochte auch ein Städtlein noch so klein sein, zum mindesten e i n kunstvoll und stattlich aufgeführtes Tor mußte es sein eigen nennen. Dabei ward nicht daran gedacht oder fiel doch keineswegs ins Gewicht, daß eben diese Bauten weit mehr als andre der Zerstörung ausgesetzt waren, daß eine einzige, noch nicht einmal unglückliche Fehde in jener krieg- und fehdereichen Zeit der Herrlichkeit eines solchen Torbaues ein rasches Ende bereiten konnte. Die Tore bezeichneten gewissermaßen die Burg oder die Stadt selbst, in deren schützende Mauern man durch sie einzog; nach den Toren waren nicht selten die verschiedenen Quartiere benannt, zu ihnen hatte sich der wehrhafte Bürger in Fällen dringender Gefahr zu Schutz und Schirm der Heimat unverweilt zu begeben. Den hochragenden Torbauen vornehmlich gehörte die Liebe des Volkes, der Erhaltung ihrer malerischen Pracht, ihrer ernsten Stattlichkeit, die man sich gegenüber ihrem heutigen Zustande noch gehoben denken muß durch mancherlei ehemals dem Tore etwa vorgelagerte Bollwerke, durch Stadtgraben, Zugbrücke und Fallgatter, war denn auch die unausgesetzte Sorgfalt der Obrigkeit zugewandt, ohne Rücksicht auf Bedenken praktischer Art. Es verlohnt sich daher nicht nur im künstlerischen und kunsthistorischen, sondern auch im kulturgeschichtlichen Sinne wohl, die Geschichte namentlich des deutschen Stadttores in großen Umrissen an uns vorüberziehen zu lassen und dabei einige der hervorragendsten Denkmäler an der Hand der diesem Aufsatze beigegebenen Abbildungen etwas eingehender zu betrachten.

Aus dem frühen und hohen Mittelalter haben sich auf deutschem Boden Stadttore weder im Original erhalten, noch können wir uns nach gleichzeitigen Abbildungen oder Beschreibungen ein deutliches Bild von ihrer Bauart und Einrichtung machen. In jenen Zeiten erst allmählich entstehender Stadtverfassungen, noch unentwickelten Städtewesens und Bürgertums waren die Tore, wie in der Regel auch Mauern und Häuser, noch von Grund auf aus Holz errichtet. Wir hören von Bränden, die ganze Städte in Asche legten und sich in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum mehrmals wiederholten. Dazu gedenke man der Fehden und räuberischen Ueberfälle, endlich der nur geringen Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit des allen Unbilden der Witterung ausgesetzten Materials. Kein Wunder in der Tat, daß aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters bis tief in die Stauferzeit hinein nicht einmal Reste solcher Denkmäler auf uns gekommen sind.

Indessen darf hier doch ein gewaltiger Torbau nicht unerwähnt bleiben, der aus einer noch viel früheren Zeit ernst und groß und in mancher Hinsicht rätselhaft in die Gegenwart hineinragt, die berühmte Porta nigra zu Trier. Allerdings haben wir es hier mit einem römischen Bauwerk zu tun, aber der Umstand, daß uns in der Porta nigra die Antike auf deutschem Boden entgegentritt, und die im Vergleich mit andern Denkmälern dieser Art und Zeit, z. B. mit der Porta praetoria zu Regensburg, ganz vortreffliche Erhaltung des alten Werkes berechtigen uns gleichwohl, es hier in erster Linie zu nennen. Ueberdies gehört die Geschichte der Porta nigra zu einem der wunderbarsten Kapitel



Das Treptower Tor in Neubrandenburg



Das Holstentor in Lübeck



Das Wertachbrucker Tor in Augsburg
Erbaut von Elias Holl

in der Kunstgeschichte. Die neuesten, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Kanalisierungsarbeiten vorgenommenen und noch nicht zum Abschluß gelangten Nachforschungen und Untersuchungen über den Stadtplan der alten Augusta Trevirorum haben ergeben, daß die erste Gründung Triers aller Wahrscheinlichkeit nach in die augusteische Zeit fällt, daß indessen die Porta nigra sich dem Straßennetz dieser ältesten Epoche nicht einfügt, sondern einer späteren Stadterweiterung seine Entstehung verdankt. Im Zuge der damals vermutlich gleichfalls erst aufgeführten Stadtmauer erhob sich das Tor mit seinen zwei im Rundbogen gewölbten Durchgängen, dreigeschossig, von zwei im Halbkreis vorspringenden turmartigen Eckgebäuden, die ursprünglich wohl beide viergeschossig waren, flankiert. Aus gewaltigen Quadersteinen, die nicht durch Mörtel, sondern durch im Innern angebrachte eiserne Klammern zusammengehalten werden, ist das Ganze erbaut, die Außenseite bei gleichzeitiger starker Betonung der Horizontallinie nur durch rundbogige Fenster, sowie Halbsäulen und Pilasterstellungen in derber Ausführung gegliedert. Eigentlicher plastischer Schmuck ist nirgends verwendet, und man hat aus diesem Mangel und der Roheit der Ausführung, die allerdings den Eindruck trotziger Kraft erweckt, wohl schließen wollen, daß der Bau nicht seine letzte Vollendung erfahren habe. Nachdem, wie die noch im Zuge befindlichen Nachforschungen, insbesondere das Studium der älteren Kulturgeschichten, zu ergeben scheinen, Trier längere Zeit fast ganz in Trümmern gelegen und nahezu unbewohnt geblieben war, wurde nach Wiedererstehung der Stadt

die Porta nigra durch Erzbischof Poppo (1016 bis 1047) in eine christliche Kirche, und zwar in eine Doppelkirche mit zwei Andachtsräumen übereinander, zu deren erstem man durch das Erdgeschoß auf einer Treppe hinanstieg, verwandelt und an der Ostseite des Gebäudes jener Chorbau hinzugefügt, der noch heute steht und auch auf unsrer Abbildung (links vom Beschauer) zu sehen ist. Als Simeonskirche hat dann das alte Tor fortbestanden, bis auf Befehl Napoleons I. zu Anfang des 19. Jahrhunderts im wesentlichen der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt werden mußte.

Ueberspringen wir nun von der römischen Zeit aus jene früher erwähnten denkmalarmen Jahrhunderte, so finden wir, daß in der Epoche des mehr und mehr erstarkenden deutschen Städtetums — die Gründung der Hansa und des rheinischen Städtebundes im 13., des schwäbischen Städtebundes im 14. Jahrhundert sind wichtige Etappen und gleichzeitig neue Ausgangspunkte in dieser Entwicklung — die bis dahin üblichen, aus Holz aufgeführten Tore nach und nach durch Steinbauten ersetzt wurden, deren früheste vielfach auch den Namen „Steintor“ erhielten. Nach dem dabei verwendeten Material und den durch dieses bedingten Modifikationen des Stils, vor allem auch der Ornamentik, trennt sich nun sogleich, wie in der Geschichte der Architektur überhaupt, so natürlich auch in der Geschichte des Tores das süddeutsche Hausteingebiet vom norddeutschen Backsteingebiet.

In den Torbauten des Backsteingebiets feiert die Freude an edlem künstlerischen Schmuck und zugleich an farbiger Wirkung ungleich höhere Triumphe als in den Stadttoren Süddeutschlands. Weite Gebiete Norddeutschlands mußten, wo nicht etwa eine Wasserstraße wie die Elbe half, bei den Verkehrsverhältnissen der früheren Jahrhunderte auf die Verwendung von Haustein so gut wie völlig verzichten. In dieser Beziehung stand ihnen nur das namentlich zu plastischen Zwecken schwer zu meisternde Material der Findlings- oder erratischen Blöcke, der Granit, zur Verfügung, aus dem denn auch, wie manche Dorfkirche Norddeutschlands, so auch zumeist der Unterbau der Stadttore aufgeführt ist. Für den Oberbau aber, für den man auf Schmuck keineswegs verzichten wollte, griff man fast überall zu dem altgewohnten, angestammten Material, dem Backstein. Freilich ließen sich die starken Ausladungen und malerischen Profilierungen, deren der Sandsteinbau fähig ist, mit ihm nicht erreichen und auch auf das schlanke und hohe Aufstreben des Turmes mußte man verzichten. Dafür aber ward frühzeitig eine überaus reizvolle, ganz eigenartige Dekorationsweise ausgebildet, als deren Hauptelemente drei bezeichnet werden können: die farbige Glasur der Ziegelsteine, die Verwendung von Formsteinen, d. h. aus Formen gepreßter und gebrannter, auch zusammensetzbarer Ornamentationsmotive, und die Verwendung weißen oder weißgrauen Mörtels zur Verkleidung gewisser Teile der Wand, der darauf berechneten Mauerblenden u. s. f. Durch ein harmonisches Zusammenwirken dieser Elemente und natürlich unterstützt durch eine geschmackvolle Anordnung der Fenster, sowie durch den Hinzutritt fialenartiger und andrer Türmchen, Zinnen, Mauerstreifen u. s. f., endlich durch den hochentwickelten Sinn für eine künstlerische Silhouette werden gerade auch in den Torbauten der Mark Brandenburg, Mecklenburgs, Pommerns u. s. w. Wirkungen erreicht, die zu den allerbedeutendsten auf dem Gebiete der Architektur gezählt werden dürfen. Daß darunter auch der Eindruck selbstbewußter Kraft und die Großartigkeit des Bauwerkes keineswegs zu leiden brauchen, zeigen vielleicht am besten das 1469—1476 aus dem reichen Vermächtnisse des Ratsherrn

Das Burgtor in Rothenburg o. d. Tauber



Das Schwabentor in Freiburg i. Br.
(Nach der Restaurierung)

Johann Broling erbaute pracht- und würdevolle Holstentor zu Lübeck und das 1440 errichtete Uenglinger Tor in Stendal, das mit dem Tangermünder Tor daselbst zu den herrlichsten Bauten dieser Art gehört. Ursprünglich war wohl auch der zinnenbewehrte Hauptturm ebenso wie heute noch die vier Ecktürmchen mit einem massiven Kegeldach bekrönt und so zu noch ansehnlicherer Höhe hinaufgeführt. Das dritte der hier wiedergegebenen Tore endlich, das Treptower Tor in Neubrandenburg, entspricht zwar in seiner Bauart nicht recht dem fortifikatorischen Charakter der Stadttore, lehnt sich etwas zu stark an die Kirchenbaukunst an, wirkt aber, hiervon abgesehen, gleichfalls überaus reizvoll.

In Süddeutschland, wo namentlich die verschiedensten Arten von Sandstein aus zahlreichen, schier unerschöpflichen Brüchen zur Verfügung standen, finden wir dem Tore vornehmlich den Charakter des Ernstes und der Kraft, der Gediegenheit und Würde aufgeprägt, während der plastische oder malerische Schmuck mehr zurücktritt. Dazu führte wohl der Gedanke, das treffliche Material in der Hauptsache durch sich selbst, durch seine eigne unverfälschte Naturschönheit wirken zu lassen, wie die Güte und Wetterfestigkeit des Materials hier auch der Vorliebe für gewaltige Höhenentwicklung bedeutend Vorschub leistete. Besonders bezeichnend sind für diese Art mehrere Tore zu Rothenburg o. d. Tauber, von denen wir das Burgtor wiedergeben, das heute die Verbindung der Stadt mit jenen durch ihre wundervolle Aussicht so berühmten Parkanlagen vermittelt, an deren Stelle sich einst die Reichsburg und der Stammsitz der Vögte von Rothenburg erhob. Fast durchaus schmucklos steigt der eigentliche alte, mit einem kurzen Helmdach eingedeckte Torturm bis zu sehr ansehnlicher Höhe empor. Aber wie wird die Schroffheit seines Aussehens gemildert durch die ihm nach der Seite der „Burg“ vorgelagerten, in ihrer gegenwärtigen Gestalt allerdings erst dem 17. bis 18. Jahrhundert angehörenden, grünumrankten Rundbauten mit ihren hohen Ziegeldächern und dem zwischen ihnen eingespannten reizvoll bekrönten Torbogen! Ueberaus wirkungsvoll in seiner mächtigen Erscheinung ist auch das Hohetor oder Hohntor, wie es meist genannt wird, zu Neustadt an der Saale, das indessen nur in seinem unteren Teile noch dem ursprünglichen Baue von 1578 angehört; der obere Teil wurde 1636 auf Befehl des schwedischen Obersten Adam von Pfuhl durch Feuer zerstört und später in etwas veränderter Form wiederhergestellt. Hier wiederum tragen die durch rund herum geführte Steinleisten bewirkte horizontale Gliederung, das auf vier kräftigen Konsolen ruhende Erkerchen,



Das Schwabentor in Freiburg i. Br.
(Vor der Restaurierung; s. d. obenstehende Abbildung)



Das Wolfstor in Eßlingen

ursprünglich wohl eine sogenannte Pechnase zum Begießen andringender Feinde mit siedendem Pech, und die Fenster der Obergeschosse wesentlich nicht nur zur Belebung der Flächen, sondern auch zur freundlicheren Gestaltung des Ganzen bei. Einen finstereren und wegen geringerer Höhe auch nicht so majestätischen Eindruck macht das Ober-, Brot- oder Wolfstor in Eßlingen, das die innere Stadt mit der Obertorvorstadt verbindet und als einziger von den ehemals so zahlreichen Tortürmen der alten Reichsstadt übriggeblieben ist. Der Bau ist jedoch interessant durch die beiden über dem Torbogen angebrachten steinernen Löwenfiguren aus dem 12. bis 13. Jahrhundert, die hohenstaufischen Löwen, wie sie nicht ohne Grund genannt werden. Das Turmdach rührt wohl erst von der Renovierung des Tores im Jahre 1733 her.

Dagegen begegnen uns nun aber auch in Süddeutschland, im Gebiet des Hausteines, gelegentlich ungleich reicher geschmückte Torbauten, von denen als Beispiele hier nur noch zwei besprochen und gleichzeitig abgebildet sein mögen, nämlich das Wertachbrucker Tor zu Augsburg und das Schwabentor zu Freiburg im Breisgau. Das erstere ist eine Schöpfung des hervorragenden und fruchtbaren Spätrenaissance-Architekten Elias Holl (1573 bis 1646), von dem als seine bedeutendsten Werke das Augsburger Rathaus und das ehemalige reichsstädtische Zeughaus, dazu auch der Rote Torturm am Südende der Stadt herrühren. Das Wertachbrucker Tor liegt ganz am entgegengesetzten Ende und ist von den beiden Hollschen Toren das reicher gestaltete und im einzelnen zierlicher durchgebildete. Der auf quadratischer Grundfläche errichtete Turm springt etwa in der Mitte seiner ganzen Höhe ins Achteck um, und auf den ernsten und schwerfälligen Unterbau folgt nun ein anmutiger, fast graziöser Oberbau, in dessen eigenartiger und reizvoller Gliederung namentlich der Einfluß der Kunst des Andrea Palladio nicht zu verkennen ist. — Aelter in seiner ursprünglichen Anlage ist das Schwabentor in Freiburg im Breisgau, das ganz neuerdings einer Restaurierung unterzogen worden ist, und das wir daher in zwei wesentlich voneinander verschiedenen Ansichten wiedergeben. Ehemals war es ein ziemlich schmuckloser Bau, dessen einzige Zier, ein Freskobild, das auch auf unsrer Abbildung einigermaßen zu erkennen ist, den schwäbischen Bauern darstellt, der, wie die Sage erzählt, einst mit seinem in Fässer gefüllten Gelde nach Freiburg kam und die ganze Stadt zu kaufen begehrte. Neuerdings hat man nun dem alten Turm an Stelle der früheren, allerdings wenig geschmackvollen Bedachung eine merkwürdige Bekrönung gegeben und ihn auch sonst mit allerlei bunten Zutaten herausgestutzt. Ich weiß nicht, ob diese Ausgestaltung etwa alten Plänen oder Beschreibungen entspricht — auf dem Prospekt von Rudolf Manuel Deutsch in Sebastian Münsters Kosmographie (1549) und der „Abcontrafeyung" der Stadt von Gregorius Sickinger, Formschneider aus Solothurn, vom Jahre 1589 erscheint das Tor in sehr viel einfacheren Formen —, aber an ernster Würde hat der Bau durch diese Restaurierung ohne Zweifel ganz wesentlich eingebüßt. Allerdings ist er ja nicht durchaus Hausteinbau, und seiner Doppelnatur hat man vielleicht Rechnung tragen wollen, indem man den Oberbau an die Formen der Backsteinarchitektur erinnern ließ.

Mit der stetigen Verbesserung der Angriffswaffen, vor allem der Geschütze, und der jahrhundertelangen Verarmung, in die der Dreißig-



Das Hohetor in Neustadt a. S.



Das Brandenburger Tor in Berlin!

jährige Krieg unser Deutschland stürzte, mußte aber schließlich doch der Sinn für so glanzvolle, imposante und natürlich auch sehr kostspielige Torbauten, die stets zugleich ein deutliches Zeichen für den Wohlstand, ja Reichtum der betreffenden Stadt und ihrer Bürger gewesen waren, immer mehr, immer unaufhaltsamer schwinden. Und wenn auch den Stadttorbauten eigentlich erst in unsern Tagen ihre letzte Stunde geschlagen hat, seitdem man selbst bei Festungen den umgebenden Befestigungswerken nicht mehr traut und den ganzen Nachdruck auf die Entwicklung der oft weit vorgeschobenen Forts zu legen beginnt, so hat doch der mit jener Verarmung naturgemäß Hand in Hand gehende Verfall der Kunst seit dem 17. Jahrhundert kaum noch ein wahrhaft bedeutsames Werk auf diesem Gebiete entstehen lassen. Ein wirkliches Stadttor wenigstens, wenn auch nicht mehr in dem früheren Sinne, war noch das Brandenburger Tor in Berlin, das 1788 bis 1791 von Karl Gotthard Langhans als eine freie Nachbildung der Propyläen auf der Akropolis zu Athen erbaut wurde, und dessen erhebliche künstlerische und noch mehr kunsthistorische Bedeutung gleichfalls nicht bestritten werden kann, wie es denn ja überdies samt der es krönenden ehernen Siegesgöttin von Gottfried Schadow in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens bereits zu einem durch die Geschichte geweihten Wahrzeichen der nunmehrigen Reichshauptstadt geworden ist.

Eine strengere Nachahmung der Propyläen ließ König Ludwig I. von Bayern am Königsplatz in München zur Verherrlichung der Wiedergeburt Griechenlands mit einem Kostenaufwande von 700000 Gulden nach Leo von Klenzes Entwürfen errichten. Der Bau ist aber lediglich eine Reminiszenz, ein Denkmal, und hindert im Grunde den modernen Straßenverkehr mehr, als daß er ihn vermitteln hülfe und förderte. Diesen letzteren Fehler hat nun Klenzes Werk heutigentags leider mit manchen der altehrwürdigen, malerischen und stattlichen Torbauten aus früherer Zeit gemein, um deren Forteristenz oder Niederlegung gerade gegenwärtig in verschiedenen großen und verkehrsreichen Städten ein erbitterter Kampf geführt wird. Um jedoch mit diesem sorgenvollen Ausblick in die Zukunft der alten, herrlichen Stadttore nicht zu schließen, erinnern wir uns freudig, daß vielleicht die köstlichsten Schätze dieser Art gerade die kleineren Städte bergen, die das ihnen von der Vergangenheit anvertraute Gut als ihre schönste Zierde gewiß allezeit treu bewahren und behüten werden.



Die Propyläen in München

Die Fernphotographie

Von

Ed. Klam-München

(Hierzu 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In einer der letzten stürmischen Februarnächte versammelten sich einige vermummte Gestalten an der Eingangspforte der Münchner Universität an der Amalienstraße. Es waren Universitätsprofessor Dr. Arthur Korn, der Erfinder des im folgenden zu schildernden Systems der Fernphotographie, seine beiden Assistenten und der Schreiber dieser Zeilen, dem einige andre Geladene auf dem Fuße folgten. Die späte Stunde war für die Zusammenkunft gewählt worden, weil es sich darum handelte, die neue Erfindung auf dem Bayerns Hauptstadt mit Nürnberg verbindenden Telegraphendraht zu erproben und dieser zu diesem Zweck von der Telegraphenverwaltung erst nach Mitternacht zur Verfügung gestellt werden konnte. Professor Korn machte den Führer in sein im zweiten Stockwerk des Physikalischen Instituts der Universität gelegenes Laboratorium. Bald war die Gesellschaft in dem behaglich durchwärmten Raum dieser modernen Hexenküche vereinigt und lauschte mit Spannung den so außerordentlich interessanten Erläuterungen des Erfinders. Das Problem, das sich Professor Korn gestellt hatte, war folgendes: In ähnlicher Weise, wie mit Zuhilfenahme des elektrischen Stromes Tonwellen von einem Orte auf weite Distanzen an einen andern durch das Telephon übertragen werden, sollen auch Lichtwellen in der Weise transportiert werden, daß ein photographisches Bild, am Ort A vor einen Aufnahmeapparat gestellt, mittels des elektrischen Stromes an einem entfernten Ort B ein analoges photographisches Bild erzeugt. In die Sprache der Technik übertragen, lautet das Problem: es sind die durch ein durchsichtiges photographisches Negativ als Medium gehenden Lichtstrahlen durch einen Aufnahmeapparat (den Geber) ihrem Tonwert entsprechend in Intensitäten elektrischer Ströme zu verwandeln, die in die Ferne geleitet an einem bestimmten Orte wieder in Lichtintensitäten der ursprünglichen Tönung umgesetzt werden und auf einem sensibeln Mittel (auf lichtempfindlichem Papier oder Film) ein dem Negativ am Ursprungsort analoges Bild erzeugen.



Fernphotographisch übermittelte Handschrift

Die Versuche zur Lösung dieser Aufgabe sind schon sehr alt, der erste ernst zu nehmende war wohl der von Bakewell im Jahre 1847. Seit der allgemeinen Einführung des Telephons mehrten sie sich, besonders seit man im Selen ein ausgezeichnetes Mittel fand, Lichtwellen in elektrische Wellen umzusetzen. Dieses 1817 von dem großen schwedischen Chemiker Berzelius entdeckte, silbergraue, im reinen Zustand im Bruch kristallinische Element, das der Schwefelgruppe angehört, zeigt in seinem Verhalten zur Elektrizität eine Reihe besonderer Eigentümlichkeiten. So fand Hittorf 1852, daß die elektrische Leistungsfähigkeit des Selens von der Temperatur abhängig ist, und May 1873, daß sich



Prof. Dr. Korn und sein Assistent Will am Aufgabeapparat



Erste Photographie, telegraphiert auf der Strecke München-Nürnberg

der Widerstand, den es dem Durchgang des elektrischen Stromes entgegensetzt, infolge Lichteinwirkung ändert. Fügt man in einen elektrischen Stromkreis ein zylindrisches Stückchen Selen, so äußert sich die Wirkung des Stromes größer oder kleiner, je nachdem das Selen stärker oder schwächer belichtet wird. Es ist in den letzten Jahren gelungen, sogenannte Selenzellen von höchster Empfindlichkeit zu konstruieren, eine solche wendet auch Professor Korn bei seinem System an. In allgemeinen Zügen hat Korns Geber folgende Einrichtung: Zwischen einer Nernstlampe von 64 Hefner-Kerzen und einer Selenzelle, die in letzter Zeit von Ruhmer in Berlin geliefert wurden, befindet sich ein Glaszylinder von 8 Zentimetern Durchmesser, auf den die zu telegraphierende Photographie in Form eines durchscheinenden Films aufgerollt ist. Dieser Zylinder läßt sich mit einem Elektromotor und einer besonderen Uebertragung so bewegen, daß er sich nach einer jeden in 20 Sekunden erfolgenden Umdrehung um einen Millimeter in der Richtung seiner Achse verschiebt. Das Licht der Lampe wird durch eine Linse so durch das Negativ geworfen, daß es immer nur einen 1 Quadratmillimeter großen Raum des Negativs trifft und, je nachdem diese Fläche dunkel oder hell ist, mit stärkerer oder schwächerer Intensität die Selenzelle erreicht. Da sich der Zylinder mit dem Bild um seine Achse dreht, wird nach der ersten Umdrehung ein millimeterbreiter Streifen nach dem Grade seiner Licht- und Schattenpartien das Selen sukzessive in seinem elektrischen Widerstand ändern; durch die fortgesetzte Achsenverschiebung nach einer Richtung kommt jede Stelle des Negativs schließlich vor den Lichtpunkt. Die Selenzelle ist in die Fernleitung eingeschaltet und der Draht leitet nun die infolge der Lichteinwirkung so mannigfach differierenden Stromintensitäten zu den Apparaten der Empfangsstation (zum Empfänger). Der wichtigste Teil des Empfängers ist eine kleine Glasröhre, die bis auf 0,2 bis 2 Millimeter Druck mittels der Luftpumpe ausgepumpt wurde, eine sogenannte Crookessche Röhre. Ihre Anwendung bildet die Grundlage der Erfindung Professor Korns. Diese Glasröhre ist in eine sekundäre Leitung mit ihren Elektroden eingeschaltet und kann durch hochgespannte Wechselströme zum Aufleuchten gebracht werden. In die Leitung der eigentlichen Teslaspule sind vier eigentümlich konstruierte, kammartige Widerstandssysteme eingeschaltet, die zur Tönung der Ströme dienen, die das Aufleuchten der Crookesschen Röhre herbeiführen.



Das letzte Resultat auf der vierfachen Strecke München-Nürnberg

Es handelt sich nun darum, dieses Aufleuchten zu den aus der Fernleitung kommenden Stromintensitäten der Selenzelle im Geber in ein bestimmtes Verhältnis zu bringen. Dies geschieht, indem die Fernleitung durch ein astatisches Galvanometer nach der Konstruktion Desprez-d'Arsonval zur Erde geführt wird. Je nach den die Fernleitung passierenden Stromintensitäten wird der Zeiger des Galvanometers stärker oder schwächer ausschlagen und dabei die in die Teslaleitung eingeschalteten Widerstandssysteme je nach der Stärke des Ausschlages mehr oder weniger ausschalten. Dadurch werden aber auch die durch die Funkenstrecke des Induktoriums erzeugten Teslaströme und dadurch das Aufleuchten der Crookesschen Röhre entsprechend den von der mehr oder weniger belichteten Selenzelle kommenden Stromintensitäten der Fernleitung beeinflußt.



Der „Empfänger“

Die Crookessche Röhre ist im System längs einer

Walze von 2 Zentimetern Durchmesser so angebracht, daß sie sich immer um einen Viertelmillimeter parallel zu sich selbst in der Richtung der Walzenachse verschiebt, während die Walze sich selbst einmal um ihre Achse gedreht hat. Diese Umdrehung der Walze erfolgt genau synchron in 20 Sekunden mit der Umdrehung des Glaszylinders im Geber mit Hilfe des oben beim Induktorium erwähnten Elektromotors und einer Schneckenradtransmission. Um die Walze wird ein lichtempfindliches Medium, Papier oder Film, gewunden. Die Crookessche Röhre ist bis auf ein winziges Fensterchen von einem Viertelquadratmillimeter Durchmesser vollständig lichtdicht abgeschlossen. Wenn sie nun entsprechend den regulierten Teslaströmen stärker oder schwächer aufleuchtet, so wird der durch das Fensterchen gehende Lichtstrahl auf dem Film stärker oder schwächer einwirken und schließlich auf diesem das im Geber befindliche Negativ in einer Verkleinerung von 1:4 wiedergeben.

Die Uebermittlung einer Photographie erfordert gegenwärtig einen Zeitraum von 30 Minuten. Da es ohne Zweifel gelingen wird, die eine größere Beschleunigung hindernde Trägheit des Galvanometers zu überwinden und dann eine größere Rotationsgeschwindigkeit der Träger des Negativs im Geber und des Films im Empfänger anzuwenden, so ist eine raschere Abwicklung des Prozesses sicher zu erwarten.

Die Bedeutung der Erfindung Professor Korns für das praktische Leben bedarf eigentlich keiner Auseinandersetzung. Die Entscheidung von wichtigen Angelegenheiten ist in Hunderten von Fällen von der Vorlage einer Zeichnung, einer Photographie abhängig. Nach Einführung des Systems lassen sich diese Zeichnungen und Photographien auf telegraphischem Wege übermitteln. Und welche Perspektive für die Presse! Telegramme über große Schlachten, Haupt- und Staatsaktionen werden künftig ebenfalls illustriert erscheinen.

Literatur

Unser Wissen ist und bleibt Stückwerk, das wissen wir; trotzdem aber regt der faustische Drang die Menschen zu immer neuen Versuchen an, in die geheimen Werkstätten der Natur einen Einblick zu gewinnen. Eines der mysteriösesten Gebiete ist ohne Frage das des von den Dichtern unzähligemal gepriesenen und von Schmerzgequälten so oft vergeblich ersehnten Schlafes und der damit verbundenen rätselhaften Traumwelt. In dem von Dr. Ludwig Holthof übersetzten Werke des bekannten amerikanischen Journalisten und einstigen Diplomaten **John Bigelow: „Das Geheimnis des Schlafes"** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebd. 4 M.) sucht der 1813 geborene und noch immer schriftstellerisch tätige Autor jenes Problem auf psychologischem Wege zu lösen. Der Hauptzweck seines hochinteressanten Buches, das in Amerika und England das größte Aufsehen erregt hat, besteht in der Richtigstellung der ziemlich allgemein verbreiteten Annahme, daß der Schlaf ein Zustand absoluter Ruhe sei, ein Zustand körperlicher und geistiger Untätigkeit, von dem für ein Drittel unsrer Lebenszeit niemals Rechenschaft von uns verlangt werden könne, und von dem wir niemals imstande sein würden, Rechenschaft zu geben. Bigelow will vielmehr nachweisen, daß es weder eine Funktion des Körpers noch eine solche des Geistes gibt, die nicht während unsers Schlafes ebenso reichlich ihre Tätigkeit bekundet, wie zu jeder andern Zeit, wenn diese Tätigkeit sich auch nach einer ganz verschiedenen Richtung hin erstrecken mag. Er hegt die feste Ueberzeugung und sucht sie — gestützt auf zahlreiche Aussprüche von Gelehrten und Forschern alter und neuer Zeit sowie namentlich auch auf Stellen der Heiligen Schrift — seinen Lesern gleichfalls mitzuteilen, daß kein Teil des menschlichen Lebens edleren Zwecken gewidmet und keiner für unsre gleichmäßige geistige Entwicklung unentbehrlicher sei, als der während der Unterbrechung unsers Verkehrs mit der Außenwelt schlummernd verbrachte. Bigelow folgert daraus ferner, daß viele der Begebnisse, die mehr oder minder die wachen Stunden unsers Lebens ausfüllen, unter denselben Gesetzen zu stehen und bis zu einem gewissen Grade denselben verborgenen und geheimnisvollen Zwecken zu dienen scheinen wie der Schlaf. Ein Teil seiner interessanten Theorie bewegt sich auf dem Boden des Mystizismus, allein auch diejenigen Leser, die ihm dorthin nicht folgen wollen, werden sein Buch dennoch mit Interesse und Nutzen lesen; was er über das Verderbliche der Schlafverkürzung, über die Störung des geistigen Gleichgewichts durch Schlaflosigkeit ausführt, ist ungemein beachtenswert, und das auf die bunte Welt der Träume und andre rätselhafte Erscheinungen unsers Seelenlebens bezügliche reiche Illustrationsmaterial von Beispielen und Zitaten bietet anziehende Unterhaltung und vielfache Anregung.

— Von einem wahrhaft heroischen Opfer berichtet **Klara Eysell-Kilburger** in ihrem Roman **„Wenn die Schatten wachsen"** (Dresden und Leipzig, Karl Reißner). Ein armes, verwaistes Mädchen heiratet um der Versorgung willen ihren Oheim, einen wackeren Mann, dem sie ein treues Weib wird. Nach Jahren aber — sie ist inzwischen Mutter zweier Kinder geworden — erscheint der Jüngere auf dem Plane, dem ihr Herz zufliegt. Und nun versteht sich der greise Gatte und Vater zu einer schier übermenschlichen Entsagung: er, der an Weib und Kind mit ganzer Seele hängt, gibt die Frau frei und überläßt ihr sogar die Kinder. Ja, noch mehr! Nach Verlauf weiterer Jahre sucht er die frühere Gattin in ihrem neuen Glücke auf, läßt sich von seinem Nachfolger als geehrten Gast und von seinen eignen Kindern als Großpapa behandeln. Im Innern leidet er freilich bittere Qualen, und der Tod kommt ihm als Erlöser. Soweit das bei einem solchen Vorwurf möglich ist, hat es die Autorin verstanden, ihn glaubhaft zu gestalten, aber völlig überzeugen dürfte sie nicht viele. Immerhin weiß sie das Interesse des Lesers zu fesseln.

— Ein Buch, das alle jungen Mütter willkommen heißen werden, ist **„Des Kindes Chronik"** von **Helene von Schrötter** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebunden 5 M.). Der gediegen ausgestattete Band umfaßt über zweihundert Seiten auf gutem Schreibpapier mit farbiger Einfassung und mit genügendem Raum zur Eintragung aller Daten und Notizen, die sich auf das Erscheinen des kleinen Weltbürgers und dessen weitere Entwicklung in körperlicher und geistiger Hinsicht beziehen, wie zum Einkleben von Photographien, Zeitungsausschnitten u. s. w. Hinzugefügt sind passende Gedichte, Denksprüche, Tabellen, die ausgefüllt werden müssen, hygienische und pädagogische Mahnungen, kurzum alles, was irgendwie geeignet ist, dieses „Merkbuch des Lebens" so vollständig wie möglich zu machen und es zu einer Fundgrube an Erfahrung für die Nachkömmlinge zu gestalten. Die Chronik beginnt natürlich mit der Geburt des Kindes, auf den folgenden Seiten sind dann bemerkenswerte Glückwünsche, die zu dem frohen Ereignis einliefen, einzutragen, weiterhin die Namen der Eltern und Großeltern. Es folgen Seiten zur Aufnahme einer Ansicht des Geburtshauses, eines Stammbaums und einer kurzgefaßten Familiengeschichte; später schließt sich alles an, was auf die Taufe des Kindes Bezug hat. Die Fortschritte im körperlichen Gedeihen wie die Regungen des erwachenden Seelenlebens werden verzeichnet, und in ähnlicher Weise geht es durch die Schulzeit weiter, wo auch die Lehrer und Gefährten nicht vergessen werden. Krankheiten wie frohe Ereignisse, Spiele und Liebhabereien, Lektüre, Reisen u. s. w., alles wird eingetragen, bis zur Selbständigkeit des herangewachsenen Kindes oder zur Begründung eigner Häuslichkeit. Die in diesem hübschen Merkbuch erteilten Anweisungen sind ungemein praktisch und werden jede junge Mutter zur gewissenhaften Führung der Chronik anregen; dem Kinde aber wird ein solches Buch von Mutterhand ein Schatz fürs ganze Leben sein.



Der Krieg in Ostasien

Als Ursache für die Verzögerung des Aufmarsches der japanischen Armee in Korea wird angegeben, daß die dortige Mobilisierung zwar regelmäßig, aber viel langsamer vor sich ging, als man gedacht habe. Die Eisenbahnen sind in Japan noch wenig entwickelt und umfassen erst eine Gesamtlänge von 8500 Kilometern zum allergrößten Teil eingleisiger Strecken. Schon vom 14. Februar an wurde der Eisenbahnverkehr für das Publikum auf ein Viertel herabgesetzt, da sämtliche Linien für den Transport der Truppen verwandt wurden. In den Einschiffungshäfen lagen dann für die Weiterbeförderung große und schnellfahrende Dampfer, meist von der Nippon-Yusen-Kaisha-Gesellschaft, bereit. Man darf annehmen, daß bis Ende März in Korea rund 75000 Mann japanischer Truppen ausgeschifft worden sind. Ungemein werden die Operationen auf dem Kriegsschauplatz erschwert durch die überaus schlechten Wegeverhältnisse, denen die Trains beider Armeen Rechnung tragen müssen, indem sie fast alle schweren Fahrzeuge ausschalten und den zweirädrigen Karren als Haupttransportmittel benutzen. Derartige Karren nehmen 150 Kilo auf und werden bei den Japanern von je drei Kulis gezogen. Auch diese Leute sind militärisch organisiert; man rechnet auf jede Division gegen 8000 Kulis.

Seine hohe militärische Bedeutung dankt Port Arthur der vorzüglichen strategischen Lage, die gleichzeitig die Küsten von China, der Mandschurei und Korea zu beherrschen gestattet, falls eine genügend starke Kriegsflotte sie auszunutzen in der Lage ist. Dieses Vorteils ist Rußland durch die Teilung seiner maritimen Streitkräfte in Ostasien vor dem Ausbruch des Krieges und durch die Erfolge der kühnen japanischen Flotte verlustig gegangen, trotzdem aber darf die Seeherrschaft Japans noch durchaus keine unbedingte genannt werden. Die wiederholten Vorstöße gegen Port Arthur haben übrigens offenbar auch nur bezweckt, die russische Flotte von einem Angriff auf die japanischen Truppentransporte nach Korea fernzuhalten. Nicht die auf der Südspitze der Halbinsel Liaotung gelegene Festung selbst war das eigentliche Ziel der japanischen Maßnahmen, sondern die Deckung der Ueberführung des Feldheeres nach dem Festland. Port Arthur stellt aber nicht nur die am weitesten nach Süden vorgeschobene Festung Rußlands in Ostasien dar, es ist zugleich auch der Endpunkt der großen sibirischen und mandschurischen Bahn, auf der nun unablässig die russischen Truppenzüge von Westen nach Osten eilen. Diese Linie bildet die einzige Verbindungslinie der Russen mit der Heimat, nachdem ihnen der Seeweg verschlossen worden ist. Bisher wurde die Leistung der sibirischen Bahn stark beeinträchtigt durch ihre Unterbrechung am Baikalsee, wo die Umgehungsbahn um die Südspitze des Sees noch nicht fertig ist und der Verkehr daher durch Eisbrecher vermittelt werden mußte. Jetzt ist die Verbindungsbahn quer über die Eisoberfläche fertiggestellt, so daß bereits am 1. März der erste aus 25 Wagen bestehende Zug über das Eis des Baikalsees fahren konnte. Die sibirische Bahn gabelt sich bei Charbin, bis wohin das russische Hauptquartier von Port Arthur zurückverlegt wurde. Von dort führt die eine Linie in südöstlicher Richtung quer durch die Mandschurei nach Wladiwostok (600 Kilometer), die andre in südwestlicher über Mukden und Niutschwang nach Port Arthur (900 Kilometer). Die sibirische Querbahn ist bis zur mandschurischen Grenze russisches Staatseigentum, von da ab bilden die beiden vorhin genannten Zweiglinien unter der offiziellen Bezeichnung Chinesische Ostbahn ein Privatunternehmen, dessen Finanzen jedoch hauptsächlich der russische Fiskus beherrscht. Während die Hauptstrecke der sibirischen Bahn nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten sehr zufriedenstellend funktionierte, entsprachen die Zustände auf der Ostbahn durchaus nicht den Anforderungen, die die russische Kriegsleitung an diese wichtige Ver-



Straßenszene in Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei

lehrslinie stellen muß. Als der Statthalter des fernen Ostens, Admiral Alexejew, nach Mukden fuhr, mußte der Zug häufig stehen bleiben, weil Achsen in Brand geraten waren. Die elektrische Beleuchtung der Waggons versagte oft gänzlich; auch herrschte Mangel an Lokomotiven und Verkehrsmaterial, so daß die Beförderung des Militärs nur langsam vonstatten ging. Alexejew traf sofort energische Maßnahmen, um diese Mängel so schnell wie möglich zu beseitigen. Der Schutz der Bahnen in der Mandschurei und im Küstengebiet ist einer eignen, 30000 Mann starken Truppe, der Transamur-Grenzwache, anvertraut: die Wachtdetachements sind längs der ganzen Linie in festungsartigen Wohnhausern untergebracht, die Personenwagen sind bis zur Fensterhöhe gepanzert.

Was das Verhältnis zu China angeht, so steht die Mandschurei gleich der Mongolei, Ostturkestan und Tibet zum „Reiche der Mitte“ im Verhältnis eines Nebenlandes. Sie umfaßt, nachdem in den Verträgen von Aigun (1858) und Tientsin (1860) bereits 650000 Quadratkilometer an Rußland abgetreten wurden, noch 942000 Quadratkilometer mit etwa 15 Millionen Einwohnern. Das Land wird eingeteilt in die Provinzen Holungkiang im Norden, Kirin in der Mitte, mit dem gleichnamigen Hauptort, und Schingking im Süden, mit der Hauptstadt Mukden, dem Stammsitz der jetzigen chinesischen Dynastie. Von diesen Provinzen ist Schingking mit dem fruchtbaren Liaotale die wohlhabendste und bevölkertste, dann folgt das vom Sungari bewässerte Kirin. Ein Tatarengeneral steht an der Spitze einer jeden Provinz, und der Befehlshaber in Mukden hat zugleich die bürgerliche Verwaltung der ganzen Mandschurei in Händen. Das Klima des Landes ist ungemein rauh, was man bei der Beurteilung der militärischen Operationen nicht aus den Augen lassen darf.

Aehnlich wie bei der ersten Beschießung Port Arthurs scheint es sich auch bei dem ergebnislos gebliebenen Bombardement von Wladiwostok am 6. März durch die japanische Flotte nur um eine gewaltsame Erkundung gehandelt zu haben. Dieser zweite große Kriegshafen Rußlands im fernen Osten, der Endpunkt der Ussuribahn, liegt auf dem Südende der Halbinsel Murawjew, zwischen der Amur- und der Ussuribucht (Bai Peters des Großen). Ursprünglich Port May genannt, wurde die „Beherrscherin des Ostens“, wie die deutsche Uebertragung von Wladiwostok lautet, 1860 als russischer Militärposten angelegt; 1880 wurde sie zur Stadt erhoben, seit 1888 ist sie Hauptstadt der russisch-sibirischen Küstenprovinz und wird gegenwärtig auf 40000 Einwohner geschätzt. Wladiwostok ist als Festung ersten Ranges angelegt, Sitz eines Gouverneurs und eines Festungs- und Hafenkommandos. Der durch

Colliers Weekly, New York

Japanische Infanterie auf der Fahrt zur Küste



Colliers Weekly, New York

Von der Mobilmachung der japanischen Armee: Uniformierte Kulis

starke Forts befestigte Hafen ist 7 Meter tief, faßt 55 Schiffe von je 75 Metern Länge und besitzt ein Trockendock. Er ist durchaus geschützt, aber durchschnittlich von Ende Dezember bis Anfang April mit Eis bedeckt; während dieser Zeit muß der Verkehr durch Eisbrecher aufrechterhalten werden.

Der innere Hafen wird durch die von Westen nach Osten tief in das Festland eindringende Bucht des Goldenen Horns, Solotoj Rog, gebildet, an dessen nördlicher Seite die Stadt selbst sich hinzieht. Sie besteht großenteils aus Holzbauten, denen noch der Typus des russischen Blockhauses anhaftet. Es gibt aber bereits eine Menge stattlicher Steinhäuser, die das Bild der Stadt sehr beleben. Besonders in die Augen fallen neben der schönen Kathedrale die Post, das Admiralitätsgebäude, das Gouverneurshaus mit freundlichem Park u. s. w.



Der koreanische Premierminister in den Straßen von Söul

In Korea drohen innere Wirren, die dem Anscheine nach auf eine antijapanische Stimmung der Bevölkerung zurückzuführen sind. Aus Söul wurden Bombenattentate auf die Wohnungen des koreanischen Ministers des Aeußern und seines Sekretärs und die Entdeckung einer Verschwörung der im Lande mächtigen Gilde der Hausierer gemeldet — Aeußerungen eines weitverbreiteten Unwillens über das offenbar von den Japanern erzwungene japanisch-koreanische Bündnis. Das obenstehende Bild zeigt den gegenwärtigen Premierminister des „Reiches der Morgenstille" in den Straßen der Hauptstadt.

Wie erst nachträglich bekannt geworden ist, hat Japan nach der Kriegserklärung zunächst nur den kleineren Teil seines Heeres mobil gemacht, und zwar im ganzen sechs Divisionen von den vorhandenen dreizehn. Unser Bild auf Seite 402 stellt das Einrücken japanischer Provinztruppen in Tokio am 6. Februar dar; die nebenstehende Illustration veranschaulicht das Aufschlagen provisorischer Kasernements in der Hauptstadt nach Abbruch der Verhandlungen. Die Kasernements in Japan sind große, luftige Bauten mit Tischen, Schränken, Betten und Waschgeräten in den Stuben, blitzblanken Metallkesseln in sauberen Küchen. Auch wird stets für Räume gesorgt, in denen jeder Mann wöchentlich ein heißes Bad nimmt. Wehrpflichtig ist jeder Japaner im Alter von 17 bis 40 Jahren; die Dienstpflicht im aktiven Heere beginnt mit dem zwanzigsten Lebensjahre und währt zunächst drei Jahre. Vier weitere und 120 Tage gehört der Dienstpflichtige der Reserve 1. Klasse und fünf fernere Jahre der Reserve 2. Klasse an. Nachher kann er nur noch zum Dienst im Landsturm herangezogen werden.



Colliers Weekly, New York

Aufschlagen provisorischer Kasernements in Tokio nach Abbruch der Verhandlungen



Ter Innenhafen von Port Arthur, dessen Eingang zu sperren bisher vergeblich von den Japanern versucht wurde

Panorama von Wladiwostok, das von einem japanischen Geschwader am 6. März beschossen wurde

Einsturz der deutschen Kaimauer in Hankou

Ein empfindlicher Verlust hat die deutsche Niederlassungsgesellschaft Hankous dadurch betroffen, daß vor kurzem ein großer Teil der Kaimauer der deutschen Konzession mit einem etwa 15 Meter breiten Uferstreifen und den sich darauf befindenden Fuß- und Fahrwegen und Anlagen in den Jangtsekiang gestürzt ist. Menschenleben sind glücklicherweise nicht verloren gegangen, da die Katastrophe bei Tage und ganz allmählich vor sich ging. Zurückzuführen ist sie auf die Launenhaftigkeit und Unberechenbarkeit des Yangtsekiang, der sich bei fallendem Wasser plötzlich dicht an der deutschen Kaimauer eine tiefe Wasserrinne gewühlt hatte, während dort schon seit langen Jahren zur Winterzeit immer Sandbänke waren. Die Strömung hat die bloßgelegten Fundamente allmählich unterwaschen, so daß die nun haltlose Kaimauer den nachdrängenden Erdmassen nicht länger widerstehen konnte. Auch die sich flußaufwärts an die deutsche anschließende französische Kaimauer soll in Gefahr sein. Die Kosten des Wiederaufbaues dürften 400000 Mark noch übersteigen, wenn nicht gar ein Neubau der ganzen, erst 1901 vollendeten und etwa 1 Million Mark kostenden Kaimauer nötig ist. Das Unglück ist um so beklagenswerter, als es voraussichtlich einer raschen Entwicklung der sich gerade im Aufblühen befindenden deutschen Konzession sehr hinderlich sein wird.



Colliers Weekly, New York

Einrücken japanischer Provinztruppen in Tokio am 6. Februar

Die eingestürzte Kaimauer in Hankou (China)

Von der Mittelmeerreise Kaiser Wilhelms

Der Dampfer „König Albert“, den der Norddeutsche Lloyd dem Kaiser für seine Mittelmeerfahrt zur Verfügung gestellt hatte, langte, von dem Kreuzer „Prinz Friedrich Karl“ begleitet, am Nachmittag des 15. März auf der Außenreede des spanischen Hafens Vigo an. Um 4 Uhr 30 Minuten traf der junge König Alfons XIII. mit der Eisenbahn in Vigo ein. Kaiser Wilhelm II. empfing ihn zunächst an Bord des „Friedrich Karl“ und stattete ihm sodann seinen Gegenbesuch auf der königlichen Jacht „Giralda“ ab; abends war Diner auf dem „König Albert“. Die Begegnung der beiden Monarchen trug



Phot. G. Abeniacar, Neapel

Mannschaften des Depeschenboots „Sleipner“



Phot. Th. Jürgensen, Kiel

Von der Mittelmeerfahrt des Kaisers: König Alfons und Kaiser Wilhelm auf dem Verdeck der Königsjacht „Giralda“

einen herzlichen, freundschaftlichen Charakter; während der am 16. auf der „Giralda“ unternommenen Rundfahrt in der bergumgrenzten weiten Bucht von Vigo und ebenso bei dem Frühstück auf der „Giralda“ unterhielt sich der Kaiser auf das lebhafteste mit dem jugendlichen König. Bei der Tafel tranken der Kaiser und der König einander zu. Am Nachmittag des 16. wurde die Fahrt des „König Albert“ fortgesetzt, der nach einem dreitägigen Aufenthalt in Gibraltar am 24. März im Golf von Neapel eintraf. Im Hafen hatte das zur Begrüßung des Kaisers bestimmte, aus fünf Linienschiffen bestehende italienische Geschwader Aufstellung genommen. An dem dortigen Arsenal hatte auch die Jacht „Hohenzollern“ unter Führung des Kapitäns z. S. v. Usedom, die hier ihren kaiserlichen Herrn erwartete, und das die „Hohenzollern“ begleitende Depeschenboot „Sleipner“ unter Führung des Korvettenkapitäns Krüger festgemacht. Der 25. März war dem Ausflug des Kaisers nach Capri gewidmet, und am 26. fand in Neapel die Zusammenkunft Wilhelms II. mit dem König Viktor Emanuel statt, nachdem der Kaiser tags zuvor auch die im Süden weilende Kronprinzessin von Schweden begrüßt hatte.



Phot. J. Benade

× Deutscher Gesandter von Bülow, Bruder des Reichskanzlers

Die Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der deutschen evangelischen Gemeinde in Montreux



Phot. Selle & Kunze, Potsdam

Der Kronprinz stellt dem Kaiser seine Kompagnie (2.) des 1. Garderegiments zu Fuß vor

Der Kronprinz als Hauptmann

Als der älteste Sohn Kaiser Wilhelms II., der Kronprinz Friedrich Wilhelm, sein zehntes Lebensjahr vollendet hatte, trat er, einem alten Hohenzollernbrauche gemäß, als Unterleutnant in das Haus- und Leibregiment des Herrscherhauses, das 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam, und legte den vorgeschriebenen Eid auf die Fahne des 1. Bataillons ab. Bei dieser Gelegenheit empfing er auch, gleichfalls nach althergebrachter Sitte, den Schwarzen Adlerorden. Nachdem er die Bonner Hochschule absolviert hat, tut der Kronprinz gegenwärtig Dienst als Hauptmann und Kompagniechef im 1. Garderegiment zu Fuß, und unser Bild stellt die Besichtigung seiner Kompagnie durch den kaiserlichen Vater vor. Der allerhöchste Kriegsherr prüft mit scharfem Blick die Mannschaften, die sein Sohn ausgebildet hat. Ernst schreitet er die Front der Kompagnie ab, bevor er Befehl gibt zur Vorführung von Einzelexerzitien, die sämtlich vorzüglich klappen.



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Feldmarschall Graf Waldersee † (in Ulanenuniform) beim Manöver

Generalfeldmarschall Graf Waldersee †

In seiner Villa in Hannover ist am Abend des 5. März der Generalfeldmarschall Graf Alfred v. Waldersee vor vollendetem 72. Lebensjahre zur großen Armee einberufen worden. Als Sohn des damaligen Kommandeurs des Regiments der Gardedukorps, späteren Generals der Kavallerie Grafen v. Waldersee, wurde der Entschlafene am 8. April 1832 zu Potsdam geboren, im Kadettenkorps erzogen und 1850 als Offizier dem Garde-Artillerieregiment zugeteilt. Den Krieg von 1866 machte er als Generalstabsoffizier im Hauptquartier mit, wurde nach der Schlacht von Königgrätz in den Generalstab versetzt und schon am 28. Juni desselben Jahres zum Major befördert. Anfang 1870 ging Graf Waldersee als Militärattaché nach Paris, und seine von dort erstatteten Berichte über die Schwächen der französischen Armee und ihre Fechtweise waren von hohem Werte für die deutsche Heeresleitung. Im Kriege 1870/71 war er zunächst als Flügeladjutant in der unmittelbaren Umgebung des Königs Wilhelm, erledigte dann im November mit großem Geschick eine sehr delikate Mission zum Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl und wurde Anfang 1871 Chef des Generalstabes bei der



Phot. Otto Reich, Hamburg

Aufbahrung der Leiche des Grafen Waldersee in der Garnisonkirche zu Hannover

Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. In beiden Fällen trat seine Doppeleigenschaft als hervorragender Militär und taktvoller Diplomat deutlich zutage. Von Juni bis September war Graf Waldersee Geschäftsträger der deutschen Regierung bei der französischen Republik. 1873 wurde er Generalstabschef des X. Armeekorps, 1881 Generalquartiermeister und 1888 als Nachfolger Moltkes auf dessen Wunsch zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt. Er schied aus diesem Amte nach drei Jahren, um das Kommando des IX. Armeekorps zu übernehmen; diese Stellung verließ er, um 1898 als Generalinspekteur der 3. Armeeinspektion nach Hannover überzusiedeln. Im Mai 1900 zum Generalfeldmarschall befördert, wurde er nach Ausbruch der chinesischen Wirren am 8. August jenes Jahres zum Höchstkommandierenden der Truppen der verbündeten Mächte in der Provinz Petschili ernannt. Nach der Heimkehr übernahm er wieder die 3. Armeeinspektion. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß der „Weltmarschall“, wie ihn der Volksmund nannte, gerade in einem Zeitpunkt gestorben ist, da die Blicke der ganzen Welt wiederum nach Ostasien, dem Schauplatze seiner damaligen Wirksamkeit, gerichtet sind.

Nachdem am Abend des 8. März die sterblichen Ueberreste des Feldmarschalls Grafen Waldersee aus dem Sterbehause nach der Garnisonkirche in Hannover übergeführt worden waren, fand dort am nächsten Mittag um 1½ Uhr die Trauerfeier statt. Inmitten eines Palmenhaines stand der schwarze, mit Silberzierat versehene Sarg auf dem Chor der Kirche, vor und neben ihm auf sechs Sesseln die Kissen mit den Orden des Entschlafenen; die Ehrenwache stellten das Königs-Ulanenregiment und das Feldartillerieregiment Nr. 9. Zu der Feier waren erschienen außer der Witwe, Gräfin Marie geb. Lee und in erster Ehe vermählt mit dem Fürsten von Noer, und den übrigen Mitgliedern der Familie Waldersee, sowie den persönlichen Freunden des Verewigten, unter denen auch Fürst Guido von Henckel-Donnersmarck nicht fehlte, der Kronprinz, Prinz Heinrich, Prinz Albrecht, der Fürst von Schaumburg-Lippe, der Herzog von Schleswig-Holstein, zahlreiche Vertreter deutscher Bundesfürsten und fremder Staaten, der Generalität und der Reichs- und Staatsbehörden, endlich Abordnungen mehrerer Städte, Regimenter und Kriegervereine. Die Trauerrede hielt Militär-Oberpfarrer Konsistorialrat Dr. Rocholl; der Gesang „Harre, meine Seele“ schloß die kirchliche Feier, nach der sich die Gräfin Waldersee zu Wagen nach dem Bahnhof begab, wo der imposante und schier endlose Trauerzug gegen 8 Uhr anlangte. In den Straßen brannten die mit Trauerflor behangenen Gaslaternen; die bei der vom Brigadekommandeur General v. Falkenhayn kommandierten Trauerparade nicht beteiligten Truppen bildeten Spalier. Um 5¾ Uhr ging der Sonderzug mit der Leiche des Generalfeldmarschalls und den nächsten Angehörigen nach Holstein ab. Dort fand auf dem Gute seines Neffen Waterneverstorf bei Lütjenburg am 10. März die Beisetzung der Leiche in der dortigen Familiengruft unter Anwesenheit der von Plön gekommenen Prinzen August Wilhelm und Oskar in feierlicher Weise statt.

Die Söhne des Prinzen Heinrich von Preussen

Der erkrankte kleine Prinz Heinrich, dessen Zustand sich bereits am 25. Februar sehr verschlimmert hatte, ist am 26. in Kiel sanft entschlafen. Er war der jüngste Sohn des Prinzen Heinrich von Preußen, dem seine Gemahlin,



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Sigismund Waldemar Heinrich †

Die drei Söhne des Prinzen Heinrich von Preußen

die Prinzessin Irene von Hessen, bisher drei Söhne geschenkt hat: Prinz Waldemar (geb. 20. März 1889), Prinz Sigismund (geb. 27. November 1896) und den Prinzen Heinrich, der am 9. Januar 1900 im Schlosse zu Kiel geboren wurde, als sein Vater noch in Ostasien weilte. Dieser hatte am 4. Januar den Oberbefehl über das ostasiatische Kreuzergeschwader abgegeben und bereitete sich in Singapore auf die Heimreise vor, wo er die frohe Botschaft von der Geburt des dritten Sohnes erhielt. Nach der Heimkehr fand am 15. März im Kieler Schloß mit großer Feierlichkeit die Taufe statt, bei der der Kaiser als erster Pate den Täufling während des Aktes hielt, um ihn dann an die Prinzessin Heinrich zurückzugeben. Der Kleine wuchs und gedieh prächtig und war die Freude seiner Eltern. Fast täglich sah man den blühenden, pausbackigen Prinzen durch die Straßen von Kiel fahren. Am 10. Februar ereilte ihn im Schlosse der Unfall, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Er fiel beim Spiel mit seinem Bruder Sigismund vom Stuhl, schlug mit dem Kopf auf der Stuhlkante auf und zog sich dadurch eine Gehirnerschütterung zu, der er am 26. nach fast dreiwöchigem Schmerzenslager erlegen ist.



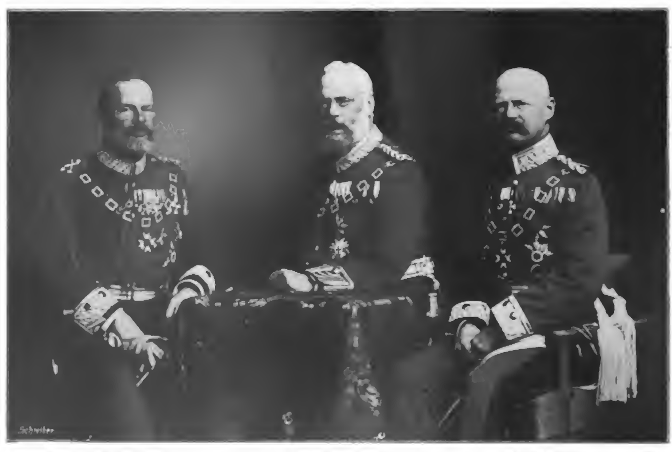
Phot. Michael Dietrich — Prinzregent Pr. Ludwig Prinz Leopold

Von der Prinzregentenparade in München am 12. März

Tiefe Trauer herrschte in den Räumen, die bisher das glücklichste, ungetrübteste Familienleben bargen. Auch die Kieler Bürgerschaft nahm aufrichtigen Anteil an dem Schmerze des sehr beliebten Prinzenpaares.

Die Geburtstagsfeier des Prinzregenten Luitpold in München

In bewundernswerter geistiger und körperlicher Frische hat Prinzregent Luitpold von Bayern am 12. März sein dreiundachtzigstes Lebensjahr vollendet. Besonders glanzvoll gestalteten sich die Festlichkeiten aus Anlaß dieses bedeutungsvollen Tages in München, wo sich an die feierlichen Gottesdienste die große Parade der dortigen Garnison auf dem Odeonsplatze schloß. Sie begann um 12 Uhr in der Ludwigstraße, wohin sich der Prinzregent unter den Hochrufen des Publikums von der Residenz aus zu Fuß begab, um mit seinem militärischen Gefolge zunächst die Front der mit ihren Fahnen auf beiden Seiten der Straße Spalier bildenden Veteranenvereine abzuschreiten, während die Musikkorps die Königshymne spielten. Der hohe Herr trug den grauen Mantel, um die Brust das rote Band des Hubertusordens und den alten bayrischen Generalshut. Nachdem der



Prinz Leopold — Prinz Ludwig — Prinz Arnulf

Drei prinzliche Generäle: Die Söhne des Prinzregenten Luitpold als Generaloberften der bayrischen Armee



Phot. H. Brandseph, Stuttgart

Prinz Max zu Schaumburg-Lippe †

Regent bei dem Rundgang vor dem Denkmal seines Vaters angekommen war, begann die vom Divisionär, Prinzen Rupprecht, kommandierte Parade, an der sämtliche in der Front stehende Prinzen teilnahmen. Den Parademarsch eröffneten die Kadetten und Kriegsschüler, dröhnenden Schrittes defilierten in gewohnter Strammheit Infanterie, Kavallerie, Artillerie und die übrigen Waffengattungen. Nach Beendigung des Vorbeimarsches schritt der Regent die Front der rechtsseitig stehenden Veteranenvereine ab, neuerdings mit Hochrufen begrüßt, die ihn auch auf seinem Rückwege zur Residenz begleiteten.

Prinz Max zu Schaumburg-Lippe †

In dem schönen Abbazia ist am Abend des 1. April Prinz Max zu Schaumburg-Lippe, ein Bruder der Königin Charlotte von Württemberg, dem langwierigen Herzleiden erlegen, das ihn schon seit vielen Wochen ans Krankenlager fesselte. Der Prinz stand erst im 33. Lebensjahre. Er war geboren am 13. März 1871 als jüngster Sohn des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und seiner 1902 verstorbenen Gemahlin Bathildis, geb. Prinzessin von Anhalt. Prinz Maximilian war Rittmeister und Eskadronschef im Ulanenregiment (2. Württ.) Nr. 20, dessen Chef seine Schwester, die Königin, ist. Am 3. November 1898 vermählte er sich mit Herzogin Olga von Württemberg, Zwillingstochter des am 27. Januar 1877 verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg und der Herzogin Wera von Württemberg, geb. Großfürstin von Rußland. Dieser Ehe sind drei Söhne entsprossen: Prinz Eugen (geb. 1899), Prinz Albrecht (geb. 1900) und Prinz Bernhard (geb. 1902), der im zarten Alter von 6 Monaten seinen Eltern wieder entrissen wurde. An der Seite seines jüngsten Söhnchens hat Prinz Max auf dem Neuen Friedhof seiner Garnisonstadt Ludwigsburg die letzte Ruhe gefunden.

Ein Dichtergrab

In der Nähe des Wannsees bei Berlin liegt zwischen einem Gemisch von Ahorn und Akazien das einsame Doppelgrab, in dem Heinrich v. Kleist und Henriette Vogel vereint beigesetzt worden sind. Der schlichte Denkstein trägt die lakonische und bezüglich des Geburtsdatums (18./9. 1777) unrichtige Inschrift: „Heinrich v. Kleist, geboren am 10. Oktober 1776, gestorben am 21. November 1811.“ Den Namen der an einem unheilbaren Leiden erkrankten Frau, mit der er — einem ihr gegebenen Versprechen getreu — vereint aus dem Leben ging, nennt keine Tafel. Als nun vor kurzem verlautete, das dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen gehörende Gelände solle parzelliert und teilweise auch für den Bau des Friedrich-Leopold-Kanals in Anspruch genommen werden, richtete der Verein Berliner Journalisten eine Petition an den Landrat v. Stubenrauch des Teltower Kreises, zu dem der Wannsee gehört, um den Wunsch auszusprechen, daß dem Dichter eine neue würdige Ruhestätte an geeigneter Stelle und in möglichster Nähe der Oertlichkeit bereitet werden möge, die durch sein tragisches Ende literarhistorische Bedeutung erlangt hat.



Phot. Hugo Rudolphy Berlin

Das Grab Heinrichs v. Kleist bei Wannsee

Inzwischen hat aber die Angelegenheit dadurch die beste Lösung gefunden, daß laut Mitteilung des Hofmarschallamts des Prinzen Friedrich Leopold dieser die Grabstätte des Dichters der „Hermannsschlacht“, des „Käthchens von Heilbronn“ und des „Prinzen von Homburg“ der deutschen Nation zum Geschenk gemacht hat.

Ernst Haeckel in Rapallo

In Rapallo, das, an dem gleichnamigen Golf und am Fuß der Vorberge der Apenninen gelegen, den malerischen Glanzpunkt der ganzen Riviera di Levante bildet, hat Professor Ernst Haeckel seinen siebzigsten Geburtstag verbracht. Kaum zu zählen waren die Glückwünsche seiner Freunde und Verehrer, die ihm aus diesem Anlaß zugegangen sind, und die Telegraphenbeamten in Rapallo haben sicherlich seit langer Zeit nicht so viel zu tun gehabt wie am 16. Februar. Auch die Deutsche Zoologische Gesellschaft ließ Haeckel dort eine Glückwunschadresse überreichen, worin des Gelehrten Schaffen kurz und treffend gezeichnet wurde und an deren Schluß es hieß: „Indem Sie aus Ihrer wissenschaftlichen Arbeit eine großangelegte einheitliche Weltanschauung ableiteten, sind Sie ein Lehrer und durch mutiges Bekennen sowie unermüdliches Verbreiten Ihrer Ueberzeugung ein Vorbild geworden nicht bloß dem deutschen Volke, sondern der ganzen freiheitlich denkenden Welt.“ Der greise Forscher erfreut sich des besten Wohlseins und widmet sich mit jugendlicher Geistesfrische seinen Studien; unsre Abbildung stellt ihn beim Aquarellieren dar. Er betreibt diese Kunst mit Vorliebe und hat es darin zu anerkannter Meisterschaft gebracht.



Phot. Ed. Teltus, Paris

Professor Haeckel in Rapallo

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XIII

Von Dr. F. Binder in Weimar (Neu)
Schwarz (9 Steine)



Weiß (10 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XII

Von Robert Braune in Gottschee
(Aus einem schwedischen Problemturnier)
Schwarz (6 Steine)



Weiß (8 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe X

W. 1. Kf7—g7
S. 1. Sb8×d7 (-e6†)
W. 2. Sd8(×)e6†
S. 2. Kd4—e5
W. 3. Ld2—b4 matt.

A.

S. 1. Sf8×d7 (-e6†)
W. 2. Sd8(×)e6†
S. 2. Kd4—e5
W. 3. Ld2—f4 matt.

Auflösung der Aufgabe XI

W. 1. Kh3×h4
S. 1. Lh1×g2
W. 2. Lf8×h6†
S. 2. Dh7×h6
W. 3. Te6×f6†
S. 3. Lh8×f6 matt.

A.

S. 1. Dh7×g6
W. 2. Lf8—d6†
S. 2. Te1—e5
W. 3. Dg2—g3†
S. 3. Dg6×g3 matt.

B.

S. 1. Te1×f1
W. 2. Lf8×h6†
S. 2. Dh7×h6
W. 3. Dg2—g4†
S. 3. h5×g4 matt.

C.

S. 1. Sd1—f2
W. 2. Lf8×h6†
S. 2. Dh7×h6
W. 3. Dg2—g5†
S. 3. D(B)×g5 matt.

D.

S. 1. belieb. anders
W. 2. Sd4—e2†
S. 2. T(D)×e2
W. 3. Dg2—h2†
S. 3. T(D)e2×h2 matt.

Streichrätsel.

Wirbel — Revers — Glied — Renz — Kunst — Seher — Scherz — Agent — Korn — Wende — Unwill' — Kreis — Gans — Gefunkel — Denker — Chaos — Abend.

Von jedem der vorstehenden Wörter sind 1, 2 oder 3 Buchstaben zu streichen; die überbleibenden ergeben einen Sinnspruch.

Anagramm

Lockt's dich, in Oestreichs Gebiet den Wanderstab rüstig zu setzen,
Wendest du diesem Gebirg wohl dein Interesse zu;
Aber verirre dich nicht, Gefahr sich vereint der Romantik,
Und in das Felsengeklüft stürzet ein Fehltritt dich leicht.

Schäle den Kern nun heraus und ändre die Stellung der Zeichen,
Bis in zwei Worte getrennt, du sie aufs neue geformt,
Lasse dir sagen von ihnen, wo herrliche Waffen zu kaufen,
Oder verlangt dich's vielleicht nach einem Stiergefecht dort?

Sch. M.

Rätsel

Meine Kraft treibt eine Welt im kleinen,
Meine Macht beherrscht die große Welt.
Jauchzen lass' ich diesen, jenen weinen;
Nur ein Druck — ein Menschenleben fällt,
Nur ein Strich — und neuem Leben
Ist ein Mensch zurückgegeben.

G. P. P.

Zahlen-Bilderrätsel



Silbenrätsel

Die Erste fehlt in keiner Monarchie,
John Bull bejaht mit meiner Zweiten nie;
Die Dritte, steht zwar ohne Wanken fest,
Doch wie es scheint, sich nicht erreichen läßt.
Das Ganze eine Quelle oft erschließt,
Aus der viel Gold für den Besitzer fließt. M.-Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7:

Der Dechiffrieraufgabe „Windrose“: Bei näherer Betrachtung der Figur findet man, daß diese aus fünf Sternen besteht, und zwar aus einem obersten vierstrahligen, einem darunterliegenden gleichfalls vierstrahligen, einem unter dem vorigen liegenden achtstrahligen, einem unter letzterem liegenden sechzehnstrahligen und einem zu unterst liegenden zweiunddreißigstrahligen Sterne. Verbindet man nun rechts herum zunächst die Buchstaben des obersten, sodann in gleicher Weise die des darunterliegenden Sternes u. s. f. bis zum untersten, so erhält man:

„Man lobt den Künstler dann erst recht,
wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.“
(Lessing, Emilia Galotti I, 4.)

Des Palindroms: Regal — Lager (Feldlager).
Des Anagramms: Apis — Pisa.
Des Doppelsilbenrätsels: Ja — Pan, Ruß — Land; Japan, Rußland.
Des Logogriphs: Pelikan, Kapelle, Neapel, Klippe, Akelei, Lappen, Kanapee, Kappeln.



Ein Rassekenner

„Ich sage Ihnen, ich habe jetzt eine Bulldogge, einzig in ihrer Art; sie ist geradezu von berauschender Häßlichkeit.“

Briefmappe

Prof. G. K. in Heidelberg. Die Spitzbergen-Reisen des Polarfahrers Kapitän Bade aus Wismar werden jetzt von seinen Söhnen ausgeführt und haben durch Einstellung der neuen, vorzüglich eingerichteten Dampflustjacht „Oihonna“ eine wesentliche Verbesserung erfahren. In diesem Sommer werden zwei Spitzbergen-Fahrten stattfinden: vom 6. bis 31. Juli und vom 6. bis 31. August. Die Jacht tritt ihre Reise von Kiel aus an und geht zunächst längs der norwegischen Küste bis zum Nordkap. Von hier aus steuert die Jacht nach der Bäreninsel und nördlich weiter nach Spitzbergen, wo mindestens fünf bis sechs der hochinteressantesten Punkte angelaufen werden, und hierauf, als einziger Vergnügungsdampfer, bis an die Grenze des ewigen Eises, zwischen 80 und 90 Grad nördlicher Breite. Auf der Rückreise werden neue Fjorde und Hafenplätze angelaufen, und die Ueberlandtour Gudvangen-Stahlheim-Bergen bietet Gelegenheit, auch das Innere Norwegens kennen zu lernen.

Erhard E. in Triest. Sie haben in Ihrem bereits im Februar verfaßten Gedichte den am 26. März eingetretenen Wettersturz im Süden so bestimmt vorausgeahnt, daß wir dies Beispiel poetischer Witterungsprognose unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

Frühfrühling

In dem Blatte rang der Saft,
Gärte, trieb; man sah es beben,
Ringen in dem höheren Streben,
Das im Leben Großes schafft:
Wollt' die Welt als erstes schauen,
Wollt' als erstes schaffen, bauen.

Und die Knospe sprang.

Warf von sich die enge Hülle
Und mit schwellendem Gefühle
Trat das Blatt ins Leben hinaus.
Lebenslust im grünen Blute,
Strebend, hoch, im Schaffensmute
Breitet es die Falten aus.

Frühling aber war noch nicht.

Ach, der Sturm, er kehrte wieder,
Peitschte kalten Schnee hernieder,
Und — das Blatt verdarb.
Mitten, ach, in seinem Streben
Holte es der Tod mit List.
Traurig ist's, daß man im Leben
Niemals weiß, wann Frühling ist.

Ph. G. in Karlsruhe. Zwei Londoner Chemikern, H. Helbig und Dr. Paßmore, soll es gelungen sein, festes Petroleum mit einem Gehalt von 90 bis 95 v. H. herzustellen. Das Produkt verbrennt mit ruhiger und gleichmäßiger Flamme ohne jeden Rückstand. Es kann im Wasser gekocht werden, ohne Dissoziation zu erleiden. Es schmilzt beim Erwärmen nicht, und das Petroleum kann nur durch Destillation ausgetrieben werden. Auch soll es jahrelang ohne Veränderung aufbewahrt werden können.

Friedr. H. in Basel. In verschiedenen Ländern nimmt die Antialkoholbewegung im Kaufmannsstande immer größeren Umfang an. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in England bestehen seit Jahren große kaufmännische Abstinenzvereine. Im Deutschen Reiche wurde vor etwa 2½ Jahren der „Deutsche Verein abstinenter Kaufleute“ ins Leben gerufen, der von seinem Sitz in Hamburg aus nun bereits eine Verbreitung auf über 120 deutsche Städte genommen hat. Seine Bestrebungen, die in der deutschen Kaufmannschaft immer mehr Beachtung finden, werden von den „Kaufmännischen Abstinenz-Blättern“ geschickt verfochten. Auch in der Schweiz hat sich, wie wir der in Hamburg erscheinenden „Abstinenz-Rundschau“ entnehmen, vor etwa zwei Monaten ein Verein abstinenter Kaufleute nach dem deutschen Muster gebildet, und in Wien ist ein ähnlicher Verein für Oesterreich in der Bildung begriffen.

Frl. Anna Sch. in Wien. Bestens dankend abgelehnt, da wir überreichlich versehen sind.

Langjährige Leserin. Sie wünschen zu erfahren, ob und wo es einen Verein gibt, der es sich zur Aufgabe macht, armen Beamten- und Offizierstöchtern behilflich zu sein zur **Erlangung von Stellen als Gesellschafterin**, zur Führung eines Hausstandes oder als Erzieherin. Sie fügen hinzu: „Letteverein, Hannoverscher Frauenbund und Verein für Hausbeamtinnen können fast nur subalterne Stellen vermitteln.“ Vielleicht erhalten wir durch die Freundlichkeit unsrer Leser eine Auskunft, die wir Ihnen alsdann an dieser Stelle übermitteln werden.

Frau A. B. in Reval. Solcher **sprachlichen Widersprüche** gibt es auch im Deutschen viele, und man hat schon häufig in Ernst und Scherz mehrere davon zusammengestellt. So wird z. B. einem Franzosen folgende Bemerkung in den Mund gelegt: „O, 'öfst seltsamer, widersprechender Gebrauk 'haben die Deutsche. Erst gießen er Rum in Bowl' su maken es stark, dann tun er Wasser 'inein, su maken es swack, dann geben er Zitron, su maken es sauer, und wieder Suker, su maken es süß. Und dann 'eben er die Glas 'ok und sagen: Ick bringe es Ihnen, und dann — trinken er es selber!“

Oberstlt. a. D. v. F. in Potsdam. Derartige Berichte älterer Zeit über heroisch ertragene **Verwundungen in der Schlacht** sind bezüglich ihrer Zuverlässigkeit freilich schwer zu kontrollieren. Richard von Percival, der Richard Löwenherz nach Palästina gefolgt war, blieb angeblich, als er in einer Schlacht ein Bein verlor, nichtsdestoweniger zu Pferde; ein andrer Säbelhieb raubte ihm einen Arm, und dennoch blieb er fest im Sattel und hielt den Zaum seines Schlachtrosses mit den Zähnen. Wenn dies wahr ist, so braucht man an der Mitteilung Lamartines nicht zu zweifeln, daß General Lefourd in der Schlacht von Waterloo, nachdem er schon sechs Säbelhiebe empfangen, vom Pferde gestiegen sei, um sich den Arm abnehmen zu lassen. Dann sei er wieder aufgestiegen und habe an der Spitze seiner Truppen von neuem angegriffen.

Frau Dora v. B. auf Schloß H. Da die bereits vorgerückte Jahreszeit die Niederlegung des alten Kurhauses in **Wiesbaden** ohne erhebliche Störungen der bevorstehenden Hauptsaison nicht mehr gestattet, so beschloß der dortige Magistrat, mit dem Abbruch des Gebäudes bis zum 1. Oktober zu warten. Es finden somit alle Veranstaltungen der Kurverwaltung noch während der ganzen diesjährigen Sommersaison im alten Kurhause und dem zugehörigen Kurgarten in der herkömmlichen Weise statt.

Anna T. in Bremen. Wir müssen verbindlichst danken, da wir noch reichlich versehen sind.

Frl. Ottilie H. in Kurg. Der Vergleich findet sich in Alfred de Mussets „**Ballade an den Mond**“. Ferdinand Freiligrath hat die Strophe folgendermaßen übersetzt:

„Den Mond durch Nebel scheinen
Hoch überm Turme sieh,
Wie einen
Punkt über einem i!“

A. K. in Braunschweig. Die **japanische Tagespresse** hat eine großartige Entwicklung erlangt; Arbeitslöhne und Papierpreise sind dort sehr niedrig, was die Verbreitung der Literatur ungemein fördert. Die erste Tageszeitung in Japan erschien 1872, und schon 1890 war die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften 716 mit 2000000 Exemplaren Gesamtauflage. Nominell ist Preßfreiheit gewährleistet, indes erfolgt die Unterdrückung einer mißliebigen Zeitung ohne viele Umstände. Von sonstigen Drucksachen erschienen in Japan im Jahre 1890 18720, davon 7476 selbständige, 10680 Sammelwerke und 228 Uebersetzungen. Seitdem hat die Literatur einen gewaltigen Aufschwung genommen. Von 1895 bis 1899 sollen durchschnittlich jährlich etwa 23450 Werke erschienen sein.

K. M. L. Ihre Einsendung ist leider für uns nicht verwendbar. Wir bitten, uns mitzuteilen, unter welcher Adresse wir sie Ihnen wieder zukommen lassen können.

K. Z. in Lübeck. Das ist ein Irrtum; die Zahlen sind erheblich höher. Im verflossenen Jahre erreichten die Geschenke amerikanischer Krösusse für gemeinnützige Zwecke „nur“ den Betrag von 76 834 978 Dollars gegen 77 397 167 Dollars im Jahre 1902 und den Rekordbrecher auf diesem Felde, das Jahr 1901, in dem nicht weniger als 123 888 732 Dollars gestiftet wurden. In den ersten drei Jahren dieses Jahrhunderts wurden also in den Vereinigten Staaten mehr als 278 Millionen Dollars oder beinahe 1200 Millionen Mark freiwillig dem Gemeinwohl geopfert. Dabei ist noch zu beachten, daß in diese 1200 Millionen Mark die Zuwendungen an einzelne, also die privaten Geschenke und Vermächtnisse, nicht eingeschlossen sind, sondern daß es sich bei der Statistik nur um Geschenke an Korporationen und öffentliche Anstalten handelt.

Frau E. v. Pf. in Wien. Das Neueste auf diesem Gebiete, was in dem sportliebenden Paris zu Tage gefördert wurde, ist ein Töff-Kostüm für Hunde. Die vielen Fälle von Augenerkrankungen, denen die auf Automobilfahrten vom Staub so arg mitgenommenen Tiere ausgesetzt waren, haben den Anlaß zu dieser zweckmäßigen „Erfindung“ gegeben. Das Hauptstück des Töffkostüms ist eine mit Brillengläsern versehene Maske, mit der die Fortin ebenso schön aussehen wie ihre Herrschaft, wenn sie in full dress sind für den edlen Autosport.

O. v. Th. in Magdeburg. Die vom Deutschen Flotten-Verein veranstaltete Gesellschaftslotterie soll die Mittel zur Betätigung auf dem Gebiet der Seewohlfahrtspflege schaffen. Da Lose nur an Mitglieder des Flotten-Vereins abgegeben werden dürfen, so sind diese gebeten, sich für den Absatz der Lose in ihrem Kreise zu interessieren. Die Lotterie umfaßt 200 000 Lose mit guten Gewinnaussichten (Hauptgewinn 20 000 Mark, überhaupt nur Geldgewinne). Auch der billige Preis von 1 Mark pro Los (10 Lose 9 Mark) ermöglicht allen Mitgliedern die Beteiligung. Bestellungen auf Lose sind an die Ortsgruppen oder an die Präsidialgeschäftsstelle des Deutschen Flotten-Vereins, Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 42, zu richten.

Frau v. Th. in Wiesbaden. Nein, das holländische Wörtchen „van“ beweist an und für sich noch nichts für den Adel seines Trägers: es wird allerdings von adligen, jedoch auch von sehr vielen bürgerlichen Familien geführt.



Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

E. F. Wien. Liebenswürdig, höflich-verbindlich, umgänglich. Weiß sich Menschen und Verhältnissen rasch und gewandt anzupassen. Ist einfach, natürlich und doch nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein im Auftreten. (Material etwas knapp, daher das Urteil nicht so sicher und nicht so ausführlich. Siehe hierüber meinen Prospekt, der jedermann auf Verlangen franko zugeschickt wird. Genügende Adresse: L. Meyer, Graphologe, Maienfeld bei Ragaz, Schweiz.)

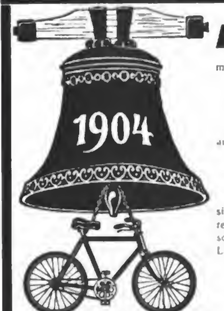
J. L. 1879. Ein lebhafter Widerspruchsgeist, der die Diskussion und den Kampf nicht scheut, dabei aber nie derb oder rücksichtslos wird. Begeisterungsfähig, unternehmend, fleißig und rasch in der Arbeit. In Geschäftssachen pünktlich und genau, beachtet er auch scheinbar Nebensächliches. Er hat seine Schützlinge. Er ist nicht geistreich-originell, nicht reich an eignen Ideen, sondern mehr praktisch veranlagt. Der ganze Duktus der Schrift läßt auf den Kaufmann schließen.

Gustav Adolf in der Schweiz. Sie haben wohl einen lebhaften Willen und sind momentan energisch, aber Sie sind es nicht in gleichmäßig ausdauernder Weise. Sie gehen vielmehr stoßweise darin vor und können sich im einen Augenblick in einer Sache nicht genug tun, und im nächsten schon erlahmen Sie; wechselnd in Stimmungen und Ansichten. Einmal sind Sie unklug offen und mitteilsam, dann wieder — wohl im Gefühl, schon zu viel gesagt zu haben — verschlossen und undurchdringlich. Sie verstehen es nicht, zu sparen und einzuteilen, hierfür überlegen Sie zu wenig und folgen Sie zu rückhaltlos der jeweiligen Eingebung und Stimmung. Sie sind gutherzig und wohlmeinend, aber nicht widerstandsfähig.

Theodor in Zürich. Verständig und geradezu nüchtern in Ihren Ansichten und in Ihrer Lebensauffassung. Einfach, natürlich und bescheiden im Auftreten und dabei bestimmt und resolut im Wollen. Kurz und bündig in Ihren Auslagen. Maßvoll. Besondere Geistesgewandtheit und Grazie eignen Ihnen nicht, auch sind Sie kein Blender, aber ein zuverlässiger, reeller Charakter. Etwas mißtrauisch, wenn auch weniger der Veranlagung nach als infolge von gemachten Erfahrungen.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





